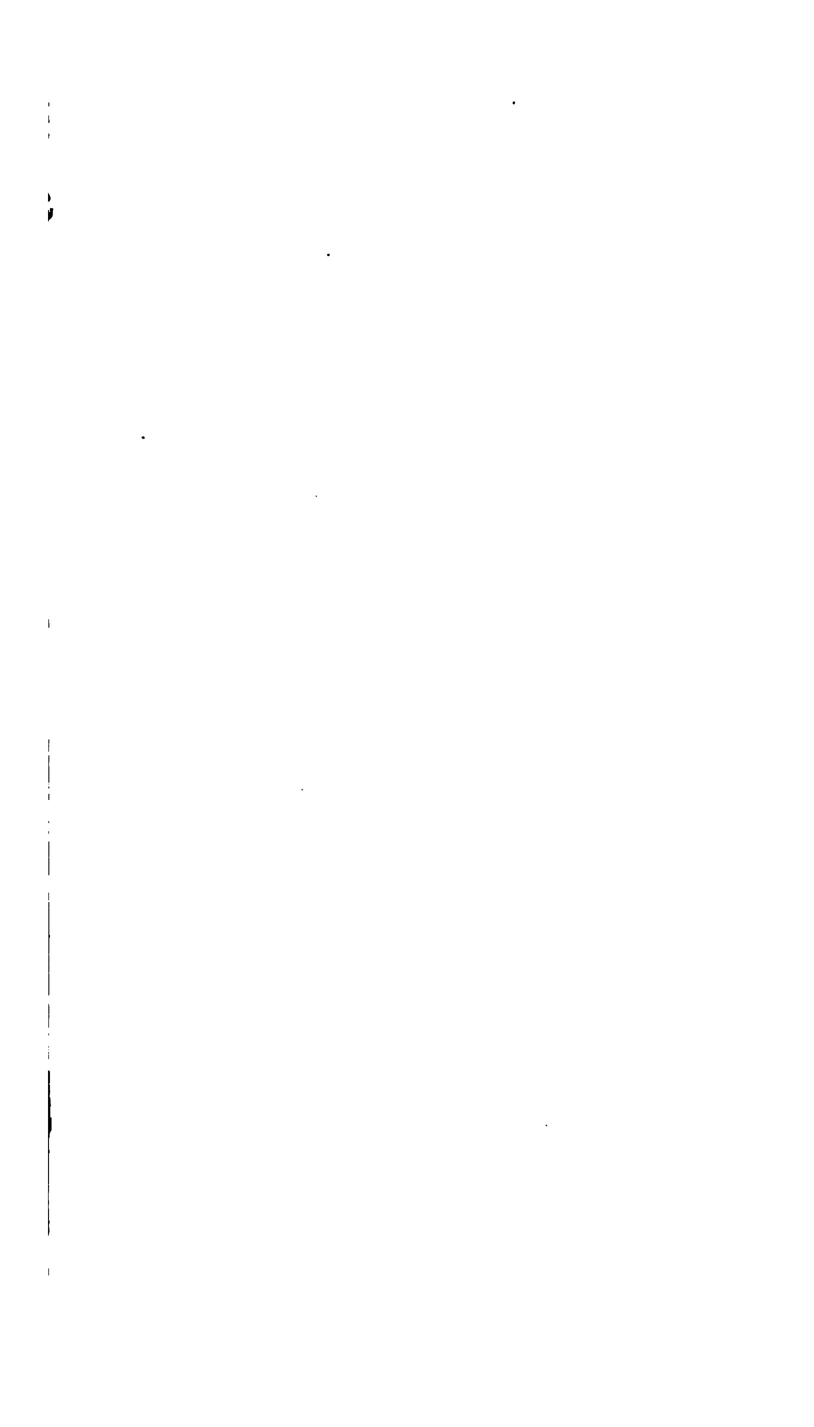






Sammlung der vorzüglichsten deutschen Classiker.

Ein Hundert und achter Band.

J. G. v. Herders Werke,

zur Philosophie und Geschichte XV.

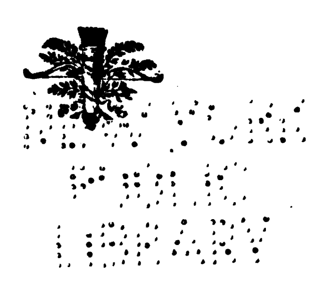
Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Bureau der deutschen Classiker.
1820.

J. G. v. Herders sämmtliche Werke.

Zur Philosophie und Geschichte.

Fünfzehnter Theil.



Kalligone.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Bureau der deutschen Classiker.
1820.

„Von einem Buch, (sagte die Vorrede zur Me„takritik deutlich*),) von einem Buch ist die Re„de, von keinem Verfasser. Noch weniger von „eines Verfassers Gaben und Absicht, son„dern von eines Buchs Inhalt und Wirkung.“ Dem Verfasser, seinen Gaben, seiner Gelehrsamkeit und Denkart, wie ich sie kannte, hatte ich längst vorher öffentlich**) meine Hochachtung, eben so unaufgefordert als aufrichtig bezeuget. Und wenn die Absicht seiner Philosophie dahin ging, falsche Spitzfindigkeiten der grübelnden oder schwätzenden Vernünftelei abzuschneiden, zu entwurzeln, oder mindestens zu umzäunen; wer hätte etwas gegen diesen Sokratismus?

Von des Buchs Inhalt war die Rede, und von dessen Wirkung. Ob jene Absicht erreicht sey oder habe erreicht werden können, wenn einer Objekt- und Regellosen Vernunft, (dergleichen sie nach dieser Kritik seyn soll,) das Amt

*) Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Th. 1. Vorr. S. XVI.

**) Briefe zur Beförderung der Humanität. Sammlung 6.

und die Macht gegeben wird, sich vor aller und ohne alle Erfahrung die Natur zu schaffen, wenn ihr, (der ein ewiger Irrschein von Paralogismen vor- und nachlaufen soll, ihr, die angeblich in einem Gehänge von Antinomieen ihrem Wesen nach schwebet,) dennoch auch der Beruf angewiesen wird, auf absolute Allheit und absolute Nothwendigkeit hinauszuzielen, diese durch eine reine Synthese a priori, durch allgemein gültige Postulate nicht zu erweisen, sondern zu erfodern und von Vollendung des menschlichen Wissens zu reden, wo kaum etwas angefangen worden u. s. Davon durfte bei einem Werk die Rede seyn, zu dessen Mitvollendung Jedermann aufgefordert war*), bei einem Werk, das diese Mitarbeit Jedermann aufgedrungen hatte**). Wer wollte für alle zukünftige Zeiten die reine Gesammtvernunft aller vernünftigen Wesen nicht mit vollenden helfen?

Wie an den Früchten den Baum, so erkennt man eine Lehre an ihrer Wirkung; die Wirkung dieser Philosophie liegt am Tage. Bei der rühmlichsten Absicht konnte auf dem genommenen Wege nichts erfolgen als:

1. Die Errichtung eines Reichs unendlicher Hirngespinste, blinder Anschauungen, Phantasmen, Schematismen, leerer

---

*) S. den Schluß der Vernunftkritik und die Einleitung.

**) S. Prolegomenen zu jeder künftigen Metaphysik u. s.

Buchstabenworte, sogenannter Transcendental-Ideen und Spekulationen. Die reiche Aussaat derselben in der Kritik konnte nicht anders als eine tausendfältige Ernte gewähren, die den Säemann bald überwuchs. Hier und dort, und aber dort und wiederum dort grünt und blühet ein Wald oder ein Buschwerk neuer Phantasmen; statt scharfsinniger Buchstabenwörter, substanziirte Bildwörter, aus allen Wissenschaften zusammengeworfene, in einander gekuppelte Metaphern und bei einer völligen Armuth oder einer freiwilligen Lossagung von allen Datis der Erfahrung ein ewiger Widerhall derselben Wortschälle, derselben Nebelträume. Konnte die über alle Erfahrung erhöhte, neueröffnete Transcendental-Philosophie etwas anders als dies werden? Und sie ist noch lange nicht geworden, ob jede ihrer Schulen gleich, beinah auf jeder Seite jedes Buches, es sagt: „ἐγὼ ἐποίησα, Ich vollende. Zur Vollendung fehlte uns nur noch Ein Begriff; hier ist er!“ Hocherhaben fahren sie fort und sagen: „Der Verf. der Kritik blieb unten auf dem Reflektirpunkt stehen; sehet, wie klein er ist! Wir philosophiren in Anschauungen, schaffend das Universum rein aus uns selbst, Kunstworte dichtend.“ Zu allen diesen Künsten, wer hatte nicht etwa nur das Licht in den Kasten gesetzt und die ersten Bilder vorgeschoben, sondern wer hatte, daß dieß künftig allein Philosophie seyn und heißen solle, allge-

meingültig anbefohlen? Die Kritik der reinen Vernunft. Durch sie ward die Philosophie, was sie nie gewesen war und nie seyn sollte, Phantasie, d. i. schlechte Poesie, Abstraktionendichtung. Ists ein Wunder, daß jetzt Alles so dichtet? absolut nothwendig, allgültig, transcendental, kritisch. Was man sonst kaum Hypothèse zu nennen gewürdigt hätte, nennt man jetzt die einzig-mögliche Synthesis a priori. Der Meister, heißt es, hats also geordnet.

2. Daß auf diesem Wege, der höchsten Keckheit ein offner Marktplatz eingeräumt werde, war vorauszusehen und fast unvermeidlich. Gebt einem brausenden Jünglinge Macht und Gewalt; ja befehlt ihm Kraft Eures Namens und Eures Wortkrams, ohne alle Erfahrung, d. i. ohn' alles fernere Aufmerken, nicht etwa nur außer sich Welten, („die Kleinigkeit!") nicht etwa nur das Urwesen, den Grund alles Daseyns, aller Kräfte und Ordnung; („eine fast lächerliche Kleinigkeit, von der nicht mehr die Rede seyn sollte") sondern seinen eignen Verstand zu schaffen; ehe er Verstand hat, schafft er ihn euch zusehends, transcendental-kritisch. Gott, die Welt, sein Ich in der ersten, zweiten, zehnten Potenz läßt er vor euch entstehen; Er selbst wird vor euren Augen, ohne zu seyn, „weil seyn abgeschmackt ist," und sagt euch Grobheiten, wenn Ihr seiner Keckheit nur entgegen lis-

pelt. „Ich wälze mich," sagt und darf jeder Käfer-Jupiter sagen: „denn so *vollende* ich das Weltall, indem ich idealistisch *mich* vollende."

3. Daß aus dieser Sprache das Reich der *crassesten Ignoranz* hervorgehen mußte, ist durch sich klar. („Vor dieser Philosophie ist keine gewesen, nach ihr wird keine seyn. Die Allvollenderin und die Allvollendung, (philosophia παντοκρατωρ.) ist sie. Wenige Jahre, und niemand wird ein andres Buch als uns lesen mögen; denn alles andre gehört zum Reich der Plattheit.") So sprach man; so spricht man noch, hinabsehend mit kühner Verachtung auf alle Bemühungen voriger Zeiten, die man zu kennen weder Sinn noch Lust hat. „Was studiren Sie, m. H.? was treiben Sie vorzüglich? Geschichte? Sprachen?" = = („Deß Allen bin ich überhoben; es giebt nur Ein Buch zu studiren, die *Kritik der reinen Vernunft**), aus ihr werden alle Wissenschaften *constituirt*.") So albern dem Urheber der Kritik dieser Wahnsinn vorkommen muß: so natürlich ist er aus den *Anschauungen* Seiner Kritik, aus der dem Idealismus und den Postulaten von ihm ertheilten Macht, aus der Weise, wie Er von älteren Systemen und von Seinem Sy-

---

*) Späterhin hieß es die Wissenschaftslehre, bald wird es J — B — heißen.

stem sprach, aus dem kategorischen Imperativ u. s. entstanden. Exemplumque Dei quisque est in imagine parva.

Bei einem einreissenden Uebel hilft wer kann; hier gilt kein müssiges Erwarten, daß der anwachsende, überschwemmende Fluß allmählich ablaufen werde. In meiner Situation, in der ich so manche, manche, durch die Kritik verderbte Jünglinge sah, warf ich es mir selbst oft vor, daß, so schwach meine Stimme seyn mag, in meiner Pflicht ich so lange geschwiegen. War, was von Akademieen aus, der Kritik entgegengestellt war, größtentheils als ein figulus figulum angesehen und mit verachtendem Hohn empfangen worden; warum sollte sich eine von Zunftgesetzen freie Stimme, der es um Mitwerberei eines Ruhms in der philosophischen Fakultät nicht zu thun seyn konnte, an alle gebildete Leser in Deutschland nicht wenden dürfen? Ja wenden müssen, wenn Erfahrungen vom Erfolg dieser Philosophie es fodern? Zunftabschließungen im Felde der Wissenschaften sind zu unsrer Zeit eben so lächerlich als verächtlich; am meisten sind sie's in der Philosophie: denn der Geist der Philosophie läßt sich durch ein Diplom eben so wenig erwerben als sichern. Woher dann hat die Metaphysik ihre Worte? Aus der Sprache. Diese ist aber ein Gemeingut; jeder kann für ihre Bestimmtheit rechten. Wessen sind die Seelenkräfte, die der Philosoph zergliedert, betrachtet, anwendet? Der Mensch-

heit. Wer Mensch ist, trägt sie in sich; er darf zu Menschen über ihren Gebrauch und Misbrauch reden.

An die Quelle der Misbräuche muſste sich also die Metakritik halten, an die Kritik selbst; nicht wollte, noch konnte sie jedem Bach oder Bächlein nachlaufen. Nehmen doch diese Bäche und Bächlein einen so verschiednen Lauf, daſs sie selbst nicht wissen, wohin sie sich in der letzten Potenz verlieren mögen.

Auch nur in Gegensätzen konnte sich die Metakritik der Kritik nachstellen, ohne diese Gegensätze zu einem System zu binden: denn vom Druck des kategorischen Despotismus wollte sie befreien, nicht aber ein neues Wortjoch auflegen. In jedem Leser seine Metaphysik wecken, wollte sie; deshalb analysirte sie die Begriffe in und aus der Sprache. Die Sprache der Menschen trägt ihre Denkformen in sich; wir denken, zumal abstract, nur in und mit der Sprache. Habt Ihr zu euren Anschauungen, wie Ihr sagt, eigne Schemate nöthig, so laſst uns unsre Sprache unverwirrt, und erfindet euch Ziffern, schematisirt tibetanisch. Der Gesammtgeist aller kultivirten Völker Europa's hat Ein philosophisches Idiom; von Plato und Aristoteles reicht es zu Locke und Leibnitz, zu Condillac und Lessing. Ein Rottwelsch, das mit Jedermann-verständlichen Worten neue Nebelbegriffe verbindet, ist und bleibt Rottwelsch; es kann

und darf sich dem Geist, der Sprache der Nation, geschweige aller Nationen nicht eindrängen, seine Eier, die doch nur den einigen und ewigen Kukkuck wiedertönen, mit imperatorischer Allgemeingültigkeit in die Gesammtnester der alten und neuen Welt nicht legen. Bleibe dem Kuckuck sein Nest, wie seine Stimme; wir lassen ihm beides.

* * *

Mit eben dem Recht und aus eben der Pflicht, aus und mit welchen ich der Kritik der leeren Vernunft eine Metakritik zugab, führe ich der Kritik der Urtheilskraft eine Kalligone zu, gleich unbekümmert, wie man sie aufnehme: denn wer sich darüber den mindesten Kummer machte, hätte keine Metakritik geschrieben.

Mit eben dem Recht: denn das Wort Kritik fodert zur Kritik, das Wort Urtheilskraft zum Urtheilen auf; beide sind an Niemanden vergeben oder verpachtet.

Aus eben der Pflicht. Was der kritische Idealismus in seiner Anwendung auf Geschmacksurtheile sey, was für Principien er setze, welche Begriffe vom Schönen, von schönen Künsten und Wissenschaften, von ihrem Werth und ihrer Anwendung, allgemein und einzeln, er allgemeingültig zum Grunde lege, was er vom Erhabnen, vom Ideal, vom Sittlichschönen leh-

re, soll eben die Kalligone zeigen. Ueberdrüßig indessen des Widerspruchs, meistens über Behauptungen, die eines Widerspruchs kaum werth waren, entzog sie sich diesem, sobald sie konnte. Sobald er kann, entziehe sich ihm auch der Leser; denn an den Principien des „Begrifflosen, des Zweckmäßigen ohne Zweck, des ästhetischen Gemeinsinnes u. f." ist nichts zu erbeuten. Ists nicht traurig, daß die sich nennende einzigmögliche Philosophie dahin gehen soll, unserer Empfindung alle Begriffe, dem Geschmacksurtheil alle Urtheilsgründe, den Künsten des Schönen allen Zweck zu nehmen, und diese Künste in ein kurz- oder langweiligäffisches Spiel, jene Kritik in ein allgemeingültiges, diktatorisches Aburtheln ohne Grund und Ursach zu verwandeln? Kritik und Philosophie haben damit ein Ende.

Und doch sind, seitdem die Kritik der Urtheilskraft erschien, diese Oscitanzen, die man zu andrer Zeit zu bekennen sich geschämt hätte, leitende Ideen, Ordnung des Tages worden; sie haben, wie es nicht anders seyn konnte, Keckheit und Insolenz, Begrifflose Unwissenheit und allgemeingültige Anmaßung zu philosophischen Principien gewürdet. Fast ist (dies haben mehrere gefühlt) mit Leßing die Kritik des Schönen aus Deutschland verschwunden; wogegen sich mit dem kritischen Idealism in Theorien sowohl als Urtheilen die Akritik in Form

auf den Thron gesetzt hat. Und wir lassen es geschehn! wir dulden es, bis daß der Strom ablaufe!

Denn die blinde Abgötterei, die man e i n i g e n Kunstprodukten ohne Gründe und Regel erweiset, kann jene Schlaffheit des Begrifflosen Ungeschmacks so wenig verbergen, als der in Gang gekommenen Akrisie abhelfen; vielmehr ist sie der größte Erweis beider. Schwätzet so viel ihr wollt von der „absoluten Bewußtlosigkeit des Genies, die mit dem Bewußtseyn unerklärlich kämpfet," erfindet im Taumel der Entzückung hundert mystische Worte, und fallet nieder wie vor euren aufgestellten Idolen, so vor euren eckelhaft-wiederholten Wortformen. Bedaurend geht der Verständige diesem Tarantel-tanz vorüber.

Wie? die Weisen aller Zeiten bestrebten sich das Reich menschlicher Begriffe aufzuhellen, Gesetze der Natur zu finden, und die Gleichförmigkeit der Menschheit mit ihnen zu fördern; und wir stürzen uns a priori, d. i. Kopfüber in den Abgrund unergründlicher Anschauungen, eines ewig-Begrifflosen Mysticismus? Die Guten aller Zeiten bestrebten sich das Schöne als eine Darstellung des Wahren und Guten anschaubar zu machen, und durch seinen Reiz das Rein-Sittliche zu fördern; und wir strecken eine kalteiserne Hand aus, was die Natur in uns zart verschlungen hat, unerbittlich zu trennen; lobjauchzen auf

dem gefundnen kahlen Fleck, „auf dem das Schöne weder wahr noch gut seyn muss," darüber als über die höchste Entdeckung, als über das gefundne Reingöttliche, d. i. Höchst-Nutzlose, durchaus-Formelle, mithin Höchst-Leere? Wenn dies nicht Entweihung des Edelsten der Menschheit, der Künste, der Gaben, des Gefühls, der Vernunft heisst, so kenne ich keine.

Drei ernste Wünsche oder Fragen lege ich also dem Leser ans Herz; er antworte und richte.

1. Ists gut, dass eine kritisch-idealistische Transcendental-Philosophie, (welche es auch sey,) nicht nur zum akademischen Studium, sondern sogar zur Pforte des akademischen Studiums gemacht werde? Für Akademien der Wissenschaften gehört (wenn es solch ein Ding giebt,) die Transcendental-Philosophie, nicht aber für Schulen. Jünglinge, die von Schulen auf Schulen kommen, gehen entweder, wenn sie gesunden Verstandes und von festen Grundsätzen sind, in diese Traumwelt nicht ein, und so verlieren sie langweilig ihre Stunden; oder wenn ihre Phantasie lebhaft und ihre Zunge geschwätzig ist, reisst sie der Dünkel des Wortwelten-Erbauers hin, sie bringen Phantasmen, ein Bewußtseyn nach dem andern zu Stande und gefallen sich in diesem müssigen Zustandebringen so sehr, daß sie dafür streiten und eifern. Im hohen Gefühl des eignen Zustan-

degebrachthabens verachten sie, was di
Natur zu Stande gebracht hat, vernachlässige
die Wissenschaften, durch welche sie etwas z
Stande bringen sollen, und werden die unerträg
lichsten Schwätzer, fahrende Raufbolde der Trans
cendenz, unwissende „Deducenten a priori." S
dachten über die Erziehung der Jünglinge di
Alten nicht; andre cultivirte Nationen denke
nicht also. Jene sagten, „philosophire mit We
nigem," nutzbar, gründlich; zur Abstraktion fo
derten sie reifere Jahre. Diese sind über da
Verderbliche und Lächerliche des puren pute
Scholasticismus zumal auf Schulen einig. Nur
wir Deutsche dulten den Verderb junger Gemü-
ther, die Verführung der jugendlichen Phantasie
zu unnützen Künsten des Wortkrams, der Dispu-
tirsucht, der Rechthaberei, des stolz-blinden En-
thusiasmus für fremde Wortlarven, diese Ver-
ödung der Seelen, die ignorante Verlei-
dung alles reellen Wissens und Thuns
die unerträgliche Verachtung aller Guten
und Großen, die vor uns gelebt haben; sie
dulten wir als erstes akademisches Studium
unter dem Namen der kritisch idealisti-
schen Transcendentalphilosophie
gern und willig. Wir sehen sie als ein Phäno-
menon an, dem man auch seine Zeit lassen müs-
se, weil Alles seine Zeit habe. Und die Nach-
barn spotten unser; und unsre Jugend verdirbt
transcendirend!

Die

Die Zeiten der Revolution, hoffen wir, sind vorüber; die idealistischen Träume, mit denen sich die kritische Philosophie auch dem Ausdruck nach an sie schlang, gehören im „constituirenden Ich der zweiten, dritten und letzten Potenz des Bewußtseyns," mit der ersten, zweiten und dritten Epoche der Revolution ins alte Register. „Kritisch-idealistische Transcendentalphilosophie" solchen Schlages auf deutschen Akademien, im Ohr und Munde und in der Feder siebenzehnjähriger Jünglinge ist ein so zeitloses Wort, daß unsre Nachkommen den fortgesetzten St. Veitstanz kaum glauben werden, wenn sie nicht seine häßlichen Folgen spürten. Hinzu also, alle Verständige und Gute, den Frevel, der mit der Jugend getrieben wird, abzustellen, nicht etwa nur zu entlarven: denn er entlarvt sich selbst täglich.

Zweitens. Nur dadurch griff die Transcendentalinfluenza um sich, daß sie einen Krankheitsstoff fand, der sie willig aufnahm. Dies war Theils die Verfallenheit der alten abgenutzten Systeme, statt deren man zeitmäßig ein Neues begehrte, Theils die stolze Trägheit mit Worten alles abzuthun, und indem sich die Welt politisch regte, wenigstens idealistisch sein Faß zu wälzen. Man hat es gewälzt; der babylonische Thurm aus Backsteinen, der bis an die Wolken reichen sollte, hat die Sprache der Arbeiter verwirret; jeder bauet jetzt

aus seinem „unbewußt-bewußten und bewußt-unbewußten Ich" sein Thürmchen. Mögen si[e] bauen; nur Ihr Verständige, Bescheidene, lege[t] die Hand nicht in den Schoos, sondern baue[t] auch, und etwas Besseres. Durch That sprich[t] der Mann, nicht durch Worte. Sie sind rüstig[,] wir müssen und können noch rüstiger seyn, ihr[e] Akrisie nicht zu widerlegen, sondern aufzuheben, ihre Begrifflosigkeit durch Begriffe zu zerstreuen, ihr Zwecklosjähnendes Spiel durch fröhlichen Ernst so in Vergessenheit zu bringen[,] als ob es nicht da wäre, vor allen jene dumm[e] Abgötterei gegen Genieprodukte und Kunstformen durch Maas und Gewicht in eine Heilbringende Kritik zu verwandeln. Maas sey unser stilles Zeichen; das Wahre, Gute, Schöne, ungetrennt und unzertrennlich sey unsre Losung. In wessen Händen dies Blatt ist, fühlet er sich rüstig zum Werk, so feire er nicht, sondern thue das Seine, damit die übersinnliche Transcendenz descendire. Die ganze Vorgeschichte der Menschheit ist für uns; alte cultivirte Nationen sind mit uns; die Natur selbst strebt dahin, allenthalben ihre Gesetze ernster zu enthüllen, fruchtbarer zu offenbaren. Umsonst leben wir nicht jetzt und heut.

Drittens. „Soll ich aber vergessen, was ich mit Mühe erlernt habe? was mir in Stunden des idealistischen Enthusiasmus so Wortselig zuflog? Das holde, dicke Buch!

und das noch dickere Lexicon darüber! Es ist doch Schade um so viel Witz und Scharfsinn." Antwort. Wie alle Gährungen hat auch die kritische Philosophie ihren Zweck erreicht, aber nur als Gährung. Was in dem dicken Buch besteht, bestehe; Wahrheit ist und bleibt überall Wahrheit. Nur setze sie sich und werde deine Wahrheit; die angeflogenen oder auswendiggelernten Worte mögen verfliegen.

Vor mehr als dreißig Jahren habe ich einen Jüngling gekannt, der den Urheber der kritischen Philosophie selbst und zwar in seinen blühendsten männlichen Jahren, alle seine Vorlesungen hindurch, mehrere wiederholt, hörte*). Der Jüngling bewunderte des Lehrers dialektischen Witz, seinen politischen sowohl als wissenschaftlichen Scharfsinn, seine Beredsamkeit, sein Kenntnißvolles Gedächtniß; die Sprache stand dem Redenden immer zu Gebot; seine Vorlesungen waren sinnreiche Unterhaltungen mit sich

---

*) In den Jahren 1762 — 65, in denen die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren; der einzig-mögliche Beweisgrund des Daseyns Gottes: der Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen; die Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen u. s. erschienen.

selbst, angenehme Conversationen. Bald a
merkte der Jüngling, daß, wenn er sich die
Grazien des Vortrages überließe, er von ein
feinen dialektischen Wortnetz umschlungen wür
innerhalb welchem er selbst nicht mehr däch
Strenge legte ers sich also auf, nach jeder St
de das sorgsam-Gehörte in seine eigne Spra
zu verwandeln, keinem Lieblingswort, keiner We
dung seines Lehrers nachzusehen und eben di
geflieſſentlich zu vermeiden. Zu solchem Zw
verband er mit dem Hören das Lesen d
bewährtesten Schriftsteller alter und neuer Z
mit gleicher Sorgfalt, und erwarb sich dadur
wie er glaubte, die Fertigkeit, in der Seele jed
Schriftstellers auf einige Zeit wie in seinem Hau
zu wohnen, allen dessen Hausrath bequem un
nützlich zu gebrauchen, in allen Zeiten und in de
verschiedensten Denkarten zu leben, aber auch au
ziehen zu können und mit sich selbst zu wohne
In dieser Uebung bestärkten ihn insonderhe
Plato, Baco, Shaftesburi, Leibni
Nie also fühlte er sich freier und ferner vo
System seines Lehrers, als wenn er dessen Wi
und Scharfsinn scheu ehrte. Young giebt eine
ähnlichen Rath, die Alten dadurch in ihren
Sinne nachzuahmen, daß man sich von ihne
entfernt.

Wer will, befolge den Rath; er wird sic
dadurch frei, verjüngt, Herr über seinen Geist, übe
seine Feder und Zunge fühlen. Wer gegentheil

selbst im gemeinen Gespräch kein Urtheil verstehen kann, bis er es sich mit augenscheinlicher Mühe in die kritische Sprache übersetzte, und es sodann von sich giebt „transcendental-kritisch," wer selbst mit Gott und mit seinem Weibe nicht anders als „transcendental-kritisch" zu sprechen weiß, o der ist lahm, lahm an Worten, an Gedanken, und gewiß lahm in Führung des Lebens. Welcher Gott, welcher Heilige hilft ihm zum eignen Gebrauch seiner Glieder?

Ein schönes Zeichen der fortwährenden Jugendkraft des Urhebers der kritischen Philosophie wäre es, wenn Er selbst, nachdem er die über- oder gegen seinen Willen erfolgten Wirkungen seiner Philosophie erlebt hat, sich von ihnen lossagte, den Misbrauch derselben öffentlich bezeugte, und seinen primitiven Zweck erklärte, „Nutzlose Spekulation abzuthun, nicht aber durch einen dem Schein nach immer vollendeten, der Wahrheit nach nie endenden Transcendentalismus Dornen ewiger Spekulation zu pflanzen." Die beste Absicht kann misrathen; ein offnes Geständniß, daß sie misrathen sey, zeigt den Unternehmenden grösser als sein Werk und als seine Absicht.

Die kritisch-idealistische Transcendentalphilosophen wollen wir sodann sämmtlich und sonders in Eine Stadt thun, wo sie abgesondert von allen gebohrnen Menschen (denn sie sind nicht gebohren) sich idealistisch Brod backen und

darüber ohne Objekt und Begriff idealistisch Geschmackurtheilen; wo sie sich idealistische Welten schaffen und solche „bis Gott seyn wird," nach ihrer Moral, Rechts- und Tugendlehre, auch nach ihren „persönlich-dinglichen" Ehegesetzen idealistisch einrichten, vor allem andern aber sich durch gegenseitige Kritik einander vollenden. Ohne neuhinzukommende, neugetäuschte Jünglinge wäre ihr Aristophanischer Vögelstaat bald vollendet. Ilicet!

Wir indeß wollen ohne „Transcendentalgeschmack, dessen Principium im übersinnlichen Substrat der Menschheit im absolut Unbewußten wohnet" hienieden im Bewußten unsern Geschmack bilden, die Gesetze und Analogieen der Natur kennen lernen, und weder Kunst noch Wissenschaft des Schönen zum Spiel oder zur Abgötterei, sondern mit fröhlichem Ernst zur Bildung der Menschheit gebrauchen.

Weimar, den 1. Mai 1800.

J. G. Herder.

Inhalt.

Erster Theil.

Vom Angenehmen und Schönen.

Zweiter Theil.

Kunst und Kunstrichterei.

Dritter Theil.

Kalligone.

Vom Angenehmen und Schönen.

Erster Theil.

1800.



I. Vom Angenehmen der untern Sinne.

B. Angenehm, spricht die Urtheilskraft, ist: „was den Sinnen in der Empfindung gefällt." *)

A. Gefallen setzt ein Urtheil voraus; urtheilt der Sinn in der Empfindung? Also werden wir wieder rückwärts gehen und sagen müssen: unsern Sinnen gefällt, was ihnen angenehm ist, oder wir müssen ein schicklicher Wort wählen.

*) S. 7. Sie rügt dabei „eine ganz gewöhnliche Verwechselung der doppelten Bedeutung, die das Wort Empfindung haben kann, und erklärt es durch eine „objective Vorstellung der Sinne unter dem sonst üblichen Namen Gefühl. Die grüne Farbe der Wiesen gehöre zur objectiven Empfindung, die Annehmlichkeit derselben aber zur subjectiven Empfindung, wodurch kein Gegenstand vorgestellt wird." Eine Benennung, die vom Sprachgebrauch wie von der Natur abweicht. Objective Empfindung sagt niemand, denn jede Empfindung ist subjectiv, d. i. im Empfindenden, nicht im Object; es sey grüne Farbe, die gewiß nur in meinem Auge ist, oder sonst etwas. Objective Empfindungen sind

C. Kein schicklicheres, als das Wort angenehm selbst. Angenehm ist, was unser Sinn gern annimmt, was ihm genehm, d.i. angemessen ist, was er im Empfangen genehmigt. Unangenehm, was ihm widert, was, seiner Organisation nicht gemäß, ihn stöhrt oder zerstöhrt.

A. Getrauen wir uns, dies von jedem Sinn zu behaupten?

C. Von Jedem. Was sagen alle Ausdrücke des Schmerzes? Er ängstiget, d.i. er verengt unser Daseyn, er schneidet, er zermalmet. Wir sprechen von einem brennenden, drückenden, quälenden, kochenden Schmerz. In Dante's Hölle, wo die Verdammten so vielfach gepeinigt werden, in jenen Klagen und Verwünschungen, die in Trauerspielen ertönen; alles spricht von einem zerreissenden, beklemmenden, das freie und fröhliche Daseyn anfeindenden Zustande.

A. Dagegen angenehm ist —

C. Was unser Daseyn erweitert, frei macht, erfreuet. Die Dichter des Paradieses, die Schilderer jedes Elysiums, was geben sie uns zu fühlen? Angenehme Lüfte wehen die Seligen an; ihr elastisches Daseyn, ungekränkt, unbeängstigt, lebet und webt froh und frei.

---

keine Empfindungen, aber auch keine subjective sind ohne Object möglich. Denn empfinden heißt, etwas sich innig anfinden, den Fund sich zueignen; dies setzt immer ein Object, das ich finde (und wäre es in mir selbst etwas), zum Grunde.

A. Und diese Beschreibungen fangen immer so gern von den Zefiri, von den holden Lüften an —

C. Sind wir nicht in ein Element gesenkt, das uns so oft feindlich begegnet? aus dem wir zuweilen gar Pest und Tod einathmen? Unsre vielveränderliche atmosphärische Luft ist eine Last, die uns drückt, die uns Krankheiten und Quaal bereitet. Das erste Gefühl, womit ein Kind die Welt begrüßt, in seinem neuen Element ist — Frost und beschwerliches Athmen: daher seine erste Stimme Weinen. Jedes unangenehme Gefühl, das uns mit Schauder übergießt, ist dem Frost ähnlich; dies empfinden wir bei jedem Schrecken, vor jedem Abgrunde einer drohenden Gefahr, bis es etwa die Angst in eine fieberhafte Hitze auflöset. Mit Recht also ist der erste Wunsch unsrer sinnlichen Litanei: „Himmel! bewahre uns vor Schauder und Frost, gib uns milde Lüfte."

A. Hätte uns aber die Natur umsonst mit diesem schauderhaften Vorgefühl unangenehmer Empfindungen begabet?

C. Gewiß nicht; sie hat uns damit gegen die Anfälle des Unangenehmen selbst gewaffnet. Schaudernd tritt unser Gefühl auf seinen Mittelpunkt zusammen, und ermannet sich; wir rüsten uns zum Widerstande oder zur Tapferkeit im Ertragen. Beim Abscheu selbst —

A. Was nennen wir Abscheu?

C. Ein Zurücktreten vor dem Widrigsten, vor dem, was uns Untergang drohet. Es ist der mäch-

tige Repuls der Natur, der Jedes Lebendige vo
seinem plötzlichen Verderben zurückscheuchet.

A. Jedes Lebendige?

E. Jedes Lebendige liebt sein Leben und ve
abscheut seine Auflösung. Daher die Sche
des flüchtigen Rosses vor dem todten oder au
nur ächzenden, gequälten Roß. Daher — do
wer könnte aus der ganzen lebenden Schöpfun
diese Gefühle des Abscheus, wirksame Stacheln z
Erhaltung des Lebens und Wohlseyns, hernenner
herzählen?

A. Was sagen wir nun? Gnügt uns die Er
klärung des Angenehmen, daß es den Sinnen i
der Empfindung gefalle, auch wenn wir von allen
Disputat des Urtheils, warum es gefalle, abstän
den?

E. So löslich und gefällig hat uns die Natu
nicht gehalten, daß unsre gesammte mächtige Sinn
lichkeit blos mit Gefallen und Nichtgefal
len afficirt werde, und in diesem Traghimme
schwebe. Im Angenehmen und Unangenehmen zie
het und knüpft sie die Bande fester.

B. Das holet die Kritik selbst nach. Si
spricht: „das Wohlgefallen am Angenehmen ist mi
Interesse verbunden. Daß mein Urtheil übe
einen Gegenstand, dadurch ich ihn für angenehm
erkläre, ein Interesse an demselben aus
drücke, ist daraus schon klar, daß es (das Ur
theil) durch Empfindung eine Begierde nach der
gleichen Gegenständen rege macht, mithin das
Wohlgefallen, nicht das bloße Urtheil über ihn,

sondern die Beziehung seiner Existenz auf meinen Zustand, sofern er durch ein solches Object afficirt wird, voraussetzt. Daher man von dem Angenehmen nicht blos sagt: es gefällt, sondern es vergnügt." *)

E. Und vorher sollte es nur gefallen? Aber was? Gefallen und Vergnügen, Urtheil und Urtheils-Verbindung; das Gefühl der Kälte, das mich ergreift, wartet nicht auf mein Urtheil, bis ichs für unangenehm erkläre. Das Unangenehme, das meine Existenz martert, preßt und aufhebt, ist mit einem Interesse, nicht etwa durch ein beliebiges Urt[illegible] verbunden, sondern betrifft mein Esse und bene esse, ohne welches das Daseyn selbst Quaal ist. Die Beziehung der „Existenz" des Objects auf meinen Zustand macht nicht meine Marter; sondern seine Einwirkung auf mich, die ich empfinde. Das Angenehme vergnügt nicht nur, sondern das Innigst-Angenehme erweitert, kräftigt, stärkt mein Daseyn; das innigst angenehme ist mein lebendiges gefühltes Daseyn selbst.

A. Wir bedürfen also auch keines andern Grundes der Lust und des Schmerzes? Etwa eines transcendentalen, der im übersinnlichen Substrat der Menschheit läge?

E. Könnte es einen andern und tieferen, als die Empfindung meines Daseyns selbst geben? Was, nachdem ich organisirt bin, das Gefühl meines Daseyns beängstet, angreift und befeindet,

*) S. 7.

ist unangenehm; was dagegen es erhält, fördert, erweitert, kurz, was mit ihm *harmonisch* ist, das nimmt jeder meiner Sinne gern an, eignet es sich zu und findet es angenehm, gesetzt, daß es auch ein anderweit urtheilender Verstand nicht dafür erklärte. Wir, die wir den Bezirk unsres Verstandes kennen, wie könnten wir die sinnlichste Empfindung unsres Daseyns auf eine Verstandeshandlung bauen? als ob jede Weise, wie das Universum uns afficirt, in der Empfindung des Sinnes, ja zuletzt in unserm Daseyn selbst blos und allein ein logisches Prädicament wäre! —

B. Nicht völlig also. Die [illegible] spricht: „Es ist nicht ein bloßer *Beifall*, den ich dem Angenehmen *widme*, sondern Neigung wird dadurch *erzeugt*, und zu dem, *was auf die lebhafteste Art* angenehm ist, gehört sogar kein Urtheil über die Beschaffenheit des Objects, daß diejenigen, so immer nur aufs Genießen ausgehen, sich gern alles Urtheilens überheben.“ *)

C. Dank also der Kritik, daß sie wenigstens den Genießern eine Empfindung an sich erlaubet. Da aber nicht bestimmt werden kann, wo die *lebhafteste* Art der Empfindung, die unabhängig vom Urtheil seyn soll, anfängt oder aufhört: so wollen wir uns alle zu diesen Genießern zählen, und *Wohlseyn*, *Heil*, *Gesundheit*, als den Grund und Zweck der Existenz jedes Lebendigen behaupten, wie tief auch die Kritik das unschuldige,

*) S. 7.

den Griechen so liebe Wort Eudämonie hinuntergesetzt haben möge. Wohlseyn begehren wir alle, und angenehm ist, was dies Wohlseyn in jeder Art fördert.

A. Da die Kritik also keinen Grund des Gefallens am Angenehmen giebt, außer daß sie es durch ein Urtheil mit einem Interesse verbinden läßt: so, dünkt mich, gingen wir auf unserm Wege fort, und erforschten den Grund des Angenehmen mehrerer Sinne. Dem Gefühl lag Wohlseyn zum Grunde; zu Erhaltung unseres körperlichen Daseyns, was für Sinne gab uns die Natur?

B. Geruch und Geschmack. Der Geschmack prüft die Speise; der Geruch prüft, ehe die Zunge kostet. Nicht nur die Beyspiele der Thiere, die beyde Sinne vereinigt gebrauchen, die Beyspiele aller Völker, die in der Natur und der Natur gemäß leben, bezeugen dies; noch mehr bezeuget's die Erfahrung der Unglücklichen, die Hülf- und Nahrunglos in ein unbekanntes Land, auf eine wüste Insel geworfen wurden. Wie furchtsam prüften und kosteten die! oft mußten sie die Unerfahrenheit ihrer in der bürgerlichen Gesellschaft stumpfgewordnen oder verwöhnten Sinne mit Uebelkeit, Schmerzen, ja mit dem Leben selbst büßen.

A. Wie nennen wir die heftige Empfindung, die uns mittelst dieser Sinne für Uebel, Krankheit und dem Tode bewahret?

B. Widerung, Ekel. Bey feinen Organisationen wirkt Ekel so stark und unaufhaltsam, daß bloß das Nennen oder Schreiben eines Namens, der

Anblick einer Farbe dazu empöret. Und wie gewaltsam ist die Wirkung des Ekels, das Erbrechen. Die ganze körperliche Natur ringt, hinwegzustoßen, was nicht zu ihr gehöret.

A. Beym Sinn des Gefühls bemerkten wir gegen das Widrige Grausen, Schauder, Abscheu; wirken diese oder der Ekel stärker?

B. Ihr Zweck ist verschieden; jene stoßen uns in uns zurück; dieser soll ein verderbliches Uebel von uns entfernen. Seine Empfindung des Unannehmlichen ist also mit einem unsrer Natur unentbehrlichen heilsamen Streben verbunden. Insonderheit der Geruch, unser Wächter, er wirkt oft durch die wunderbarsten Antipathieen, bis zu den schreckhaftesten Zufällen, in die Ferne, in das Verborgne, seinem Feinde unversöhnlich. Mit Recht nennet unsre Sprache den Zustand, den er hervorbringt, Uebelkeit, Widrung.

C. In jeder Darstellung bleibt er widrig. Schauder, Grausen, Abscheu können Dichter in ihre Gemählde mischen, selbst theatralische Dichter dürfen sie mit Vorsicht gebrauchen. Verschlossen aber ist die Pforte der schönen Künste dem Ekel. Seine Darstellung wird, wenn sie nicht wirkt, lächerlich; wenn sie wirket, widrig.

A. Also gab uns die Natur auch in Absicht des Geziemenden und Anständigen das Gefühl des Ekels wohl nicht umsonst?

C. Gewiß nicht. Auch für andre sollen wir lernen, das Widrige und Ekelhafte vermeiden, da

seine Folgen so unhintertreiblich, seine Wirkungen ansteckend sind. Wir können Ekel erregen, aber nicht dämpfen; der Einbildungskraft bleibt er oft unaustilgbar. Allenthalben sehen wir's also als den ersten Schritt zur Cultur an, daß ein Mensch, eine Gesellschaft, eine Hausgenossenschaft, eine Nation das Ekelhafte vermeidet.

A. Und welches wäre das Erste dieser Art? Hätte die Natur uns darinn einen Weg gewiesen?

B. Ohne Zweifel: Was sie selbst von unserm Körper absondert, zeiget sie damit als unbrauchbar, mit ihm ferner unverträglich. Ein Mensch, der, worinn es auch sey, seinen Unrath an sich trägt, der ihn auch nur nennet, ist andern Menschen zum Ekel. So manche falsche Ziererey die feinere Sprache der Gesellschaft sich eigen gemacht haben möge; die Vorsicht ist nie Ziererei, die durch Worte und Bilder unsern Geruch zu beleidigen fürchtet. Höchst anständig ist's, wenn sich eine Sprache in dergleichen Ausdrücken gleichsam gewaschen und polirt hat. Manche morgenländische, manche sogenannt wilde Nationen übertreffen uns in diesem Euphemismus weit; sie errötheten oft über Fragen und Scherze der Europäer, die sie dann für Ungewaschene, Ungebadete, für unreine Thiere hielten.

A. Wie aber? wenn eine höhere Pflicht es fodert, sich dieses zarten Gefühls zu entwöhnen?

C. Sobald diese es fodert, wird ihm Mann und Weib entsagen können; im Gefühl des Heldenmuths, der Liebe und Andacht bezwangen die zartesten Weiber das Widrige am kühnsten. Nicht ge-

be dies aber dem Ekel einen Freyheitsbrief und eine Ruhestätte in der Gesellschaft. Wo Kerker und Krankenhäuser, wo Straßen und Gassen, Häuser, Schulen und Tempel Wohnungen des Ekels sind, wo bleibt Staaten und Städten der Name nicht etwa einer cultivirten, sondern nur einer aus Unrath und ansteckenden Dünsten hervorgetretenen Menschheit? Zarte Organisationen, Schwangere zumal, können sich dieser Eindrücke nicht erwehren, die sich sodann in angebohrnen Misgefühlen, in Idiosynkrasieen, oder gar in unseligen Abdrücken auf Ungebohrne verbreiten. Und gab' uns die Natur dagegen nicht allenthalben einen unkostbaren Balsam? Reines Wasser, frische Luft, freien und reinen Athem. Wer darf diese, eine gemeinsame Himmelsgabe, Kranken und Gefangenen entziehen? wer darf sie Kindern, öffentlichen Versammlungen, wer mag sie sich selbst weigern? Labung ist Wasser dem Körper; Erquickung der Seele selbst ist die erfrischende Luft, ein reiner Himmels-Athem.

B. Auch hierinn übertreffen uns manche morgenländische Völker, wie ihre Lebenart und Dichtkunst zeiget. In den Bildern dieser umfließen uns kühle Wellen, in ihnen wehen erquickende Lüfte; ihre Phantasie wohnt, wie eine Peri, auf den Zweigen der Bäume, wo sie vom Blumenduft und der Ambrosia reiner Früchte lebet. Fast immer haben geistige Menschen angenehme Gerüche geliebet; der Athem einer Frucht erquickt sie mehr, als andre das Zermalmen derselben zur Speise. Im eigentlichen Sinn kosteten sie den Wein des Lebens in seiner Frische, nicht in seiner Neige. Dem Geruch ent-

lehnten die scharfsinnigsten Nationen ihre Bilder von der Sagacität des spürenden Kopfs, des reinen Gehirns, des aufstrebenden Muths und Verstandes.

E. Dem Geschmack wollen wir indessen seine Ehre auch nicht versagen. Den vornehmen Namen guter Geschmack (buon gusto) hatten Spanier und Italiäner von den Römern geerbet; fast alle Nationen Europa's sind ihnen in der Benennung, ob alle auch in Erlangung der Sache selbst, gefolget? Geschmack soll bezeichnen, daß jeder seiner eigenen Empfindung des Angenehmen folge: denn nur ein Geschmackloser wird, wie eine Speise schmeckt, erst aus dem Gemeinsinn des Angenehmen, dem allgemeinen Urtheil des Tafelpublikums, lernen. Von einem andern zu vernehmen, wie Mir die Speise schmeckt, ob beym angenehmen auch Ich mich vergnügt habe, ist abgeschmackt und albern. Auch soll das Wort Geschmack uns vom Klügeln zum Genießen, vom Gehirn auf die Zunge führen; durch angenommene Regeln und allgemeingültige Geschmacksurtheile ausmachen, wie eine Speise schmeckt, giebt ungesalzene Censuren. Geschmack endlich soll unser Wächter seyn; Wächter zu Erhaltung unsrer Gesundheit, ein schneller Prüfer dessen, was uns dient und nicht dienet, Theiler und Geber kräftiger Nahrung; Mittel, nicht Zweck; nicht Herr, sondern Diener. Auch im Geistigen soll uns das Ungenießbare anekeln; nicht sollen wir Stroh kauen und wieder kauen, es aus Gefälligkeit mitspeisen und lobpreisen. Nahrung soll unser Geschmack dem Geist zuführen, gesunde Nahrung; sapere aude.

A. Wir wären also darüber Eins, meine Freunde, daß auch bey denen Sinnen, die man die gröbsten zu nennen pfleget, ihr Angenehmes ein ihnen harmonisches Gute sey, das zur Erhaltung unsers Seyns und Wohlseyns dienet. Das Unangenehme dagegen sey ein ihnen feindliches, dem Körper unzuträgliches Fremde, gegen welches die Natur eben diese Sinne selbst und die mit ihnen verbundne Empfindungswerkzeuge, zu Wächtern und Abwehrern gesetzt hat. Gesetze der einfachen gesunden Natur führten uns hiebey, ohne daß wir uns durch Misbräuche oder Krankheiten verwöhnter Sinne verwirren ließen. Auch das Sinnlichstangenehme erschien uns also als eine Mittheilung des Wahren und Guten, sofern es dieser Sinn fassen konnte; die Empfindung der Lust und Unlust dabey war nichts anders, als eben das Gefühl des Wahren und Guten, daß der Zweck des dienenden Organs, nämlich die Erhaltung unsres Wohlseyns, die Abwehrung unsres Schadens erreicht sey. Spricht die Kritik anders?

B. Anders. Sie unterscheidet „drey specifische Arten des Wohlgefallens, das Angenehme, Schöne und Gute. Dies seyn drey verschiedene Verhältnisse der Vorstellungen zum Gefühl der Lust und Unlust, in Beziehung, auf welches wir Gegenstände oder Vorstellungen von einander unterscheiden. Was das Interesse der Neigung beym Angenehmen betrifft, so sagt Jedermann: Hunger ist der beste Koch, und Leuten von gesundem Appetit schmeckt Alles, was nur eßbar ist; mithin beweiset ein solches Wohlgefallen keine Wahl nach

Geschmack. Nur wenn das Bedürfniß befriedigt ist, kann man unterscheiden, wer unter vielen Geschmack habe oder nicht."*)

C. Ein Geschmack nach befriedigtem Bedürfniß ist Leckerey; dagegen ein Geschmack, der jedes Genießbare mit dem ihm gebührenden Appetit kostet und unterscheidet, ein unverdorbener reiner Geschmack heißt, der beste Koch für die Gesundheit. Möge die Kritik ihre drey specifisch verschiedne Vorstellungsarten siebenfach unterscheiden; böse für sie, wenn ihr Schönes nicht angenehm und ihr Gutes nicht schön ist.**)

---

*) Kritik. S. 14. 16.

**) Daß mit den Worten, „angenehm, schön und gut", in der Sprache verschiedene Begriffe bezeichnet werden, daran zweifelt niemand. Eine unangenehme Arzney kann sehr gut seyn, wie die schönste Ruthe dem muthwilligen Kinde nie angenehm ist. Daß vieles, was uns schön dünkt, nicht gut sey, darüber gewährt von jenem Baum des Erkenntnisses an die Geschichte der Menschheit traurige Erweise. Daß aber, da unsre Natur in allen ihren Begriffen und Gefühlen Eine Natur ist, die denkt und begreift, die empfindet, will und begehrt, diese verwandten Begriffe auch an einander grenzen müssen, und wie sie grenzen? wie sie zu scheiden oder zu verbinden seyn? das ist die Frage. Bloße Gegensätze lösen das Räthsel nicht auf; noch weniger willkührlich gesetzte Wortschranken. Das kalte Gefallen z. B. gnüget der ächten Schönheit nicht; so wenig, als dem wahren Guten die bloße Schä-

B. „Angenehm heißt Jemanden das, was i[hn] vergnügt; schön, was ihm blos gefällt; g[ut] was geschätzt, d. i. worinn von ihm ein objectiver Werth gesetzt wird" spricht die Kritik.

C. Um so schlimmer für die Kritik, wenn, na[ch] diesem Wortspiel, was sie vergnügt, ihr nic[ht] gefällt, und was ihr gefällt, sie nicht ve[r]gnügt; wenn was ihr gefällt und sie vergnüg[t] von ihr nicht geschätzt, d. i. ihrem Object kei[n] Werth gegeben wird und wenn was sie schätzt, d. i. dem sie einen Werth giebt, weder vergnüge[n] noch auch blos gefallen kann. Ende!

---

zung und Werthachtung. Dieses will auch begehrt, das Schöne auch erkannt und geliebt seyn; das Angenehme endlich oder Annehmliche, das Wohlgefällige, Erfreuende, Vergnügende, Beseligende liegt allen zum Grunde. Der Zweck unsers Daseyns ist Wohlseyn; wie es erreicht, wie es beschränkt, wie seine verschiedenen Zweige einander untergeordnet werden, das ist die Aufgabe, leichter oder schwerer (nachdem man's angreift) in der Theorie, als in der Uebung.

II.

II. Vom Angenehmen in Gestalten.

„Analytik des Schönen nach drey Momenten des Geschmacksurtheils." *)

„Erstes Moment des Geschmacksurtheils, der Qualität nach. Aus ihm folgt die Erklärung des Schönen: Geschmack ist das Beurtheilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt schön." **)

„Zweytes Moment des Geschmacksurtheils, nämlich seiner Quantität nach. Das Schöne ist das, was ohne Begriffe als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird. ***) Hieraus folgt die zweyte Erklärung des Schönen, der Quantität nach: Schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt." †)

„Drittes Moment der Geschmacksurtheile nach der Relation der Zwecke, welche in ihnen

*) Kritik S. 3. **) S. 16. ***) S. 17.
†) S. 32.

(den Geschmacksurtheilen) in Betrachtung gezogen werden. Aus diesem dritten Moment folgt die dritte Erklärung des Schönen: Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird." *)

„Viertes Moment des Geschmacksurtheils nach der Modalität des Wohlgefallens an den Gegenständen. Schön ist, was ohne Begriff, als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird."

C. Sie scherzen.

B. Lesen Sie selbst.

C. So wünschte ich zu erfahren, was hier Moment heiße? Ists Punkt der Neigung oder Bewegung, in dem etwas schön ist? Oder ists Augenblick der Betrachtung, in dem ich das Schöne erkenne? warum sodann vier Momente? Oder (da die Kritik gern mathematisch spricht), ist Moment das Product der Schwere der Schönheit in die Geschwindigkeit, mit welcher sie sich beweget? Oder —

B. Die Kritik spricht: „Das Geschmacksurtheil ist ästhetisch. Die Definition des Geschmacks, welche hier zum Grunde gelegt wird, ist: daß er das Vermögen der Beurtheilung des Schönen sey." **)

C. Also kostet mein Geschmack, aber nur, um urtheilen zu können? nicht zu genießen, mich zu la-

---

*) S. 60. **) S. 3. Note.

ben, zu stärken? Wem an der Parade eines Geschmacksurtheils liegt, wer nur schmeckt, um zu urtheilen, wie nennen wir den?

B. „Die Momente, worauf diese Urtheilskraft in ihrer Reflexion Acht hat, sind nach Anleitung der logischen Funktionen zu urtheilen aufgesucht: denn im Geschmacksurtheil ist immer noch eine Beziehung auf den Verstand enthalten." *)

C. Uebel, wenn sie nicht enthalten wäre. Dennoch sagt das zweyte Moment: „schön ist, was ohne Begriffe gefällt." Das dritte redet von einer „Form der Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung eines Zwecks." Das vierte von einem „Erkennen des Gegenstandes eines nothwendigen Wohlgefallens, ohne Begriff;" Urtheile ohne Begriff, ohne Vorstellung eines Zwecks der beurtheilten Sache wären also kritische Geschmacksurtheile? Ueberhaupt aber, was sagen alle vier Erklärungen vom Wesen des Schönen? Nichts. Die erste: „schön ist, was ohne Interesse gefällt," ist blos verneinend; und dabey falsch verneinend: denn nichts kann ohne Interesse gefallen, und die Schönheit hat für den Empfindenden gerade das höchste Interesse. Die zweyte Erklärung sagt mit eben dem innern Widerspruch eben so wenig. „Was ohne Begriffe gefällt," erklärt nichts; daß etwas ohne Begriffe gefallen, ja allgemein gefallen könne, ist wider die Natur und Erfahrung. Ueberdem wie ich, der Em-

*) S. 4.

pfindende, wissen könne, daß etwas allgemein gefällt, sagt mir die Erklärung nicht, und daß ich das nur schön finden solle, was allgemein gefällt, daß mein Urtheil Urtheil der Menge seyn müsse, damit es ein ästhetisches Urtheil werde, erniedrigt die Schönheit. Das reinste Schöne wird nur von den Wenigsten erkannt und geliebt, wie es geliebt werden will; der große Haufe haftet am Niedrigen, am Gemeinen. Aber auch dieser nicht einmal urtheilt ganz ohne Begriffe, so grob oder entlehnt sie seyn mögen.

A. Und eine „Form der Zweckmäßigkeit, die ich ohne Vorstellung eines Zwecks wahrnehme," ist auch schwer = begreiflich. Wäre sie es aber auch nicht; das bloße Wahrnehmen einer Form ist nicht Empfindung, die Form des Zweckmäßigen unempfunden ist nicht Schönheit. Alle drei Erklärungen gehen das Wesen der Schönheit gerade vorbey, und führen auf weite Abwege. Die vierte endlich, „daß etwas ohne Begriff erkannt, als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens ohne Begriff erkannt werden könne," ist ein hohes Räthsel.

E. Wie konnte auch aus logischen Functionen zu urtheilen der Begriff des Schönen aufgesucht, und diese Rücksichten Momente genannt werden? Das Schöne und die Schönheit nach Quantität, Qualität und Relation bestimmen, d. i. wägen, messen, visiren und aburtheilen, entfernt vom ersten Begriff der Schönheit. Nach solchen Principien und Erklärungen würde ich mein Ohr mit dem hart = zusammengesetzten Namen

„Geschmacksurtheil aus logischen Functionen" verschont wünschen.

B. Damit kann es nicht verschont werden, denn von lauter „Geschmacksurtheilen, aus logischen Functionen geurtheilt," ist in der Kritik die Rede. „Das Geschmacksurtheil ist ästhetisch. Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurtheil bestimmt, ist ohne alles Interesse. Und doch beruht das Geschmacksurtheil auf Gründen a priori; es ist vom Begriff der Vollkommenheit gänzlich unabhängig u. s."

A. Mich dünkt, wir waren gestern auf einem ebenern Wege; wie, wenn wir dahin ruhig zurückkehrten? Wir sahen, daß auch bey den dunkelsten Sinnen unser Gefühl von Lust und Unlust auf etwas sehr Wesentlichem, auf der Erhaltung unsres Seyns und Wohlseyns ruhe, daß der fühlende Sinn selbst nichts anders sey, als eine Macht, das ihm Harmonische sich mit einer Empfindung dieser Harmonie, d. i. des Genusses anzueignen; dagegen das Feindliche kräftig von sich zu entfernen. Wir sahen, daß zu Ausübung der letztgenannten Energie die Natur uns, nach Beschaffenheit des Sinnes, mit einer weckenden Vorahnung begabt habe, und daß auf dem regen Spiel dieser Kräfte das Wohlbefinden unserer Sinnlichkeit, die Eudämonie der Gesundheit beruhe. Wollten wir nicht mit gleich ruhigem Schritt zur Region der feineren Sinne hinaufsteigen?

Also dann. Gewiß wären wir von der Natur stiefmütterlich-karg ausgestattete Wesen, wenn uns unsre Sinnen und Triebe blos auf die thierische

Erhaltung unsres Ichs einschränkten. Am Univer-
sum nähmen wir sodann keinen weitern Antheil, al-
sofern es auf unser leidentliches Gefühl wirkte, un-
annehmlich oder unangenehm unserm Körper sich mit-
theilte. Der Maulwurf und die Auster, wofern si-
durch Licht und Schall am Unermeßlichen Theil neh-
men, wären reicher begabet. Die Natur gab uns
umfassendere Sinne, Gesicht und Gehör.

E. Vergessen wir den Sinn des tastenden
Gefühls nicht! der in dem, was er uns giebt,
mit Unrecht zu den gröberen Sinnen gezählt
wird. Nicht blos als Helfer und Prüfer stehet er
dem Gesicht und Gehör bey; jenem giebt er sogar
seine festesten Grundbegriffe, ohne welche das Auge
nur Flächen, Umrisse und Farben wahr-
nähme.

A. Das hat uns Berkeley gelehrt,*) und
die seitdem gemachten Erfahrungen mit Blindgebor-
nen haben seine Theorie bestätigt. Gäbe nicht also
vielleicht auch das tastende Gefühl mit Wohl-
gefallen des inneren Sinnes, uns Begriffe vom Schö-
nen? Die blos leidentlichen Unannehmlichkeiten des
Scharfen, Spitzigen, Rauhen u. s., setzen wir da-

---

*) Berkeley on the principles of human know-
ledge und seine new theory of vision. G. Ber-
keley's works Vol. I. Lond. 1781. Diderot
lettres sur les aveugles und die über Blindge-
borne und Sehendgewordne von Cheselden ge-
machten Bemerkungen in Smith-Kästners
Optik, Priestley-Klügels Geschichte der
Optik u. s.

bey zum Grunde; sie gehören dem gröberen, dem sich bewahrenden Gefühl, also nicht hieher, wo unser Zweck auf feinere Begriffe ausgeht. Lassen Sie uns zu dem Ende Gesicht und Gefühl verbinden, und Jenes auf Dieses zurückführen.

Das tastende Gefühl, wie nimmts eine Linie wahr?

C. Als das Ende einer Fläche, die Fläche als das Ende eines Körpers. Auch die subtilste Mathematik betrachtet Linien und Flächen nicht anders. Der blinde Saunderson konnte die ganze Geometrie lehren, indem er in ihr von der Körperlehre, der Stereometrie, ausging.

A. Welches wäre nun die Linie der Festigkeit, auch dem tastenden Gefühl der Körper?

C. Die gerade Linie. Horizontal und vertikal trägt sie, und stützt aufs gewisseste, aufs stärkste. Nichts beleidigt das Gesicht und Gefühl mehr, als ein hangender Balke, der gerade liegen, eine schiefe Säule, die gerade stehen, eine krumme Schwelle, auf die man treten soll. Jene drohen zu fallen und zu erschlagen; über diese fällt man.

A. Ein zackichtes Lineal, ists dem Gesicht und Finger angenehm?

C. Weder jenem noch diesem, weil es dem Begriff dessen widerspricht, was Auge und Gefühl hinauf- und hinabgleitend erwarten.

A. Erhöhen wir diese Linien und Flächen der sichern Festigkeit zum Körper; welcher wird es?

C. Ein Würfel. In ihm sind alle sechs Sei-

ten einander gleich: er liegt oder steht, hält und trägt auf jeder Basis gleich fest, unbeweglich.

A. Erweitern wir das körperliche Viereck zum Rectangul; was sagt uns der Körper?

C. Er fragt: „warum ist meine Länge größer als meine Breite? was soll ich tragen? Würde Eine meiner Nebenseiten zur Basis; wozu wäre, was träge ich dann?“

A. Also ist dies körperliche Viereck auch dem tastenden Gefühl weniger in sich vollendet, als jener sich selbst entsprechende Würfel?

C. Er hat allerdings über seine Gestalt eine weitere Auskunft nöthig. Noch mehr alle unregelmäßige Figuren.

A. Bauen wir den Würfel in die Höhe —

C. Er wird ein Rectangul, so hoch er geführt werde; seine Basis der Festigkeit bleibt ihm.

A. Führen wir ihn zur Spitze auf seiner Basis —

C. Es wird das Gebäude der höchsten Festigkeit, die ewige Pyramide. So lange ihre Grundfläche dauert, ruhet jeder Stein über ihr bis zum obersten Schlußstein unbeweglich.

A. So auch die Pyramide auf der halben Basis des Würfels? so auch das Prisma?

C. Nach Verhältnissen ihrer Grundfläche und Höhe. Gerade Linien können dem Gefühl keine andern Begriffe, als der Festigkeit und Sicherheit geben, nach den Verhältnissen, in denen sie Körper begrenzen.

A. Nehmen wir aber statt der geraden die krumme Linie, deren kein Theil einem Theil Jener gleich ist, den Cirkel z. B., und erweitern ihn körperlich zur Kugel; was sagt die Kugel dem tastenden Gefühl, wie dem Auge?

C. Bewegung. Nur auf Einem Punkt ruhet sie, immer zum Umkreisen bereit, immer im Lauf. Alle Radien streben in ihr zum Mittelpunkt; mit sich selbst umschlossen, ist sie ein Körper der regelmäßigsten Fülle, geschickt zur gleichmäßigsten Bewegung.

A. Eine Kugel, auf einem Würfel ruhend, ist also wohl ein sehr ausdrückendes Bild?

C. Der Würfel ein Bild der höchsten Festigkeit, die Kugel ein leibhaftes Symbol der leichtesten gleichmäßigsten Bewegung; beyde die regelmäßigsten, in sich beschlossensten Körper.

A. Erhöhen wir, wie dort die Basis des Vierecks zur Pyramide, so hier die Kugel zur Spitze des Kegels.

C. Zum Stande des Kegels muß ich ihr die Linie der Festigkeit, eine flache Basis geben; abstrahirt von dieser, behält sie ihren Charakter. Sie eilt in der schnellsten Schwingung, wie die Flamme, zu einer Spitze hinauf. Ihr Charakter war und bleibt also Bewegung. Es giebt in der Natur kein ausdrückenderes Bild derselben, als die Flamme, die zur Spitze hinauf eilet. Auch haben die zeichnenden Künste das Bild, selbst wo es nicht hingehörte, angewandt und dadurch die aufwallen-

de Bewegung in ihren Darstellungen zuweilen sogar übertrieben. *)

X. Also werden wir allenthalben in der Natur,

---

*) E perchè in questo loco cade molto à proposito un precetto di Michel Angelo, non lasciero di referirlo semplicemente, lasciando poi l'interpretazione e l'intelligenza di essa al prudente lettore. Dicesi adunque che Michel Angelo diede una volta questo avvertimento à Marco da Siena pittore suo discepolo, che dovesse sempre fare la figura piramidale, serpentinata e moltiplicata per uno, doe e trè. E in questo precetto parmi che consista tutto il secroto de la pittura. Imperochè la maggior grazia e leggiadria che possa haver una figura è, che mostri de moversi, il che chiamano i pittori furia de la figura. E par rappresentare questo moto non vi è forma piu accomodata, che quella de la fiamma del foco, laquale, secondo che dicono Aristotele e tutti i Filosofi, è elemento piu attiuo di tutti e la forma de la sua fiamma è piu atta al moto di tutte. Perchè ha il cono e la punta acuta, con laquale par che voglia romper l' aria e ascender à la sua sfera. Si che quando la figura havra questa forma, sarà belissima. U. s. Lomazzo Trattato dell' Arte della Pittura, Scoltura e Architettura. L. I. C. I. p. 22.

wo diese aufwallende emporsteigende Bewegung sich zeigt, auch diese Linie finden?

E. Allenthalben, nur nach dem Maas der Bewegung, nach der Beschaffenheit der Körper und Elemente verändert. Auch der Rauch, die Dünste, steigen also auf. So die Wellen des im Sturm kochenden Meeres; so in sanfteren Umrissen der Kelch der Blume, so die Knospe, so die schönste Knospe, die Rose —

A. Und diese aufsteigende Bewegung ist jedermann verständlich?

E. Sehr verständlich in allen Gestalten. Wie man weiß, daß die Spitze sticht, das Eckichte stößt, das rauhe reibt, der Keil spaltet: eben so begreift sich das Sanftaufsteigende und Niederfliessende, das svelto.

A. Für eine schöne Sache, ein schöner Name. Svelto ist gleichsam svegliato, aus der Ruhe geweckt, aufstrebend; wogegen die gerade Linie fest und starr, aber sicher stehet oder lieget. Alle Linien der Schönheit werden sich also zwischen der Kreis- und geraden Linie finden, und jede in dem Maas, als sie an Festigkeit oder an Bewegung Theil nimmt, auch jener oder dieser sich nähern?

E. Jede. Um je mehr sich die Linie der geraden nähert, um so standhafter und schwerer wird sie; je leichter sie sich schwingt und fortschwingt, desto ausdrückender wird sie für Bewegung. Vorausgesetzt, daß sie nicht als bloßes Spielwerk allein, sondern als Natur der Sache an Körpern oder Figuren erscheine.

Indessen auch als Spielwerk verläugnet sie ihren Charakter nicht, wie alle wohlgewählte Verzierungen zeigen. Die schönen Arabesken Raphaels und der Alten, selbst die Verzierungen der Kunst, die mit Zierathen am sparsamsten seyn muß, der Baukunst zeigen dieß in den schönsten Erweisen.

A. Man schrieb und sprach einmal viel von der Schlangenlinie, als der Linie der Schönheit.

C. Der Name ist unbestimmt, weil er nicht sagt, in welcher Richtung und mit welcher Biegung die Linie sich schwingen soll, ob einförmig oder abweichend. Anders schlängelt sich die Schlange auf ihrem geraden Gange; anders wenn sie sich hebt, anders wenn sie Ringe flicht u. s. Allgemein aber kann der Name nichts ausdrücken, als eine sanfte oder stärker fortschießende, endlich eine heftige Bewegung.*) Warum soll ich mir aber bey Allem,

*) Schon Michel-Angelo dachte an die figura serpentinata, die er aber mit der piramidale, dem cono, der fiamma del foco verband. Parent untersuchte die Linie der körperlichen Schönheit, des contours elegans, des inflexions douces et lentes mathematisch, es war nicht fein, daß man ihn, der viele Gegner hatte, durch Spott abschreckte. Zu unsrer Zeit brachte Hogarth, der nichts minder, als ein Mahler der Schönheit war, die Wellen- und Schlangenlinie, als den Contour des Reizes und der Schönheit in Bewegung, über dessen Zergliederung des Schönen (übersetzt, Berlin 1754.) der Anhang

was sich sanft wendet und windet, was sich hebt und aufsteigt, oder senkt und niederfließt, bey Verjüngungen an Stengel und Stamm, an Aesten und Baum, bey Convolveln, Knospen, Kelchen, Blättern und Früchten immer nur die Schlange denken? Unzählige Biegungen von der Spirallinie und Conchoide an, alle Undulationen hindurch, sind nach Beschaffenheit des Zwecks der Bewegung den verschiednen Gestalten der Natur auf eine so eigne Art zugemessen, daß jede nur an ihrem Körper bedeutet, was sie bedeuten soll. Keine Biegung, die zwischen dem Cirkel und der geraden Linie liegt, möchte ich ihres größeren oder kleineren Antheils am Ausdruck schöner Bewegung berauben.

A. Also gäbe es keine eigentliche Linie des Reizes?

C. Wenn dies Wort die Charis der Griechen, die venustas der Römer bedeuten soll, so hat man, dünkt mich, den Namen der zartesten Bewegung hier gemißbraucht. Eine Linie drückt so wenig jeden Reiz jeder lebendigen Bewegung aus, so wenig sich die Charis in zwei Gestalten und Bewegungen gleich offenbaret.

A. Bleiben wir also bey unsern bestimmten Körpern. Da wir Einen Körper der höchsten Festigkeit, den Würfel, Einen der vielseitigsten Beweglichkeit, die Kugel fanden; wie? wenn

---

zu Hagedorns Betrachtungen über die Mahlerey (Leipz. 1762.) Th. 2. S. 795. eben so bescheiden, als gründlich urtheilt.

beyde sich einander nähern, und gleichsam verschmelzt werden sollen, so daß jener von seiner festen Unbeweglichkeit, dieser von seiner leichten Allbeweglichkeit gleichviel aufgebe; was wird werden?

C. Ein Oval in einer sanften Ellipse. Es hat Beweglichkeit, aber nicht nach allen Seiten gleich, wie die Kugel; nicht in Einer einzigen Richtung, wie die Walze. Das Ei wälzt sich und ruht, ein mit sich selbst beschlossener Raum, geweitet gleichsam zu einer stillen Entwicklung. Seine längere Axe ist die Linie seiner Festigkeit, die kürzere sein Diameter der Bewegung, die schönsten Proportionen sind in ihm dem Auge sichtbar, der tastenden Hand begreiflich.

A. Wollen wir von zwey gegebnen Punkten einen Bogen aufführen, der sich selbst hält und träget, was wird?

C. Eine Cykloide; je leichter sie sich hält, desto schöner. Aufgethürmt wird sie eben so schwer anzusehen, als gefährlicher und unsichrer zu ihrem Zweck, den sie bei wachsender Aufthürmung kaum mehr erreichet.

A. Von zwey gegebnen Punkten lassen wir einen Körper hinunterfließen, der sich selbst trage, was wird er?

C. Eine Cykloide. Zerrt man die in sich selbst schwebende Blumenkette, so zerreißt sie, oder macht eine spitze unangenehme Gestalt.

A. Wie die Gestalt in Ruhe, so in der Bewegung. Schlägt man ein gespanntes Seil, was erfolgt?

C. Eine Welle Schwingungen, an Gestalt und Schnelle nach Verhältnissen der Dicke und Spannung des Seils und nach der Kraft des Schlages verschieden. Aber die Wellen legen sich, die Schwingungen ermatten, bis im sanftesten Uebergange das Seil in sich selbst zurücktritt, und lose gespannt in der ihm eigenthümlichen Schwere zur Ruhe sinket.

A. Schwingen wir das Seil —

C. Es erfolgt ein Gleiches, ebenfalls in zusammengesetztem Verhältniß.

A. Lassen wir die Linie der Festigkeit selbst, einen geraden Körper, einen Stecken, ein Lineal schweben, was suchen wir in ihm?

C. Seinen Schwerpunkt, damit er von beyden Seiten gleich schwebe. Ist der Körper regelmäßig und von beyden Seiten gleich, so finden wir den Schwerpunkt in seiner Mitte; zu beyden Seiten wiegen sich seine beyden Arme gleichförmig.

A. Wie nennen wir diese Wohlordnung einer Mitte zu ihren beyden Seiten?

C. Symmetrie. Wir suchen sie bey jeder Breite und finden sie mit Vergnügen. Die ganze Eurythmie der Baukunst ist auf sie gebauet; in allen Gestalten der Natur, in denen ein Mittelpunkt oder eine Mittelgestalt ist, ist sie die Herrscherin, die auf beyde Seiten hinausordnet.

A. Diese zu finden, allenthalben zu finden, gewährt uns Vergnügen?

C. Auch der Blinde sucht und findet sie und genießt ihrer, wenn ihm gleich der schnelle Ueberblick

des Auges fehlet; seine Wohlgestalt, eine auf sich selbst gegründete Consistenz der Wesen ertastet er sich langsamer, ruhiger, aber vielleicht sichrer, fester.

A. Sammlen wir diese Grundbegriffe, was für ein Resultat geben sie?

C. Das einfachste, das wir denken können: denn die Natur handelt in Allem sehr einfach. Wohlgestalt, gefällige Form der Körper ist eine Verbindung ihrer Theile zu einem Ganzen, zu dem Ganzen, das dieser Körper seyn soll, sofern sie unserm tastenden Gefühl oder unserm Auge, das dem Finger unendlich zarter nachtastet, ein sanftes Gefühl ihrer Ein- und Zusammenstimmung geben. Wohlgestalt ist uns eine gefällige Fassung und Zusammenordnung der Theile eines Körpers zu seinem Ganzen. Da nun aus Ruhe und Bewegung die Harmonie der Natur zusammengesetzt ist: denn der Körper soll in sich bestehen, und die ihn constituirenden Kräfte sollen aus sich wirken: so kann man ihn wie im Streit der Elemente empfangen, nachdem sich diese friedlich geschieden und in Biegungen umgrenzet, in seiner Bestandheit gleichsam aus Ruhe und Bewegung zusammengesetzt denken. Je näher der geraden Linie, desto mehr bezeichnet seine Gestalt Festigkeit; je biegungsreicher oder gebogner seine Formen, desto mehr, auf- oder abschwingend, sind sie Ausdruck seiner Bewegbarkeit. Da aber auch diese nicht ohne Mittelpunkt, ohne Achse oder Brennpunkt seyn können, so ordnet sich die Eurythmie der so verschieden gestalteten Körper nach dem Um-

fange,

hänge, dem Mittelpunkt und dem Maas ihrer Kräfte. Den Inbegriff aller Linien, sowohl der Festigkeit, als der Bewegungen, macht uns der Kreis, die Kugel sichtbar; in ihr kann alles bezeichnet und zur Anschauung gebracht werden: Ruhe in ihrem Mittelpunkt, Bewegung in ihrem Umkreise, in ihren Ausschnitten und Beugungen, jede Art, jeder Grad der Bewegung, Festigkeit in ihrem Durchmesser, in jedem auf ihren Mittelpunkt gestützten Winkel. Keine Linie, keine Gestalt und Umgränzung der Natur ist ein willkührliches Spiel; an Körpern ist sie, dem tastenden Sinn sogar, reeller Ausdruck ihres Wesens, ihres Seyns, zusammengesetzt aus Solidität und aus Kräften, in Rücksicht auf Ruhe und Bewegung.

A. Also wird's bey allen Gestalten auch ein Maximum ihres Daseyns, einen Punkt ihrer Vollkommenheit geben?

E. Bey jedem Theil jedes Ganzen sogar gibt's ein Maximum seiner Art. Wo Regeln einander einschränken, so daß, was nach Einer Regel zunimmt, nach einer andern abnehmen muß, wird immer ein Maximum oder Minimum, nach Rücksicht auf Mittel und Zweck, in Ruhe oder in Bewegung. Die sinnliche Wahrnehmung dieses Maximum in allen dahinstrebenden Mitteln und Kräften ist das Gefühl der Vollkommenheit eines Dinges, seine Schönheit.

B. Das Alles wird uns die kritische Philosophie nicht zugeben. Das Wohlgefallen ihrer „Geschmacksurtheile" aus allen Sinnen und Kräften der

menschlichen Natur, geschweige aus diesem ihr gewi grob scheinenden Organ ist, „ohn' alles Interesse ohn' allen Begriff; vom Begriff der Vollkommen heit ganz unabhängig, Gegenstand eines nothwendi gen, allgemeinen Wohlgefallens ohne Vorstellung ei nes Zwecks am Gegenstande, aus Gründen a priori.'

C. Ueber das Leere und sich selbst Widerspre chende, über das Gemeine und Gemeinste solche Geschmacksmomente sollte man kaum ein Wort ver lieren, da sie blos zum Scherz und im Scherz auf gestellt scheinen. Eine Sänfte der Geschmacksurthei le von vier logischen Funktionen, Quantität, Qualität, Relation und Modalität, die alle ohne Begriff sind, getragen; die Sänfte hat weder Sitz noch Boden, und das Wohlgefallen, die Charis in ihr, auch ohne Begriff und Grund, die weder sitzen noch stehen kann, mußte sich auf die Straße des Gemeinsinnes verlieren. Wenn aber dabey die Träger dieser „Geschmacksurtheile" so zudringend werden, daß, indem sie ein „Schönes ohne Interesse, Begriff und Vorstellung" postuliren, sie ein solches zugleich als ein „allgemeines, nothwendiges Geschmacksurtheil," ja gar als einen „Gemeinsinn" aufdrängen, fordern, gebieten, so weiche jeder einer Philosophie aus, die alle Philosophie aufhebt. Ein allgemein-nothwendiges Wohlgefallen ohne Begriff und Vorstellung des Zwecks als Basis aller Geschmacksurtheile vorausgesetzt und postuliret, macht auch geneigt, ein solches Wohlgefallen ohne Begriff und Vorstellung als subjectiv-nothwendig aufzudrängen und zu zürnen, wenn der Gemeinsinn ihm nicht beystimmt.

A. Lassen wir also diese „Kritik des Schönen ohne Begriffe und Vorstellung," und bleiben beym wahren Gemeinsinn, dem Urtheil aus Gründen: denn der natürliche Verstand, den jene Kritik unter dem Namen des populären Verstandes tief hinabsetzt, vermißt sich nie ohne Gründe zu urtheilen, so oft er sich auch an ihnen betrüge. Einer blindgebohrnen Bäuerin ward die Frage vorgelegt: welcher Tisch schöner, d. i. ihr angenehmer sey, ob der viereckige oder der runde? „Der ovale, antwortete sie: denn daran stößt man sich weniger, als an den Ecken des andern, an ihm ist alles auch angenehmer beysammen" u. f. Dergleichen Urtheile über Wohlgestalt und Schicklichkeit der Theile zu einander, über das angenehm-Zweckmäßige der Natur- und Kunstproducte höret man im gemeinen Leben vom gesunden Verstande allenthalben, wenn sich der spielende mit Kritteleyen und Wahnbegriffen aufhält. Woher dies? Die Natur hat uns allenthalben mit dem Angenehm-Zweckmäßigen und Zweckmäßig-Angenehmen so reich umgeben, und beyde in einander so genau verschmelzt, daß nur ein verwöhnter Sinn sie trennen mag. Wir öffnen z. B. das Auge und sehen den Himmel, was siehet auch der gemeinste Sinn in ihm?

E. Ein schönes Gewölbe, so sanft gebogen, die hohe Zeltdecke so gleichmäßig gespannt und gerundet, daß er nicht anders, als mit heiterm Blick zu ihr hinauf sieht. Sie trägt sich selbst, die erhabne Hemisphäre, am Ende des Horizonts gespannt auf die ewigen Pfeiler der Berge. Beyde Gestalten, der Festigkeit und Schönheit, heben und stützen einander;

unter diesem Dach wohnen wir, mit einer Abwechselung der Nacht und des Tages, über allen Ausdruck erhaben und freundlich.

A. Die Luft, wenn in Stößen, oder in Wirbelungen der Sturm ausgebrauset hat und sie sich sanft zur Ruhe senket; noch webet das Laub, noch schwanken die Gipfel, bis auch sie ermatten, noch horchend gleichsam, ob alles Feindliche schläft.

C. Das Meer, in prächtigen Wellen hob es der Sturm empor; unzählbar verschieden waren seine Vertiefungen und Wasserberge. Der Sturm sank, und in den schönsten Uebergängen legen sich unter ihm die Wellen zur glatten Fläche nieder. Ein Ocean schöner Formen in Ruhe und in Bewegung.

A. Am Himmel rollen die glänzenden Kugeln hinauf und hinab, Urbilder der sanftesten Bewegung im Lauf wie in der Gestalt. Und dort steht am Himmel die zurückgeworfene Glorie der Sonne, der farbigflammende Bogen.

C. Auf der Erde Linien der Wohlgestalt, an jeder Hervorbringung derselben in Ruhe und in Bewegung. Die spitzen Pfeiler des Himmels ründet die Zeit ab; sanfte Linien fließen von Bergen zu Bergen. Man reiset mit ihnen; das Auge hängt an ihnen und verfolgt sie. Verhaßt wird uns eine zackige Gegend; eine nichtssagende, charakterlose wird uns langweilig. Wo die Natur sich mächtig in Bergen, sanft in Thälern bezeichnet, da fliegt unser Muth in kühnem Traum empor, da wohnt im Busen des Thals unsre stille Seele.

A. Im Thale schlängelt sich ein Fluß. Als er

vom Felsen herabstürzte, und diese ganze jetzt schöne Vertiefung mit reissenden Fluthen bedeckte, nannte man die Gegend fürchterlich, grausend. Die Wasser sanken: nach ewigen Regeln der Natur ist des Stromes Bett sanft bereitet. Da schleicht er, lustwandelnd, aus= und ein sich beugend fort, und liebet und küßt die Gegend. Nach unwandelbaren Gesetzen der Natur sind diese Umwandelungen erfolgt und erfolgen: wir mögen diese deutlich erkennen oder nicht, ihre Resultate sind uns vor Augen, sie werden von unserm Sinn erkannt, sind unserm Gefühl harmonisch.

E. Dieser Baum, in seinem Aufstreben gerade, in Aesten und Zweigen so vielartig und doch sich selbst so harmonisch gebogen —

A. Im Bau und Umriß seiner Blätter, Blüthen und Früchte so vielfach und doch sich selbst so harmonisch.

E. Vom höchsten bis zum niedrigsten, vom Palmbaum zum Moose, zum Schimmel zur Flechte. Dürfen wir uns nicht freuen, daß wir in einer Welt der Wohlordnung und Wohlgestalt leben, wo alle Resultate der Naturgesetze in sanften Formen uns gleichsam ein Band der Ruhe und der Bewegung, eine elastisch=wirksame Bestandheit der Dinge, kurz Schönheit, als leibhaften Ausdruck einer körperlichen Vollkommenheit, ihr selbst und unserm Gefühl harmonisch offenbaren? Höchst reell und energisch drängt uns die Natur allenthalben das Wahre und Gute, Realität in Wirksamkeit und Bestandheit, mit ihren Gründen und Folgen, mehr

oder weniger von uns erkannt, aber erkennbar, selbst auf. Dies fühlt unser Sinn; wir genießen die Früchte dieser harmonischen Zusammenordnung; alles Unangenehme und Widrige, alle Leiden machen uns darauf auch wider Willen aufmerksend. Der gemeinste Finger versteht, daß eine Spitze steche, eine Schärfe schneide, daß also, wo die Natur derglei chen Glieder der Distel, dem Schwerdfisch, den Rachen des Ungeheuers verlieh, sie auch an ihn Werkzeuge seiner Erhaltung durch fortstoßende oder zermalmende Kräfte seyn sollen, daß sie sich, als solche, die sie sind, reel darstellen und unserm Gefühl sehr empfindlich werden. Auf gleiche Weise erkennet der Sinn und in ihm der Verstand das Sanftgebogene, das mit sich und dem Gefühl Uebereinstimmende, das in sich selbst Beschlossene, Umschränkte. Je mehr Ideen der Sinn dem Verstande, in gehörigem Maas, in einer angemessenen Zeit gewähret, je tiefer, reicher, ausgedrückter diese Ideen sind, desto schöner erscheint die Gestalt dem Verstande. Unselig wäre das Geschöpf, das in ewiger Disharmonie mit sich selbst und allen Einrichtungen der Natur lebte; es lebte nicht oder schmerzhaft; seine Existenz ist undenkbar. Flach und oberflächlich empfände ein Geschöpf, das in allem Angenehmen ein Quasi-Nichts empfände. Vor dieser Scheinwelt ohne Begriff und Zweck wollen wir uns wie vor dem Tartarus scheuen, dem Reich der Schatten und Träume.

B. Sammlen wir diese Bemerkungen, so ergeben sich daraus folgende Resultate:

1. Was empfunden werden soll, muß Etwas

seyn, d. i. eine Bestandheit, ein Wesen, das sich uns äußert; mithin liegt jedem für uns Angenehmen oder Unangenehmen ein Wahres zum Grunde. Empfindung ohne Gegenstand und desselben Begriff ist in der menschlichen Natur ein Widerspruch, also unmöglich.

2. Das Seyn oder die Bestandheit eines Dinges beruhet auf seinen wirksamen Kräften in einem Eben- und Gleichmaas, mithin auf seiner Umschränkung. Bewegung und Ruhe constituiren ihm ein Maximum, und bey mehreren Gliedern oder Rücksichten mehrere Maxima, Exponenten seines Bestandes. Wird diese Conformation zum dauernden Ganzen uns sinnlich empfindbar, und ist dies gefundene Maximum meinem Gefühl harmonisch, so ist die Bestandheit des Dinges, als eines solchen, uns angenehm; wo nicht, so ists häßlich, fürchterlich, widrig. Die Selbstbestandheit, d. i. das Wohlseyn des Dinges steht also im Verhältniß mit meinem eignen Wohlseyn, freundlich oder feindlich.

3. Der Punkt seines Bestandes ist eine Mitte zwischen zwey Extremen, gegen welche seine Kräfte sich äußern; daher nun Symmetrie und Eurythmie in Verhältnissen, die vom einfachsten zur künstlichsten Verwicklung hinaufsteigen. Je leichter und harmonischer das Gefühl diese Verhältnisse wahrnimmt und sich aneignet; desto angenehmer wird uns die fremde, uns zugeeignete Bestandheit. Es trifft auf den Punkt seines Wohlbestandes, seiner Schönheit. Je schwerer, je dies

harmonischer; desto entfernter, häßlicher, fremd- ist uns die Gestalt.

4. Da aller Bestand der Körper auf Gleichmaas beruhet; so sind in Ansehung dessen gerad Linien sein bedeutendes Maas. Da aber alle Kräfte sich äußern und aus sich treten und widerstehn wo ihnen andre oder das ganze Universum entgegen strebet: so werden Umschränkungen, Grenzen der Dinge eben so bedeutend uns in Biegungen gegeben, die vom Kugelumfange an bis zum letzten ermatteten oder ermattenden Druck auf eine Ebne reichen. Jedem verständigen Gefühl sind diese Linien durch sich verständlich: denn sie bezeichnen reell den Ausdruck jeder Bewegung, im Stoß und Druck, im Reiz und Reiben, wie in der sanftesten Berührung; vom Stich an bis zu dem leisesten Druck fast überirdischer angenehm nahender Empfindung.

5. Da jede Empfindung vom leisesten Anfange zum Maximum hinauf, und bis zum unmerklichen Ausklange hinunter ihre Bahn durchläuft, und die Gesetze jeder Bewegung ihr hierin gleichförmig oder widrig seyn müssen; so giebt das Verhältniß Einer zur andern Bewegung Harmonieen und Disharmonieen, die jedem feinern Gefühl empfindlich werden. Die sanfteren Auf- und Abgänge sind ihr die angenehmsten, wenn nicht eine höhere Regel dazwischen tritt und ihr Ungestüm sowohl rechtfertiget als auflöset. Alles dies wird wahrscheinlich in den Gestalten und Bewegungen lebendiger Wesen durch alle Reiche der Natur sichtbar werden; wie wäre

es, wenn wir uns in diese Lehrschule abgemessener ewiger Naturgestalten begäben?

A. Es wäre zu früh, da wir die Gesetze unserer feinsten Sinne, des Gesichts und Gehörs noch nicht durchgangen sind und die Medien noch nicht kennen gelernt haben, durch welche diese am Universum Theil nehmen. Hier also geht unser Weg.

III. Vom Schönen und Angenehmen der Umrisse, Farben und Töne.

A. „Heil, heilig Licht! Quell des Lebens! Offenbarerin der Schönheit, Tagesbrunn!“ Mit jedem Tage sollten wir jene aufgehende Morgensonne also anreden; wir wollen sie aber, so viel an uns ist, besser preisen. Kennen wir etwas reineres, holderes, erfreuenderes, als das Licht?

C. Alle Nationen nennen es die Quelle der Schönheit. Vom Glanz, vom Schein leitet unsre Sprache das Schöne ab; es erscheinet. Wie Gold glänzt es ins Auge und leuchtet.

A. Was giebt uns das Licht?

C. Sich selbst; verborgen ist seine Pracht und Kraft, mit allen ihren Heilbringenden Wirkungen und Wundern. Indessen, das fühlen und wissen wir alle, die Empfindung zu erwecken, die Schöpfung zu regen, zu reizen, das ist des Lichtes ewiges Amt. Allem Lebendigen schafft die Sonne Thätigkeit und Genuß, die Wärme eines fröhlichen Daseyns. Ohne jene mächtige Lebenskugel empfänden, genössen wir nicht.

A. Was stehet dem Licht gegenüber?

C. Finsterniß. Wie das Licht mit sich selbst Leben giebt und zeigt, beseligend und befruchtend; so ist Finsterniß das Gegentheil von ihr in Allem; sie giebt nichts und zeigt nichts, alles Lebendige verschlingt sie oder bindet es mit schweren Fesseln.

B. Da behaupten wir vielleicht zu viel, meine Freunde: denn ob die Finsterniß bloß eine Lichtberaubte oder eine Räuberin des Lichts sey, wer mag darüber entscheiden? Der Blindgebohrne, der nie das Licht sah und seine Wirkungen aufs Auge nicht kennet, hat eigentlich so wenig sinnlichen Begriff von der Finsterniß, als vom Licht; wir leihen ihm solchen. Licht und Finsterniß sind Gegensätze, die einander ausschließen; das Wirksame des Lichts kennen wir; ob die Finsterniß auch wirke? mich dünkt, das lassen wir noch unentschieden.

A. So bleibe es vorjetzt unentschieden. Was wirket, was giebt das Licht dem Auge?

B. Die Erfahrungen der Blindgebohrnen, die sehend wurden, haben es gezeigt, nichts als eine erleuchtete Fläche, auf ihr Umrisse, d. i. Figuren und Farben. Wie eine Bildertafel stand die Welt vor ihnen da, oder vielmehr wie ein bunter Teppich lag sie auf ihrem eröffneten Auge. Neugebohren mußten sie die Dinge, die sie als Körper mittelst des Gefühls wohl gekannt hatten, als Bilder auf der Fläche erst kennen lernen. Die Entfernung derselben gleichfalls: denn nur körperlichen Raum kannten sie, auch den fühlbaren Flächenraum nur an Körpern. Jetzt, da ihnen eine Welt von Umrissen in mancherley Distanzen auf Einer sichtlichen Fläche vorgestellt ward, mußten

sie jene körperlichen Darstellungen mit diesen gemahlten Vorstellungen vergleichen, beyde zur Identität knüpfen, aus Merkmahlen des wahreren Lichts, des dunklern Schattens, durch Hülfe mancherley oft trügender Erfahrungen, Urtheile auf Nähe und Ferne der Dinge wagen, sich also eine sichtliche Welt harmonisch der fühlbaren ordnen. Kinder, Schwachsehende thun es noch; in Fällen, wo beyde Sinne mit einander zu streiten scheinen, haben wir alle keine andre Auskunft, kein Mittel zur Vereinigung der Sinne, als das Gefühl leibhafter Formen. Das Gesicht also auf einem gemahlten Flächenraum giebt uns nur Umrisse, Figuren, Farben.

E. Giebt es damit nicht gnug? Nicht etwa nur eine neue Sprache, ein verkürztes Alphabet für jene im Dunkeln ertastete Gefühle, deren Objekte es auf eine Tafel mahlt, und den Körper in eine projicirte Fläche verwandelt; sondern — heilige Macht! das allgegenwärtige Licht schafft uns gleichsam auf einmal zu Allgegenwärtigen um. Eine Welt von Gegenständen, die wir im Dunkeln uns langsam, oft vergessend, selten vollständig hervortasten, oder aus den Aeußerungen andrer Sinne nur ahnen mußten, stellet Ein Lichtstrahl dem Auge, und dadurch der ganzen Seele, wie ein großes Mit- und Nebeneinander vor, nach ewigen Gesetzen geordnet.

A. Welches wären diese ewigen Gesetze? Wir treten vor die heilige Lichttafel der Schöpfung.

E. Zuerst und vor Allem Haltung. Ein Punkt ist der helleste im Auge und im Object; auf ihn fällt der Lichtstrahl. Zu allen Seiten treten die

Objekte in verschiedne Grade der Helle und Dunkelheit; dadurch wird eine unveränderliche Ordnung des Mit- und Nebeneinander im sichtlichen, wie dort im körperlichen Raume. Ein Punkt, der Lichtpunkt entscheidet. Dort ertastete sich das Gefühl eine Mitte mühsam; es ermaaß aus ihr Symmetrie, Verhältnisse in Wirkungen strebender Kräfte, zwar sicher, aber dunkel und langsam, hier steht alles auf einmal da in hellgezeichneten Linien und Figuren. Eine Zauberhand, der Finger der Gottheit zeichnet sie uns vor.

A. Darf die Einbildungskraft mit diesen Gesetzen der Haltung spielen?

C. Ein Künstler, der mit der Haltung des Lichts zu spielen gedächte, wäre ein Wahnsinniger, der Spott einerndtete, vom gemeinsten Auge. „Er kann ja nicht sehen, wird man sagen; sonst würde er nicht so zeichnen." Haltung der Figuren in ihren Gliedern, Zusammenstellung derselben neben-, vor-, hinter einander; allgemeiner Zusammenhalt derselben im Hell und Dunkel; und wo es Farben gilt, die Beobachtung jeder Localfarbe, die Verschmelzung, der Widerschein derselben; in Ansehung des ganzen Gemähldes endlich die Harmonie aller mit allen Farben, sind unerläßliche Pflichten eines Zeichners und Farbengebers. Die kleinste Abweichung, geschweige ein willkührliches Spiel, eine phantastische Behandlung derselben, zernichtet seine ganze Kunst.

A. Diese unzerstöhrliche Haltung also, diese Ordnung der Dinge neben-, vor-, hinter einander, ist sie Quell einer angenehmen Empfindung?

B. Einer der angenehmsten, indem sie uns ein

Vieles auf Einmal, und zwar im richtigsten Maas, in den bestimmtesten Gegensätzen und Schranken vor die Seele bringt, und so lange wir wollen, festhält. Der tastenden Hand entwich ein Theil nach dem andern; diese Ordnung stehet da, und wenn ich den Gesichtspunkt verändere, sehe ich ein neues, eben so festes und reiches Gemählde, von einer neuen, endlich von allen Seiten.

C. Setzen wir hinzu, daß mittelst des Lichtstrahls, wo meine Hand nicht hintasten kann, mein Auge hintastet. Den ganzen Umriß schöner Gestalten empfängt und umfängt es; es reicht durch Wolken, durch Hüllen und Gewande. Wenn ihm der innere Bau des Körpers bekannt ist, siehet es durch die Haut das Spiel der Muskeln, den Knochenbau, den Lauf der Adern, mittelst des Lichtstrahls tastend.

B. Vor allem aber, es siehet in jedem Einzelnen das Eins, ein Ganzes. Dieß sieht es, früher als einzelne Theile, in allen Theilen auf Einmal, und fließt sodann vom Ganzen auf seine Glieder. Die helleste Synthesis, ein unwandelbares Eins zu constituiren, ist das Geschäft des Sinnes, dem wir die größte Wandelbarkeit zuschreiben, und seines Mediums, des Lichts. Durch einen Punkt trifft es, faßt zusammen und bindet. Giebt es eine klärere, festere, schönere Einheit, als diesen Punkt der Licht-Einheit? Da nun kein Lichtpunkt ohne Ausstralung nach allen Seiten, kein Punkt im sichtlichen Raum ohne Weiten und Räume zu allen Seiten hingedacht werden kann; welche Welt unzerstöhrbarheller Harmonie und Ordnung tritt vor uns!

A. Wenn diese Welt der Haltung also sich

aus ihrer Haltung nicht bringen läßt; ein desto leichter Spiel hat wohl die Einbildungskraft mit den Farben? Ein tändelnder Licht- und Luftgenius hat sie vielleicht auf die Körper geworfen, und tändelt fort mit ihnen; warum sollte die Phantasie dieser Genius nicht seyn und mit ihnen spielen?

C. Das wird niemand sagen, der je ein Prisma verständig in die Hand nahm. Die Farben, was sie auch seyn mögen, folgen einander in unverrückter Reihe; sie fließen aus- sie wandeln sich in einander; kein Brechen und Beugen kann dieses untrennbare System ändern, das in sich so fest steht, als jedes andre System körperlich-geistiger Erscheinungen und Kräfte.

B. Ich wünschte darüber eine nähere Erklärung.

C. Unverwirrbar folgen in ihren Abstufungen auf- und niederwärts die Farben von Blau zu Gelb, von Gelb zu Roth auf einander, wie wir sie bey jeder Flamme des Lichts mit und ohne Prisma wahrnehmen können; sie bilden ein unzerstöhrbar System, eine Scala.

B. Sie glauben also, da Sie nur drey Farben nannten, nicht an Newtons sieben einfache Farben?

C. Gern glaubte ich, wenn ich nur wüßte, wo dies Einfache anfänget oder aufhört? Daß meinem Auge das Farbensystem der Natur nur bis auf einen gewissen Grad bemerklich werde, daß meine Hand manche zu fern aus einander stehende Farben dergestalt nicht mischen kann, daß ihre Mittelfarbe erscheine, beweiset weder, daß diese Farben an sich

rein, noch daß jene an sich höchsteinfach sind: denn was wären höchsteinfache Farben? Was mir als Farbe erscheint, entspringt aus dem Lichtstrahl, d. i. aus einer sich ausbreitenden Flamme, deren jeder Theil nach ihrer Kraft wirket; roth, das schnellste, das ich zuerst sehe, das mir, nach schnell weggenommener Flamme, zuerst erscheint, auch dem Prisma am wenigsten brechbar; blau, das schwerste und bleibenste, daher es vielartig gebrochen werden kann; Gelb mit Blau gemischt, gibt grün, mit Roth andre Farben. Nach der Bildung meines Auges kann die Erscheinung nicht anders seyn: denn wenn mein Sehnerve in allen Punkten und Graden seiner Reizbarkeit harmonisch erregt und thätig gemacht werden sollte; so entstand in ihm die Scala der Farben natürlich. Könnte ich jede Farbe aufs neue nuanciren, so bekäme ich statt sieben (und warum sieben?) siebzigmal sieben Farben in immer derselben feineren Farbenscala. Wie durch Einen reinen Ton der Musik uns unzerreißbar ihre Tonleiter in allen Tönen und Tonarten gegeben ist, so im Lichtstrahl oder in seinem irdischen Repräsentanten, der Flamme, nach einem festen System alle, d. i. unendliche Farben, jede mit jeder gegeben, keine ohne die andre denkbar. Tobias Mayer hat aus Mischungen der drey Hauptfarben 819 Farben deduciret.*)

A. Also muß auch das Angenehme der Farben ein System seyn?

C.

---

*) S. Tob. Mayer. de affinitate colorum in opp. ej. ineditis Vol. I. p. 31. Göttingen 1775.

C. Nicht anders. Jede Farbe, so reiner sie uns erscheint, desto angenehmer. Weiß vor Allem: denn es ist der Repräsentant des Lichts; es strahlet zurück alle Farben. Sodann in großen Gegensätzen, obwohl mit gleichem Wohlgefallen roth und blau; weßwegen auch mehrere Nationen diese die schönen Farben nennen und sie beyden Geschlechtern zutheilen; festes Blau dem Mann, zartes Roth dem Weibe. Grün ist eine gemischte, gelb ein Caricato der Lichtfarbe; die andern feiner gemischten sind Uebergänge, auf denen das nicht verwöhnte Auge weniger ruhet, die es nur als Uebergänge angenehm betrachtet. Die grauen schmutzigen Farben, insonderheit wo das schöne Weiß und Roth befleckt erscheint, (das festere Blau kann mehr ertragen) mißfallen ihm; die zu bunt gemischten verworrenen Farben sind ihm widrig, alles nach Gesetzen des Lichts und seines feinen Clavichords, des Auges. *)

B. Darf ich, ob wir gleich die Finsterniß oder das Schwarz von unsrer Untersuchung ausschlossen diesem schwarzen Wesen oder Unwesen eine Lobrede halten? Es scheinet mir, wenn das Licht, der glänzende Vater des ganzen Farbensystems ist, die Mutter der Farben. Als Licht die Finsterniß bestrahlte, ging jenes tiefe Blau aus ihm hervor, in welchem auf den höchsten Gebirgen Mond und Sonne herrlicher strahlen, als unser Auge je sie sah. Es scheinet schwarz und mußte sich tief herablassen, eh es

*) S. Mengs Gedanken von der Schönheit. Zürich 1774.

zu irdischen Farben gelangte. Danieden mit Licht gemischt, webte es den grünen Teppich der Erde, aus welchem nach vielen Verarbeitungen des Lichts endlich auch die Lilie, die Rose, die goldne Sonnenblume hervorsteigen konnte. Ganz aber ließ es sich sein Antheil an Bekleidung der Welt nicht nehmen, auch dunkle Blumen färbten sich; ein Theil des Menschengeschlechts, der sinnlichste, der geschlankste, kleidete sich in seine Farbe. Von Anbeginn an ward das Regiment der Schöpfung zwischen Licht und Dunkel getheilt; da sitzt sie, die Nacht, die Thronende, und bewahrt die Grenzen der Schöpfung.

A. Der Lobrede, im Scherz oder Ernst gesagt, bleibe ihr Werth; allerdings gehört zu einem Satz ein Gegensatz, wie zu einer Mitte zwey Extreme. Das wirksame Weiß, das alle Strahlen fortsendet, beziehet sich endlich auf Etwas, das alle Strahlen verschlingt; in beyden erscheint abermals ein Maximum und Minimum seiner Art, wie wirs bey den Objecten andrer Sinne bemerkten. Gäbe es aber nicht einen Haupt-Unterschied zwischen den Empfindungen dieses und der vorigen Organe, den wir bisher übersahen? Beym leidenden Gefühl, beym Geruch und Geschmack ward das Objekt oder Theile desselben mit uns Eins; wir haßten und liebten, begehrten und scheueten in- und für uns. Auch bey dem tastenden Gefühl war noch kein Medium zwischen uns und dem Gegenstande, den wir unsrer Natur zueigneten —

C. Hier aber steht zwischen uns und dem Gegenstande das wirksame Medium rein und unwandelbar da, in ihm selbst die Regel zei-

zend, zu der unser Organ geformt ist; allerdings ein großer Exponent zu Aufhellung unsrer Begriffe des Angenehmen und Schönen. Verkürzt muß diesem Sinn das körperliche Objekt wie eine Flächenfigur erscheinen, damit es in der sichersten Haltung nach Licht und Schatten, in Linien und Farben von ihm gefaßt werde, damit das Auge verständig sehen lerne. Sein Angenehmes wird hiermit ein fortgehendes Werk des zeichnenden ewigen Verstandes.

A. Wollen wir also nicht, um diesen Exponenten, ein abgesetztes reines Medium kennen zu lernen, dem viellehrenden klaren Sinn des Gesichts sogleich seinen Bruder, das Ohr, zuführen? Wir treten damit in eine neue Welt ein.

C. Für mich eine dunkle Welt. In ihr schwinden nicht etwa nur körperliche Formen, sondern auch Umrisse, Figuren, Raum und das Licht selbst. Wir steigen zu einem Tartarus nieder.

A. Der goldne Zweig, und die heilige Flamme und Orpheus Leier sollen uns begleiten. Wir steigen ins Gebiet der Töne, zwar eine unsichtbare Welt; was haben wir aber verlohren? Nichts als Aeußerlichkeiten der Dinge, Form, Umriß, Figur, Raum; vom Innern erfuhren wir durch sie wenig, und dies Wenige nur durch ein Zurückkommen auf uns selbst. Dies Innere, unsre Empfindung, bleibt uns.

* * *

A. Wenn Dinge um uns her uns ihr Inneres nicht andeuten, sondern ankündigen wollen,

wodurch geschieht es? wodurch kann es allein g
schehen?

C. Durch einen leeren Schall?

A. Durch einen nicht leeren Schall: denn j
der Schall ist ausdrückend, also mehr als an
deutend. Er drückt ein Inneres aus; er b
wegt ein Inneres.

Hören wir uns selbst und die Natur. Wo
durch äußert sich die allgemeinste, allverbreitete Kraf
der Körper?

C. Durch Bewegung; mittelst dieser offen
baret sie sich selbst in Wirkung.

A. Und diese Bemerkung wird erregt?

C. Von außen durch Bewegung, Anstoß
Schlag oder sonst Antrieb eines Körpers.

A. Wie nennen wir den Körper, der gestoßen
sich widersetzt und sich wiederherstellt?

C. Jenen einen harten, diesen einen elasti
schen Körper. Alle harte Körper sind bis zu einem
Grad elastisch.

A. Gestoßen, elastisch sich wiederherstellend, giebt
nicht jeder Körper einen Schall? Ist nicht ein
Medium da, das diesen Schall aufnimmt, forttrag
und andern harmonischen Körpern mittheilt? Wa
ist also der Schall anders, als die Stimme al
ler bewegten Körper, aus ihrem Inner
hervor? ihr Leiden, ihren Widerstand, ihre er
regten Kräfte andern harmonischen Wesen laut od
leise verkündend. Tönen die Stimmen aller di
ser Bewegten und Widerstrebenden alle gleich?

E. Bei weitem nicht. Anders tönt das geschlagene Metall, anders die gerührte Saite. Anders lispelt das Rohr, anders ruft die geläutete Glocke; anders die Tuba.

A. Und alle doch unsrer Mitempfindung verständlich. Auch das stumpfste Ohr vernimmt den Unterschied zwischen dem Trommelschlage und dem Laut einer Glocke, zwischen dem Trometenhall und dem Seufzen der Laute. Thiere sogar sind dem Schall dieses oder jenes Instruments empfindlich. Und leidenschaftlichen gefühlvollen Menschen! Ihnen seufzet der Wind, ihnen ächzt das Lüftchen. Sind uns nicht Beyspiele bekannt, da einsame, bewegte Menschen, die ein Wort, einen Laut oder Gesang im Gemüth trugen, diesen im Winde, im Schall jeder Bewegung hörten? So viele Geschichten und Gedichte dieser gerührten Einsamen, die Lieder und Selbstgespräche Fürchtender, Hoffender, Liebender sind dieser Empfindung voll; und wer anders, als eine Musik- und Melodielose Seele wäre in den bewegtesten Zuständen seines Lebens davon frei gewesen? Spricht also die bewegte Natur mittelst des Schalles oder Lauts zu harmonischen Wesen: (denn auch die kleinste Bewegung, wenn wir sie vernehmen könnten, würde nicht ohne Laut seyn:) so ist an unsrem Mitverstande, an unsrer Mitempfindung mit der Stimme l e b e n d i g e r Mitgeschöpfe wohl nicht zu zweifeln.

B. Gewiß nicht. Die Luft, der Wald ist voll Gesanges, und jeder Aufmerksame vernimmt sie. Sein Daseyn, seinen innern Zustand, seine Sorge, Leid, Gefahr, Schmerz, seine Freuden zu verkündi-

gen hat ja das Thier nichts anders, als Stimm und Gebehrden. Jedes mitempfindende Thier versteht sie. Bemerken wir nun, wie genau Stimme und Gebehrden zusammenhangen; da beide lebendiger Ausdruck Einer Sache, des innern Seyns, der im Geschöpf erregten Veränderung und Leidenschaft sind! Man sehe den Vogel, wie er singend gesticulirt und durch beydes seine Empfindung ausdrückt. Man sehe und höre den krähenden Hahn, den brüllenden Löwen. Dem Naturmenschen sind Stimme und Gebehrden wie Eins; es kostet ihm Mühe, Eine ohne die Andre zu gebrauchen, weil beyde Ausdruck Einer Sache sind, deren Eine, die Gebehrden, dem Gesicht, die Andre Stimme, dem Ohr zu vernehmen giebt, was das empfindende Geschöpf im Innern fühlet. Auch in der Einsamkeit spricht, singt, ruft, gesticulirt der leidenschaftliche Mensch, ohne Rücksicht darauf, daß man ihn höre. Es ist der natürliche Ausdruck seiner Empfindung.

A. Wenn der Schall also ein allgemeiner Ausdruck der bewegten elastischen Natur ist, was wird körperlich seine Eigenschaft seyn? Wird er sich nicht in Wellen bewegen?

B. Die elastische Natur der schallenden Körper und der Luft als einer Trägerin des Schalles fodert dieses. Zeitmässig werden diese Wellen erregt werden, in Verhältniß der Länge oder der Gestalt, der Dicke oder Spannung der vibrirenden Körper.

A. Hier schlägt also unser goldner Zweig. Zwei Analogieen zwischen Licht und Schall liegen vor uns, obgleich in der größten Verschiedenheit beider Sinne

und Mittheilungsweisen. Wie das Licht sich selbst als den grossen Erwecker der Thätigkeit sichtbar zeigte, so Schall, der grosse Verkündiger und Erreger der Leidenschaften in der Natur unsichtbar. Dieser erweiset sich erschütternd, regend; jenes, das Licht, sanft-reizend. Wie das Licht Fläche, d. i. eine unzerstöhrliche Haltung im Raum, ein Nebeneinander, bereitet und Figuren darauf zeichnet; so der Schall Dauer, eine unzerstöhrliche Haltung in Zeitmomenten nach einander, in denen wiederkommende Stöße der Bewegung sich offenbaren. Wie nennt man die harmonisch mit- und nachklingende Töne auf der gespannten Saite?

B. Consonanzen. Die Saite hat nach Zahl und Verhältniß consone Punkte, zwischen welchen die Dissonanzen unerweckt liegen.

1. Jene also, um in der Sprache der vollstimmigen Natur zu reden, sobald elastisch der Ton erklingt, erheben sich gleich- oder einstimmig zum Widerstande; der Zeit sowohl als ihrer inneren Art nach sind sie wie jene Figuren im Raum nach einer unwandelbaren-festen Ordnung da, sich zugleich offenbarend. Accord heißt diese Haltung. Mit jedem klingenden Ton tönt alles Gleichförmige mit; bis zu einer unerreichbaren Höhe und Tiefe tönen die Consonanzen nach- und zu einander. Hohe Gesetze der unwandelbaren Natur! Ein Odeum, ein Saal ewiger Harmonieen, in denen wir bis zum Unmerklichen, unverfolgbaren hin, leben. Unison und conson folgen die Töne, sie folgen nach ewigen Verhältnissen aus der Bestandheit und widerstehen-

den Kraft der Körper. Alles will bleiben, was es ist und stellet sich wieder her; alles Gleichartige hilft ihm dazu und stehet mit auf. Die Stimme, die dies ankündigt, nennen wir Accorde, im weitern Umfange Consonanzen.

C. Irre ich nicht, so wird hiemit eine dritte Analogie, unabtrennlich von Jenen, zwischen Farben und Tönen kennbar, nämlich die Tonleiter, Scala, die mittelst dieser Verhältnisse auf sich selbst ruhet. Wir nennen sie Scala, weil sie auf einer Saite, dem Monochord, sich unserm Ohr hinauf und hinab Zeitmäßig offenbaret; eigentlich aber sind, wie dort mit Einem Sonnenstrahl alle Farben so mit Einem angeklungenen Ton alle Töne auf- und niederwärts gegeben. Statt sieben könnten wir sieben und siebenzig nennen, und sie beschlösse doch derselbe Tonkreis, aus welchem und über welchen unser Ohr nicht hinaus kann. Es ist mit ihm umschlossen, es ist zu ihm gebildet. Ich ahne jetzt, worin das Wesen und die Anmuth nicht nur der Harmonie, sondern auch und vorzüglich der Melodie ruhe?

B. Der Grund der Harmonie entdeckte sich im Bau der Körper selbst, in den jeden erklungenen Ton begleitenden Mittönen; bey der gerührten Saite und in Chladni's Versuchen bey gestrichenen Glastafeln wird sie sogar dem Auge sichtbar.*)

---

*) S. Rameau traité de l'harmonie edit. de d'Alembert - Diderot, principes generaux de l'Acoustique. (Oeuvr. philosph. T.

In einfachen Verhältnissen, in leicht zu fassenden Proportionen erscheinen die Töne und sind berechnet. Was die Melodie betrifft (ich gestehe es gern), haben mich weder Rameau noch Tartini ganz befriedigt; Rousseau's Zweifel gegen diese und andere Theoristen scheinen mir gegründet. *) Ueberhaupt will mir das bloße Zählen der Verhältnisse, das Messen der Intervalle, als Erklärung des Wohlgefallens der Seele an der Musik, so wenig zu Sinn, daß ich vielmehr durch diese Zahlmeisterey, wenn die Musik nichts anders wäre, auf immer von ihr abgeschreckt würde. Wer zählt, wer mißt wohl, wenn er die Freuden der Musik aufs innigste und lebhafteste empfindet? Höre man einen Tonkünstler im glücklichsten Feuer phantasiren, sehe man ihn mit Genie und Enthusiasmus componiren; er ist mit andern Dingen beschäftigt, als mit Rechnen und Zahlenschreiben. Kaum zu begreifen ists, wie die Seele eines Glucks, Mozarts, Haidn u. s. solche Zaubereyen auf Einmal dachte und hervorbrachte.

X. Ob wir wohl keine Tonkünstler sind, so müssen wir doch, da wir alle das Organ in uns haben, das diese wundersam-schnellen Kräfte empfindet, es wissen, d. i. unser Bewußtseyn muß es uns sagen, ob unser Vergnügen an der Musik im Zäh-

---

VI.) Chladni Entdeckungen über die Theorie des Klanges. Leipz. 1787. Eine Schrift voll merkwürdiger Beobachtungen.

*) Rousseau Dictionaire de Musique, hin und wieder.

sen und Rechnen bestehe, oder worin es liege? Bestünde es aber darin (in der Natur ist alles nach Verhältnissen geordnet), warum wollten wir nicht auch rechnen, wenn ohne Rechnen keine Musik Statt fände? Zumal wenn die Natur uns dies Rechnen so leicht gemacht hätte, daß wir nicht nur keiner Anstrengung, keines Zahlenschreibens dabey bedürften, sondern durch das blosse Empfangen dieser goldnen Münzen mit einem Reichthum von Empfindungen, wie mit Wellen der Freude übergossen würden. Die Natur hätte sodann selbst für uns gerechnet.*) Lassen Sie

*) Auch den Unbegriff, daß unser Vergnügen an der Musik aus Zahlenschreiben entstehe, hat man Leibnitz aufgebürdet, ihm, der für die Musik ein grosses Gefühl hatte, und sie würdig angewandt wünschte. Wenn er irgendwo sagt, daß die Seele bey der Musik ihr selbst unbewußt rechne, so zeigen eben diese Worte „ihr selbst unbewußt", daß er dabey etwas Höheres, als ein trockenes, nichts sagendes Zahlenschreiben dachte. Euler in seinen Briefen an eine deutsche Prinzessin (Br. 8.), setzt das Vergnügen der Musik ins Errathen des Sinnes des Componisten, als eines Pantomimen, mithin in die fortwährende Auflösung eines Räthsels. Ce plaisir vient donc de ce qu'on devine pour ainsi dire les vues et les sentimens du compositeur, dont l'execution, en tant qu'on la juge heureuse, remplit l'esprit d'une agreable satisfaction. C'est à peu près une semblable satisfaction, qu'on ressent en voyant une belle Pantomime, où on peut deviner

uns ohne spitzfindige Theorie unsre Untersuchung fortsetzen, wie die Verkündigerin des Leidens und Widerstandes in der körperlichen Natur, die elastische Bewegung wirke. Sie wirkt doch reell, d. i. sich selbst ausdrückend?

B. Höchst reell. Nichts in der Natur drückt sich stärker aus, als eine erschütterte Macht.

A. Ein Stoß erschüttert den Körper; was sagt sein Schall?

B. „Ich bin erschüttert; so vibriren meine Theile und stellen sich wieder her."

A. Sagen sie dies auch uns?

B. Durch und durch sind wir elastische Wesen; unser Ohr, die Gehörkammer unsrer Seele ist ein Akroaterion, eine Echokammer der feinsten Art.

A. Wenn also ein einzelner Ton aufweckt; was thun abgesetzte einzelne Töne?

---

par les gestes et les actions, les sentimens et les discours, qui en sont representés et qui executent outre cela un beau dessein. Cette enigme du Ramoneur, qui a tant plu a V. A. me fournit aussi une belle instance etc. Voilà à mon avis les vrais principes, sur lesquels sont fondès tous les jugemens sur la beauté des pieces de musique; mais ce n'est que l'avis d'un homme, qui n'en entend rien du tout etc. Die letzten Worte des bescheidnen Mannes entschuldigen das Unhinreichende seiner Hypothese, die übrigens ihre Aufgabe doch nicht ganz verfehlet.

B. Sie erneuen und verstärken die Erschütterung; sie wecken, wie eine Tuba, wiederholt auf.

A. Und langgezogene, anhaltende Töne?

B. Sie dehnen die Empfindung, indem die Erschütterung anhält. Sie wirken ungemein mächtig.

A. Und wachsende oder abnehmende, steigende oder sinkende Töne, ein langsamer oder schneller, ernsthafter oder hüpfender, andringender, zurückweichender, hart- oder weicher, gleich- oder ungleichmäßiger Fortgang der Töne, d. i. der Stöße, Schläge, Hauche, Wellen, der Rührungen und Vergnügen, was wirken sie auf unser Gemüth?

B. Gleichartige Regungen, wie jeder die Musik begleitende unwillkührliche Ausdruck unsrer Affekten zeigt. Das Leidenschaftliche in uns (τε θυμικον) hebet sich und sinkt, es hüpft oder schleicht und schreitet langsam. Jetzt wird es andringend-, jetzt zurückweichend, jetzt schwächer-, jetzt stärker gerührt; seine eigne Bewegung, sein Tritt verändert sich mit jeder Modulation, mit jedem treffenden Accent, geschweige mit einer veränderten Tonart. Die Musik spielt in uns ein Clavichord, das unsre eigne innigste Natur ist.

A. Es ist doch nicht etwa P. Castels Farben- oder ein Bilderclavier, was in uns gerührt wird?

B. Keine Bilder! Was hätten Bewegungen des Gemüths, Schwingungen und Leidenschaften un-

ser innern elastischen Kraft mit Bildern? Das hie-
ße, Töne **mahlen**.

A. Empfindet jeder offne Naturmensch eine sol-
che Wirkung der Töne?

B. Man sollte glauben. Eine gewisse Musik
macht alle traurig; eine andre rasche, hüpfende,
macht alle rasch, lustig, hüpfend. Dieser kann zu
dieser, jener zu jener Musik von Natur geneigter,
nach seiner jetzigen Stimmung aufgelegter seyn; er
kann nach seinem Körperbau und Charakter im **Mehr**
und **Weniger** des Schnellen und Langsamen, des
Hart- und Weichen, des Heftigen und Gelinden,
des Muntern und Schweren verschieden empfinden,
und seine Musik darnach eingerichtet wünschen; die
Grundcharte der Empfindungs- und Tonarten aber
liegt einstimmig in Aller Gemüth. Die National-
melodien jedes Volks enthüllten seinen **Charakter**.

A. Zugleich aber auch die **Stufe seiner mu-
sikalischen Bildung**. Nicht etwa nur, wie
durch Töne diese Nation bewegt werden **will**, son-
dern auch wie sie bewegt werden **kann**, oder bisher
vergnügt wurde, zeigt die Nationalmusik jedes Vol-
kes. Gewiß haben sich bey allen Völkern oder Men-
schen nicht **gleichviel** Gänge der Bewegung, der
Leidenschaften und Töne entwickelt; ihr leidenschaft-
liches Gemüth ist nicht auf gleiche Weise urbar ge-
macht, ihre Elasticität nicht auf Einerley Wegen,
nicht in gleichen Graden geregt worden; daher dann
das verschiedne Urtheil über die verschiednen Wirkun-
gen dieses oder jenes Stücks, dieses oder jenes Vor-
trags.

Manche träge Völker steigen in wenigen Conso-

tanzen auf- und nieder; andre, berauschte, drehen grob oder hüpfend ein Rad sogenannter Sangweisen umher, nach denen sie hüpfen und laufen. Leichtere, feinere, insonderheit Bergvölker schwingen sich am kühnsten Seil auf und nieder; fest und leise treten sie auf jede kleinste Sprosse des Baums der Töne. Wodurch, meynen wir, hat die Natur diese leichte Sicherheit unsrer innern Elasticität bewirket? Etwa durch Harmonie allein?

B. Die liegt freylich, wie die festen Verhältnisse der Baukunst, aller Musik zum Grunde, da sie aber die ganze Musik, ihre Kraft und Wirkung nicht ausmacht, so muß der besondre Weg, den jetzt diese und keine andre Empfindung in ihrer Eigenheit nach ihrem Maas und Ziel, in allen Wendungen ihrer Kraft nimmt, steigend und sinkend, nachlassend und widerstrebend, stark und schwach, rasch und ermattend, in einer Regel enthalten seyn, einer sichern Regel.

A. Läge diese nicht vor uns? Der Cyklus der alle Töne und Gänge durch ein unauflösliches Band dergestalt knüpft, daß mit Einem Ton uns alle gegeben sind, und in ihm nicht nur Melodie, sondern der Gang aller Melodien möglich wird, auf einer festbestimmten, höchstsichern Tonleiter, wäre dieser nicht Regel? Was unter den Linien die gerade Linie, unter den Figuren das Quadrat oder Rettangul war, die Basis der Richtigkeit, aus welchen allein aber keine Form beweglicher Schönheit entspringen konnte, das ist in Tönen die Harmonie, gleichsam die Baukunst der Töne, aus welcher aber auch eben so wenig die viel-bewegliche Melodie der Lei-

denschaften entstehen könnte, wenn jede Empfindung nicht in diesem festumschlossenen Tonkreise ihre Curve, ihren Brennpunkt, ihr Ziel und Maas hätte. Die ganze Anzahl von Linien, die zwischen der geraden und dem Kreise liegen und dort Linien der Schönheit waren, sind in dieser Kunst melodische Gänge, jeder in seiner Bahn mit jedem andern unvertauschbar, alle aber von Einer ewigen Regel, dem Tonkreise gebunden. Dieser stehet und bleibt; unzählige Melodieen, d. i. Schwingungen und Gänge der Leidenschaft sind in und mit ihm gegeben.

B. Gute Aussicht! Trost für den, der fürchtete, daß in der Musik bereits Alles erschöpft sey. So lange Leidenschaften in der menschlichen Brust sind, so lange jede Empfindung in Tönen spricht; und jede Nation auf ihrer Stufe der Ausbildung sich derselben gemäß ausdrückt, werden mit den sieben uralten Tönen neue und neue Lieblingsmelodieen ertönen. Wie stehets nun aber mit dem Messen und Zählen in diesem so fest gebundnen System, das so zahlreiche, ja unzähliche Tongänge frey läßt?

A. Nicht wir zählen und messen, sondern die Natur; das Clavichord in uns spielt und zählet. Ist dies mangelhaft, hörten wir keine andern Gänge, keine reinern Töne, als Schälle und Klänge, so urtheilen wir nicht feiner, als wir empfinden. Wird unser Ohr reiner gestimmt, wir lernen feiner unterscheiden, in freieren Schritten den Gang unsrer Empfindung üben, so wird innerhalb der sieben Töne, aus welchen wir nie gelangen, in jedem musikalischen Werk eines Meisters uns ein neues unendliches Vergnügen bereitet. Wie sich bey

diesem und keinem andern elastischen Druck diese un keine andre Gegenwirkung offenbart: so beym Anklange jeder Leidenschaft, beym Schwunge jeder Empfindung. Aberglaube wäre es, Zahlen und Zeichen beymessen wollen, was Dem allein gilt, was Zahlen und Zeichen bezeichnen, der Regung des Gemüths der Empfindung. Die musikalische Skala war da eh' Pythagoras sie maaß; der Gang in ihren Verhältnissen, die Energie der Natur wirkt, ohne daß unser Gemüth bey jedem Tritt die veränderte Bewegung signire. Wer nicht rein und bestimmt die Scala, an der wir auf- und nieder steigen, in sich hat, dessen stumpfem Ohr, dessen falscher Stimme, dessen misgreifender Hand, dessen gelehrtmißstimmtem Instrument wird Eulers ganze Musiktheorie zum musikalischen Gefühl nicht helfen.

E. Der Farbenbogen stand, dünkt mich, doch heller da, als diese Scala.

A. Nicht heller. Dort wie hier kommts auf das Organ an, mit welchem man Töne oder Farben wahrnimmt. Von Farben spricht Jeder, der auch nicht siehet; so ungefähr nennt er blau, was nur nicht schwarz, roth, was nur nicht gelb ist, und urtheilt. Zu den Nüancen der Farben gehört ein so geübtes Auge, wie zu Empfindung der Zwischentöne ein fein geübtes Ohr. Keinem Sinn kann durch Zahl und Zeichen bemerklich gemacht werden, was er nicht selbst empfindet. Uebrigens ists Wohlthat der Natur, das sie uns bey Tönen wie bey Farben in dies leicht begreifliche feste System geschlossen, sowohl um uns in Ordnung zu halten,

als

als uns das Meiste und Schönste auf die leichteste Weise mitzutheilen. Beyde Medien enthüllen uns mittelst einer das Weltall umschließenden Regel, jenes ein sichtbares, dies ein hörbares All, eine Weltordnung.

B. Und wie ein Instrument ausgespielt wird, indem von der Hand des Meisters dessen elastische Lagen und verschlossene Gänge geöffnet werden, so wollen wir dieser Regel zufolge, unser Ohr und Auge, jedes durch Erziehung für sein Weltall bilden. Sehr angemessen gaben die Griechen dem größesten Theil ihrer praktischen Musenkünste den Namen Musik: denn durch sie sollten die Empfindungen und Leidenschaften ihrer Zöglinge harmonisch erweckt und geordnet, melodisch geleitet und fortgeführt werden; so bilde sich auch unser Gemüth, unser Ohr und Auge.

A. Auch hier finden wir uns also unter dem allgewaltigen Gesetz des Naturschönen, als eines Maximum, das zwischen zwey Extremen sich selbst beschränket. Zu- und abnehmende Empfindungen werden von einer elastischen Kraft hervorgebracht, von einer Regel geleitet, von unserm Gefühl harmonisch sich angeeignet. Was sagt die Kritik hierüber?

B. Was ich ihr nachzusagen mich kaum getraue. Sie findet zwar, „als Künste des schönen Spiels der Empfindungen eine angenehme Farben- und Tonkunst;" nur weiß sie nicht, „ob Farbe und Ton blos angenehme Empfindungen, oder an sich schon ein schönes Spiel der Empfin-

dungen seyn, und als ein solches ein Wohlgefa len an der Form in der ästhetischen Beurtheilun bey sich führen." *) Sie bleibt ungewiß, ob sie di Musik für „das schöne Spiel der Empfindunge durchs Gehör oder angenehmer Empfindungen" er klären soll. **) „Durch lauter Empfindungen spre che sie ohne Begriffe, sey also mehr Genuß, al Cultur, und habe, durch Vernunft beurtheilt, we niger Werth, als jede andre der schönen Künst Nur den untersten Platz nehme sie unter diesen ein weil sie blos mit Empfindungen spielt, indeß di andern Künste ein Product zu Stande bringen und von bleibendem, sie aber nur transitorischen Eindruck sey. ***) Alles wechselnde freye Spiel de Empfindungen, die keine Absicht zum Grund haben, vergnügt indeß, weil es das Vergnü gen der Gesundheit befördert; z. B. da Glücksspiel, Tonspiel und Gedanken spiel. Das Tonspiel fodre blos den Wechse der Empfindungen, deren jede ihre Beziehung auf Affect, aber ohne den Grad eines Affekts hab und ästhetische Ideen rege mache. Musik und Stof zum Lachen seyn zweierley Arten des Spiels mi ästhetischen Ideen, oder auch mit Verstandesvor stellungen, wodurch am Ende nichts gedacht wird und die blos durch ihren Wechsel lebhaft vergnügen können, wodurch sie ziemlich klar zu erkennen geben, daß die Belebung in beyden blos körper

---

*) Kritik der Urtheilskraft. S. 208. 209.

**) S. 210.

***) S. 216. 218.

lich sey, und daß das Gefühl der Gesundheit durch eine ihrem Spiel correspondirende Bewegung der Eingeweide, das ganze für so fein und geistvoll gepriesene Vergnügen einer aufgeweckten Gesellschaft ausmachen. Nicht die Beurtheilung der Harmonie in Tönen oder Witzeinfällen, sondern das beförderte Lebensgeschäft im Körper, der Affekt, der die Eingeweide und das Zwergfell bewegt, mit einem Wort, das Gefühl der Gesundheit, welche sich ohne solche Veranlassung sonst nicht fühlen läßt, machen das Vergnügen aus, welches man dabey findet, daß man dem Körper auch durch die Seele beykommen, und diese zum Arzt von jenem brauchen kann."*)

C. So ist doch die schöne Kunst, die „ohne Interesse und Vorstellung der Zweckmäßigkeit allgemein-nothwendig wirken soll," die Musik, noch zu Etwas dienlich! Zur heilsamen Erschütterung des Zwergfells und zur gesunden Verdauung in einem uninteressirten, rein ästhetischen Gedankenspiele.

---

*) S. 221.

IV. Von der Bedeutsamkeit lebendiger Gestalten zum Begriff der Schönheit.

A. Statt daß bey den niedern Sinnen Subjekt und Objekt in der Empfindung gleichsam Eins wurden, fanden wir im vorigen Gespräch bey unsern feinern Organen, dem Gesicht und Gehör το μεταξυ, ein Medium, das zwischen den Gegenstand und den Empfindenden trat, jenen, den Gegenstand ausdrückend oder abbildend, diesem, dem Empfindenden, den Aus- oder Abdruck harmonisch zuzählend. Mit Recht nannten wirs also den Exponenten der Verhältnisse zwischen dem Object und Subjekt, und bey angenehmen Empfindungen den Schlüssel ihrer Harmonie.

1. Das Licht, angenehm und erfreuend durch sich selbst, zeigte uns eine große Bildertafel, eine Welt von Umrissen in der festesten und zugleich leisesten Haltung. Es webte uns einen Teppich von Figuren, und machte uns auf Einmal ein Hemisphär gegenwärtig, das keine Macht der Natur, als die Finsterniß, zerreißen konnte. Durchs Auge wurden wir allgegenwärtig in diesem Halbkreise: denn

alles, was uns das Licht zeigt, sofern es uns solches zeigt, ist sichtliche Wahrheit. Dem tastenden Gefühl war diese ganze Welt fremde.

2. Der Schall, angenehm und erregend durch sich selbst, verkündigte uns die innere Erschütterung elastischer, uns gleichgestimmter Wesen. Widerstand aller consonen Theile bis zur Wiederherstellung waren sein Ausdruck, unserer Elasticität harmonisch. Er gab uns also das Gefühl nicht nur des Zusammenhanges in der empfindenden Natur für den Augenblick, sondern indem der Ton ausklang, und seine consone Klänge nachhallten, ein Gefühl der Dauer, und bey jedem wiederkommenden Ton einer neuen Dauer der Empfindung, mithin eine unzerreißbare Folge der Momente, worin das Wesen der Melodie lag. Unser Gemüth und Ohr wurden in eine Zeitfolge hingezogen, forthörend. Dem Gesicht war dieser erregte Zustand und Zusammenhang innerer Empfindungen fremde.

In beyden Sinnen waren Licht und Schall weder Objekt noch Subjekt; sie standen aber zwischen beyden, und erzählten Diesem, was an oder in Jenem vorginge, ihm harmonisch oder disharmonisch. Dies erregte Gefühl war Begriff von der Sache, wie durch diesen Sinn der Empfindende sie erlangen konnte, mithin Wahrheit.

Beyde Medien hatten eine unwandelbare Regel in sich, dem Organ harmonisch. Das Licht entfaltete einen Farbenkreis, der Schall einen Tonkreis, unsern Organen zusammenstimmend geordnet. Wie man ihn sich denken müsse, ob als

Kreis oder Bogen, als Scala oder Pyramide, gehöret nicht hieher; genug, die Regel ist da, und auf sich ruhend, in sich beschränkt und in jeder Nuance ausdrückend, bedeutend. Sie ist für den Sinn, der Sinn für sie bereitet.

Beyde Exponenten, als eine Regel des Wahren und Schönen, auf die Gestalten der Körper anzuwenden und daher unser Gefühl zu befragen, was ihm diese Form, jene Gestalt, an ihrem Ort, im Reich ihrer Zustände und Momente bedeute, dies sey jetzt unsre Frage. Sie wird uns beantworten, ob es eine Empfindung des Schönen ohne Begriffe, ein Zweckmäßiges ohne Zweck, einen Gemeinsinn des Schönen ohne Verstand gebe.

Wenn wir eine rohe gemischte Steinart ansehen, was vermissen wir an ihr?

C. Gestalt. Wir fragen, wie der Granit, der Gneiß, die Wacke b r i c h t. Entdecken wir keine ursprüngliche Form in ihnen, so sehen wir sie nur als eine υλη, eine gehärtete, gemischte Masse an, bey deren Bestandtheilen wir wieder nach der ihnen wesentlichen Form fragen.

A. Finden wir, daß z. B. der Sandstein aus zusammengekitteten Körnern besteht —

C. So erneuet sich die Frage über die Gestalt des Sandkorns wiederum, bis wir diese entdecken, und sie in ihrer Art sich selbst harmonisch finden.

A. Diese gefunden, wofür gilt uns die Form?

C. Für das Gesetz der Bestandheit dieses Körpers. Ist sie regelmäßig, so gefället sie uns noch mehr.

A. Wenn sich nun bey einem Stein noch mehrere unsern Begriffen harmonische Eigenschaften finden, z. B. Härte, Glanz, eine reine, sogar Feuerbeständige Farbe u. s. ?

C. Auch ohne Absicht auf Nutzen oder Gebrauch ist er uns schön. Ein Kind schon lieset die bunten, glatten, sonderbar gebildeten Kiesel mit Vergnügen am Ufer; Mineralogen erfreuen sich an Steinen und Krystallen, an Salzen, Metallen, Erden, und suchen in jeder Art das schönste Exemplar. Die Liebhaber der Edelsteine endlich — wer weiß nicht, wie viel höher und theurer der Diamant über der Holzkohle steht, die, wie er, im Brennpunkt verfliegt, vielleicht auch dem Ursprunge nach seine Schwester.

A. Liegen allen diesen Liebhabereien Begriffe zum Grunde?

C. Ohne Zweifel. Auch ein Kind weiß, warum es seinen bunten, glatten Kiesel schön nennt; der Mineralog, der Juvelier, der Steinschneider, die Liebhaberin des Schmuckes noch vielmehr. Jedem ist das Seine aus Begriffen schön, so weit diese auch von einander abweichen mögen; und jeder dieser Begriffe enthält etwas Zweckhaftes, zur vermeynten Vortrefflichkeit oder Vollkommenheit der Sache in harmonischer Beziehung auf den Wahrnehmenden gehörig. Welche Freude haben Krystallisationen den Menschen gemacht! Welchen Neid haben Edelgesteine erreget! Und dann, das schöne Gold, auch außer seinem Gebrauch, wie schön ists! —

A. Und doch, wie unglücklich war Midas, unter dessen Händen alles zu Golde ward! wie unglück-

lich waren manche Besitzer großer Kleinodiengewölbe!
Lassen Sie uns aus diesen Pallästen der Todten, wo
alles Schöne in Glanz, Pracht, Farbe, Form, Dauer,
Seltenheit u. s. bestehet, in die Gefilde des Lebens
eilen. Wer freuete sich nicht, wenn er durch
lange Wüsten, auf ungeheuren Felsen und Sandbänken,
oder durch Asche und Lava ging, der ersten
Blume, die er sah? Ist doch dem Menschen schon
im Gestein das Wahnbild eines sprossenden Baums
erfreulich.

* * *

B. Willkommen also, liebliche Blume! allen
Nationen ein Bild der Schönheit und des zu bald
verblühenden Reizes. Ungesehen schlagen sich deine
Wurzeln in den Boden, und suchen irdische Nahrung;
Du selbst aber, feine lebendige Gestalt, aufsprießend
und sanft geschwungen, athmest die Luft,
saugest das Licht, Blätter sprossend und Knospen.
Je höher hinan, desto geläuterter, feiner; bis endlich
mit gesammelter ganzer Macht du zeigst, was
du bist, was du vermagst. Da stehet die Krone deines
Lebens, dein Werk, die Blüthe, eine Brautkammer
der Liebe, eine Erziehungs-, Schutz- und
Nahrungsstätte der jungen Pflanze. Ihr opfert die
grünende Mutter all' ihre Kraft; auf dem Gipfel
dieser mütterlichen Triebe erscheint sie selbst in voller
Schönheit, d. i. in der ganzen Wirksamkeit ihrer
Kräfte, hinter welcher sie allmählich welkt und
sinket. Ihre zarte Geburt bewahrt die Natur sodann,
unscheinbar zwar, aber festumschlossen und in sich
geordnet auf. Sie hat ihr Amt vollendet. Wenn

Menschen sich an der Blume erfreuen, so ists, weil ihre Organe mit der Gestalt und Wirkung dieses lieblichen Wesens übereinstimmen; wo nicht, so blühet sie, ihnen unbemerkt oder widrig, ihr selbst aber gnügend. Der Flor der Blume ist immer schön, die volle Erscheinung ihres Wohlseyns, ihrer sie darstellenden Kräfte.

A. Die Schönheit der Blume ist also (um in unsrer Sprache fortzufahren) das Maximum ihres eigenthümlichen Daseyns und Wohlseyns; uns ist sie schön, wenn unsre Empfindung dies Maximum harmonisch sich zueignen darf und gern zueignet. Wie die Blume, so der Baum —

B. Eine in die Luft erhobne Welt, ein Wald von Blüthen. Sein Stamm, seine Aeste bereiten eine höhere Region den Früchten und Zweigen, die statt des gröberen Bodens der Nährerin Erde jetzt auf ihm gedeihen. Zwar sind diese Früchte in ihrer Wohlgestalt, in ihrem Duft und Geschmack, im ganzen Glanz ihrer Farben ursprünglich nicht für uns, sondern für den Kern da, den sie nähren und bergen; andre Gewächse bedecken ihn mit einer harten Schale, mit Spitzen und Stacheln, uns nicht so angenehm, in sich aber eben so selbstbeständig und schön und dem Innern wohlthätig. Unser Sinn und Gemüth ergreift das Schöne, wo ers findet. Er spricht: „du bist mein! denn ich empfinde deine Eigenschaften mit harmonisch!"

A. Verstehet auch der gemeinste Sinn diese Natursprache?

B. Er verstehet sie, weil sie die Sache selbst

ist. Annehmlichkeit und Schönheit der Blumen, der Früchte u. s. sind ihm Ausdruck ihrer Gesundheit, ihres Wohlseyns, harmonisch seinen Organen. Alle Völker der Erde kennen diese Sprache und gebrauchen ihre Bilder. Wem vergleicht sich die Jugend am liebsten? in welchem Leben siehet sie ihr eigen Schicksal? Was bedeutet der Blumenkranz der Jungfrau? Die Gleiche schmücket sich mit ihres Gleichen. Eben so fühlet der Jüngling sich im aufstrebenden Baum; alle Naturvölker beweinen den Tod ihrer Söhne unter diesem Bilde. Weiter hinauf im Leben giebt der Mann Schatten und neigt seine Fruchtzweige allmählich nieder; endlich der Greis? Jener berühmte Unglückliche*) blieb zurück bey einem oberhalb verdorrten, unten grünenden Baum, und betrauerte in ihm zum voraus sein eignes Schicksal.

* * *

A. Aus dem Garten der Schönheit in Blättern und Bäumen, in Blüthen und Früchten wollen wir ins nasse Reich Neptuns hinabsteigen; wohnt Schönheit auch hier?

E. Wie sie in diesem Element, ihm harmonisch sich bilden konnte. Wasser ist ein schweres Element, dichter als die Luft, immer beweglich. Die zarten Umrisse und Biegungen, die der Baum mit seinen Blüthen und Zweigen in der freien Himmelsluft gewann, wird man unter den Wellen in dem Abgrunde nicht erwarten, wo nach des Sylphen Ariels Liede alles „verwandelt wird zu Korallen und Per-

---

*) Swift.

len." Auf geharnischte Formen also, auf wunderbare, und wo es die Wohnungsstätte zulies, auf schöne Wölbungen, alle mit dem lebendigen Begriff ihrer örtlichen Bestandheit gezeichnet, werden wir uns Rechnung machen dürfen. Die äußersten Regionen, wo Erde und Meer sich mischt, zeigen, wie in andern Uebergängen zweier Naturreiche in einander so auch hier ein unserm Gefühl Doppelartiges, mithin dem ersten Anblick Häßliches, Fremdes. Und doch sind auch diese Uebergänge, wenn man sie näher betrachtet und sich an ihren Anblick gewöhnt, äußerst leise, dem zwiefachen Element harmonisch geordnet. Die Schildkröte, der scheußliche Krokodill, andre Amphibien die uns so widerlich, so schrecklich erscheinen, sind, wie mit dem Compaß in der Hand, für ihre Elemente gebildet.

A. Ob sich dies unserm Gefühl Widrige nicht in Classen bringen ließe?

E. Offenbar widrig ist uns

1. Was kriecht und schleicht. Wir sehen es als ein niedriges Geschöpf des Schlammes, des Staubes an, vor dem man sich hüten müsse, das uns nachschleicht, vielleicht nachtrachtet.

2. Alles Schlammartig-Zerfliessende, in dem wir keine feste Bildung wahrnehmen. Das Gefühl schaudert vor seinem ungegliederten Körper zurück, und ergötzt sich lieber an der ihn umschließenden Muschel, an seiner Silberschale.

3. Wo die Gebilde zweier Elemente, das Land- und Seethier sich, gleichsam widrig, in einander fügen. An Haupt und Brust ein Geschöpf der Erde, schleppt es Glieder des Meeres nach; unserm

Gefühl disharmonisch. Ungeachtet der mütterlichen Triebe einer Seekuh, ungeachtet des sinnreichen Kunstbaues der Biber kann unser Auge sich mit ihrer Gestalt kaum versöhnen. Ist vollends die Gestalt des Amphibiums fürchterlich; stehet es, wie der Hippopotamus, riesenhaft da, so ist es uns gräßlich.

A. Also von Schlamm und Ufer hinweg, wo die schaffende Natur gleichsam beengt war, ins freie Meer reiner Meeresgebilde, wornach urtheilt hier unser Gefühl?

C. Schöne Gebilde des Meeres dünken uns alle zu ihrer Wirklichkeit, d. i. zum Leben in ihrem Element rein und frey und froh gebildete Gestalten. Als lebendige Fahrzeuge, als Schwimmer erscheinen sie uns, wo Schiff und Schiffer Eins ist, durch die Wellen hindurch gleitend. Ihre vertheidigenden Instrumente hat die Natur meistens dahingelegt, wo das bewehrte Geschöpf sich Bahn macht und die Wellen durchschneidet, obgleich oft auch Seiten und Rücken des lebendigen Schiffs im freien Element des Wassers ganz gerüstet und bewehrt wurden. Außer diesen Waffen der Noth aber, in wie sanften Linien ist die Gestalt der Meeresbewohner hinabgeleitet! Der Fisch schwebt und wiegt sich auf seinen Meeresflügeln, und schießt hinunter und fährt hinauf, und streicht und steuret. Ein unerreichbares Urgebilde lebendiger Schiffsbaukunst. Betrachten wir dabey seine Empfindungswerkzeuge, das farbenreiche Auge, mit dem er in seinem gläsernen Hause hinauf-, hinab- zu allen Seiten sieht, und in seinem Element alle Gegenstände runder, größer wahrnimmt; von innen seine zarte Structur, von außen, bey so vielen Gattungen, die Glanzreichen,

Kunstvollen Schuppen und Farben; so scheint er uns, was er auch ist, eine lebendige Darstellung des silbernen Meeres selbst zu seyn, das sich in ihm nicht etwa nur abgespiegelt, das sich verkörpert in ihm hat, und, wenn man so sagen darf, sich in ein Gefühl seiner selbst verwandelt. „Es rege sich, sprach die Stimme der Schöpfung, das Weltmeer, mit Leben und Bewegung, und es geschah also." Das lebensschwangre, immer bewegliche Element, mit allen seinen lebendigen Kräften fuhr zusammen; was Fühlbarkeit in ihm war, ward organisirtes Gefühl, lebendige Gestaltung, eine dieser Wasserwelt harmonische, thätig=genießende Empfindung. Die kleinste Silberschuppe auf dem Rücken des Fisches, wie die ganze Symmetrie seines Baues, Alles, was an ihm ist und zu ihm gehöret, ist Ausdruck dessen, was er Kraft seines Elements seyn konnte, lebendige Darstellung seines innern und äußern elementarischen Daseyns in Verhältnissen, Kräften, Gliedern.

* * *

B. Mir ist ein morgenländisches Buch in die Hände gefallen, Gespräche eines Menschen mit den Bewohnern aller Elemente, das auf dieselbe Vorstellung hinausgeht. Ein Bewohner der höchsten Gebirge, ein Raubvogel saß vor dem Betrachtenden da; mit scharfem Blick ihn anschauend sprach er also: „Was hast du mit mir, fremdes Wesen? Was Dir die Natur gab, hat sie mir versaget. Von deinem tastenden Gefühl, von deiner über und

über empfindlichen Oberfläche, von deinem Munde, deinem Gaum weiß ich nichts; mit struppigen Federn bedeckt, mit Schnabel und Klaue bewaffnet, berühre ich deinen Erdboden kaum, gehorchend in meiner Region andern Sinnen und Trieben. Blick und Geruch schaffen mir eine Welt; für sie bin ich gebildet." So sprach er mit dem Elephanten, dem Papagei, dem Wallfisch; sie sprachen alle aus ihrer Welt, aus ihren Elementen.

A. Und doch sprach immer nur Er, der Mensch in ihnen; im Namen Aller führt der Mensch diese Gespräche. Er setzt sich, so weit er kann, in jede Natur, und wo ihn durch dunkeln Abscheu oder durch ungehörige Annäherung zu sich die Sinnlichkeit nicht verlockte, wird er ein Beurtheiler der Welt, ein Richter ihrer Wohlgestalt und Schönheit. Sieh, da flattert eine Fledermaus; was sagte sie dem Morgenländer?

B. „Aus dem Chor der Vögel in die Schaar säugender Erdemütter verbannt, zischte sie, bin ich ein Doppelgeschöpf zweier Naturreiche, zur Region der Finsterniß gehörig. Schwarz wie die Nacht, und mit allen leisen Fühlbarkeiten der Nacht begabet, sitze ich in meiner Dunkelheit und rausche hervor, furchtsamkühn, in ungewißscheuem Fluge. In diesem Fluge suche und scheue ich das Licht, mit einer unglücklichen Anhänglichkeit an Menschen und Thiere gestraft, sie zu schrecken und auszusaugen."

C. Ein Doppelgeschöpf zu zweyen Reichen und dazu noch zu der uns furchtbaren Region der Nacht gehörig, ist also aus doppeltem Grunde uns häßlich.

A. Wenn Alles indessen in der Natur ist, was daseyn konnte, so mußten auch Nachtgeschöpfe seyn, wie Tagesgeschöpfe. Diese Tochter der Nacht trägt alle Vollkommenheiten ihrer Mutter, in Sinnen, im Bau, in Farbe, in Trieben — an sich; wir lassen sie ihrer Region, ihrem Elemente.

B. Jene Insektenheere, die aus Morast sich mit erborgten Flügeln emporgeschwungen zu haben scheinen; ihres geharnischten oder feinen Baues, ihrer glänzenden Farben ungeachtet, sind meinem Morgenländer Geschöpfe eines Doppelelements, gefürchtete Geschöpfe; wie beynah alles gefürchtet wird, was umherschwirrt, oder fein- und vielfüßig daherschreitet. Vor der tollergrimmten, brausenden Wespe scheuen wir uns, und verjagen sie in die Region, wohin sie gehöret. Wir scheuen uns vor dem leisen Aufkriechen jedes Vielfüßigen; es gehöret nicht zu uns, es kommt aus Moder.

Selbst wenn die Vögel des Himmels, diese reine Luftgeister, die helle Wasserfläche, ein der Luft so ähnliches Element, gleichsam verlockt zu haben scheint, darauf zu schwimmen, darin zu wohnen, sogleich bemerken wir an ihnen ein Doppelartiges, eine daher entsprungene scheinbare Verunstaltung. Ihre Füße dünken uns ungeschickt, ihr Gang auf der Erde ungemächlich. Selbst den schönen Schwan mögen wir am liebsten schwimmend sehen, wie er seine Wassergestalt, den Wellegeschwungenen Hals, sein glattes reines Gewand, das leibhafte Abbild der silbernen Spiegelfläche, in seinem Element siehet und betrachtet. So sehen wir jeden Vogel des Himmels am liebsten in seiner Luft, auf seinen Zweigen —

A. Auf also! Von den Grenzen und Mischungen hinweg in die freie Region des Luftreichs; was spricht von dieser freien Region der Morgenländer?

B. Was die Luft ihren Gestalten geben konnte, sagt er, Licht und Blick, Schall und Stimme, Elasticität und Schnelle, Glanz und Farben hat sie ihnen gegeben. Die ungezierte Floßfeder des Fisches, die beym Erdenthier der mühende Vorderfuß oder die Hand ist, ward dem Vogel Schwinge; die Schuppen des Wasserbewohners wurden ihm bunte, symmetrischgemahlte Federn. Schall und Luftgeister haben den Vogel von innen; Licht- und Luftgeister von aussen gebildet.

A. In Unsrer Sprache zu reden, hieße dieß also: in ihm sieht unser Auge einen Inbegriff von Eigenschaften und Vollkommenheiten seines Elements, eine Darstellung seiner Virtualität als eines Licht-, Schall- und Luftgeschöpfs, dem in jeder Gattung sein Habitus zustimmt.

B. Wenn mein Morgenländer den Kranich in seiner ziehenden Republik und den wiederkommenden Storch in seiner neuen Frühlingswirthschaft betrachtet; wenn er mit seiner Taube und Nachtigall, dem Pfau und Kolibri in Ansehung ihrer Lebensweise, einstimmig mit ihrer Gestalt, ihrer Art, ihren natürlichen Trieben Gespräche hält; o da verlangt mich kaum nach Aristoteles verlohrnem Werk über die hundert Staatsverfassungen des Alterthums. Allenthalben sehe ich die Natur in höchster Zusammenstimmung zum Wohlseyn des Geschöpfs, in ursprünglicher, jeder Region angemessener Schönheit.

* * *

A.

A. Treten wir nun zur Erde hinab, so werden wir freilich weder Luft- noch Wassergestalten, sondern Erdgeschöpfe sehen wollen, deren Bau ihrer Region auch gemäß sey.

C. Die sehen wir wirklich. Fester und sich immer mehr verkalkender Thon ist die Grundform ihres körperlichen Baues; eine Form oft bis zur Trockenheit ausgebildeter Glieder. Im Tropfen entsprungen, nährt unser Flämmchen sich von Licht, Luft und mancherlei Säften, bis es zu erlöschen scheint, und der große Lebensgeist es anderswo anzündet. Unser Urtheil über die Erdethiere muß also um so partheiischer werden, je näher sie uns leben.

A. Das sollte es nicht. Als Mitbewohner Einer Erde dürften wir uns nur in die Stelle jedes unsrer Verwandten setzen, dessen innerer und äußerer Bau dem unsern oft so ähnlich ist.

C. Eben diese Aehnlichkeit ist verführend. Sie besticht oder macht, wie wir es schon bei andern Grenznachbarn bemerkten, unser Urtheil irre. Welche Thiere z. B. sind uns offenbar die ähnlichsten? Gerade die häßlichsten, der Affe und das Faulthier. Weßhalb sind sie uns dies? Eben ihrer Aehnlichkeit mit uns wegen, da sie uns nicht sowohl, was sie sind, sondern eine rohe, verzerrte Menschengestalt scheinen. Den großen traurigen Affen, diese seria bestia unsrer neuen cynischen Philosophen, hassen und bedauern wir; so wie den lüsternen, üppigen Affen niemand leicht ohne Schaam und Abscheu ansieht. In der Stille sagt man zu sich selbst: „wie manchem unsres Geschlechts ist er

Stirn des Menschen; sie zeigt nicht etwa nur jetzt und dann Gedanken, sie ist seine Gedankenform. Die Wölbung seiner Augenbraunen, beweglich und daurend, ist Ausdruck seiner Gesinnung; das Auge der Sprecher seines Blicks, seines Willens und Begehrens. Die ganze Form des Gesichts und Körpers ist das Gepräge seines Charakters, der Empfindung Jedes unverdorbenen Menschen verständlich. Z. B. Wer wird einer zerbrochenen Schulter irgend eine Last auflegen? Wer von einem Menschen mit gekrümmter, zerquetschter Brust Helden-Gesinnungen erwarten? Oder der schleichenden Affenhand eines Heuchlers seine Hand reichen? Wer dem ausgelöschten, unsichern Auge Herzlichkeit, oder dem irrenden Blick eines Wahnsinnigen streng- und inniggefaßte Wahrheit zutrauen? So zeichnet der Gang des Menschen sein Kommen, Sitzen, Weggehen, das Tragen seiner Hände, die Oeffnung und der Schluß seines Mundes, sein Reden und Schweigen, ohne daß Trügerei hilft, alles zeichnet ihn wie er ist, reell, wahrhaftig.

A. Es zweifeln doch aber so manche an der Wahrheit der Physiognomik?

C. An der Wahrheit der Physiognomie zweifelt niemand; Jedem Aufmerksamen, jedem Menschen von Empfindung zeichnet sie sich, wie sich der Baum, die Frucht, die Pflanze, das Thier zeichnet. Ein Kind schon verstehet die Sprache des Gesichts und Auges, es unterscheidet bestimmt und heftig. Der unverdorbene Naturmensch fällt die sichersten, feinsten Urtheile, indem er nach ihnen handelt.

Nur jeder bemerkt in seiner Weise. Der Spötter findet das Lächerliche, der Stolze das ihm Verächtliche, der Starke das Schwache, der Kleinling des Geschmacks das Unanständige zuerst und am liebsten; er hängt sich daran, und läßt die bessern Buchstaben dieser Schrift oft unbeachtet.

A. Dagegen der Verständige, Sittsame, Edle —

B. Wohlwollend sucht er die guten Züge dieser Naturschrift auf und wendet sich, die andern vorerst vergessend, an sie vorzüglich. „Sprich mit dem edelsten Theil eines fremden Gesichts," sagt mein Morgenländer[1], „nicht mit dem unbedeutendsten und schlechtsten." Dem Rath bin ich gefolget und habe mich wohl dabei gefunden. Ich knüpfte meine Gesinnung an diese bessern bedeutenden Züge, als an meine Gehülfen, und zwang dadurch oft den Schlechtsten, für den Augenblick seinem bessern Genius, den ich in ihm aufweckte, zu folgen.

A. Also ergreift die empfindende Seele ein ganzes Bild vom ganzen Menschen in seinem Seyn und Charakter?

C. Ein ganzes Bild vom ganzen Menschen, sein geistig-körperliches Daseyn. Dies prägt sich ihr zuerst ein und auf einmal und unzerreißbar. Was wir bei jeder Thierart bemerkten, daß sie für ihr Element wie im Handeln gebildet, sogar ossificirt worden, so zeigt sich jeder Mensch in seiner Gestalt, in seinen Gebehrden dem, der ihn zu sehen vermag, handelnd.

A. Sollte der Mensch in dieser seiner ächten Gestalt sich selbst erkennen und merken können,

was an ihm schwach und stark, Form oder Unform sey?

C. Trägt er nicht sein Bild, seinen Charakter selbstbewußt mit sich? Charakter aber heißt Einschnitt, eingegrabene Bezeichnung. Er weiß, wenn ers wissen will, woran es ihm fehle, wo der Berg in ihm ein Thal, das Ueberladene Schwächen gebe, und wie die Natur, wo immer möglich, die Unform compensire. Daß ers nicht immer wissen, noch weniger sagen mag, gehöret nicht hieher, daß er sich aber in seiner Gestalt fühle, wie er sich in ihr auch jedermann zur Schau trägt, leidet keinen Zweifel, da es ja Realität, d. i. die Sache selbst ist.

A. Also findet in unedlen, verwirrten und verworfnen Menschenformen auch eine Compensation Statt?

C. Dank der Natur! auch an der verwirrtesten und verworfensten sind noch Züge der Menschheit kennbar; indeß freilich andre Gestalten, die an Reinheit, Kraft und Harmonie sich auszeichnen, uns wie Engel unter Menschen erscheinen. An ihnen hängt unser Auge; zu ihnen spricht unser Herz; es fühlt sich dem Brennpunkt menschlicher Virtualität, der Reinheit eines menschlichen Daseyns nahe, nahe, mit innigster Freude. Diese in allen Zügen und Formen bedeutende reine Menschengestalt ist menschliche Schönheit.

A. Das Resultat unsrer Unterredung wäre also dieses, daß ohne Begriffe und Vorstellung eines Zwecks das Wort Schön und Schönheit nirgend Statt finde. Je flacher der Begriff der Sache ist,

bei dem wirs gebrauchen, desto kindischer wirds genannt. Je wesenhafter, desto treffender ist unser Begriff von ihrer Schönheit. Ohne Objekt sich einen Inbegriff der Eigenschaften des Objekts, d. i. ohne alles Schöne sich Schönheit denken ist Traum; ein Gefühl ohn' alle Begriffe Wahn, und eine Philosophie, auf solchen Wahn gebauet, ihrem eignen Geständniß nach, die Begriff- und Zwecklosesste, die je dieses Namens sich anmaaßte.

I. Im gemischten formlosen Reich der Schöpfung,

giebt uns das erste Geschiebe, der erste Rhombus, in den eine Steinart bricht, als Gestalt nur dadurch Vergnügen, daß sie Gestalt ist, uns anschaulich, uns begreiflich. Alle Krystallisationen noch vielmehr. Je regelmäßiger, je vielartig-einiger, desto angenehmer. Vom Basaltpfeiler bis zur Schneeflocke und dem Baum Dianens. Farbe, Glanz, Härte u. s. sammt dem ganzen Complexus der Eigenschaften des Dinges, nur nach Begriffen und Zweck gehören sie zum Reich des Wohlgefallens; das Formlose schätzen wir nur in Absichten, daß es durch uns Form erhalte oder zur Verschönerung unserer Form diene.

II. Im Reich der Organisationen

herrschen die Elemente. Sie gebieten und geben Form, d. i. sie beschränken den organisirenden Geist, der in diesem Element wirket, so daß jedes Gebilde als ein Inbegriff der Wirksamkeiten und Fühlbarkeiten zu betrachten ist, die in diesem Element nach Ort und Zeit Statt fanden. Das ganze Wohlseyn

ihres Inbegriffs von innen macht ihre Wohlgestalt von außen, d. i. ihre Naturschönheit; von uns begriffen, unsern Sinnen harmonisch, wird es uns schön.

I. Im Reich der Vegetation.

Das Wort Gewächs weiset auf Lebensalter des Gewächses. Die Zeit seiner Blüthe offenbart alle seine Kräfte; mithin ist sie das Zeitalter seiner Schönheit. Blüthe und Frucht sind uns nur sofern schön, als sie unsern Organen zustimmend sich äußern; die Form jedes Gewächses ist dadurch an sich selbst schön, daß es, in allen seinen Theilen und Kräften mit sich Eins, seinem Element gemäß lebet und wirket.

II. Im Reich lebendiger Wesen.

1. Des Wassers. Hier wurden Gebilde, wie sie der Geist des Elements thätig und fühlend hervorbringen konnte. Aus beidem entstand ihre Form; in ihrem Element zu leben, und ihres Daseyns zu genießen, sind sie gebildet. Uns dünken sie schön oder häßlich, nachdem diese ihre lebendige Form von uns sinnlich begriffen wird und Nebenideen sie nicht verdunkeln. Alle lebendige Wesen, die, am Rande eines Naturreichs gestaltet, zu zwei derselben gehören, dünken uns häßlich, weil der Inbegriff ihrer Naturkräfte entweder unentwickelt ist, oder uns doppelgestaltig, mithin verworren erscheinet.

2. Im Reich der Luft, als in einem uns verwandteren Element bildeten sich schon harmonischer mit uns die Gestalten, und noch nehmen

wir an ihrer Schönheit fast nur durch ihre Bekleidung, durch ihren Laut und durch das Wohlgefallen an ihrer Lebensweise Theil. Licht und Luft erschufen schöne Gestalten, die mit sich selbst harmonisch im Reich der Freiheit leben und wirken. Wo auch in diesem Reich zwei Elemente an einander grenzen, erscheinen uns Mißgestalten; die Geschöpfe der Nacht sind uns gar widrig.

3. Erdengeschöpfe, die letzten und festesten stehn uns am nächsten; wo sie unsrer Bildung zu nahe sind, oder durch falsche Neigungen zu uns gehören, führen sie unser Urtheil irre. Leicht und in schöner Proportion gebauete, uns unschädliche, mit edeln Kräften begabte, reine, muntre Thiere sind uns die angenehmsten, die schönsten.

4. Der Mensch endlich ist uns das Maas und Muster der organischen Schönheit; in ihm sind alle seine Formen bedeutsam.

Hier brach unser Gespräch ab, wo dann ein neues sich anknüpfen sollte, nämlich: wie steigen die organischen Gestalten hinauf zur menschlichen Schönheit? Vielleicht nehmen wir die Materie bald wieder auf. Was sagt zu diesem Allem die Kritik?

B. „Es wird also, sagt die Kritik, *) eine Gesetzmässigkeit ohne Gesetz, und eine subjektive Uebereinstimmung der Einbildungskraft zum Verstande ohne eine objektive (da die Vorstellung auf einen bestimmten Begriff von einem Gegenstande bezogen wird), mit der freien

---

*) S. 68.

Gesetzmässigkeit des Verstandes (welche
Zweckmässigkeit ohne Zweck genannt w
den), und mit der Eigenthümlichkeit eines
schmacksurtheils allein zusammen bestehen k
nen."

C. Um ein abgeschmacktes, d. i. Begrif
Objekt- und verstandloses Urtheil zu werden. D
gleichen witzige Gegensätze, „Zweckmäßigkeit o
Zweck, Gesetzmäßigkeit ohne Gesetz, Gefühl o
Begriff u. s.," heben allen Begriff und Geschm
wie alle Kritik auf; Gefühl, Urtheil und Ku
machen sie — wozu? zum Affenspiele.

V. Vom Misbrauch der Namen des Angenehmen und Schönen, des Interesse, des Reizes und der Rührung, des Begriffs, der Form und Zweckmäßigkeit, der Vollkommenheit, allgemeinen Norm und des Gemeinsinns am Schönen.

Wie lange sollen Männer mit Worten spielen, und Jünglinge diese Wortspielerei bewundern? Was angenehm, schön, zweckmässig, gefällig, was Interresse, Form, Begriff, Gemeinsinn sey, können wir alle wissen; es würde eine uncultivirte Nation anzeigen, der diese Worte entweder noch unbestimmt wären, oder die sich solche willkührlich bestimmen ließe.

1. Angenehm, (weiß jeder) heißt was man gern annimmt; am meisten brauchen wir das Wort von Gaben, von dem, was uns als Geschenk zukommt. *) Eine Empfindung, eine

*) Der Römer gratus, gratia u. f. ging eben daher aus; von einer freiwillig erzeigten, dankbar ange-

Begebenheit und Nachricht nennen wir vorzügl dann angenehm, wenn sie uns unerwartet komm aber wohlthätig, annehmlich. Daß uns also a das Nützliche sowohl, als das Schöne sehr an nehm kommen könne, wer zweifelte daran? Au außer seiner Schönheit ist uns z. B. ein Gemäh sehr angenehm, wenn es von guter Hand komm und uns angenehm erinnert. Nicht Gegensätze si diese Begriffe, sondern Unterschiede, der mehrere nicht nur beisammen seyn können, sonde in den angenehmsten Gegenständen beisammen sin daher bei diesem, wie bei tausend andern Worte die sub- und objektive Bedeutung Eins ward, u man der Kürze wegen dem Objekt zuschrieb, wa wie jedermann begreift, nur dem empfindenden Sub jekt gehöret. „Wie ist der Abend so angenehm welche angenehme Musik ertönet!" sagt man, un jedermann verstehet die Worte. Im engsten Sin endlich, künstlerisch genommen, bezeichnet das Wor angenehm die Manier und Behandlung, die sic nicht etwa nur vom Unangenehmen, sondern auc vom Großen, Heftigen, Lustigen u. f. unterscheide Diese bei allen cultivirten Nationen eingeführten geltenden Bedeutungen der Worte darf man wede verwirren, noch sinken lassen: denn nach den Be griffen der Kritik selbst gehören Geschmack und Kun für den Gemeinsinn.

2. Ueber das Schöne und die Schönhei

---

nommenen Wohlthat. Die Charis der Griechen nicht anders, wie die Abstammung und Fortpflan zung des Begriffs in Worten und Formeln zeiget.

ist gesprochen worden, seitdem man sprach; allemal drückten sich dabei nicht nur Begriffe, sondern auch Gesinnung und Lebensweise, Empfindung und Urtheilsfähigkeit des Sprechenden aus. Bei den Griechen (um nicht zu ältern Völkern hinaufzusteigen) bezeichnete das Schöne (το καλον), was hervorscheint und gleichsam hervorruft an Glanz und Ansehen, die Sonne, das Gold; eine ansehnliche Gestalt, hervorglänzender Muth und Ruhm, auszeichnende Thaten. Daher die häufigen Sprüche der Griechen: das Schöne sey schwer, des Schönen sey wenig, das Schönste sey das Vortrefflichste, Höchste. Schön und groß, schön und brav fügten sie zusammen; das καλος κ' αγαθος war immer in ihrem Munde. Da also von Glanz, Ruhm und Vortrefflichkeit bei ihnen die Idee der Schönheit ausging, so konnte sich auch ihr Name nicht anders als mit Kraft und Bestreben, nicht mit schlaffem Genuß oder Nutzloser Weichheit paaren. Auch die verfeinte Sprache der Griechen wich von diesem edeln Ursprunge nicht ab; das Anständige und Ruhmbringende blieb in der Idee, wie bei den Römern das pulcrum als ein honestum, decens, decorum. Künste des Schönen hießen dem Griechen nicht, was sie der Kritik heißen, müssige Spiele; gerade die schwersten waren ihnen die edelsten Künste, die zu dem Vortrefflichsten geschickt machten und zu ihm gehörten.

Auch uns soll dieser Sinn des Wortes schön nicht untergehen: denn ihn gebietet auch unsere

Sprache. *) Das Hervorscheinende, d
Anständige und Edle in Gesinnungen, Gestalt u
Thaten, nur das sey uns schön.

Seit Plato über das Schöne und Gu
(καλον κ' αγαθον) philosophirte, verbanden s
beide Begriffe fester. Das Schöne war ihm e
Darstellung des Guten und Wahren. Einen Hi
pias nur zieht sein Sokrates mit der Frag
„was ist das Schöne?" hin und her, und versiel
ihn zuletzt mit keiner andern Auskunft, als d
das Schöne zu finden schwer sey; gegen And
hat er sich deutlicher erkläret. Sein Schöne
(der griechischen Bedeutung gemäß durfte er d
Wort also gebrauchen) war das Bleibende der Din
selbst, ihre innere Gestalt, von welcher d
äußere nur ein veränderliches Traumbild sey. I
menschlichen Seelen war ihm das Gerechte
Schöne und Gute Eins; er tadelte, als So
phistenkunst, wenn man sie trennte. Immer, ih
Freunde, soll uns sein Gespräch mit Phädrus **)
werth, der Ahorn am Ilissus, unter welchem e
gehalten ward, ein heiliger Baum und Sokrate
Gebet zu Ende der Unterredung unser Gebet bleiben
„Guter Pan! und ihr andern Götter dieses heilige
Ortes! Gewährt mir, daß mein Inneres schön
und mein Aeußeres dem Inneren harmonisch sey
Reich ist nur der Weise. Geldes sey mir nur so
viel beschert, als dem Mäßigen gnüget. Sollen wi

*) Schön kommt von scheinen, hervorschei-
nen.

**) Ueber das Schöne.

noch um etwas anders bitten, ihr Freunde? Mir ist dies Gebet hinreichend."

In der Platonischen Schule erhielt sich dieser edle Begriff des Schönen, bis man ihn zuletzt überfeinte. Unverkennbar indeß sind die Spuren desselben auch noch in den scholastisch-dunkeln Zeiten, die man oft, auch wo man sie nicht erwartet, angenehm-betroffen findet. In Augustin und Boëthius, in Erigena, Thomas von Aquino, Albertus Magnus, in Tauler und andern zeigt sich der schöne Begriff unter dunkleren und helleren Wolken, bis er bei Wiederauflebung der Wissenschaften mit dem griechischen Plato wie ein Morgenstern aufging. Dank diesen Platonisten! Dank allen Beförderern des Schönen und Guten damaliger Zeit! Eben mit ihren Schwärmereien für diese Begriffe haben sie Europa zum Licht geholfen.

Früher als andre ward die Italienische Poesie von der Fackel erleuchtet, in der das Wahre, Schöne und Gute, als Ein dreifarbiger Strahl erschien; die Gedichte Dante's, Petrarka's und so vieler andern glänzen noch in diesem Lichte. Selbst Philosophen, Campanella vor andern legten in der damals beliebten Form dieses heiligen Drei, des Wahren, Guten und Schönen, auch ihre wissenschaftlichen Gebäude an; ja kein umfassender, geschweige eindringender Geist, der im Mannigfaltigen Einheit, in Worten Sache, im Schein die Wahrheit suchte, hat diesen Bund der drei wesentlichen Tendenzen unsers Daseyns trennen mögen.

Die gesellschaftlichste Nation Europens behandelte den Begriff des Schönen meistens als e Angenehmes, gesellschaftlich, oft spielend. Ung recht wäre es indessen, den Witz oder Scharfsin zu verkennen, der in den Untersuchungen mehrer französischer Schriftsteller auch über diese Begrif z. B. Diderot's, Rousseau's, Montes quieu's, und vor ihnen Crousaz, de Pouil ly u. f. hervorleuchtet. Die Zahl ihrer feinere Kritiker ist fast unnennbar; ihre Sprache selbst i Kritik, Kritik des Schönen in den feinsten Unte schieden der Begriffe und Worte.

Unsre westliche Nachbarn, die Insulaner – in Ausübung der Künste des Schönen waren s zwar selten Meister, und im Geschmack an ihne oft mehr Käufer und Besitzer, als wahre Eiger thümer; in der Philosophie des Schönen in deß, in Anwendung des Schönen aufs Sittlich haben sie dem edlen Begriff der Griechen nachge strebet. Außer ihren großen Dichtern und dichten den Denkern, die, wie Shakespeare, Milton Pope, Young u. f. oft in wenigen Zeilen ein ganze Theorie vortragen, dürfen wir uns nur de Stunden erinnern, die uns Shaftesburi un Addison, Johnson, Cumberland, Hurd Wharton, Webb, Spence, unter ihre Nachbarn Blackwell, Harris, Home, Smith, Beattie verschafften. Durch Lessing, Eschenburg, Garve, Blanken burg u. f. war ein großer Theil dieser brittischer Kritik uns so eigen worden, daß wir die unsre dem brittischen Baum eingeimpft, als ein neues

eignes

eignes Gewächs fortblühend hofften, als plötzlich die kritische Philosophie zeigte, wie wir vor ihrer Erscheinung baar und blos aller Grundsätze zur Kritik des Schönen gewesen, daß trotz eines Dürers und beider Hagedorne, trotz Hallers, Klopstocks, Lessings, Mendelsohns, Kästners, Baumgartens, Sulzers, Engels, Garve, Hemsterhuis, Mengs, Winkelmanns u. s. wir bennoch von der ächten Kritik der Geschmacksurtheile nichts gewußt, bis sie uns offenbarte: „Das Geschmacksurtheil sei ästhetisch; das Wohlgefallen am Guten sei nicht schön. Schön sei der Gegenstand eines Wohlgefallens ohn' alles Interesse; Schönheit sei, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird." Mit diesen Spielmarken zahlt man in Deutschland seit dem Jahr 1790. Die seit Homer und Plato bei allen cultivirten Völkern Europa's über die Natur des Schönen geprägte Münze ist verrufen.

Ω μεγιςη των θεων
Νυν σσ' αναιδει, ει θεον καλειν σε δει.
Δει δε' το κρατεν γαρ νυν νομιζεται θεος.

Doch schnell zur folgenden Zahl, der Aufklärerin dieses —

3. Interesse. Seit Helvetius übertriebenen Behauptungen hat das Wort, wie einst voluptas, eine Scheu erregt, die, wenn man statt seiner an Ort und Stelle den deutschen bestimmteren Ausdruck Eigennutz gebraucht hätte, fast ganz unterblieben wäre. Ohn' allen Eigennutz kann

ich mir sehr nützlich, mit allem Eigennutz mir un andern sehr schädlich werden. Mit Nutzbarkeit für mich kann die Tugend bestehen; mit Eigennutz nie. Würde endlich Eigennutz die Basis der Kritik alles Wahren, Guten und Schönen — — kurz, zum Begriff der Schönheit gehört das Wort Eigennutz gar nicht. Wer die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks fühlet, wird nicht fragen: wie viel es koste? sondern ausrufen: es ist unschätzbar. Hätte aber auch jemand so große Liebe zum Kunstwerk, daß er es (wir setzen den äußersten Fall) entwendete; wäre jemand von der Schönheit eines Weibes so umstrickt, daß er sie entführte: so geht sein Gefühl der Schönheit Einen Weg, seine Thorheit oder sein Verbrechen den andern. Dort beurtheilt ihn der Schönheits-, hier verurtheilt ihn der Criminalrichter; beide haben nichts mit einander.

Interesse aber hat die Schönheit; ja alles Gute hat nur durch sie Interesse. Denn was heißt das Wort? Interesse ist quod mea interest, was mich angeht. Betrifft eine Sache mich nicht, wie könnte ich an ihr Wohlgefallen finden? Um zu gefallen muß der Dichter, der Künstler, ja die Natur selbst uns zuerst interessant werden; sonst geht alles, was sie uns auftragen, uns wie ungewürzte Kost, wie ein Gericht Nußschalen vorüber.

Interesse ist wie des Guten und Wahren, so auch der Schönheit Seele. Nimm ihr das, wodurch sie an sich zieht und an sich festhält, oder, welches einerlei ist, wodurch sie sich uns mittheilet, aneignet; was habe ich mit ihr? Gieb ihm Inter-

esse, und ein Mährchen der Mutter Gans gefället mehr als eine langweilige Heroide.

Interesse am Schönen; giebts ein reineres Interesse? Was ist dagegen der kalte Eigennutz, der philosophische Stolz, die üppige Selbstliebe? Vermöge des Wesens, das mich aus mir selbst setzt, indem es sich mir aneignet, vergesse ich meiner. Ohne kleinliche Rückkehr auf mich bin ich von der Idee erfüllt, die mich über mich hebt, die alle meine Kräfte beschäftigt; dagegen jedes Uninteressante mich leer läßt, und wenn ichs geschehen lasse, vor langer Weile mich tödtet.

Kein schönes Werk der Kunst oder der Natur soll uns also ohne Interesse seyn; in dem reinen Verstande nämlich, in welchem alle cultivirte Nationen das Wort gebrauchen, der dann jeden schändlichen, der Kunst unwürdigen Nebenbegriff des Eigennutzes, des Wuchers u. s. ganz ausschließt. Warum wollten wir Deutsche, und wie dürfen Wir die gemeinsame Sprache der Völker, die früher als wir, die Kritik betrieben, eine angenommene Sprache verwirren und ummodeln? Der feine complexe Begriff, der sich in Sachen der Kunst und des Geschmacks das Wort Interesse, interessant u. s. einmal zugebildet hat, und dabei weder an Eigennutz, noch an Zinsen denkt, wundert sich, daß man ihm so Etwas nur gegenüber stellen, geschweige mit ihm verwirren möge.

4. Reiz, Rührung. „Das reine Geschmacksurtheil soll von Reiz und Rührung unabhängig seyn;" wie ist ein Geschmack ohne Geschmack, eine Empfindung des Schönen ohne Reiz und Rüh-

rung möglich? Würde nun gar, was im Urtheil des Geschmacks von Reiz und Rührung abhängt, dem reinen Geschmacksurtheil entgegengesetzt, und als unrein, als empirisch verworfen, wo gerathen wir hin mit dieser neuen kunstwidrigen Kunstsprache?

Das Feinste und Reinste des Interessanten heißt Reiz; das punctum saliens der wirkenden Schönheit. Hat sie keinen Reiz für mich, weh' ihr, der Leblosen! Habe ich für ihre Reize kein Gefühl; wehe mir, dem Gefühlberaubten!

Was wir Anmuth und in höherer Wirkung Reiz nennen, nannten die Griechen Charis, die Römer venustas; sie können nicht zart genug davon reden. Es ist das Pünktchen auf der Wage des Wohlgefallens, das den Ausschlag giebt, eben nach welchem die Kunst sowohl, als das natürliche Wohlgefallen, die Charis, strebet. Karg mit dem Lobe über dies höchste Ziel der Kunst, schätzen sie Reiz für eine, die lauterste Göttergabe; jene himmlische Anmuth nämlich, die dem gemeinen Auge der Sterblichen nicht einmal erscheinet. In einem Gürtel verborgen, kündigt selbstbewußte Ruhe sie an, Einhalt des Sinnes theilet sie mit, heilige Freude hält und bewahrt sie. Sie, die Grazie, das auszeichnende Eigenthum der himmlischen Aphrodite. Diese für Schaum, den Mittelpunkt des reinsten Wohlgefallens für Empirismus erklären, vor welchem sich das Geschmacksurtheil zu hüten habe, errichtet ein Tribunal, auf welchem freilich die Grazien nicht, auf dem die Reiz- und Rührungslosen thronen, und thronen mögen!

Die Beispiele, welche die Kritik von Reiz und Rührung giebt, *) z. B. „die grüne Farbe der Wiesen, der einfache Ton einer Violin (von welchem es noch ungewiß sey, ob er eine Form habe), die Farben, welche den Abriß illuminiren, Gewänder an Statuen, Säulengänge an Gebäuden, der goldne Rahmen am Gemälde" sind unter der Kritik. Ist Reiz (wie die Kunst das Wort nimmt und behalten muß) eben der höchste Punkt, nicht etwa blos der Zeichnung, sondern des fast Unerreichbaren der Zeichnung, der Seele des Bildes, der Schönheit in lebendiger Bewegung, im Moment der Charis, der Mittheilung; ist Rührung, wie hier davon die Rede seyn kann, nichts als die Empfindung des Schönen selbst im Augenblick des reinsten Erkennens und Aneignens; wie? von diesem Moment, dem Quell und Wesen alles Schönen, sollte das kritische Geschmacksurtheil unabhängig seyn, damit es a priori „ohne Reiz und Rührung" urtheile? Ohne Reize gewiß, und dem Sinn jedes Verständigen mit unangenehmer Rührung. Uns, Freunde, werde im Wirken und Urtheilen nie die Charis unhold, die allen Künstlern, Weisen und Dichtern alter und neuer Zeiten so unaussprechlich werth war. Nichts flohen sie in Kunst und Vortrage mehr, als die Schlaffheit, den Reiz- und Rührungslosen Acharientismus.

5. Begriff. Form der Zweckmäßigkeit. Form.

---

*) Kritik. S. 38.

Was Begriff sey, weiß Jeder. Jeder meynt und nennet darunter die Vorstellung eines Gegenstandes, das, was ich mir von ihm erkennend aneigne. Nachdem das Organ, der Gegenstand, die aneignende Kraft ist, wird der Begriff dunkel oder hell, vielfassend oder dürftig, lebhaft oder matt und welk; einiges Licht, einige Kraft, einiges Leben muß er indeß doch haben, sonst wäre es kein Begriff. Das Spiel, das in andern Sprachen mit dem Wort- Idee getrieben worden, ist unserm deutschen Wort Begriff fremde. Uebrigens ist das Feld der Vorstellungen in der menschlichen Seele von den Griechen sowohl, als Neuern auch in der Sprache mit so hellen Unterschieden bezeichnet, daß alle cultivirte Nationen Europens sich über psychologische Gegenstände nicht nur verstehen, sondern gewissermaaßen in allen Wissenschaften an Einer und derselben Wissenschaft fortzubauen schienen: so faßlich, so naturgemäß war, wenige Unterschiede ausgenommen, in Plato und Aristoteles, Cartes und Leibnitz, Locke und Condillac die angenommene psychologische Sprache.

Hören wir nun plötzlich von „Geschmacksurtheilen ohn' alle Begriffe, weil von Begriffen es keinen Uebergang zum Gefühl der Lust und Unlust gebe," *) so stehen unsre Begriffe still. Wie? fragen sie einander, giebt es in der menschlichen Natur, nicht etwa nur ein Gefühl der Lust und Unlust, sondern Urtheile sogar, ästhetische Ge-

*) S. 17. 18.

schmacksurtheile ohne Begriff, ohn' alle Begriffe? Sind wir unter die Auster und Milbe hinabgesunken, bei denen selbst für uns ein Gefühl ohn' irgend eine Vorstellung, so dunkel sie auch sey, kaum denkbar ist? Und wäre an einem Uebergange von Begriffen zu Gefühlen der Lust und Unlust, oder von diesen zu jenen auch nur zu zweifeln, geschweige ein solcher als undenkbar zu läugnen, da zwischen Einem und dem Andern, die wir überhaupt nur durch Abstraction theilen, wir uns des innigsten Ueberganges jeden Augenblick bewußt sind? Der Schwärmer selbst senkte sich nie so tief in den dunkeln Grund seiner Seele, daß er ohn' alle Begriffe zu empfinden, geschweige zu urtheilen glaubte; und hätte er diese Begrifflosigkeit zum Criterium und Postulat gemacht, daß eben deßhalb seine Empfindungen und Geschmacksurtheile allgemein-gültig seyn müßten: so würde man nichts als das kleine Wunder von ihm begehrt haben, ohne Begriffe diese Begrifflose Geschmacksurtheilsgabe andern und jedermann mitzutheilen.

Allen Freunden des Schönen war auch bei der innigsten Empfindung desselben der Begriff der Schönheit heilig und werth; den Griechen schien er der Begriff der Begriffe selbst, die innerste Zusammenfassung und Energie unsrer Seele, auch das Wahre, das Gute sich innigst zuzueignen. Wenn unser Verstand sich seine heitersten Begriffe denkt, muß er sich ein Ganzes constituiren; mithin schafft er sich eine Idee, ein Bild der Schönheit. Soll unser Wille auf ein Gutes wirken; einladend muß es ihm entgegen

kommen, in seine Bewegungsgründe, als in wesentliche Reize gekleidet, die aus dem Gegenstande selbst entsprungen, ihn bilden, ihn constituiren, ein Bild der Schönheit. Jeder Sinn, sahen wir, ist dazu organisirt, daß er sich ein Eins aus- und mit Vielem, aussondre, aneigne; sonst war er kein organischer Sinn einer Seele. Mittelst der tastenden Hand schon, bei jeder Fläche, jeder Linie des Körpers ertastete die Seele sich Theilbegabte tota; so allein füllete unsre Phantasie sich mit lebhaft-unterschiednen Begriffen, deren keiner ohne einen Grad Lust oder Unlust seyn konnte. Dem Auge und Ohr endlich traten sogar eigne Medien vor, jedes mit einer unzerreißbaren Zusammenordnung eines Vielen zu Einem, der Bildung des Organs harmonisch, begabt; den Sinnen selbst also ward durch diese Regel des Schönen nicht etwa nur der rohe Stoff der Begriffe verwirrt und unbildsam entgegengeworfen, sondern von der Natur in einem uns unabänderlichen, dem Sinn durchaus verständlichen Maas zugemessen, zugewogen. Bei der verworrensten Empfindung also, wie könnten wir uns in einem Begrifflosen Tartarus wähnen, mit der Hoffnung, je daraus zum Licht Eines Begriffs zu gelangen? Giebts von Begriffen keinen Uebergang zum Gefühl von Lust und Unlust; so auch von Diesem nicht zu Jenen. Die eherne Pforte wäre verschlossen, unübersteigbar stünde eine Kluft vor uns da. Dank der Natur, die in Allem das Gegentheil thut von dem, was die Kritik postuliret. In einem verständig-empfindenden Wesen ist kein Gefühl ohne Begriff, das Ja und Nein keines Urtheils ohne Gefühl der Convenienz oder Discon-

venienz, mithin ohn' einiges Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen auch nur denkbar.

* * *

„Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird." Ist diese Wahrnehmung möglich? und wäre sie's, ist sie die Empfindung der Schönheit?

Wo ein Zweckmäßiges in der Form des Gegenstandes so lebhaft wahrgenommen wird, daß diese Wahrnehmung mir Lust gewähret, da muß ich mir einen Zweck vorstellen, oder die Form des Zweckmäßigen verschwindet. Ein leeres Gedankenspiel ists, daß „eine Zweckmäßigkeit auch ohne Zweck seyn," *) daß ich mir jene der bloßen Begreiflichkeit wegen, (zum Scherz gleichsam) setzen und wegräumen könne." Nur der kann es, dem die Zweckmäßigkeit der ganzen Natur, mithin der Verstand selbst ein Scherz ist.

Könnte ichs aber auch, was thäte dies zum Begriff, in welchem von dem Zweck die Rede ist, der im Gegenstande auf mich wirkt, zum Begriff der Schönheit? Auf einmal wirken und nicht wirken kann dieser doch nicht; wenn er mich also wirklich erfüllet, was der Urheber sonst für Absicht hatte, was das Werk auf andre für Zwecke habe, was thut dies mir? Ich genieße den wesenhaften Zweck, ich lebe im Geist des Werkes.

---

*) S. 33.

Im Geist; nicht in der todten Form: denn ohne Geist ist jede Form eine Scherbe. Geist erschuf die Form und erfüllt sie; Er wird in ihr gegenwärtig gefühlt; Er beseligt. Schnitzt und tappt, so lang' ihr wollt, an der zweckmäßigen Form ohne Vorstellung des Zwecks, Kraft- und Geistlos; ihr wühlt in Sägespänen, ihr bildet aus kaltem Leimen. Mit dem Wort „Form ohne Begriffe des Schönen," mit dem spielenden Gegensatz „Form der Zweckmäßigkeit ohne Zweck," hat sich in der Kritik ein Endloses Geschwätz erhoben, voll leerer Worte, voll Widersprüche und Tavtologieen, die unglücklicher Weise auch eben so leere Werke zur Welt gefördert haben. „Was thut ihr da, ihr geschäftigen Leute?" „Wir schneiden Formen; Formen der Zweckmäßigkeit ohne Zweck, aus nichts, zu nichts. Diese Leerheit heißt uns reine Form, Darstellung reiner Objektivität ohne Objekt, und ja ohne Beimischung eines Funkens Subjektivität: denn diese Subjektivität wäre vielleicht gar Genie, ein in der kritischen Geschmacks-Urtheilswelt verschrieener Name." Seit es durch sie Tag worden ist, hat sich der Geist davon geschlichen; aber „Geschmacksurtheile ohne Begriffe und Zweck" gelten. Sie urtheilen nicht über Geisteswerke, sondern über Formen, über Objektlose, reingriechische Formen.

Sinnvoller Aristoteles! wenn du den Mißbrauch, wie so vieler deiner Worte, so auch dieses Worts sähest! Form war dir die Wesenheit der Sache selbst (εντελεχεια, αιτιον τȣ ειναι), in welcher die andern Bedingungen ihrer Existenz, Materie,

wirkende Ursache, Zweck, als im Mittelpunkt zusammentrafen; hier sind sie durch einen willkürlichen Machtspruch wesentlich und nothwendig getrennt; ein Setzen des Zweckmäßigen ohne Zweck, ein Urtheil ohne Begriffe ist die kritische Geschmackslosung.

6. **Vollkommenheit.** Mehrere hatten die Schönheit durch den sinnlichen Ausdruck eines Vollkommenen erklärt, die Kritik verwirft diese Erklärung. „Das Formale in der Vorstellung eines Dinges, d. i. die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zu Einem (unbestimmt, was es seyn solle), giebt für sich ganz und gar keine objektive Zweckmäßigkeit zu erkennen; weil, da von diesem Einen als Zweck (was das Ding seyn solle) abstrahirt wird, nichts als die subjektive Zweckmäßigkeit der Vorstellungen im Gemüth des Anschauenden übrig bleibt, welche wohl eine gewisse Zweckmäßigkeit des Vorstellungszustandes im Subjekt, und in diesem eine Behaglichkeit desselben eine gegebne Form in die Einbildungskraft aufzufassen, aber keine Vollkommenheit irgend eines Objekts, das hier durch keinen Begriff eines Zwecks gedacht wird, angiebt. Wie z. B. wenn ich einen Rasenplatz im Walde antreffe, um welchen die Bäume im Cirkel stehen, und ich mir dabei nicht einen Zweck, nämlich, daß er etwa zum ländlichen Tanz dienen solle, vorstelle, nicht der mindeste Begriff von Vollkommenheit durch die bloße Form gegeben wird. Eine formale objektive Zweckmäßigkeit, d. i. die bloße Form einer Vollkommenheit (ohne alle Materie und Begriff von dem, wozu zusammengestimmt wird), sich vor-

zustellen, ist ein wahrer Widerspruch.“ *) Und die Wahrnehmung der Form der Zweckmäßigkeit ohne alle Vorstellung eines Zwecks wäre es minder?

Kein Philosoph hat je behauptet, daß die Zusammenstimmung des Einen zum Vielen, „unbestimmt, was es seyn solle,“ eine objektive Zweckmäßigkeit zu erkennen gebe: denn wenn weder dies Eine, noch die Zusammenstimmung zu diesem Einen bestimmt ist, so ist kein Eins und keine Zusammenstimmung; wir sprechen im Traum. Eben das bestimmte **Eins** der Zusammenstimmung giebt den Begriff des Zweckerreichenden im Objekt, wobei das Eine, der Zweck selbst, die Form (το αιτιον, εντελεχεια) die Seele des Ganzen ist und bleibt, die nach keinem fremden Zweck außer sich dürstet. Ist der grüne Rasenplatz im Walde an sich schön d. i. eine seltene Zusammenstimmung des Vielen zu Einem, so bleibt ihm diese Zusammenstimmung, es möge darauf gespeist oder getanzt werden, wenn nicht von Menschen, so von **Feyen** und **Dryaden**. Diese schöne Einöde, der Schattenplatz unter diesem Baum, Anakreons und Bathyllus καταγωγιον, das jeden Vorübergehenden einlud; mag es die Natur oder mögen es Menschen angelegt haben; jetzt ist der Ort mein; **ich** lasse mich darauf nieder, weil **ich** in ihm eine Zusammenstimmung zur Einheit, die **mich** ergetzet, die **mir** wohlthut, finde. Halten es andre, wie es ihnen gefällt, dem Ort selbst bleibt der Naturgeist, der ihn belebet. Ferner.

---

*) Krit. S. 45. 46.

Kein vernünftiger Philosoph hat die objektive Zusammenstimmung einer Sache zur Schönheit gemacht ohne subjektive Vorstellung dessen, der sie schön findet. Sich selbst ist die Sache was sie ist; vollkommen in ihrem Wesen oder unvollkommen; mir ist sie schön oder häßlich, nachdem ich dies Vollkommene oder Unvollkommene in ihr erkenne oder fühle. Einem andern sey sie, was sie ihm seyn kann.

Die Formel der Philosophen, daß Schönheit die Darstellung, d. i. der sinnliche, zu empfindende Ausdruck einer Vollkommenheit sey, hat also nicht nur nichts Widersprechendes in sich; sie ist auch wahr und hell und prägnant, vor Irrwegen bewahrend und zu etwas Sicherm leitend; alle vier Momente der Kritik sind gegen sie vier zerfallende Lufträder. Wesenheit des Dinges, innere Bestandheit und Einheit, es sey rein in sich oder in constituirenden Theilen, muß daseyn im Objekt, selbst des schönen Traumes. Zweitens. Es muß sich darstellen, d. i. reell ausdrücken, empfindbar zeigen. Diese Darstellung, sein lebendiger Ausdruck, muß drittens meinem Organ, wie meiner Empfindungs- und Vorstellungsfähigkeit harmonisch seyn; sonst ist das Schönste mir nicht schön; diese drei Momente sind jedem Objekt wie jeder Empfindung des Schönen unerläßlich.

In welchem Grad der Lebhaftigkeit und Klarheit ich übrigens empfinde, dies hängt von der Beschaffenheit des Objekts sowohl, als meiner selbst ab; hier ist eine Leiter unendlicher Grade und Verschiedenheiten. Selten sind alle Vorzüglichkeiten im

Objekt und Subjekt beisammen; nach unsrer Organisation schränken manche einander ein, z. B. Lebhaftigkeit die Helle, Tiefe den Umfang. Da indessen auch hier eine Compensation Statt findet, so kann über die Sache selbst uns der Grad nicht irren. Und wenn die Kritik verworrene Begriffe und das objektive Urtheil, das sie zum Grunde hat, durchaus nicht für „ästhetisch" gelten lassen will, „weil man sonst einen Verstand haben würde, der sinnlich urtheilt, oder einen Sinn, der durch Begriffe seine Objekte vorstellte;" so lasse man ihr ihre Wahrnehmung der Form des „Zweckmäßigen der Gegenstände ohn' allen Begriff," und freue sich der Natur, die uns allerdings einen Verstand verlieh, der sinnlich, d. i. nach Wahrnehmungen der Sinne urtheilt und uns allerdings Sinne verlieh, die uns Objekte zu Begriffen darstellen, mit denen die innigste Lust oder Unlust nicht nur verbunden seyn kann, sondern jeden Augenblick wirklich verbunden ist, wie wirs alle wissen und empfinden. Ists nicht widrig, daß eine Philosophie, die die Natur auslegen soll, sich unterfängt, der Erfahrung Jedermanns zu widersprechen? die Sprache der Gesinnungen aller, auch der ältesten Welt zu ändern, und einander entgegengesetzte Winkel, die ohne einander nicht seyn können, deßhalb zu läugnen, weil sie einander entgegengesetzt sind?

7. „Nothwendiges Wohlgefallen ohne Begriff. Allgemeine Norm und Gemeinsinn des Schönen." Jeder Mensch von feinem Gefühl erfährt, und hat es erfahren, daß in halbgebildeten oder irregeführten Völkern

nichts so selten sey, als das reine Gefühl und Wohlgefallen am echten, geschweige am erhabenen Schönen. Der wahre Künstler arbeitet daher nicht für den gemeinen Geschmack, ist auf das Urtheil des Pöbels nie stolz; das Lob des Narren beschämt ihn, und der Beifall, die Aufmunterung Eines Kenners gilt ihm statt Vieler, statt Aller. Eigentlich aber arbeitet er auch nicht für diesen Kenner, sondern für sich; die Idee, die in ihm liegt, die ihn treibt und beseligt, sie darzustellen, ist seine Sorge, sie dargestellt zu haben, sein Lohn. Vorschreiben will Er der Menge nicht; noch weniger dem Urtheil des Kenners gebieten, und durch ein Postulat „So soll es seyn!" ihm den Mund stopfen; er benähme ja damit jeder freien Stimme die Luft, und entzöge sich selbst alle belehrende Aufmunterung. Ein Tyrann des Geschmacks ist (das wissen wir alle) die albernste Figur, die je die Sonne beschienen.

Hierüber sind nicht nur alle Zeiten einig; sondern es gründet sich hierauf auch aller Fortgang der Kunst, alle Cultur des Schönen. Wäre es Einem Geschmacksurtheiler erlaubt, sein Veto oder „Soll" auszusprechen, es zur Norm für alle Zeiten zu machen, und von „Gemeingültigkeit, von innerer Nothwendigkeit, als dem letzten Moment der Schönheit ohne Begriff" zu reden; wahrlich, so stünden wir noch vor Dädalus Bildsäulen und beim Karren des Thespis. Alles was Kunst ist, will Uebung, also auch eine freie Bahn der Uebung; jede Anlage der Menschheit bedarf einer Erziehung; vor allen andern die zarteste Pflanze unserer Natur, das Gefühl und die Kunst des Schönen.

Daher steht gegen die Normaltyrannen des Geschmacks Alles, auch das Ruhigste auf, wenigstens mit innerm Spott gerüstet. Wir sehen den Schaden, der sie bei der unwissenden Menge stiften; deßhalb eben sobald wir unsres Geschmacks sicher sind, treten wir in uns selbst zurück sprechend: „in Sachen des Geschmacks soll niemand uns ein Soll sagen; wir dürfen fühlen, wenn wir gleich, was wir fühlen, nicht sagen dürften. Das Urtheil des Geschmacks ist frei.

Wie wenig übrigens in Sachen des Gefühls am Schönen aus dem Sagen herauskomme, wie wenig dies Sagen andern eigentlich sage; wer ist, der nicht auch dies oft erprobt hätte? Der gemeine Haufe betet Worte nach; der Schief- und Halbkenner verwirret sich in diesen Worten, und der Blödling folgt ihm. Endlich kommt der Satzungenstifter und behauptet exemplarisch: er gebeut. Ein frecher Anhang folgt ihm und beweiset; beweiset, was er weder verstand, noch was je bewiesen werden konnte. Lebe sodann wohl, auf ganze Zeiten lebe wohl, Tradition des guten Geschmacks; das „gemeingültige Urtheil, der exemplarische Normalgeschmack" des Einen herrschet.

So dachten die Weisen alter Zeiten nicht; sie sagten nicht: „Schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt. Schönheit ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird," sondern sie suchten Begriffe zu geben, zu läutern, sie fester und fester, wenn auch nur Wenigen anzubilden. Die Schüler der kritischen Schule dagegen, sie sind es allein, die, was „nothwendig, also auch allgemein gefallen müsse," ohne

ohne Begriff erkennen und allgültig vorschreiben, und wenn ihr Gebot nicht befolgt wird, trotzen und zürnen. Alles vermöge der kritischen Urtheilskraft, aus Macht ihrer allgemeingültigen Postulate.

Die Gründe, auf welche die Kritik „die allgemeine Nothwendigkeit ihrer Geschmacksurtheile ohne Begriff" bauet, sind so morsch, daß sie eigentlich sich selbst abläugnen und widerlegen. „Weil ich von jeder Vorstellung sagen kann: wenigstens sey es möglich, daß sie (als Erkenntniß) mit einer Lust verbunden sey, und man sich vom Schönen denkt, daß es eine nothwendige Beziehung aufs Wohlgefallen habe; so kann die Nothwendigkeit in einem ästhetischen Urtheil nur exemplarisch genannt werden, d. i. die Nothwendigkeit der Beistimmung Aller zu einem Urtheil, was wie Beyspiel einer allgemeinen Regel, die man nicht angeben kann, angesehen wird. *) Beyspiel einer allgemeinen Regel, die man nicht angeben kann? Fordert nicht geradezu das Beyspiel, daß ich die Regel in ihm erkenne? und schränkt sich hiemit selbst ein, daß es außer dieser Anerkennung kein Beyspiel sey.

„Das Geschmacksurtheil sinnet jedermann Beystimmung an, und wer etwas für schön erklärt, will, daß jedermann dem vorliegenden Gegenstande Beyfall geben, und ihn gleichfalls für schön erklären solle." Nur der Tyrann des Geschmacks will dies; selbst der Sophist, der eitle Schönheitsmäkler sinnet uns ein solches Soll nicht an; er will beschwätzen, überreden.

---

*) S. 61.

„Das Sollen im ästhetischen Urtheil wird also selbst nach allen Datis, die zur Beurtheilung erfordert werden, doch nur bedingt ausgesprochen." *) Bedingt und doch allgemein nothwendig?

„Man wirbt um jedes andern Beystimmung, weil man dazu einen Grund hat, der allen gemein ist, auf welchen man auch rechnen könnte, wenn man nur immer sicher wäre, daß der Fall unter jenem Grunde als Regel des Beyfalls richtig subsumirt wäre." Da man dies nun nach der Kritik, die ohn' alle Begriffe, mithin auch ohn' alle Gründe urtheilt, nie seyn kann, woher das begrifflose Sollen? Es hebt sich selbst auf.

„Geschmacksurtheile müssen ein subjektives Princip haben, welches nur durch Gefühl und nicht durch Begriffe, doch aber allgemeingültig bestimme, was gefalle oder mißfalle. Ein solches Princip aber könnte nur als ein Gemeinsinn angesehen werden, der vom gemeinen Verstande (sensus communis) wesentlich unterschieden ist. Also nur unter der Voraussetzung, daß es einen Gemeinsinn gebe (wodurch wir aber keinen äußern Sinn, sondern die Wirkung aus dem freien Spiel unsrer Erkenntnißkräfte verstehen), nur unter Voraussetzung, sage ich, eines solchen Gemeinsinnes, kann das Geschmacksurtheil gefällt werden."**) Nur unter solcher unbewiesenen Voraussetzung? Kein Geschmacksurtheil kann gefällt werden, als unter Voraussetzung eines Sinnes, der

*) S. 62. **) S. 63. 64.

vom gemeinen Verstande „wesentlich" verschieden ist, weil dieser nicht nach Gefühl, sondern jederzeit nach Begriffen urtheilt, und jener, Kraft des Interdikts der Kritik, nicht so urtheilen sollte? Und doch soll jener Sinn, der ohn' „alle Begriffe" urtheilt, die Wirkung aus dem freien Spiel unsrer „Erkenntnißkräfte" seyn? die also in ihm alle Begriffe, d. i. sich selbst abgelegt haben? Ein Gemeinsinn, auf ein freies Spiel unbestimmter Kräfte gebaut, das Gesammt-Gefühl des Schönen als eine unbestimmte Wirkung unsrer in Verschiednen so verschiednen Erkenntnißkräfte vorausgesetzt, damit ein Urtheil des Geschmacks nur gefällt werden könne? Nun dann, so fälle es nicht. Behalte es dir, und laß jeden andern nach seinem Gefühl urtheilen. „Ohne Voraussetzung eines Gemeinsinns ist kein Geschmacksurtheil möglich." Nicht? und was brauchts? Sey du dir selbst Gemeinsinn; urtheile Dir.

„Sollen sich Erkenntnisse mittheilen lassen, so muß sich auch der Gemüthszustand, d. i. die Stimmung der Erkenntnißkräfte zu einer Erkenntniß überhaupt, und zwar diejenige Proportion, welche sich für eine Vorstellung gebührt, um daraus Erkenntniß zu machen, allgemein mittheilen lassen, weil ohne diese als subjektive Bedingung des Erkennens, das Erkenntniß als Wirkung nicht entstehen könnte. Diese Stimmung kann nicht anders als durchs Gefühl (nicht nach Begriffen) bestimmt werden. Da sich nun diese Stimmung selbst muß allgemein mittheilen lassen, mithin auch das Gefühl dersel-

ben (bey einer gegebnen Vorstellung) die allgemeine Mittheilbarkeit des Gefühls aber voraussetzt: so wird dieser mit Grunde angenommen werden können, und zwar ohne sich deßfalls auf psychologische Beobachtungen zu fußen, sondern als die nothwendige Bedingung der allgemeinen Mittheilbarkeit unsrer Erkenntniß, welche in jeder Logik vorausgesetzt werden muß." Weil also Erkenntnisse sich mittheilen lassen „müssen," so „müssen" sich auch Gefühle allgemein mittheilen lassen, und zwar durch eine „Stimmung" ohne welche keine „Erkenntnisse, als Wirkungen der Stimmung entstehen" könnten, welche Stimmung nicht anders, als durchs Gefühl, nicht aber nach Begriffen, bestimmt werden kann. Diese „Stimmung, die Erkenntnisse hervorbringt und allein vom Gefühl bestimmt wird," setzt einen Gemeinsinn voraus, der „ohne Begriffe urtheilt;" mithin giebts einen solchen Gemeinsinn. Auf psychologische Beobachtungen darf er nicht fußen; als die „nothwendige" Bedingung der allgemeinen Mittheilbarkeit unsrer Erkenntniß „muß er vorausgesetzt" werden! — —

So werde er dann vorausgesetzt, und so theilet euch Gefühle und Stimmungen mit ohn alle Begriffe. Wer je in einem Kunstsaal die Stimme dieser Stimmer, „der allgemeinen Gefühlsmittheiler ohne Begriffe aus bloßer Stimmung und deren Proportion zu daraus entstehender Erkenntniß" gehört hat, und ihre Stimmung auf einander zu „Geschmacksurtheilen von allgemeiner Nothwendigkeit" in ihren Folgen sah, geht stumm und verstimmt

von dannen, sich vor diesen „allgemeingültigen, nothwendigen Geschmacks- und Stimmungsmittheilern“ wahrend.

* * *

Wie in der Welt war eine solche Philosophie voll Bodenloser Voraussetzungen, voll verführender Postulate nur möglich? Und wie entstand sie? Nichts liegt klärer am Tage; der Inhalt und die Folge der kritischen Werke selbst giebt darüber Auskunft.*)

Die „Kritiken der reinen und praktischen Vernunft“ waren geschrieben. Nach Jener blieben den Sinnen keine Gegenstände, als die leeren Anschauungen von Raum und Zeit, („transcendentale Aesthetik“) dem Verstande nichts als leere, übelgeordnete Fächer der Kategorien, bedeutungslos in sich und doch die Form des menschlichen Verstandes; („transcendentale Analytik;“) der Vernunft endlich, die ganz ohne Kanon gelassen ward, blieben nur „Paralogismen, eine Thetik und Antithetik, zuletzt ein herausvernünfteltes Ideal“ übrig, die alle sich selbst aufhoben. Mithin entstand eine große Wüste und Leere, in der dennoch alle Kräfte und Formen der Begriffe, der Ideen sogar und des Ideals selbst, ohn' Auslassung eines Jota, allgültig und auf ewig umrissen und verzeichnet seyn sollten.

*) S. die Vorrede und Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft.

Und doch fühlte der Philosoph Lust und Schmerz; wohin mit diesen? Ins Reich der Begriffe gehörten sie ihm nicht; mit keinem seiner reinen Phantasmen hatten sie etwas gemein, konnten auch in Ewigkeit mit ihm nicht verbunden werden. Der „kritisch-transcendentale Verstand" hat etwas anders zu thun, als sinnliche Dinge mit Lust oder Unlust wahrzunehmen; er kommt zu keinem Sinn, kein Sinn zu ihm; ewig prägt er aufs Nichts, auf Raum und Zeit, seine Formen. Die „kritisch-transcendentale Vernunft" hat ein ganz anderes Geschäft, als Wahrnehmungen des Verstandes mit Lust und Liebe zu ordnen; wie der Jäger Orion jagt sie dem All nach, jenseit der Weltgränzen. Wohin nun mit Lust und Unlust? Den Philosophen gingen sie nicht weiter an, als sofern er darüber „urtheilt;" das Empfinden mochte an seinen Ort gestellt bleiben. Also werde Materie zum „Urtheilen ohne Objekte, ohne Empfindung" wie folget:

Postulat 1.

„Empfinden und urtheilen ist Eins."

„Wer empfindet, urtheilt; und wer urtheilt, empfindet." „Empfände er aber nicht?" „Es wird angenommen, als hätte er empfunden: denn das Geschmacksurtheil ist seiner Natur nach ästhetisch." Der geschwätzigste Urtheiler ist der feinste Empfinder.

„Nur müssen seine Urtheile ohne Begriffe seyn: denn Begriffe gehören dem Verstande, die

ästhetischen Urtheile sind reine Geschmacksurtheile ohn' alle Begriffe; also"

Postulat 2.

„Geschmacksurtheile über das Schöne sind ohn' alle Begriffe."

„Vom Objekt, von seiner Beschaffenheit und Zweck darf, ja muß der Geschmack nichts wissen; sonst würde er Verstand oder gar Vernunft; hiemit bliebe er nicht Geschmack. W. z. E.

„Und doch? ohn' allen Begriff; wohl also auch ohn alles Objekt?" „Ohn alles Objekt."

Postulat 3.

„Aesthetische Geschmacksurtheile betreffen Formen, keine Objekte."

„Eine Form aber ist doch zu Etwas, d. i. zu einem Zweck, und weil es eine Geistesarbeit ist, doch wohl mit einigen Begriffen geformet?" „Zu keinem Zweck. Der gehört für den Verstand; der Geschmack aber ist nicht Verstand. W. z. E. Witzig unterscheidet die Kritik also:

Postulat 4.

„Das Zweckmäßige in den Geschmacksurtheilen wird ohne Vorstellung des Zwecks, d. i. unzweckhaft wahrgenommen."

„Wahrgenommen ohne Begriffe? Das Zweck-

mäßige ohne Zweck?“ Allerdings; denn Begriff und Zweck gehören dem Verstande, der mit Lust und Unlust nichts gemein hat. W. z. E.“

Postulat 5.

„Das Geschmacksurtheil ist vom Begriff der Vollkommenheit ganz unabhängig.“

„Wie interessirt es aber sodann? wie wirkt es Lust und Unlust?“ „In der Kritik der praktischen Vernunft ist postulirt, daß das reine „Sollen“ ohn alle Beweggründe geschehen müsse, weil es sonst kein reines „Soll“ wäre. Ob es auf solchem Wege geschehe oder nicht geschehe, daran liegt der reinen Vernunft nichts; gnug, es soll geschehen; und woher hätte sich nun das Geschmacksurtheil ein mehreres zu erfrechen und anzumaaßen, als die praktische Vernunft selbst? Also“

Postulat 6.

„Das Geschmacksurtheil ist ohn alles Interesse.“

„Höchst uninteressant also; niemanden als Urtheil interessirend: denn von allen Begriffen, von jeder Vorstellung eines Zwecks frey, wen könnte es interessiren?“ „Es soll und muß jedermann gelten: denn es ist ein Urtheil, obwohl ohne Begriffe. W. z. E.

Postulat 7.

„Geschmacksurtheile sind allgemeingültig und nothwendig: denn sie sind Urtheile."

„Urtheile ohne Begriffe allgemeingültig und nothwendig?" „Allerdings: denn sie sind allgemein mittheilbar; und umsonst wird man sie nicht mittheilen wollen? Man will, daß sie allgemein gelten; man setzt einen Gemeinsinn des Schönen voraus, ohne den kein Geschmacksurtheil Statt fände. Also:

Postulat 8.

„Es giebt einen Gemeinsinn des Schönen in Jedermann, enthaltend die reinsten ästhetischen Geschmacksurtheile."

„Gemeinsinn des Schönen? Wäre es etwa ein eigner Sinn? oder was wir sonst den gesunden Verstand nennen?" „Weder Dies noch Jenes; sondern

Postulat 9.

„Der Gemeinsinn des Schönen ist vom gemeinen Verstande (sensus communis) wesentlich verschieden; die Wirkung eines freien Spiels unsrer Erkenntnißkräfte."

„Unsrer Erkenntnißkräfte? und doch soll er ohne

Begriffe wirken? Wirkung eines freyen Spiels ohne Gesetze? Gemeinsinn des Schönen, die Wirkung eines Spieles?" „Dies ist der einzige Weg wie eine Gesetzmäßigkeit ohne Gesetz, eine subjektive Uebereinstimmung der Einbildungskraft zum Verstande ohne eine objektive, mit der freien Gesetzmäßigkeit des Verstandes und mit der Eigenthümlichkeit eines Geschmacksurtheils zusammen bestehen kann. Also

Postulat 10.

„Es giebt eine Gesetzmäßigkeit ohne Gesetz; eine subjektive Uebereinstimmung der Einbildungskraft zum Verstande ohne eine objektive; die mit der freyen Gesetzmäßigkeit des Verstandes und mit der Eigenthümlichkeit eines Geschmacksurtheils zusammen bestehen kann."

„Aber wie bestehen sie mit einander? Wo hören die Gesetze auf? wo fängt die Freyheit an? Und in zweien von einander so getrennten Kräften, die durchaus nichts mit einander zu schaffen haben?" Mittheilung verbindet sie beyde, und diese setzt Stimmung voraus. Aus Stimmung entstehen Erkenntnisse; warum nicht auch Geschmacksurtheile? warum nicht auch die allgemeingültige Nothwendigkeit derselben? Also

Postulat 11.

„Stimmung macht den allgemeinen gültigen Werth und die Nothwen-

digkeit der Geschmacksurtheile, ohne Begriffe und Zweck; Stimmung!"

"Stimmung? Aber wer stimmt? und wonach? nach welchem Grundton? Ists der Verstand etwa? der theoretische? der praktische?" "Keiner von beiden. Die Geschmacksurtheilskraft ist eine unabhängige Grundkraft der menschlichen Seele. Zwischen der reinen Vernunft und der reinen praktischen Vernunft, die beyde auch nichts mit einander zu thun haben, hat sie ihr eignes, reines Queerbänkchen." Wie die protestantischen Bischöfe auf dem Reichstage. Also

Postulat 12.

"Die Geschmacksurtheilskraft ist eine Grundkraft der menschlichen Seele, vom theoretischen Verstande, wie von der praktischen Vernunft unabhängig."

"Aber wie viel Grundkräfte könnte man da errichten? und ist in der menschlichen Seele Alles getheilt? Und worauf beruhet denn diese Grundkraft? worinn bestehet, worauf wirkt sie?" "Das Urtheilen bestehet im Urtheil; es beruhet auf dem Gemeinsinn, und wirkt zur allgemeinen Mittheilung, allgemeingeltend; übrigens ein freies Spiel der menschlichen Seelenkräfte."

Postulat 13.

„Die Geschmacksurtheilskraft bestehet im Urtheilen, beruhet auf dem Gemeinsinn, und wirkt zur allgemeinen Mittheilung allgemeingültig; übrigens ein freies Spiel der menschlichen Seelenkräfte."

Daß diese aus Noth entstandene, leere, hohle verderbliche Theorie, eine Kritik ohn' alle Kritik, bey einigem ernsthaften Studium des Schönen, sowohl in Gegenständen, als in den Empfindungen desselben nie entstanden wäre, bedarf keines Erweises. Auf einem vermeyntlich-leergelassenen Fleck ist sie a priori geworden; ein Spiel des Witzes und Scharfsinns Zwecklos-zweckmäßig und zweckmäßig-zwecklos.

VI. Von einer Regel des Schönen.

B. Wir fanden bey unsern feinern Sinnen, dem Gesicht und Gehör, ein Medium, das eine Regel in sich enthält, die Farben- und Tonleiter. Bei dem tastenden Gefühl, der Basis unsrer Gesichtsideen, ergab sich eine Regel der Bedeutsamkeit, die von der geraden zur Kreislinie durch alle Schwingungen emporstieg. Dies angenommen, wie ist bey der unendlichen Verschiedenheit der Gegenstände sowohl, als der empfindenden Organe diese Regel anwendbar? Die Natur färbt und tönt den Gegenständen nach, so verschieden und den Organen nach, so inviduell, daß keine Sprache hinreicht die Ton- und Farbenmischungen, noch weniger die Bildungen zu bezeichnen, an denen jene Linien erscheinen. Vollends unsre Empfindungsorgane; sie sind nach Personen, Lebensaltern, Umständen, Gewohnheiten, selbst durch den Eigensinn des Moments so verschieden gestimmt, um Eindrücke zu empfangen, und in ihnen die Regel zu bemerken, daß diese wohl eine Lesbische Regel seyn dürfte, die jedem

Gegenstande, so wie der Willkühr jedes Gebrauchenden nachgiebt? Wozu also die Regel?

A. Freunde, das Clavichord und der Farbenbogen, die gerade Linie und der Cirkel stehen da; die Regel wollen wir nicht verschmähen, wenn sie anzuwenden, auch Mühe kostete, wenn sie auch oft übersehen oder falsch und kränklich angewandt würde. Denn was gewönnen wir durch diese Hinlässigkeit? Einen regellosen Zustand, Urtheile ohne Regel. Allerdings fodert es Beobachtung, Fleiß und Uebung, Töne, Farben, Linien, Figuren, allenthalben recht zu beurtheilen; deshalb hat auch das Gefühl des Schönen Cultur nöthig. Der Begriffe kann es sich nicht entschlagen, ohne ein blos fieberhaftes Gefühl, ein Schwanken zwischen Ruhe und Bewegung, oder wenn es urtheilt, ein jehnendes Urtheil zu werden. Daß es Menschen von mißbildeten, verstimmten, oder von ungebildeten, groben Organen giebt, kann unser Bestreben nicht aufhalten, das Empfindungssystem unsrer Natur rein zu stimmen, es den Gegenständen gemäß, nach richtigen Begriffen zu ordnen und auszubilden. Auch wer verworren sieht, muß eine Farbenleiter, auch der, der keinen Tackt hält und von keiner Scala weiß, muß Scala und Tackt anerkennen. So die gerade Linie und den Cirkel, wenn er auch keine zu ziehen wüßte. Wer sich in den Linien der Schönheit, oder in ihrer Bedeutung noch so oft träge; er muß sie besser erkennen, die Regel besser anwenden lernen, nicht aber die Regel leugnen oder eludiren, d. i. mit dem Begriff und Gefühl des Schönen spielen. Hätte uns die Natur vergebens

zu Menschen gemacht, zu Beurtheilern, ja noch mehr, zu Erfindern des Schönen nach Regeln, die in unserm Weltall, wie in unsrer Natur liegen? Im Menschen ist das Maas der Schönheit —

B. Doch nur für Menschen, nach menschlichen Begriffen und Gefühlen?

A. Von empfindenden Wesen anderer Art reden wir nicht, und es ist doppelte Thorheit, sich in dergleichen unbekannte Welten hineinzuträumen, oder mit Schattenbegriffen aus ihnen, als ob wir aus der Höhle Trophonius kämen, die unsre zu verdämmern. Lieber sehen wir wie die Natur uns zur Anwendung der Regel des Schönen, mithin zur Kunst half und uns auf diesem Wege befestigt. Der allgemeine Typus, den die Natur in Bildung lebendiger Organisationen nicht zu befolgen scheint, sondern wirklich befolgt, könnte uns darauf führen.

C. Nach Einem unsrer vorigen Gespräche ist mir die Ursache davon ziemlich klar. In jedem Element nämlich hatte die Natur das Lebendige zum Wohlseyn in diesem Element zu bilden; hiernach ordnete sie seine Gestalt, seine Kräfte und Glieder, also sehr verschieden. Da sie aber bey allen Einen Zweck hatte, Wohlseyn, Genuß des Lebens in diesem Element; so mußte in einer gemeinschaftlichen Welt, in der Ein Lebensgeist herrscht, auch ein Gemeinschaftliches in Reizen, Empfindungen, Sinnen und Trieben, mithin eine allgemeine Analogie, ein Gesammt-Typus wie in

Bildung so in Gefühlen und Bestrebungen werden. Das lebendige Geschöpf bedurfte

1. Nahrung; Gefässe der Nahrung wurden allen gemein, jedem nach seinem Element, in seiner Weise. Der lebendige Schlauch bedurfte

2. Kräfte, sich diese Nahrung zu verschaffen, solche seiner Natur anzueignen, also Bewegungswerkzeuge, Muskeln und was deren Stelle vertritt oder zu ihnen gehöret. Diese Bewegungen mußten

3. Erweckt, in Triebe verwandelt und bis zum höchsten Triebe, der Fortbildung seines Geschlechts befeuert werden, wodurch anders, als durch Sinnenreiz, durch Sinnenkräfte? In jedes Geschöpf pflanzte sich also das allgemeine Sensorium, nach dieses Geschöpfs eigenthümlicher Bildung, aber dem Weltganzen harmonisch. Alle genießen Ein Licht, Eine Luft; zur Aneignung des Lichts, des Schalles, gehörte, wie verschieden es auch gebildet ward, Auge, Ohr; so die übrigen, allem lebendigen gemeinschaftlichen Sinne und Triebe. Allen war zum Empfinden die Nervenkraft, oder was sie ersetzt; zum Denken und Vermögen war den vollkommenern Bildungen Gehirn, Rückenmark, und was aus ihnen entspringt, unentbehrlich; daher in einer gemeinschaftlichen Welt, zum gemeinschaftlichen Wohlseyn, der sogenannte Gesammt-Typus.

A. Er stieg empor —

C. Nach Elementen und Regionen. Dem

schwim-

schwimmenden Geschöpf ward eine horizontale Gestalt, in der die genannten Systeme zur Nahrung, Bewegung, Fortpflanzung und der sie belebenden Empfindung mit und durch einander verwebt sind; selbst der Kopf mit seinen Sinnenwerkzeugen streckt sich nur horizontal vor. Der Vogel, in einem feinern Element fliegend, gewann schon eine freiere Bildung, indem er nicht immer fliegen, sondern auch sitzen, hüpfen, ruhen durfte. Hals und der Kopf mit seinen Sinnen heben sich empor, noch aber dem Fluge dienstbar. Je mehr aus Wasser und Luft die Bildungen Erdegestalten wurden, desto mehr bekamen sie auf ihrem festeren Stande eine aus einander gesetzte, höhere Bildung, bis endlich der Mensch, auf die kleinste Basis gesetzt, in aufgerichteter Gestalt erscheinet. Den Sitz seiner edelsten Sinnenwerkzeuge trägt er hoch empor, in seiner ganzen Gestalt mit einem ihm eignen Sinn, dem tastenden Gefühl begabet. In dieser Bildung werden ihm Ohr, Auge und Hand zusammen wirkende Sinne, deren Einer den andern berichtiget, begründet. Weil er ein Universum sich ertasten konnte, so siehet er auch tastend; seine Gesichtsideen, aufs Gefühl gegründet, stehen auf einer eignen Basis. Wodurch konnte der Elephant das Weiseste der Thiere werden? Durch seine vielgelenkige Hand, den Rüssel.*) Die Bil-

---

*) Einige Thiergattungen, die Schlüsselbeine haben, nähern sich dem tastenden Gefühl des Menschen, doch nur sehr von fern.

dung unsrer Hand mit ihren festesten sowohl, als feinsten sinnlichen Begriffe; sie, verbunden mit dem Auge, macht uns zu Kunstgeschöpfen.

A. Und was die Hand dem Auge, ist unser Mund dem Ohr. Hätten wir nur Stimme und Kehle; mit dem schönsten Vogelgesange spräche sich unser Vernommenes nicht aus. Dieselbe Regel, die unsrer Hand tastbare Gegenstände unterlegt, giebt allen unsern Begriffen Accentuation und Bildung der Sprache. So half die Natur und der Mensch erschafft sich, d. i. er bemerkt und gebraucht die Regel. Nicht ohne Cultur; ohne diese; ohne Begriffe und Vorstellungen bleibt unser Gefühl ein Land verworrener Träume; der Verstand erkennet die Regel.

B. Der Mensch also wäre, wie er empfindet und denkt, zu einer Regel gebildet.

A. Zu einer Regel. Wie sein Sinn nicht anders als unter festgestellten Verhältnissen sehen, hören, tasten kann: (die Haltung der Lichttafel vor ihm, die ganze Welt seiner andern Sinne ist Verhältniß;) so übt er, durch seine und die gesammte Natur gezwungen, diese Verhältnißmaaße, fortwährende Zusammenfassungen des Vielen unter Eins, während seines ganzen Lebens. Was er siehet, sind Gestalten nach einer unzerreißbaren Contiguität im Raum; was er höret, Töne, nach einer untrennbaren Succession; was er tastet, Formen, in bestimmten Zahlen und Maaßen, als Verhältnissen zur Ruhe und zur Bewegung. Was seine Phantasie in sich trägt, ist eine Beute aller Sinne und

Eindrücke, in einander gemischt und verworren; was er aus ihnen herausdenkt, sind Configurationen. Immer ist er, gut oder schlecht, ein Künstler. Triebe sind Gestaltungen unsres Begehrens; Gewohnheiten sind gewonnene feste Formen unsrer Uebung; Denkart, Charakter sind die ganze Gestalt unsrer Gesinnungen, Willensmeynungen und Triebe; in allem ist des Menschen Natur eine sich ausdrückende Regel.

B. Sollte aber wenigstens seine Phantasie kein freies Spiel haben?

A. Verstehen wir unter Phantasie, die aus Wallungen des Bluts und der Lebensgeister vor unsern geschlossenen Augen vorbeystreichenden Gestalten (Farben, Blumen, Antlitze, Figuren): so stehen sie freilich nicht unter unserm Gebot, dennoch aber gewiß unter einer Regel unsrer Constitution, unsrer Gesundheit. Es sind Fieberzufälle; ihre Kritik ist Diät und Kühlung. Verstehen wir unter Bildern der Phantasie Träume: so hängen sie abermals zwar nicht von unsrer Willkühr ab, wohl aber stehen sie unter einer Regel, die dem Träumenden oft den Grund seiner Seele, seine natürliche Neigungen, Triebe, und Anlagen, seine geheime Wünsche und Fehler, wenigstens den Zustand seiner Gesundheit offenbaret. Eben sie zeigen nicht nur die Macht, die in uns liegt, sondern auch die nothwendige Regel unsrer Natur, aus allem, was wir erlebten und fühlen, sofort Configurationen uns zu erschaffen, d. i. nur durch Gestaltung zu denken. Krankheiten, Visionen, der Wahnsinn zei-

gen ein Gleiches. Da bey den meisten Menschen das Gesicht der herrschende Sinn ist, was kann ihre Phantasie anders, als Bilder zurücknehmen und neu zusammensetzen, d. i. schlafend oder wachend träumen? Diese Phantasieen folgen einander gewissermaaße leidend; erschaffen wir aber mit Selbstbewußtseyn Bilder, welches die Griechen Bildungskraft (Idolopöie) nannten, so geschiehets nie ohne Regel, der sich in schnellen Momenten, selbst unser bedrohtes Auge nicht entziehet. Verstand und Regel, d. i. schnelle Vorsicht ist von der Natur in alle unsre Lebensverrichtungen ergossen, alle werden mit oder ohne Bewußseyn von ihnen geleitet; wie? und die schaffende Einbildungskraft, dies mächtige Vermögen der Seele, sollte Regellos wirken?

B. Von welcher Regel würde es also bey seinen Wahrnehmungen sowohl, als bey seinen Trieben und Schöpfungen, wenn auch unvermerkt, geleitet?

A. Von der uns eingepflanzten Regel, Harmonie, Wohlseyn. Ohne Absicht unternehmen wir nichts, so unbeträchtlich die Absicht scheine. Bezweckte sie auch nur, uns der Unthätigkeit oder einem andern Mißgefühl zu entreißen; so beabsichtigt sie etwas. Wohlgefallen an der Harmonie, in der Zusammensetzung selbst, erleichtert der Imagination die Mühe; sie greift nach den leichtesten und nächsten, oft nach den entferntesten und schwersten Combinationen, wenn sie mit Lust sinnet und handelt. Liebe endlich, der höchste Grad des

Wohlgefällens, der beseelende, webende Geist der Ideenschöpfung: er nimmt aus dem Vorrath, der uns beywohnet, das Angenehmste, das Liebreichste, setzt es zusammen, und umarmt sein eignes Gebilde.

E. Dem Menschen ist also Menschheit das Schönste. Der ganzen Schöpfung rauben wir ihr Reizendes, um es Dem, der uns liebt, den wir lieben, zu geben. Den Blumen nehmen wir ihre Pracht, der Morgenröthe ihr Kleid, der Nachtigall ihren Gesang, allem Lebendigen sein Bedeutendes, Schönes, Erhabnes, um in der Menschheit Das zu bezeichnen, was wir verlangen, ehren und lieben.

A. Ja, wir gebieten unsern Empfindungen, und leihen sie der gesammten Natur. Leidenschaft (sagt ein mächtiger Schriftsteller), Leidenschaft allein giebt Abstractionen sowohl, als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen Geist, Leben, Zunge. Wo sind schnellere Schlüsse? Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt, und sein Geselle, der einsylbige Blitz,

> Der jetzt im Nu entfaltet Himmel und Erd'
> Und eh' zu sagen man vermag: sieh da!
> Schon in den Schlund der Dunkelheit hinab ist. *)

Allenthalben in der menschlichen Gesellschaft bieten sich die Erscheinungen der Leidenschaften dem Beobachtenden dar, wie Alles, was noch so entfernt

*) Shakespear's Midsummer Nights Dream.

ist, ein Gemüth im Affekt mit einer besondern Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung sich über den Umkreis aller äußern Gegenstände verbreitet; wie wir die allgemeinsten Fälle durch eine persönliche Anwendung uns zuzueignen wissen, und jeden einheimischen Umstand zum öffentlichen Schauspiel Himmels und der Erde ausbrüten. Jede individuelle Wahrheit wächst zur Grundfläche eines Plans, und ein Plan, geraumer als das Hemisphär erhält die Spitze eines Sehpunkts. Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung, die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Eckel daran, liegen im fruchtbaren Schooß der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben." *)

B. Die Ursachen des Bedeutenden in Farben, Formen, Tönen und Gestalten werden sich also auch im Allgemeinen nicht weiter entwickeln lassen, als daß sie bedeuten?

A. Was haben die Buchstaben mit den Ideen gemein, die sie bezeichnen? Weit natürlicher, dünkt mich, spricht die Farbe der Wange, der Liebreitz des Mundes, das Seelenvolle Auge, die Gedankenreiche Stirn, der Ton der Sprache, die Bewegungen der ganzen Gestalt u. s. Sie sprechen Das aus, was dies lebendige Wesen mir sey, keinem

*) Kreuzzüge des Philologen, S. 196.

andern. Wer sich dies Alphabet vorbuchstabiren lassen müßte, oder gar leugnete, daß irgend ein Naturalphabet Bedeutung habe, für den habe sie keine Bedeutung!

„Hinweg,*) sagt Baco, die ungeschickten Welten-Maaschen! die Aeffchen, die die Phantasieen der Menschen in ihren Philosophieen aufgestellt haben. Wisse der Mensch, welch ein Unterschied es sey, zwischen den Idolen seines und den Ideen des göttlichen Verstandes. Des menschlichen Verstandes Idole sind nichts als beliebige Abstraktionen; die Ideen des göttlichen Verstandes sind wahre Bezeichnungen des Schöpfers auf den Ge-

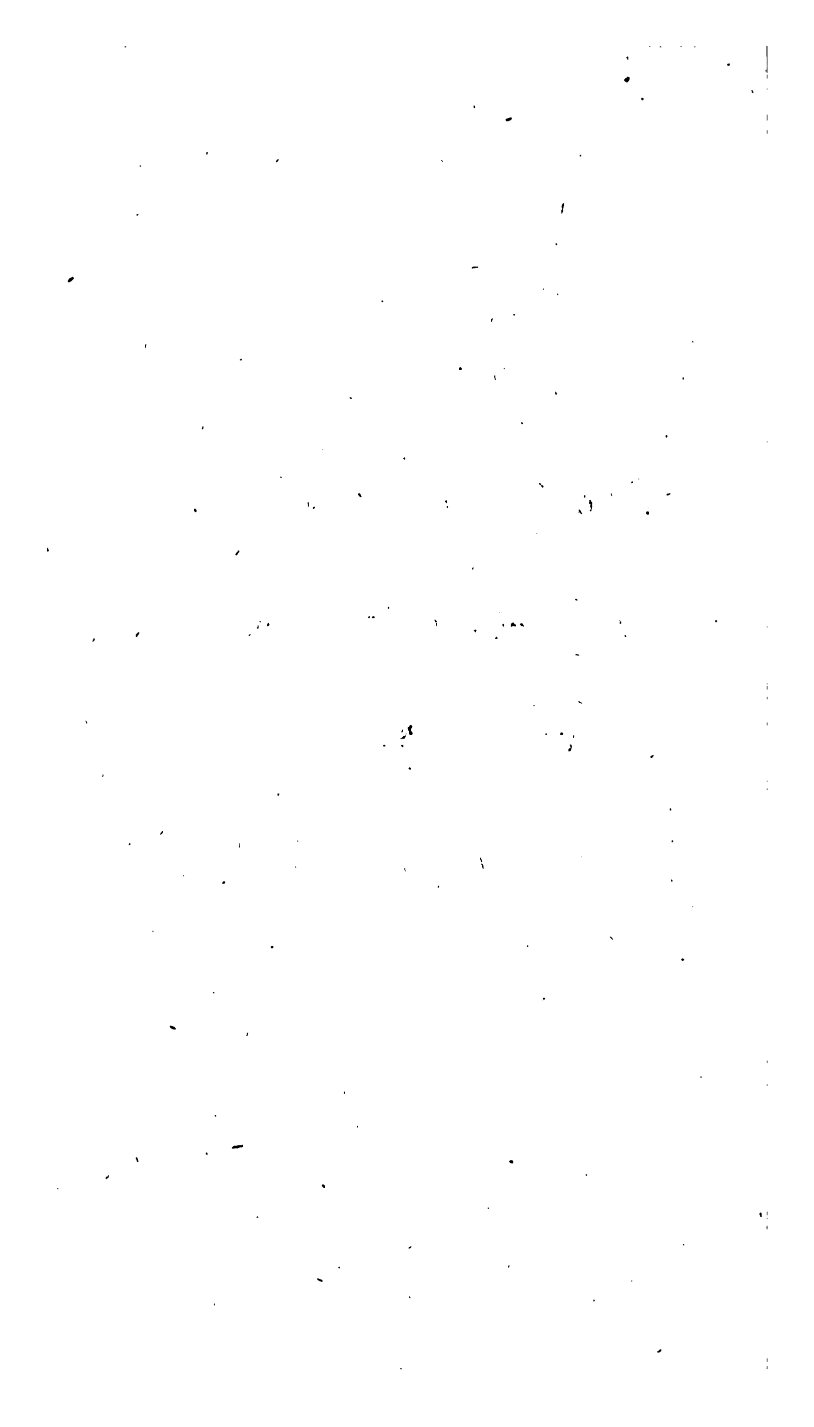
*) Modulos ineptos mundorum et tanquam simiolas, quas in philosophiis phantasiae hominum exstruxerunt, omnino dissipandas edicimus. Sciant itaque homines, quantum intersit inter humanae mentis idola et divinae mentis ideas. Humanae mentis idola nil aliud sunt quam abstractiones ad placitum; divinae mentis ideae sunt vera signacula creatoris super creaturas, prout in materia per lineas veras et exquisitas imprimuntur et terminantur. Itaque ipsissimae res sunt Veritas et Vtilitas, atque Opera ipsa pluris facienda sunt, quatenus sunt veritatis pignora, quam propter vitae commoda. Baco de interpretatione Naturae et regno Hominis, Aphorism. CXXIV.

schöpfen, wiefern sie der Materie durch wahre, ausgesuchte Lineamente eingedrückt und in ihr beschränkt werden. Die Dinge selbst sind Wahrheit und Güte; die Werke durch sie und mittelst ihrer sind nicht sowohl der Bequemlichkeiten des Lebens wegen hoch zu schätzen, als vielmehr wie Unterpfande göttlicher Wahrheit."

Kalligone.

Von Kunst und Kunstrichterey.

Zweiter Theil.



I. Natur und Kunst.

Kunst kommt von Können oder von Kennen her (nosse aut posse), vielleicht von beyden, wenigstens muß sie beydes in gehörigem Grad verbinden. Wer kennt, ohne zu können, ist ein Theorist, dem man in Sachen des Könnens kaum trauet; wer kann ohne zu kennen, ist ein bloßer Praktiker oder Handwerker; der echte Künstler verbindet beydes.

Natur und Kunst werden „wie Thun vom Handeln, (Wirken,) wie Werk von Wirkung (facere und agere, opus und effectus) nicht genau unterschieden.*) Auch die Natur wirkt und schafft Werke; auch der Künstler thut (facit, ποιει). Bey allen vorübergehenden Künsten sind seine Produkte Wirkungen (ενεργειαι), nicht Werke, dagegen, wo ein bleibendes Werk (opus)

*) Kritik. S. 171.

sein Ziel ist, seine Energie solange unvollendet ist, als er wirket.

Genauer und vollständiger hat Harris*) von der Kunst in einem echtgriechischen Gespräch gehandelt. Er zeigt sie als „eine Fertigkeit des Menschen, nach Maasgabe eines Systems von Vorschriften, Ursache einer Wirkung zu werden," und untersucht dabey die Gegenstände sowohl, auf welche die Kunst wirkt, als ihren Ursprung, ihre Wirkungen und Werke; ein vortrefflich Gespräch in Form wie an Inhalt.

Natur und Kunst setzen wir einander oft entgegen, oft schreiben wir der Natur selbst eine und zwar die größeste Kunst zu; woher dieses? Beides nicht ohne Ursache. In allem nämlich, wo viele und mancherley Mittel angewandt werden, um Werke hervorzubringen, die als treffliche Zusammensetzungen ins Auge fallen, in denen bey einem System von Regeln ein offe[illegible]r Zweck erscheinet, nennen wir mit Recht die [illegible]atur eine Künstlerin die kunstreiche Werkmeisterin (πολυμηχανος Εργανια) Ergane. So nennet sie der orphische Hymnus; so siehet sie aller Menschen Sinn an: denn in einem organischen Wesen verkennet niemand die Zusammenstimmung des Vielen zu Einem. „Daß man von rechts-

*) Harris drey Abhandlungen über Kunst u. s. übersetzt, Danzig 1756. Halle 1780. Die letzte Ausgabe ist mit Anmerkungen und Stellen aus den Alten reich vermehret.

wegen nur die Hervorbringungen durch Freiheit d. i. durch eine Willkühr, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, Kunst nennen sollte,"*) ist willkührlich geredet. Ob ein Werk aus Willkühr oder aus Zwang gemacht sey, dies ändert seine Einrichtung nicht; und wer sagt uns, daß den Werken der Natur nicht Vernunft, d. i. vom Geist gedacht, eine allordnende Regel zum Grunde liege? Als eine lebendige Wirkerin, die Natur zu denken, ist dem gesunden Menschensinn gewiß angemessener als zu fragen: ob irgend auch Vernunft in der Natur sey? Die Werke der Bienen, z. B., den Bau der Biber u. s. nennt jedermann kunstreich, wenn ihren Arbeitern gleich menschliche Vernunft und Freyheit fehlet. Wie ihr auch die Kräfte, durch welche sie hervorgebracht sind (wird man mit Recht sagen), nennen möget; die Werke selbst sind kunstreich. Hätten wir alle die Mittel in unsrer Hand, die die Natur hat, und könnten nach eben so großen Entwürfen so lange, so fest und unfehlbar, so leicht und angemessen wie sie wirken; gewiß nennten wir uns παντεχνες Allkünstler.

Eben nur unsre Eingeschränktheit macht, daß wir menschliche, von der Naturkunst unterscheiden: denn wie arm und ohnmächtig sind wir gegen die mächtige Wirkerin, Natur! Erstens. Zu dem, was die Natur macht, findet sie überall Stoff, Mittel und Wege; sie kann, was sie will und will nur, was sie kann. Wo ihren strebenden

*) Kritik. S. 171.

Kräften Hinderungen in den Weg treten, wendet sie sich und braucht ihre Kräfte anders. Wir müssen Stoff und Mittel mit Mühe suchen, mit Vorsicht gebrauchen. Zweytens. Jedes Kunstwerk der Natur hat seinen Zweck in sich, daß es der ihm geschenkten Form, d. i. seiner selbst sich erfreue und in ihr lebe. Unsre Kunstwerke, todt in sich, sind nur für andre zu Zwecken berechnet. Drittens. Da die Werkstätte der Natur so groß ist, wie das All und ihre Energie wirkt, so lange Moment auf Moment folget, so kann sie nicht anders, als die entgegengesetzten Ende zusammenknüpfen; sie schafft, indem sie zerstört, und zerstört, indem sie schaffet, eine immer emsige Penelope, die ihren Schleier webt und trennt, trennt und webet. Individuen läßt sie sinken und erhält Geschlechter, Gegentheils, da dem Werk des menschlichen Künstlers das Leben gebricht, dadurch es sich selbst fortpflanzen könnte, so hört dies zerstörende Schaffen, dies schaffende Zerstören bey ihm von selbst auf. Er schafft, daß sein Werk bleibe. Viertens. Im All muß Alles seyn, das Schwächste und Stärkste, das Größeste und Kleinste; es ist da. Da dem Menschen ein solcher Umfang, eine solche Dauer nicht gegönnet ist, so muß er sich gegen die Anfälle der zerstörenden Natur, aus deren Schoos er seine Werkzeuge nimmt, aus deren Schoos er selbst entsprang, in deren Schoos er zurückkehret, waffnen; er muß sein Werk schnell, nutzbar-dauerhaft ausführen, so gut er kann, also das Beste, das er vermag, aufs Beste, mit Plan und Absicht. So und deßhalb setzt er seine Kunst der Natur entgegen. Ein böser Haushalter wäre er, wenn er es

der großen Haushälterin nachthun wollte. Unbekümmert spräche sie zum Nachlässig-Stolzen: „ich kenne dich nicht!“ und ließe ihn sinken.

Das Gabenreichste Kunstprodukt der Natur, der Mensch soll selbst Künstler seyn; darauf ist alles bey ihm berechnet. Der Natur Erzeugnisse soll er nicht nur zu seinem Zweck gebrauchen, sondern auch, wo diesem Zweck die Natur in den Weg tritt, ihre Hindernisse überwinden, ihre zu weite Bahn für sich beengen, ihren Schritt fördern. Er lebet nur kurze Zeit, und muß rasch zu Werk gehn, wenn er was Bleibendes ausrichten, und auch für die Nachwelt gelebt haben will.

Aber wie wird er Künstler? Jetzt, da sich die Menschengesellschaft in einem fortgehenden Gebrauch ihrer Kräfte findet, wird ers von Kindheit auf durch Erziehung d. i. durch Anweisung und Nachahmung. Trank und Speise, Kleider und Wartung kommen ihm entgegen; er lernt tasten, sehen, hören, gehen, Beschaffenheiten der Dinge kennen, und durch jeden Sinn ein Maas gewinnen. Man gehet ihm in Allem vor, man hilft ihm. Wer half aber dem werdenden Menschengeschlecht? wer nahm den Unerfahrnen in seine Kunstschule?

Die Thiere? welche Gattung derselben? und warum verwilderte er nicht mit ihnen, indem er sie brüderlich nachahmte? wie Alle unter die Thiere gerathene Menschen. Wie hieß also der bessere Vater, die Verstandreiche Mutter, die ihm den Gebrauch jedes seiner Sinne, in jedem den Gebrauch seiner Vernunft förderten, lenkten? die ihn zum Herrscher der Welt, zum Kunstschöpfer der Schöpfung mach-

ten? Immer werden wir hier, wie wir sie auch nennen mögen, eine ihm sich aneignende, ihm besonders günstige Mutter-Natur, Mutter-Vorsehung annehmen müssen, die in die Pflege dieses Letztgebohrnen der Schöpfung, des eigentlichen Kunstgeschöpfs selbst, ihre liebende Kunst setzte.

Und warum sollten wir dies nicht? Wenn in jedem Element alle Fühlbarkeiten desselben zusammen kamen, um Geschöpfe dieses Elements mit allen Kräften seines Gebrauchs und Genusses zu bilden, müßte nicht auch der Vernunftgeist der Schöpfung sich ein Organ bereiten, worin Er wirke?

Er thats: und machte seinem eigensten Geschöpf, das alles durch sich selbst werden sollte, den Weg zu seiner Bildung — leicht oder schwer?

Leicht; aber gewiß nicht zu leicht, da dies Kunstgeschöpf nicht etwa blos zum Genuß unter Rosen, sondern auch zum Kampf unter Stürmen ausgerüstet werden müßte. Also auch unter fehlgeschlagenen Versuchen, durch Mühe und Arbeit erzog die Natur den Menschen; das große Gesetz war vor ihr: „nur was der Mensch versucht und erprobt, kann er! nur, was er sich erwarb, hat er; überstandene Mühe giebt ihm den süßesten Genuß, des Menschen Seligkeit muß sein eigen Werk, der Kunstpreis seines Lebens werden.“ Mit diesem Gesetz knüpft sich, was die Dialektik eigenmächtig sonderte, innig und genau; das Angenehmste wird aus dem Schwersten. Weder zu ihm, noch zum Schönen wäre der Mensch gelangt, wenn es ihm nicht nützlich, ja unentbehrlich gewesen wäre;

ein völlig Nutzloses Schöne ist im Kreise der Natur und Menschheit gar nicht denkbar.

Mithin sind Kunst und Handwerk nicht dadurch unterschieden,*) daß „jene frey, diese eine Lohnkunst heißen möchte, indem jene nur als Spiel, d. i. als eine Beschäftigung, die für sich selbst angenehm ist, zweckmäßig ausfallen, diese als Arbeit d. i. als eine für sich unangenehme und beschwerliche Beschäftigung nur durch ihre Wirkung, z. B. den Lohn anlockend ist, mithin zwangmäßig aufgelegt werden kann;" eine Abtheilung polizirter Staaten, von der die Natur nicht weiß. Sie kennet ursprünglich nicht gebohrne Patricier, die allein Künste des Spiels, und gebohrne Knechte, die nur Sklavenkünste (artes illiberales s. serviles) treiben müßten. Sie kennet keine Kunst, die blos Spiel seyn dürfe, wenn sie gelingen soll: denn keine Kunst läßt mit sich spielen; dagegen ist, was Mühe kostet un was „Zwangmäßig aufgelegt werden kan," auch nicht Eins; selten wird aus einer so aufgelegten Mühe Etwas; und wer durfte sich gebohren glauben, andern Arbeit und Beschwerde Zwangmäßig aufzulegen, damit er als ein Freyer die Kunst spiele?

Der Freisinn der Natur (ingenuitas, liberalitas naturae) gehet auf einem andern Wege. Sie giebt Gaben, daß sie gebraucht werden; wer die seine aufs reichste, fleißigste, glücklichste gebraucht, der ist ihr Liebling. (ingenuus, liberalis homo)

---

*) Kritik S. 173.

Jede Mühe wird ihm süß; je höher das Ziel, desto muntrer streben seine Kräfte; seine Energie und ihr vollendetes Werk sind seine Belohnung. Gegen die große Ausspendung der vielfachsten Gaben aus den Händen der Natur sind die sieben freyen Künste (eine Eintheilung barbarischer Zeiten, die zu lange unsre Schulen entehrt hat, und auch in diesen selbst verachtet wird), eine sehr karge Abtheilung.*) Was die Menschheit ausbildet (quod ad colendam et excolendam humanitatem spectat), ist eine freie, edle Menschenkunst; sonst giebts keine.

Lasset uns also, da jene Sklaveneintheilung von freien und unfreien, Lohn- und Spielkünsten nicht

---

*) „Ob in der Rangordnung der Zünfte Uhrmacher für Künstler, dagegen Schmiede für Handwerker gehalten werden sollen," wer wird eine solche Frage in der Kritik der Urtheilskraft erwarten? — Ob auch unter den sogenannten sieben freien Künsten nicht einige den Wissenschaften beizuzählen, manche auch, die mit Handwerken zu vergleichen sind, aufgeführt worden seyn möchten?" Diese Frage wird durch die komische Denkverse der sieben Magisterkünste selbst erledigt:

Gram loquitur, Dia verba docet; Rhe verba ministrat;
Mus canit; Ar numerat; Ge ponderat; Ast colit astra.

Wenn sie als Spiel getrieben werden, sind sie weder den Wissenschaften beyzuzählen, noch mit tüchtigen Handwerken zu vergleichen; die Kritik (S. 173. 174) zeigt, wohin sie sie zähle.

besteht, den Kunstgang der menschlichen Natur, wie er nie ohne Veranlassung und Mühe erfolgte, natürlich betrachten.

Erste freie Kunst des Menschen.

Der Mensch, ins freie der Natur gestellt, ihren Witterungen und Gefahren ausgesetzt, bedürfte der Hut, eines Hauses. In milden Gegenden gaben ihm dieses Bäume; ihre verjüngt emporstrebenden Stämme waren die Säulen seines Hauses, deren Zweige er sich zur Wand zog, deren Wipfel er sich zum Obdach wölbte. So stand die erste Colonade da; so war die erste Laube gewölbet. Weiterhin umzog er sein Haus mit einer Hut, die das, was er das Seinige nannte, seine Bäume, seinen Quell, seine Thiere mit einschloß. In vielen alten Sprachen ist das Wort Garten die Stammmutter der Bezeichnungen von Hut und Sicherheit worden, indem es zuerst einen umschlossenen, verwahrten Ort, sodann eine Stadt, eine Festung, einen Hof, eine Sicherheit durch Menschen, ja zuletzt den großen vom Himmel umschlossenen Erdkreis bedeutete. Garten- und Baukunst gehörten also zu den frühesten Künsten; der erste Orteinnehmer, Besitzer und Cultivator, mithin der erste Künstler der Welt hieß Bauer; seine Mühe hieß bauen; Bau war sein Werk.*) Er genoß, was

*) Bauen heißt „einnehmen, besitzen, an einem Ort

er erbauet hatte; er freuete sich seines Werks in und nach der Arbeit. Dies war die Kunst des Paradieses.

In andern Gegenden ging der Bau von Höhlen aus; sie bargen und hehlten den Menschen; die Natur hatte sie für ihn gehöhlet. Dies ward die Grundlage einer festeren Bauart. Offenbar ist in Indien und Aegypten die Baukunst mit dem Wunderbarsten, was sie darstellt, von Höhlen ausgegangen, wie ihr Material sowohl, als der Geist des Baues zeigen. Man erstaunt über die Wölbungen und Pfeiler, über unterirdische Labyrinthe, über aufgespitzte Pyramiden und Obelisken; und freuet sich, daß zu Zwecken, wozu jene dienten, man solcher Mittel nicht mehr bedarf. Zu ihrer Zeit war diese symbolische Baukunst in der Ordnung der Dinge; zu wünschen wäre es, daß wir sie verstünden. So ward aus der Natur Kunst, durch Mühe, zu Zwecken, aus Bedürfniß.

Der Griechen Baukunst stand frey über der Erde; jeder ihrer Pfeiler drückte seine Bedeutung

---

bleiben, ihn einrichten." Bau heißt Wohnung, Besitz, sodann gemeinschaftlicher Wohnort, Bearbeitung, Einrichtung, Cultur desselben; Dorf, Stadt u. s. Von Gard, Gardd (Garte) kommt Gurt, gürten, garde, corte, cour, selbst Karthago. Haus (Hus) und Hut ist dasselbe. Mittelgard, Mitgard hieß unsern Vorfahren die Welt, Gard ein Hof, Pallast u. s. S. Wachter, Ihre, Adelung u. s.

selbst aus. Ihre Tempel z. B. sagten die reine Idee: „ich bin das Haus eines Gottes;" so sagten es andre Gebäude. Da die Geschichte der Baukunst in Tempeln, Gängen, Pallästen, Burgen u. f. nach Orten und Zeiten durchzugehen, hier ein unnützes Werk wäre, so bemerken wir blos: „Zweck und Absicht ist die Seele jedes Gebäudes." Wo diese Einwohnerin nicht alles erfüllt, da ists kein Bau, d. i. keine Einrichtung, sondern ein kostbares Spielwerk von Holz und Steinen. Klima also, Lage des Orts, Zweck und Gewerbe fordern, jedes seine eigne Architektonik, d. i. Baueinrichtung. Wie jeder Vogel sein Nest, sein Dach und Fach, sich angemessen bauet, sollten es weniger die Menschen? So treffliche Meister über diese Kunst, gründlicher als über irgend eine andre, geschrieben haben; so konnten sie, außer dem mathematischen Theil, einer Kunst, die kein reines Ideal hat, auch kein solches geben. Sie ist da, daß sie jeder Absicht der Menschen Ortmäßig, rein und vollkommen diene. Man nennt sie eine schöne Kunst; gewiß nicht ohne Zweck, nicht ohne Mühe, ohne Bedürfniß entstanden und ausgebildet.

Zweite freie Kunst des Menschen.

Geselle sich zu dieser schönen und nützlichen Kunst also sogleich ihre mitgebohrne Schwester, die Kunst des Gartens; des Gartens in dem großen Sinn nämlich, daß eine Gegend mit allen ihren

Erzeugnissen ein Garten werde. Ein Bezirk, wo jedes Land und Beet das Seine, in seiner Art das Beste trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf und Moor, keine verfallene Hütte, keine unwegsame Wüstene von der Trägheit ihrer Bewohner zeige — wo diese schöne Kunst ein Land verschönt, bedarf es keiner Bildsäulen am Wege; lebend kommen uns mit ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales Vertumnus, Sylvan, Flora entgegen. Die Kunst ist zur Natur, die Natur zur Kunst worden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß.

Glücklich die Menschheit, die an Bemühungen und Gegenständen dieser Art Freude zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und Disharmonie unterscheiden, den Charakter jeder Gegend kennen und gebrauchen lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur allenthalben zu erhöhen, zu versammlen; wäre dies keine schöne Kunst, so gäbe es keine. In der Kindheit schon keimt zu ihr der Trieb in uns. Gewächse zu erziehen, Blumen zu pflegen, sich Garten, Haus und Hof einzurichten ist das Geschäft der kindlichen Hand. Und mit welchem Eifer erklimmt der Jüngling, um eine neue Aussicht zu genießen, Höhen und Berge! Wie selige Stunden verträumt er in der Dämmerung des Hains, an der Quelle des Thals! Könnte jeder ins Werk setzen, was er hier träumte, und würde seine Thätigkeit frühe dazu geleitet, wie schöner würde dadurch das Leben! durch Anbau jeder Naturschönheit die Erde wie schöner!

Nicht ohne Grund also fing der Gesang der ländlichen Muse von Einrichtung der Natur und des

Lebens, von Werken und Tagen an; die große Ordnung der Zeiten, der Lauf des Himmels, sofern er die Erde regiert, waren jene Naturpoesie, der Menschheit früheste, vielleicht auch die letzte, bleibendste Muse. Wenn mit den Jahren uns die Tuba längst widrig ward, tönt uns die Hirtenflöte noch lieblich; Ceres und der Flora Kränze verjüngen den Greis, um dessen Schläfe die Lorbern längst verwelkt sind. Sollen Beschreibungen der Natur nur als schöne Dichtungen gelten, deren Ausübung und Darstellung keine schöne Kunst wäre? Dafür hielt sie die alte und älteste Welt; die ersten Gesetzgeber gingen von dieser schönen Kunst aus, und die reiffste Philosophie des Lebens wird zu ihr zurückführen. Lebendiger Natur-Unterricht wird und muß einst unser todte Schulunterricht werden, wohin auch jetzt schon das Bedürfniß spornt, und das allenthalben vermehrte Naturstudium, so wie jede erlangte Kunde fremder Länder in tausend Winken uns mit Macht und Güte weiset. Die Kunst, die aus Natur ward, kehrt zurück zur Natur, allenthalben sie nutzend, sie verschönend.

Dritte freie Kunst des Menschen.

Außer Wohnung und Nahrung bedurfte der Mensch Kleider; zu welch' einer schönen Kunst ward ihm durch dies Bedürfniß die Pforte geöffnet! Wenige Völker der Erde gehen nackt, keines vielleicht ganz nackt; und auch bey den halbunbekleideten er-

setzt eine Verzierung ihres Körpers den Schmuck des Gewandes. Es kommt nicht darauf an, in welchem Geschmack diese Verzierung geschiehet; vom Triebe zur Verzierung selbst ist die Rede.

Da war dann bey allen Völkern die Darstellerin der schönen Natur aus eigner schöner Kunst, das Weib, die Jungfrau. Sie, das jüngste Kind der Natur, stellte die Mutter, wie sie erscheinen will, dar, eine lebendige Naturschönheit. Liebe war ihr Beruf; Liebe zu gefallen, erweckt Liebe. Was sie begehrte, sollte der Weigernden werden; unsichtbar also mußten die Bande seyn, wodurch sie an sich zog und siegte. Schaam, die jüngste Huldinn, gesellte sich zu ihren Schwestern, Reiz und Liebe; so ward durch Veranstaltung der Natur selbst die schönste Kunst, eine anständig-sittliche Darstellung des weiblichen Körpers und Betragens.

Reinheit ist des Menschen erste Zierde, wozu das Weib die Natur selbst zwang. Der klare Bach der der Jungfrau ihr Angesicht zeigte, badete und stärkte auch ihre Glieder; bey allen feineren Nationen waren die Bäder daher der Liebe, der Gesundheit und den Grazien heilig. Verjüngt stieg sie aus der Welle hervor; das erste Gewand, das sie um Schulter und Hüfte schlang, die Blume oder Feder, womit sie ihr Haar schmückte, die Perlen- oder Muschelschnur an ihrer Brust waren der leichte Anfang zu einem großen Concert, das unendlich variirt werden sollte. Es ist variirt, durch alle Völker und Zeiten. Lieber ging man in ihm die schroffesten Mistöne durch, als daß man in Moden der Klei-

der eintönig ermüden wollte; aber auch in jedem sich bald auflösenden Mißton suchte man wo nicht eine durch sich gefällige, so doch eine die Schönheit vertretende Schönheit.

Sehet diese Wohlgeschmückte. Vom Kranz ihres Haars bis zum Saum ihres Gewandes tritt sie wie eine Peri daher, des Naturgenius Braut, der Mutter Natur nachahmende Lieblingstochter. Nichts Ungehöriges ist in ihrem Schmuck, nichts fremdes, kein Reiz kann ihr entwandt, kein Schmuck ihr entlehnt werden; simplex munditiis, ganz die sie ist, nur sich selbst ähnlich.

Und doch ist alles in diesem Schmucke gewählt, jedes Band, die Farbe jeder Blume. Giebts eine schönere Kunst, als die Darstellung eines schönen Gebildes im Schmuck des Wohlanstandes sittlicher Reize?

Sehet diese Statue an. Stein kann ein Gewand weder darstellen noch nachahmen; selbst seine Umrisse und Falten zeiget er hart und spröde. Und dennoch betrachtet diese Muse; Kleid und Unterkleid, Gurt und Mantel, bis zum Schwunge jeder Falte ist alles wohlangelegt und zierlich. Dies Haar, dieser Armband, dieser Fußschmuck, wie ganz ziemt er dem festsanften Tritt, auf dem die Gestalt ruhet? Wie? In der steinern-todten Nachahmung wäre schöne Kunst, was lebend dargestellt es nicht seyn sollte? Die Kranzflechterin in Athen, Glycera, setzte den Blumenmahler Pausias in Wetteifer; und ein Wesen, der die Anmuth Natur, der Gefälligkeit ihr Beruf, ihre Erziehung war, sie hätte nicht mehr und feinere Geschmacksregeln abstra-

hirt, als von denen eine transscendentale Aesthetik je träumte? Man höre ihre Urtheile, ihre Censuren.

Dem Weibe, sobald sie in die Ehe tritt, ziemt nicht mehr der Schmuck der Jungfrau; alle Naturvölker bezeichneten dieß bei der Hochzeit, und machten es der Braut zur Pflicht. Jetzt sollte die Haube sie zieren; der Kranz, das sprechende Bild des Frühlings ihrer Jugend war nicht ihr Symbol mehr. Der Matrone endlich wird Anstand Schmuck: und die Vestale (denn auch hier sind die Griechen Muster des höchsten Wohlanstandes in jedem Alter, in jedem Stande) steht Ehrfurcht gebietend da, in verhülltem Reiz der Schönheit; eine der Göttin gelobete Jungfrau. Beschämen muß die Kleidung der Griechen jede Frechheit, die vor sie tritt, so wie jede groteske Verhüllung, die offenbar nur erfunden ward, Fehler des Körpers zu verhehlen, oder versagte Formen zu lügen. Keine von beyden, weder Frechheit noch Heucheley erreichen ihren Zweck; Bequemlichkeit und Wohlanstand sind jedem Körperschmuck unerlaßbar.

Nach den Kleidern richtet sich unvermerkt die Gebehrdung: denn wie man sich selbst ansiehet und trägt, so beträgt man sich, so sehen uns andre an in ihrem Betragen. Zu jeder Zeit sind Frechheit und Ueppigkeit in gleichem Schritt mit einander gegangen, wenn nicht öffentlich, so verstohlnerweise, da gegentheils auch Ehrbarkeit in Kleidern und die jungfräuliche Schaamhaftigkeit unvermerkt die Zucht einladen, ja einführen. Vor einem ehrbaren Weibe flieht jeder unanständige Scherz; selbst der Zank der Männer wird in ihrer Gegenwart milder.

Der Gestalt folgt die innere Einrichtung

des Hauses. Eine reine Hand wird uns, wäre es auch nur auf einem Blatt, reine Früchte darreichen, auf einer wohlgeordneten reinlichen Tafel. Dem Geist der Weiblichkeit sind wir die schöne Kunst des Lebens, häusliche Ordnung und Zierlichkeit in dem, was uns täglich umgiebt, schuldig; unausstehlich ist dem Gefühl des Weibes, was diese beleidigt, da der Mann es oft weder fühlet noch wahrnimmt.

Dem allen folgte oder gieng vor die schönste und nützlichste Kunst, des häuslichen Fleißes. Seitdem weibliche Hände Gewänder, Kränze, Decken, Teppiche oder auch nur ein Körbchen webten, was ist nicht gewebt und bereitet! Der Finger der Künstlerin Pallas ging tausend Künstlern vor. An diesen häuslichen Erfordernissen, an diesem in Materie und Gestalt so mannigfaltigen sogenannten Hausrath, wie manche schöne Kunst hat sich gebildet und erhalten! Nicht ohne Bedürfniß und Mühe sproßten diese Künste: ihr schönstes, innigstes Bedürfniß war das der menschlichen Natur unentbehrliche Gefühl der Wohlanständigkeit (τα πρεπον, decorum).

Vierte schöne Kunst des Menschen.

Dem Mann gebührt ein höheres Anständige, das honestum. Zu schützen sind Männer da; Kämpfe und Uebungen sind ihr Schönes (τα καλον). Mühvolle Uebungen! ihr Kampfpreis ist das Schönste der Welt, Dank und Ruhm der Beschützten.

Diesen zu verherrlichen, erzeigten sich Zeit nach Zeit mehr Künste; die Gestalt der Männer selbst war dieser Künste schönster und höchster Kampfpreis. Nackt stehen sie da, die Ringer, die Helden; nicht durch das, was sie verhüllt; durch das, was sie sind, wollen sie glänzen. Was selbst den Morgenländer aus seiner Umhüllung riß und gleichsam sichtbar machte, waren Arbeiten, Gefahren, am meisten der muthige Theilhaber der Gefahren des Helden, das kriegerische Roß. Das Roß zeigt des Mannes Gestalt, leichter und früher zeigten es die Jagd, die Spiele. Das Urbild aller bestandenen Gefahren war Herkules, er durchschritt die Welt, und stiftete Kämpfe. Allenthalben war Mühe der Keim des edelsten, des männlich-Schönen; Aufmunterung zu neuer Mühe war sein Zweck. Der Kampfsänger selbst ward als Theilhaber des Sieges als Sieger gekrönet; nichts Vortreffliches erwuchs ohne Mühe aus müssigem Spiel, wie Pindars Gesänge singen und preisen.

Fünfte schöne Kunst des Menschen.

Zum Beysammenseyn bedurfte das Menschengeschlecht von frühauf Sprache; nicht ohne Bedürfniß ward sie erfunden, dieß Werkzeug der edelsten Geisteskünste, in ihr selbst wahrlich eine schöne Kunst der Menschheit.

Und auch zu ihrem Erwerb, wer trug das meiste bey? In Fortbildung der Sprache ohne Zwei-

sel das Weib; sie, die Nennerin, sie, die Bezeichnerin der Dinge mit ihrem leichteren Witz, mit ihren behenderen Organen. Von Müttern haben wir sprechen gelernt; wohl uns, daß wir es von ihnen lernten! Ihr klingender Ton, ihre angenehme Redseligkeit, das unermüdete An-, Zu- und Fortsprechen des weiblichen Geschlechts mit Kindern bringt mit Accent und Gebehrden, mit Sinn und Gedankenfügung eine Melodie der Sprache in Geist und Herz, eine reiche Quelle des vielfach-Schönen. Würde Alles, was wir zu den redenden Künsten zählen, geübt, wie wirs lernten, nie ohne Veranlassung und Inhalt, nie ohne Kraft und Zweck; frey und ledig blieben wir von leeren Gedanken- und Wortspielen. Denn kein wahrer, d. i. energischer Ausdruck, keine wirklichschöne Redeform ward als ein müssiges Spiel erfunden.

Ueberhaupt, die Sprache der Menschen, eine wohlklingende, wohlgeordnete, ausdrückende Sprache, welch eine Kunst! Nicht in Wörterbüchern und Grammatiken (da sind nur ihre Materialien und Bauregeln zu finden), im lebendigen Gebrauch und Bau derselben, da zeigt sich ihre energische Schönheit. Von einem festen und zarten Organ gesprochen, in Erzählung, Gespräch, Rede, ist, mit Montaigne und Plato zu reden, die Sprache eine so leichthinschwebende dämonische Kunst (un art leger, volage, demoniacle), daß diesem geflügelten Wesen nur mit Mühe, oft den Geist tödtend, Fesseln angelegt werden konnten. Jeder Sinn, jede Leidenschaft, jedwedes Alter, jeder Stand, jede Gesellschaft haben ihre Sprache; angemessene Eigenthümlichkeit der Worte und Wortfügun-

gen ist allenthalben ihre schönste Zier, ihre bequemste Kampfrüstung. Hätte Jeder, der spricht und schreibt, diese Kunst inne; wie manche falsche Wortkünste (λογοδαιδαλισμον) würden wir entbehren!

* * *

Doch wir vergessen die Kritik. „Für sich würde ein verlassener Mensch auf einer wüsten Insel weder seine Hütte, noch sich selbst ausputzen, oder Blumen aufsuchen, noch weniger sie pflanzen, um sich damit auszuschmücken; sondern nur in Gesellschaft kommt es ihm ein, nicht blos Mensch, sondern nach seiner Art ein feiner Mensch zu seyn (der Anfang der Civilisirung): denn als einen solchen beurtheilt man denjenigen, der seine Lust andern mitzutheilen geneigt und geschickt ist, und den ein Objekt nicht befriedigt, wenn er das Wohlgefallen an demselben nicht in Gemeinschaft mit andern fühlen kann. Auch erwartet und fordert ein jeder die Rücksicht auf allgemeine Mittheilung von jedermann, gleichsam aus einem ursprünglichen Vertrage, der durch die Menschheit selbst diktirt ist, und so werden freilich anfangs nur Reize, z. B. Farben, um sich zu bemahlen, oder Blumen, Muschelschaalen, schönfarbige Vogelfedern, mit der Zeit aber auch schöne Formen, als an Canots, Kleidern u. s. w., die gar kein Vergnügen, d. i. Wohlgefallen des Genusses bei sich führen, in der Gesellschaft wichtig und mit großem Interesse verbunden, bis endlich die auf den höchsten Punkt gekommene Civilisirung daraus beinahe das Haupt-

werk der verfeinerten Neigung macht und Empfindungen nur so viel werth gehalten werden, als — sie sich allgemein mittheilen lassen, wo denn, wenn gleich die Lust, die jeder an einem solchen Gegenstande hat, nur unbeträchtlich und für sich ohne merkliches Interesse ist, doch die Idee von ihrer allgemeinen Mittheilbarkeit ihren Werth beynah unendlich vergrößert." *) Ist dieß die reine Geschichte der Menschheit in Betracht ihres Wohlgefallens am Schönen? Ein auf einer wüsten Insel Verlassener ist so wenig ein reines Exemplar des ursprünglichen Naturmenschen, als wenig das Auspußen des Mannes würdige Beschäftigung ist. War der Verlassene in der Gesellschaft (denn in dieser ist er gebohren) zur Reinheit gewöhnt; so wird er auch in der Einsamkeit seine Hütte rein halten. Liebte und kannte er die Blumen, so wird er sie auch jetzt aufsuchen, pflanzen, anwenden, wie er gutfindet. War er menschlich zu leben gewohnt; so wird er auch hier nach seiner Art als ein feiner Mensch leben, wenn er gleich, unglücklicherweise, seine Lust andern nicht mittheilen könnte. Nun aber (Dank der Natur!) sind wir auf keine wüste Insel hingeworfene, sondern der Gesellschaft gehörige Geschöpfe; sie ist uns, wir sind ihr angeerbet. Gegenseitige Mittheilung fodern und geniessen wir nicht „aus einem ursprünglichen Vertrage, der durch die Menschheit selbst diktirt ist;" (fremde Wortspiele!) sondern weil ein gemeinschaftliches Bedürfniß uns bindet, weil wir zu gegen-

*) S. 161. 162.

seitiger Mittheilung die dringendsten Neigungen und Triebe in uns fühlen. Farben, Muscheln und Vogelfedern sind keine ursprünglich diktirten „Reize" der Menschheit, denen „mit der Zeit nur" die Formen nachgekommen wären; und eine wohlgefällige Zier in Kleidung hat sie nicht auch einen „Genuß" bey sich? Wäre aber die auf den „höchsten Grad gekommene Civilisirung" so weit gekommen, daß sie aus Canots und Vogelfedern das Hauptwerk der verfeinerten Neigung machte, so zeigte sie eben damit, daß sie nichts weniger als die höchste Civilisirung sey; so wie „Empfindungen nur so weit werth zu halten, als sie sich allgemein mittheilen lassen," Mangel an aller Empfindung zeiget. Wenn die dem Lüstenden selbst „unbeträchtliche Lust an einem Gegenstande durch die Idee von ihrer allgemeinen Mittheilbarkeit ihren Werth beynah unendlich vergrößert," wie nennt man auch in der verderbten Gesellschaft diesen ohne Lust lüstenden Allgemeinlust-Mittheiler? Entstellt wird durch solche Vorstellungen die Menschheit in ihren heiligsten Anlagen, und der Mensch zum Affen der Gesellschaft erniedrigt.

Auf dem Wege der Natur sahen wir etwas Schöneres.

Erstens. Der Mensch ist seiner Gattung nach ein Kunstgeschöpf. Auf den Gebrauch thätiger Vernunft mittelst sinnlicher Organe, mithin auf Kunst ist das Seyn und Wohlseyn seines Geschlechts gebauet; nur durch Kunst ist er, was er ist, worden. Seine Bedürfnisse zwangen ihn; seine Fähigkeiten

digkeiten und Kräfte luden ihn dazu ein; Kunst ist ihm als Menschen natürlich. Zweitens. Das Schöne und Häßliche, das Wohlgereimte und Abgeschmackte unterscheiden, ist dem Menschen kein Spiel müssiger Ideen, sondern das Gefühl derselben ist sein Naturcharakter, sein inneres und äußeres Bedürfniß. Wenn allenthalben in der Natur Schönheit nur der lebendige Ausdruck des Wohlseyns der Geschöpfe jedes in seinem Element ist, sofern diesen Ausdruck des Menschen Sinne sich harmonisch empfinden: so ist auf dieser vielsprossigen Leiter dem Menschen das Schöne nirgend uninteressant, Angenehmes und Widriges nirgend gleichgültig. Er lebet in der Natur, ihr harmonisch gebauet, und muß mit ihr leben. Daher die Geschichte seiner Cultur in Anerkennung und Uebung des Schönen, Natur- und Kunstmäßig. Diese ist ein menschlich geformter Abdruck jener. Drittens. Da die Natur auf die Fortdauer der Geschlechter alles angelegt und berechnet, mithin den Flor der Schönheit in die Zeit der Blüthe gesetzt hat: so müssen sich im Verhältniß beider menschlicher Geschlechter eben so natürlich Schönheit und Liebe paaren, als eben so natürlich, d. i. dem Charakter unseres Geschlechts gemäß Wohlanständigkeit ihnen sogleich zur Seite tritt, die eben so wenig von bloßem Uebereinkommniß der Gesellschaft abhängt, als Schönheit und Liebe. Nicht „des allgemeinen Mittheilens wegen" ist der Wohlanständige anständig, sondern sein selbst wegen; des Menschen Gestalt, seinen Bedürfnissen und Trieben, der ganzen menschlichen Lebensweise ge-

ziemt Anstand. Dem Reiz der Schönheit ist er in einer unverdorbenen Menschen-Natur congenialisch. Cynismus verjagt die Gefühle der Schönheit, mit ihr das zarteste Wohlseyn unsres Geschlechts; er brutalisirt die Gattung. Nicht aus Gedankenloser Nachahmung ist er zu meiden, sondern aus Gefühl seines Unbestandes mit der Menschheit. Ihrem Charakter zuwider ist er auch dem Einsamen häßlich.

Hinweg also jene falsche Prinzipien, zu denen man die Künste des Schönen erniedrigt, „müssiges Spiel, bedürfniß- und lohnfreie Uebung, marktende Mittheilung in der Gesellschaft." Ohne Bedürfniß und Ernst ward keine Kunst: keine läßt mit sich spielen; keine wird ohne Lohn geübt. Der Regent wie der Künstler arbeiten um Lohn; jedes Werk erfordert Mühe; ohne Bedürfniß und Zweck, mithin ohne Nutzen ist kein Geschäft, geschweige eine ächtschöne Kunst, nur denkbar. Jemehr die Vernunft der Menschen sich besinnet, desto mehr müssen auch ihre Künste des Schönen vom Tändeln zum Ernst, vom Zwecklosen zur Absicht zurückkehren. Offenbar arbeitet hierauf die fortgehende Cultur der Menschheit. Wie manches unnütze Spiel mit Gedanken, Worten und Sachen haben wir schon weggeworfen; zu hoffen ist, daß wir noch manches andre abwerfen werden.

Ehe man eine schöne Gegend im Spiel zeichnet, muß man sie kennen und sehen lernen. Der Unterricht wird sich also dahin wenden, sie recht zu sehen, ein gutes Auge sowohl als eine richtige Hand zu gewinnen. Die ernstesten Wissenschaften, Natur

kenntniß und Mathematik, werden also allem Schönen Grundlage werden, weil die Natur es fordert. Diese mit Wahl und Absicht gebrauchen ist die durch alle Bestrebungen der Menschheit sich erstreckende Kunst, bei welcher es der Begriff dieses Gebrauchs schon mit sich bringet, daß die Mühe eine süße Mühe, der Ernst kein saurer Ernst sey. So weit die Natur verschönert, d. i. vom Menschen seiner Natur harmonisch mit Wahl und Absicht angewandt werden kann, so weit erstreckt sich das Gebiet des Schönen in Wissenschaften und Künsten.

Da alles dieß zum Wohlseyn der Menschen geschieht, so müssen jeder Bestrebung zur Kunst Bedürfnisse und Triebe, Begriffe und Neigungen zum Grunde liegen, ohne welche kein Bestreben Statt findet. Alles Lebendige in der Natur strebet zum Wohlseyn, d. i. die Natur sich, sich der Natur harmonisch zu machen; der Mensch allein kann es mit Vernunft und Ueberlegung. Je zu reellern Zwecken er diese Harmonie zwischen sich und der Natur stiftet, desto würdiger ist seine Kunst; vom Wohlstande geht sie aus, und reicht bis zum feinsten Wohlanstande: denn auch dieser ist nach Verhältnissen und Zwecken ein der Menschheit wesentliches Bedürfniß. Beide Geschlechter tragen dazu bei; es ist das Werk, der Kampfpreis ihres Lebens. Daß ihre Neigungen hiebei frühe und recht gelenkt, daß die Mittel dazu gefördert und recht angewandt werden, dieß ist das fortgehendwachsende Geschäft menschlicher Kunstweisheit.

II. Poesie und Beredsamkeit.

„Es giebt nur dreierley Arten schöner Künste, die redende, die bildende Kunst und die des Spiels der Empfindungen, als äußerer Sinneneindrücke. Die redende Künste sind Beredsamkeit und Dichtkunst. Beredsamkeit ist die Kunst, ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben; Dichtkunst, ein freies Spiel der Einbildungskraft, als ein Geschäft des Verstandes auszuführen." *)

„Der Redner also kündigt ein Geschäft an, und führt es so aus, als ob es blos ein Spiel mit Ideen sey, um die Zuhörer zu unterhalten." Ernster Demosthenes, darf dies sagen, wer Eine deiner Reden gelesen? wem dein Nachdruck, deine δεινοτης, im Inhalt, Zweck und der Form deiner Reden bekannt ward? Du hättest ein Geschäft angekündigt, und es im Reden so aus-

*) Kritik. S. 202. 203.

geführt, als ob es blos ein „Spiel der Ideen" sey, um die Zuhörer zu unterhalten? Und ihr andern ernsten Redner der Griechen, ihr Römer, die Cicero's Orator und das spätere Gespräch vom Verfall der Beredsamkeit so strenge mustert, du selbst, Tullius, wußtest es nicht, daß die Beredsamkeit „ein Spiel mit Ideen sey, um die Zuhörer zu unterhalten, die Kunst, ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben;" Quintilian auch nicht; und du, guter Sokrates, der über manches kleine Wortgeschwätz die Sophisten ironisch zusammentrieb, du gar nicht.

„Der Dichter kündigt bloß ein unterhaltendes Spiel mit Ideen an, und es kommt doch so viel für den Verstand heraus, als ob er bloß dessen Geschäft zu treiben die Absicht gehabt hätte." Und daß „doch so viel" herauskäme, griff er vielleicht in einen Glückstopf? Seinen Kopf, den Glückstopf schüttelte er so lange, bis durch ein Zusammentreffen der Ideen „im freien Spiel der Einbildungskraft so was für den Verstand herauskam, das aussah, als sey es ein Geschäft des Verstandes."

„Der Redner giebt also zwar etwas, was er nicht verspricht, nämlich ein unterhaltendes Spiel der Einbildungskraft; aber er bricht auch dem etwas ab, was er verspricht, und was doch sein angekündigtes Geschäft ist, nämlich den Verstand zweckmäßig zu beschäftigen. Der Dichter dagegen verspricht wenig, und kündigt ein bloßes Spiel mit Ideen an, leistet aber etwas, was eines Geschäftes würdig ist, nämlich dem Verstande spielend Nah=

rung zu verschaffen, und seinen Begriffen durch Einbildungskraft Leben zu geben." So kündigte sich kein Dichter des Alterthums an; ein bloßes „Spiel mit Ideen" war so wenig sein Präconium, als der eingeschränkte Zweck, „Verstandesbegriffen Leben zu geben," immer sein Zweck, sein Hauptzweck war. Auch die Kunst des Redners beruhete auf nichts weniger, als auf dem feinen Betruge eines Verstandes-Diebstahls.

Wie niedrig stünden Redner und Dichter, wenn sie dieß tändelnde Spiel zum Geschäft ihres Lebens machten! und wie übel zusammengeleimt wäre die menschliche Natur, wenn sie dieses Spiels bedürfte! Der Verstand müßte die Einbildungskraft, diese den Verstand hintergehen, und der beide hintergehende Täuscher wäre der „redende Schönkünstler!" Jetzt schlägt er sein Hocus von oben herab: es ist Beredsamkeit; jetzt das Pocus von unten hinauf; es heißt Dichtkunst.

Da diese Wortspiele der kritischen Schule geradehin zu bündigen Grundbegriffen ihrer ästhetischen Beurtheilung aller alten, neuen und neuesten von ihnen so genannten redenden Künste dienen, wobei die vormals geltende Kritik, von Aristoteles bis Lessing, als eine unwissende Schülerin behandelt wird, der es an ächten Grundsätzen gefehlet, so wird es der Mühe werth seyn zu sehen, worin die Vorwelt in Lehre und That das Wesen der Rede- und Dichtkunst, das Werk der sprechenden Muse setzte. Wir nehmen den Faden auf, wo wir ihn bei den Anfängen der Künste sinken ließen, und reden zuerst

I. Von der Dichtkunst, als eine menschliche Kunst betrachtet.

„Poesie, sagt ein Schriftsteller, ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Deklamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel.“

„Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder, In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit.“*) — Was hier abgerissen gesagt wird, haben Du Bos, Goguet, Condillac und wie viele andre historisch sowohl, als philosophisch erläutert; der Anfang der menschlichen Rede in Tönen, Gebehrden, im Ausdruck der Empfindungen und Gedanken durch Bilder und Zeichen konnte nicht anders als eine Art roher Poesie seyn, und ists noch bei allen Naturvölkern der Erde.

Als diese Bilder- und Affektvolle, Ton- und Gebehrdenreiche Sprache der Menschen sich mehr und mehr zu binden, zu ordnen anfing, so ward, nachdem es der Umfang der Stimme und der Gedanken gab, eine Art melodischen Maaßes eingeführt, bei welchem die Gebehrdung lange noch den Accent unterstützte und die Interpunktion vertrat. Wir, die die Sprache von Kindheit auf mit- oder

*) Kreuzzüge des Philologen, S. 163.

gar nach Buchstaben lernen; wir, die die Worte hören, wie sie geschrieben stehn, wie die Grammatik sie ordnet, sprechen und hören Buchstaben und Sylben; so hören unbuchstabirte Naturmenschen nicht. Abgesetzt oder ununterbrochen fließen oder stürmen ihre Reden wie ein Strom daher; die Reden des gemeinen Volks, zumal im Affekt, erweisen dieß täglich. Wenn diesem Strom der Töne Einhalt gethan, wenn er geführt und gelenkt werden sollte, wodurch geschah dieß zuerst und vornehmlich? Durch Erzählung. Auf das, was vor mir steht, zeige ich: was in mir vorgeht, drücke ich durch Töne und Gebehrden aus; was aber abwesend oder einst geschah, bedarf, wenn es vernehmlich werden soll, einer zusammenhangend-geordneten Rede. So ward das Epos. *)

1. Das Epos der menschlichen Natursprache.

Nicht anders konnte dieß Epos sich gestalten, als es die Sprache und Phantasie des Erzählenden, das Ohr und die Phantasie des Hörenden forderte und gab. Der Naturmensch schildert, was und wie er es sieht, lebendig, mächtig, ungeheuer; in der

*) Epos heißt bei Homer Wort, Sache, Geschichte, Erzählung. So das deutsche Wort von werden, das nordische tal (tale) u. f.

Unordnung oder Ordnung, als er es sah und hörte, giebt ers wieder. So ordnen nicht nur alle wilden Sprachen, sondern ungeachtet der großen Cultur, die sie erlangt hatten, auch die Sprachen der Griechen und Römer ihre Bilder. Wie sie die Sinne geben, zählt sie uns der Dichter zu, insonderheit Homer, der in diesem Punkt, dem Kommen und Entweichen der Bilder fast unerreichbar der Natur folget. Ansichten schildert seine Erzählung, Zug auf Zug, Scene auf Scene; so auch Menschen, leibhaft wie sie dastehn, wie sie sprechen und handeln. Treu erzählt die Muse ihre Worte nach, und ändert kein Wort auch in Wiederholung derselben. Veränderte sie solche zum Spiel, würde man ihr glauben? Wie Gestalten und Reden, treten auch die Begebenheiten vor; das Feld vor Troja mit seinen Helden und Abentheuern rückt uns Scene nach Scene vor Augen. Wer bewirkte diesen ruhigen Fortschritt? die Sprache und in ihr der Verstand des Dichters. Er ordnete die Scenen, das Auge unsrer Einbildungskraft hält sie fest, unsre Empfindung folgt ihnen, als sähen wir leib- und geisthafte Wahrheit. Bei Ossian, bei allen Dichtern, die lebendig erzählten, ists nach Verhältniß der Sprache, der Zeiten und Sitten, ein Gleiches.

Eben hiedurch nun trat die erzählende Poesie, so sehr sie Geschichte war, auf den Weg, sich von dem, was man späterhin Geschichte hieß, zu sondern, indem sie nicht etwa bloß, was geschehen war, flach hererzählen, sondern es ganz, wie es geschehen sey, wie es im gegebnen Zusammenhange nicht anders habe geschehen können, leib- und geisthaft

darstellen wollte. Als Poesie schafft sie, sie bildet (gignit, creat, condit, ποιει). Daher sie Aristoteles auch für philosophischer als die Geschichte hält, indem sie nicht bloß oberflächlich aus dem Gedächtniß und für das Gedächtniß facta anführt; sondern mit innerer Wahrheit sie geschehen, d. i. entspringen, fortgehn, sich enden läßt, und diese Wahrheit unserer Seele tief einformet. Schon dem Namen nach ist dieß ihr Charakter; der Poet ist Erschaffer, Schöpfer; wer dieß nicht kann, ist kein Dichter.

Alle Regeln, die Aristoteles aus den Meisterwerken seiner Nation scharfsinnig abstrahirt, entspringen daher und führen dahin; was er über das Ganze der Fabel, über ihren Umfang und Ausdruck, ihre Handlung, über Gesinnungen, Charakter, Leidenschaften, über ihr Wahrscheinliches, ihr Wunderbares sagt, geht aus keinem als aus dem Begriff der lebendigen Darstellung selbst hervor, einer Darstellung (μιμησις), die alle Seelenkräfte in uns beschäftigt, indem sie das Geschehene vor uns entstehen läßt, und es uns mit inniger Wahrheit zeiget. Wer die Macht der innern Plastik unsrer Seele kennt, wie sie Verstand und Sinne, Vernunft und Leidenschaften zu verschmelzen weiß, der wird sie mehr achten und fürchten, als daß er mit ihren Ideen „unterhaltend spiele." Und wer in der Poesie aller Erdvölker nichts als dieß unterhaltende Ideenspiel fand; nun dann, der spiele weiter. Dem Verständigen spricht der Verstand des Dichters: denn Dichtkunst ist Rede (λογος).

Wie aber? Homers Götter, seine Calypso 2c.

Dante's Hölle und Fegfeuer? so viele Abentheuer-, Helden- und Rittergeschichten? Ariost? Die ganze Feenwelt? Shakespeares Kaliban, Ariel? sinds nicht unterhaltende Phantasieen?" Uebel, wenn sie dieß nicht wären; übel aber auch, wenn sie nur unterhielten. Nicht daß diese Phantasieen uns angenehm vorspielen, sondern daß von einem verständigen Dichter Eine derselben bloß als Spiel ersonnen und gebraucht worden, das wird geläugnet. Homers Götter waren seiner Welt so wesentlich und unentbehrlich, als der Körperwelt die Kräfte der Bewegung. Ohne die Entschlüsse und Wirkungen des Olympus geschähe nichts auf seiner Erde, was und wie es dem Dichter geschehen sollte. Homers Zauberinsel im westlichen Meer gehört auf die Charte der Wanderungen seines Helden so nothwendig, als sie damals auf der Weltcharte stand; dem Zweck seines Gesanges unentbehrlich. So dem ernsten Dante seine Himmels- und Höllenkreise. Mit abentheuerlichen Rittergeschichten ist freilich viel gespielt worden; was aber in ihnen nur Spiel war, ging vorüber; es wird von uns nicht, oder äußerst langweilig gelesen. Dagegen wen erfreuen, wen belehren nicht noch, als Gebilde der Wahrheit, Ariost's Donne, i Cavalier, l'arme, gli amori, le cortesie, l'audaci imprese? Wer lebte, wer dachte und empfand nicht in der Welt der Peri's, der Feen und Geister, sobald sie ein Genie- und Verstandsreicher Dichter schuf? Was in ihr geschah und durch sie gesagt ward, konnte nicht anders als in ihr empfunden, durch sie gesagt werden. So in der nordischen, griechischen und jeder Mythologie, so in jeder Welt eines eigenthümlichen Empfindungs-

kreises. Dichtungen und Fabeln, Allegorieen und Symbole sind Sprachformen des Dichters, in denen er Gedanken abbildet, mit denen er Empfindungen weckt oder bezeichnet. Homer's, Dante's, Milton's Epopeen sind Encyklopädieen und Universa aus dem Herzen und Geist ihrer Dichter; sie entwerfen die Charte ihrer innern und äußern Welt.

So Shakespeare die seinige in seinem ungeheuern Welt- und Naturtheater, in dessen Höhen auch Ariels schweben, in dessen Mondgefilden auch eine Titania schläft. Im fabelhaftesten seiner Stücke spricht sein Theseus, selbst eine dramatische Person, also:

Ich glaubte nie an diese Feenpossen
Und Fabeley'n. Verliebte und Verrückte
Sind beide von so brausendem Gehirn,
So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
Was nie die kühlere Vernunft begreift.
Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die schwang're Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts, und giebt ihm festen Wohnsitz.
So gaukelt die gewalt'ge Einbildung. *)

Worauf Hipolyta, gleichfalls dramatisch, antwortet:

---

*) Shakespear's Midsummer nights dream Act. V. Sc. 1. A. W. Schlegels Uebersetzung.

Doch diese ganze Nachtbegebenheit
Und ihrer aller Sinn zugleich verwandelt,
Bezeugen mehr als Spiel der Einbildung.
Es wird daraus ein Ganzes voll Bestand,
Doch seltsam immer noch und wundervoll.

Der Genius nämlich, der in seiner Art ein höherer Verstand ist, mit Absicht giebt er zu sehen, was vor und außer ihm niemand sah; seine Welt ist eine Welt innerer Wahrheit. Sobald er spielt, indem er unterhält, um zu spielen, und spielt, um zu unterhalten, hat er, wie jener israelitische Herkules, seine Locke verloren; ludit, infelix misere ludit, kein Schöpfer mehr, sondern ein Spieler.

Wirkungen zeigen vom Werk; also, was die darstellend-erzählende Poesie nicht etwa nur um dem Verstande „spielend Nahrung zu verschaffen, und seinen Begriffen durch Einbildungskraft Leben zu geben," sondern um die Phantasie zu bändigen, und zu ordnen, um allen Kräften und Neigungen der menschlichen Natur Richtung zu geben, was sie hiezu für Hülfe geleistet, zeigt die Geschichte der Menschheit. Indem sie Begebenheiten als ein Ganzes umfassen, Charaktere zeichnen, Gesinnungen sprechen, in Wirkungen die Ursachen vorführen, Alles mit höchster Eigenthümlichkeit darstellen thätlich lehrte, gab sie, wie Herodot erweiset, nicht nur der ältesten Geschichte Gestalt; sie schuf die Geschichte; sondern früher noch, indem sie Formen der Götter und Helden schuf, reinigte sie die wilden Vorstellungen und gangbare Mährchen des Volks von Himmelsstürmern, Titanen, Ungeheuern, Gorgonen.

Sie zwang die ausgelassene Phantasie unwissender Menschen, die nirgend ein Ende findet, unter Gesetze, in Gränzen. Späterhin gab die epische Poesie der dramatischen Kunst Raum und Form; das gesammte Alterthum betrachtet Homers Gedichte als die Quelle aller schönen griechischen Künste. Auch Redner und Philosophen schöpften aus dieser Quelle; Künstler fanden in Homer ihre Werkstätte.

In spätern Zeiten hatte die erzählende Dichtkunst (man nenne sie Epopee oder Roman und Romanze) zwar nicht immer eine so entschieden-große, noch aber stets eine merkwürdige Wirkung auf die Bildung und Umbildung der Nationen. Dante's Gedicht schuf die ganze italiänische Dichtkunst; Cervantes Roman stürzte die eingewurzelte Denkart der Ritter-Romane, wie Butlers Hudibras unter den Britten der Schwärmerey mehr Einhalt that, als lange theologisch-philosophische Deduktionen. Hätte jede Nation zu rechter Zeit ihren Homer gehabt, der den rohen Gebilden ihrer Phantasie Verstandesform, Maas und Absicht zu geben Macht gehabt hätte, wie weit wäre sie durch ihn auf Einmal fortgerückt an Geistesbildung! denn was in einzelnen Fällen ein einfaches, oft rohes Heldenlied, eine Romanze geleistet, erweiset die Geschichte der Völker.

Mit keiner Dichtungsart spielet man mehr als mit dem Roman; indessen zeigt und bewährt selbst die Entstehung unsrer Romane aus der erloschenen Helden- und Ritterzeit nicht nur den tiefen Grund der Poesie in der menschlichen Seele, sondern auch auf dieselbe ihre umfassend innige Wirkung. Welche

geheimste Kammer des Herzens und Geistes blieb Richardsons, Fieldings, Sterne, Friedrich Richters Romanen verschlossen? welche derselben haben sie nicht als ihr Eigenthum bewohnet! Betrügt man durch die Einbildungskraft den Verstand, wenn man, vereinigend beider Geschäft, das menschliche Herz und Leben von innen und außen so darstellt, daß der Leser in und mit dem Dargestellten lebet? Leset Diderots Ehrengedächtniß auf Richardson, leset Rousseaus Vorrede zur Heloise, und was Fenelon über die Dichtkunst saget; ja wem sagte dieß sein eignes Herz nicht, wer lebt, wer formt sich nicht selbst in einer wahren Dichtung?

Die Zeit der Zorn- und Blut- und Rach-Epopeen, noch mehr der müssigen Ritter- und Heldenzüge (hoffen wir) ist vorüber; und da jetzt ein anderes Vließ zu erobern, ein anderes Troja zu zerstören ist, da der Poesie die Zeiten kommen, von denen Virgil singt:

> Alter erit tum Typhus et altera quae vehat Argo
> Delectos heroas, erunt etiam altera bella,
> Atque iterum ad Trojam magnus mittetur Achilles;

so darf und soll sie jetzt am wenigsten spielen.

2. Poesie menschlicher Empfindung.

Daß die Poesie die Empfindungen ausdrückt, mit den Empfindungen nicht spielen dürfe, sagt schon ihr Name. Der Empfindung ist jedes Wort, ein Accent, ein Blick heilig; zuwider ist ihr nichts mehr, als ein Spiel mit sich, wo sie es innig meynt; ihr Bild mißgebraucht zu einer Carnevals-Maske.

Wirkliche Empfindung erzeugte die erste Poesie dieser Gattung, wie die naivherzlichen Gesänge aller Naturvölker zeigen; ihre Empfindung nahm zu Hülfe, was die Natur ihnen Wahrhaftes nur geben konnte, Bilder, Accente, Töne, Gebehrden. Die Sprache der Töne, sofern sie Leidenschaft ausdrücken, kennet durchaus keine Heucheley; sie sagt, was sie zu sagen hat jeder fühlenden Brust mit der ausdrückendsten Bedeutung. Eben so innig verknüpfen sich mit ihr Worte und Gebehrden; unwillkührlich ruft sie solche auf, sie zu begleiten; Wesen der Natur, nothwendige Harmonie ists, die alle bindet. Widerlicher wird nichts empfunden, als wo dieß Band, widersinnig geflochten, sich in ein schwirrendes Getön eitler Fäden auflös't, wo der Gesang lahmt und lügt, wo die Empfindung spielt und heuchelt.

Wie ernst meynten es die ältesten Hymnen und Chöre! Treu der Empfindung spricht auf der griechischen Bühne, was da spricht. Pindars Gesänge selbst, so ausschweifende Spiele der Einbildungskraft sie zu seyn scheinen, so stark und heilig

sprechen

sprechen sie ans Herz, geordnet jeder für seine Stadt, seine Provinz, seinen Helden und Halbgott, für seine Musikart und Art des Sieges. Ernstprächtige Gebäude, mit denen sie der Dichter selbst vergleichet.

Vorzüglich vor allem zeigt die dramatische Form das innig-Wahre der Dichtkunst, deren höchste vielartigste, concentrirtste Darstellung eben sie ist. Sie giebt Schauspiele, in denen der Sage nach alles, der Wahrheit nach für Ohr und Seele nichts gespielt, alles gehandelt, mobivirt seyn muß; das wollen die Worte Action, Act, Drama (Handlung), Performance u. f.; sie fodern es unerbittlich. Wer auf diesem Schaugerüst mit den Ideen unsrer Einbildungskraft oder unsern Empfindungen spielen zu dürfen glaubt, wer als Kritiker spielend urtheilt, der ist des hölzernen Pulicinello selbst nicht werth; denn auch dieser meynt es, wenn Puppe an Puppe klappt, sehr ernsthaft.

Offenbar kommt die ganze Verwirrung vom Mißverständniß des vieldeutigen Worts Spiel her*),

---

*) Spil (Litera E in medio vocis ab antiquis non agnoscitur) est vox valde aequivoca et non unius domicilii. Igitur ne tot voces, quae praeter sonum nihil habent commune, confundantur, totum agmen docendi causa in classes dispescam. Wachter. Die Classen sind indessen bei ihm nicht wohl gesondert.

das eigentlich nichts heißt, als eine leichte Bewegung.*)

Der leichten Bewegung unsres Körpers eignete man das Wort vor andern zu, und eben bey den schwersten Bewegungen ward von Ringern, Fechtern, Jägern das Schwerste in ein Leichtes, d. i. in ein Spiel verwandelt.**)

Wem kam diese leichte Bewegung mehr zu als den Gebehrden- und Saitenspielern? daher sie sich, je schwerere Dinge sie schnell und leicht darstellten, desto mehr des Worts Spiel bedienten.***)

Auf die leichte Bewegung der schwersten Kunstmaschinen sogar gieng das Wort über: So ward dann das Spiel der Redner, das Spiel der Affekten, der Action, der Kriegsmaschinen, Kanonen und Bomben (le jeu des machines, des passions, de l'action, des bombes u. f. ein Kunstausdruck.

In diesem Verstande spielt der Dichter allerdings und läßt spielen, Leidenschaften, Charaktere, Gebehrden: denn daß er in seiner energischen Kunst das Schwerste auf die leichteste Art bewirke, ist al-

---

*) So sagen wir: die Lüfte, die Lichtstrahlen, die Farben, die Flamme spielen.

**) Daher die Ausdrücke unsrer Vorfahren: mit Schwerdtern, Vögeln, Würfeln, Fäusten spielen; das Feder-, Wind-, Jagd-, Turnierspiel u. f.

***) Saitenspiel, Gebehrden- Possen- Gaukelspiel, Schauspiel u. f.

lerdings der Ehrenpunkt derselben. Gehen die Räder schlecht, stockts hie und da und allenthalben, wehe dem schlechten Dichter und Kunstspieler.

Sofern spielt der Dichter auch mit unsern Gedanken und Leidenschaften, d. i. er hat sie in seiner Hand, sie zu erregen, festzuhalten, zu verwandeln, verschwinden zu machen u. f., alles aus Kräften seines Genies, nach Maasgabe seiner Kunst. Fehlt ihm Jenes, überschreitet er diese, so ist er ein schlechter Kunstspieler.

Da nun mit jeder leichten Bewegung, wir mögen sie selbst bewirken oder anschauen, anhören, eine gleiche Bewegung unsrer Lebensgeister verbunden ist, so gieng der Name Spiel in die Bedeutung einer anmuthigen Bewegung oder Begebenheit über, die sich auf die Erzählung oder Darstellung der Begebenheit erstreckte.*) Spiele zu sehen, Beyspiele zu hören, versammlete sich das Volk; des Rhapsoden Epos, die Chöre und Dithyramben, aus denen das griechische Theater erwuchs, zogen das Volk an sich, als Spiele.

Da glaubte nun ein Gaffender leicht, das Spiel sey blos ihm zur Ergötzung, d. i. zur Zeitkürzung vorgestellt; der anmaßende Gaffer meynte vielleicht gar, aus seiner Convenienz, der Vor-

*) Spel, fabulatio, sermo, historia, doctrina, spillan, narrare, praedicare, nunciare. (S. Wachter, Somner u. a.) Beyspiel, Widerspiel, Gegenspiel, Harspiel (Predigt), Gottspiel (gospel, Evangelium, Gottesrede).

stellung Regeln vorschreiben zu dürfen, wie lange z. B. der Weinende weinen, der Sänger singen, der Chor der Götter verehren müsse, weil sie ihm spielen.

Wie es aber von dem, der die Vorstellung in ernsterer Absicht gab, oder von dem, der sie nach Regeln der Kunst darstellte, niedrig gewesen wäre, sich hierin dem Gaffenden zu bequemen: so wird der Mißbrauch des Namens Spiel schon hiemit sichtbar. Die Vorstellung ward vor dem Volk gegeben, es konnte durch Anschauung derselben sich ergötzen, sich belehren u. s., nicht aber konnte es aus seinem Wohlgefallen einer in sich selbst gegründeten Handlung Gesetze geben. Bei jedem Kampf- oder Glücksspiel mögen die Zuschauer nach Gefallen urtheilen, denken, empfinden, hoffen, fürchten und wähnen; die Kampf- oder Glücksspieler spielen sich, nicht ihnen.

Endlich gab es lustige, selbst lustig-grausame Spiele, die wirklich dem Volk gegeben wurden, in denen es durch Zuruf und Foderungen sogar mitspielte. Es gab betrügerische Spiele, mit denen das Volk geäfft und hintergangen ward, in denen man ihm also (wie unsre Sprache sagt) mitspielte, z. B. Wunder- und Gaukelspiele — In diesen Bezirk wollen wir keine der schönen Künste, wäre es auch nur zur Zeitkürzung, pflanzen. Jedes ehrliche, geschweige edle Spiel ist ein Wettkampf, nach Regeln, zwischen freien, ihrer Vernunft mächtigen Personen, mit Treue und Gleichheit. Jeder Betrug im Spiele ist verhaßt und unedel.

„Wie aber, soll der Dichter nicht täuschen? Will nicht das Volk getäuscht seyn?" Von Tausch

kommt täuschen, und allerdings täuscht mich der Dichter, wenn er mich in seine Denkweise, in seine Handlung und Empfindung versetzt, ich tausche mit ihm die meine, oder lasse sie, so lange er wirkt, schlummern; ich vergesse mich selbst. Dem darstellenderzählenden Dichter folge ich willig, wohin er mich führet; ich sehe, höre, glaube, was er mich sehen, hören, glauben macht; vermag er dies nicht, ist er kein Dichter. Ein Gleiches ists, mit dem Ausdruck seiner Empfindungen; vermöge der dem Ausdruck selbst inwohnenden Macht fühle ich mit ihm. Die dramatische Vorstellung endlich, unterhält sie mich blos als Spiel, oder schafft dem Verstande spielend einige Nahrung, so hat sie gewiß den ihr eigenthümlichen, dramatischen Zweck verfehlet. Vergessen soll ich mich selbst, vergessen sogar meine Zeit und meinen Raum, auf den Flügeln der Dichtkunst, in die dramatische Handlung, in ihre Zeit, ihren Raum getragen. Von Decorationen hängt dieser Tausch nicht ab: denn historisch vergesse ich nicht, daß ich vor einem Brettergerüst stehe, und es wird lächerlich, wenn mich das französische Trauerspiel durch Kunstgriffe und Worte selbst daran erinnert, daß ich nicht davor stehe, sondern hie oder dort zu seyn belieben werde. Aus Macht der Handlung, geistig also muß ich da seyn, wo der Dichter mich seyn läßt; meine Einbildungskraft, meine Empfindung, nicht meine Person steht ihm zu Dienst; was wollte er mit dieser? Legte ers auf eine andre Täuschung an, wollte er mich z. B. um meinen Verstand bringen, das ich ihm glauben soll, was nach seiner eignen Darstellung nicht zu glauben ist; sänge er mir Em-

pfindungen, die mich jeden Augenblick erinnern, daß keine Wahrheit in ihnen, sondern alles nur ein Spiel sey, so gebe ich meinen Begriffen zuerst dadurch Leben, daß ich sein Spiel für Pfuscherei, seine Dichtkunst für eine Unkunst erkläre, die nicht kann, was sie will, und nicht weiß, was sie soll.

* * *

„Wozu, sagt Lessing,*) die saure Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Welt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werk und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde. Die dramatische Form ist die einzige, in welcher sich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigstens können in einer andern Form diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad schwerlich erregt werden: und gleichwohl will man lieber alle andre darinn erregen als diese; gleichwohl will man sie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu sie so vorzüglich geschickt ist.“ Wir wollen ihr solche Tändeleyen, nicht nachsehen: denn in jeder Form muß die Kritik auf den reinen Punkt treffen, der dieser Form gebühret. Wir kennen Sophokles, wir kennen Shakespeare.

---

*) Dramaturgie. St. 90.

So bey dem Lustspiel. Narren des gemeinen Lebens, langweilige Thoren spielen uns oft gnug ihre langweiligen Spiele; jene ausgesuchte, ausgeführte Theaternarren und Thoren sollen uns mehr als spielen. Nicht bloß langweilig lachen wollen wir über sie, sondern was wir sonst nirgend lernen könnten, an ihnen lernen. Die Charakteristik menschlicher Sitten, wo zeigte sie sich offner und entwickelter, als auf dem Theater? Und sie soll sich darauf zeigen; dazu ists Sitten-Theater.

Der darstellend-erzählenden Dichtkunst endlich auf ihrem weiteren Schauplatz menschlicher Wirkung bleibt das bloße Spiel ganz untersaget. Wozu umfaßte sie Himmel, Erde, ja selbst den Orkus? Da sie weder die Geschichte, noch den Roman ausschließet: (denn wie in der Geschichte viel Gedichtet, d. i. Zeitmäßig, national, partheiisch, politisch vorgetragen und raisonirt ist, so darf sie auch aus der Geschichte viel dichten; sie ruft die Verstorbenen dadurch ins Leben;) da der Roman, als die weiteste epische Dichtung vom kleinsten Idyllion und Mährchen bis zu Fielding-Richardsons Schöpfungen, zum Agathon-Oberon, Wilhelm Meister u. f. hinauf und wieder hinab zum Mährchen, zur äsopischen Fabel steiget; in dies Reich der Circe, das keine Grenzen hat noch haben kann, sollten wir uns blos zum Spiel ohne Merkurs Moly wagen? Dieß Moly ist ernste Kritik die nirgend, auch im Roman nicht, ein bloßes Spiel, seys mit Phantasmen oder Gefühle, verstattet, sondern allenthalben den Spruch der großen Göttin: „das war ich, dies bin ich, bis ich jenes seyn wer-

de," mit Wahl und Absicht befolgt vor sich sehen will, in Bildungen gestaltet vom Dichter. Nur durch Darstellungen solcher Art wird die Dichtungsgabe zur Dichtkunst, ja durch sie oft ein Mährchen zur Epopee, wie ohne sie, die ganze Weltgeschichte zum Mährchen.

Und da sich in diesem Felde alles so wunderbar mischt, da in Apulejus goldnem Esel Amors und Psychens Geschichte wie ein schöngearbeiteter Stein begraben liegt, dagegen auf manchem schöngearbeiteten Stein nur Silens Esel stehet, wie nöthig ist hier der Pallas Berührung, die uns das Auge hell macht, von Wahrheit Trug zu unterscheiden! Verbannen soll die Kritik durch ernste Regeln das blos unterhaltende müssige Spiel aus jeder Dichtung; nicht, als wäre dies ihr wesentlicher Endzweck, es als Schild emporheben.

Selbst das Talent zu scherzen bedarf des Ernstes: denn eben Scherz ist der menschlichen Cultur zarteste Pflanze. Da wir aus Rabelais, geschweige aus Fischarts Zeit ziemlich hinaus sind, so wollen das Lachen*) und der Jocus gerade die

*) S. 222. der Kritik wird das Lachen durch einen Affekt, aus der plözlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts" erkläret; es ist weder ein Affekt, noch darf es jederzeit plözlich hervorprallen, noch immer auf eine gespannt gewesene Erwartung folgen. Das Lächerliche (γελοιον) ist von so verschiedner Art, daß zur Exposition desselben in

ernsteste Behandlung. Ein scherzhafter Schriftsteller überlebet sich bald, wie so viele Beyspiele zeigen; man wird seiner Manier gewohnt und will andre Manieren. War nicht Sternes unvergleichlicher humour selbst nahe daran, zu ermüden? Der Horazische, Cervantische, Swiftische, Galianische Scherz fliegt die Materie nur an; der feinste weiß sich sogar in den vollesten Ernst zu verwandeln.

Zu jeder Gattung des Vortrages, seys Poesie oder Prose, gehört Bildung. Warum ist der Name Dichter in seinem Ansehen so gesunken? Weil man unter ihm einen langweiligen Versmacher versteht, einen Spieler (a gleeman, joculator). Die häßlichste Kunst aller Künste, l'art d'ennuyer, ein Spiel zum Jähnen. Wenn in Beyspielen über Beyspielen die Poesie dies geworden, wenn beynah in jeder Gattung die schärfsten Formen abgestumpft und die geistreichsten Gedankenweisen gemißbraucht sind, wollten wir diese Mißgeburten zu Mustern menschlicher Bildung nehmen? Der Ungebildete kann nicht bilden, der Empfindungslose nicht bewegen; hört oder lieset man aber die wahren Dichter,

---

jedem feinen Zuge kaum ein Wörterbuch hinreicht; es verändert, verfeint oder vergröbert sich mit Zeiten und Völkern. Die Kritik scheint nur Späße und Schwänke lächerlich zu finden, so wie überhaupt das höchste Ziel, wohin ihr Scherzspiel gelangen kann, Swifts polite conversations seyn möchten.

und sieht das Füllhorn von Lehre, Trost, Philosophie und Weisheit, das sie zur innigsten Selbstbildung über die Welt ausgeschüttet haben, sieht die ewiglebenden Gebilde der Wahrheit, Schönheit und Güte, die sie der gesammten Menschheit schaffen —

Goldene Harfe Apollo's
Und der dunkellockigen Musen
Mitthronendes Eigenthum,
Der des Tanzes Vortritt horcht, der Freude Beginn!
Die Sänger auch, sie horchen deinen Zeichen
Wenn der Choranführenden Lieder Takt
Du anstimmst, sanft gerührt.

Der ewigen Flamme zückenden Strahl
Löschest du aus. Es entschläft
Auf Dios Scepter der Adler,
Die schnelle Schwinge zu beiden Seiten hinabgesenkt.

Der Gefieder König! Dunkeln Nebel
Gießest du über das krummgebogne Haupt,
Süße Fessel dem Augenlied'. Entschlummernd
Hebt er den wogigen Rücken, von deinen Geschossen durchbohrt.

Auch der stürmige Ares legt
Nieder den scharfen spitzigen Spieß
Und labt sein Herz mit Tönen deines Gesangs.
Denn auch der Götter Brust erquicken deine Pfeile,
Umfiedert rings mit des Latoiden Weisheit
Und der hochgegürteten Musen.

Was aber Zeus nicht liebte,
Schaudert zurück der Stimme der Pieriden,

Der hallenden, es schaudert zurück
Auf der Erd' und im stürmigen Meer.

— — Viel Wundervolles geschieht.
Es täuschen der Sterblichen Herz auch über die Wahrheit hinaus
Mit bunten Lügen künstlich-gebildete Mährchen.
Und die Charis, sie, die den Menschen alles lieblich macht,
Giebt ihnen Ansehen, macht das Unglaubliche oft
Glaubhaft; aber die weisesten Zeugen sind
Die kommenden Tage.

— — Der beste Arzt vollendeter Thaten
Ist Fröhlichkeit; und weise Gesänge,
Der Musen Töchter, streicheln sie
Mit sanfter Hand. So mild' erquickt die Glieder
Kein warmes Band, als Ruhm
Von der Cither begleitet. Es überlebt
Thaten das Wort, das mit Huld der Charitinnen
Die Zung' aus tiefer Brust erholt.

Pindar.

II. Von der Beredsamkeit, als einer menschlichen Kunst.

Rede bedeutete der alten Welt das innere sowohl als das sich äusserende Gemüth, Vernunft und Sprache. Redlich und redhaft hieß ein Mensch von Treue und Wahrheit. Wer seines Herzens Gedanken kräftig ausdrücken konnte, hieß beredt. Wem ein Ding ernst und angelegen ist, sagte man, darf für Worte nicht sorgen. Pectus disertum facit, war aller Naturmenschen Sprüchwort.

Aber den römischen Rabulisten, die über Alles Ja und Nein zu sagen wußten, begegneten die alten Germanen hart; sie wollten kein „Geschäft in ein freies Spiel der Einbildungskraft" verwandelt wissen; sie liebten keine zweizüngig-spielende Rede.

So die ersten griechischen Weisen. Als ihre Redner sich allgemach ein „Geschäft zum Spiel der Einbildungskraft" zu machen erlaubten, von wem lernten sie diese Kunst? Von den Sophisten. Vor wem trieben sie sie? Vor dem unwissend-neugierigen Volk, das über Dinge solcher Art weder urtheilen konnte, noch sollte. Nicht Wesen der Kunst also, es war Mißbrauch der Rede in einer übeln Staatseinrichtung, wenn durch Erregung der Affekten ausgerichtet ward, was der klaren Vernunft allein zugehörte, wenn ein Geschäft zum Spiel der Einbildungskraft gemacht ward.

Daß aber nicht alle griechische oder römische

Redner Histrionen der Art gewesen, wissen wir aus mehreren ihrer überbliebenen öffentlichen Vorträge; die Gesetze derselben giengen auf etwas anders als ein Spiel hinaus.

Wenn in den folgenden Jahrhunderten Beredsamkeit hieß, was gleichfalls Mißbrauch der Rede genannt werden sollte, wenn z. B. Chrysostomus selbst, in Constantinopel dem Pallast und Theater zu nah, die athenische Rednerey nachahmte, und bisweilen den Tempel zum Theater machte, wer siehet nicht, daß er den Geist der Sachen, die er vortrug, eben so sehr, als den Zweck, auf den er wirken sollte, verkannte? Wenn die französische Hof- und Parlementsberedsamkeit aus ihren Schranken trat, und sich einen Wortflitterstaat erlaubte, so mißbrauchte sie der Rede und ihres Platzes, wie die brittische, wenn über Geschäfte des Staats sie ein Spiel der Affekten wird, oder erkauft heuchelt. Lauter Mißbräuche, die in einer übeln Verfassung des Staats lagen, und sich selbst straften. Wer unter den Deutschen lieset jetzt die weiland französischen Hofredner? Ihre Hofrednerey ist uns so unbrauchbar, wie unsres wohlfeilen Lünigs Staatsrednerey uns langweilig-albern und abgeschmackt vorkommt.*) Eintönig und geziert sind allerdings auch die meisten Bewillkommungsreden der französischen Akademie; sie mußten es seyn, weil man gesetzlich den Vor-

*) Großer Herren, vornehmer Minister und anderer großen Männer gehaltene Reden. Leipz. 1709. 6 Theile.

gänger, den König und den Minister loben mußte. Der Grund des Fehlers lag in einer üblen Anwendung der Rede.

Den französischen Lobreden (eloges) gab daher schon Fontenelle einen freyeren Geistesschwung, indem er sie der Wahrheit näher brachte. Die verschiedensten Köpfe, deren Verdienste er zu nennen hatte, legte er wie Wachsbilder zart aus einander, allenthalben mit der feinsten Metaphysik der Sprache.

Indessen kam schon während der Monarchie eine andre Zeit. Buffon, Rousseau, Diderot erschienen, ein großes Triumvirat der Beredsamkeit, jeder in seiner Art. Des Naturforschers Styl ist ruhig, groß und weit wie die Natur; eben so sinds seine Vorschriften zur Kunst des Ausdrucks. *) Rousseau, der verscheuchte Menschenforscher, machte durch die Kraft seiner Beredsamkeit mehr Eindruck als durch die Stärke seiner Gründe, die oft weit von der Wahrheit abweichen. Diderot endlich, ein Liebhaber der Kunst, voll Begeisterung und voll Sophismen, mahlt in seiner Schreibart sich selbst mit jedem Wechsel seiner Gedanken. Und der ihnen allen in großer heiliger Natur vorgieng, Fenelon, liebenswürdig-beredt, erhaben in Einfalt er schrieb wie er dachte und empfand; ändere jemand in ihm Einen Ausdruck!

Durch so manche, vielseitige Bearbeitung hat

*) Sur le style, discours prononcé dans l'Academie Francoise p. Buffon. Tom. V. hist. natur. Par. 1769.

die französische Wohlredenheit (Beredsamkeit ist von ihr nur dem Grad nach unterschieden) durchgehen müssen, um dahin zu gelangen, daß auch über die unklarsten Dinge in dieser Sprache wenigstens nichts verworren gesagt werden mag. Die Zeit des gesuchten Witzes ging bald vorüber; jemehr die Vernunft erwachte, steuerte die Beredsamkeit vom Spiel der Einbildungskraft hinweg, Sprache der Vernunft zu werden. An Formen der Rede gehet hierinn der französische Styl beynah allen Sprachen Europa's vor; auch bey unklaren Dingen herrscht in ihm, den Gesetzen des Vortrages nach, reine, sogar affektirte Vernunftklarheit. Der Einbildungskraft auch nur in Gleichnissen und Figuren zu viel Spiel zu geben, heißt in dieser Sprache Geschmacklos.

Die großen Muster der Engländer in der Wohlredenheit sind gewiß nicht jene phantastische Wortspieler aus den Zeiten Jacobs und Cromwells; seit Tillotson beflissen sich ihre Kanzelredner selbst meistens nur des schlichtesten Vortrages. Und ihre moralisch-politische Schriftsteller Swift, Addison, Steele, Bolingbroke u. s., die den Styl ihrer Prose geformt haben? Dem ersten, Swift, hieß das große Gesetz des guten Ausdrucks Angemessenheit (propriety) der Worte, jedes Wortes an Stell' und Ort; durch diese, von ihm mit strenger Pünktlichkeit befolgt, ward sein Witz zum Schwerdt, und doch blieb Dingen des Gemeinwesens sein Scharfsinn Jedermann verständlich. Durch politisch-moralische Blätter und Wochenschriften hat die brittische Wohlredenheit sich eine Temperatur der Philosophie, Moral und

Politik eigen gemacht, die bloße Ejaculationen der Einbildungskraft von selbst ausschließt. Vollends Geschäfte zu Spielen der Worte zu machen, dazu denkt der Britte zu kaufmännisch, zu politisch.

Die deutsche Beredsamkeit war von jeher ein Werk des kalten gesunden Verstandes, daher sie sich so gern an Sprüchwörter hielt, und auf Gemeinplätze zurückkam. Unsre Verfassung machte, daß wir politisch=beredt nicht seyn konnten; unsre Staats= und Ceremonienberedsamkeit prangt daher in der Geschichte europäischer Nationen fast caricaturmäßig; feyerlich=leer, frostig=ernsthaft. Unsre Kanzelberedsamkeit hatte sich nach des großen Luthers Vorbilde ganz auf den Weg der gesunden Verstandessprache gewandt, bis sie fremde Nationen nachzuahmen anfieng; bald aber ist sie, insonderheit seit Spaldings ruhigem Vortritt, in ihre alte Weise zurückgekehret. Unter allen Völkern Europa's haben wir Deutsche vielleicht den schwerfälligsten Styl; an Spiele der Einbildungskraft ist in ihm am wenigsten zu denken. So unsre Philosophie, unsre Geschichte; begegne man jener, der sogenannten Popular=Philosophie, noch so verächtlich: keine andre wird sie von ihrem Platz verscheuchen. Weder unsre Sprache, noch unsre Nation sind transscendentale Spielerinnen; jene wird die ihr aufgezwungene Veränderung des Sinnes ihrer alten bedeutenden Worte bald abschütteln; diese wird sich aus dem luftleeren Raum, wohin man sie im Traum gehoben, baldmöglichst wieder in ihre Region begeben. Diese heißt guter Verstand, Biedersinn, Treusinn.

War

War also das Amt, das die „Kritik" der Beredsamkeit anweiset, der Geschichte derselben zuwider, und nur auf Mißbräuche, d. i. auf Uebertretungen ihres Amtes gebauet, so ist diese Verunglimpfung der Sache selbst noch mehr entgegen. Wozu ist Rede dem Menschen gegeben? Damit er Geschäfte in Spiele der Einbildungskraft verwandle? oder daß er andern seine Gesinnungen sage? Verstand und Bedürfniß haben die Rede erfunden, Geselligkeit hat sie ausgebildet; nicht zum Spiel, sondern zum Gebrauch, zur Gedankenmittheilung. Rede bespricht sich über Geschäfte, stellt solche dar, giebt ihnen durch Worte Maas, Ziel, Gewicht; nicht spielt sie mit Worten als Meteoren. Alle Lehrer der Beredsamkeit und Wohlredenheit unter Griechen, Römern, den cultivirten Nationen des neueren und neuesten Europa's haben vor diesem Mißbrauch, als dem wahren Verfall der Kunst, gewarnet.

Die große Beredsamkeit fordert große Geschäfte, die mächtige eine mächtige Versammlung; ein starker Wille bei einer großen Vernunft muß jene ordnen, diese regieren. Spiel und Einbildungskraft sind solcher Beredsamkeit entweder fremde oder werden durch sie verderblich. In Zeitkriesen, wo auf Einen Entschluß, auf Eine Unternehmung Alles ankommt, wer waren die größesten Redner? Die mit dem Wenigsten das Meiste sprachen, aus hohem Verstande, tief in die Seele; Ein Blick, ein Wort entschied; der phantasiereiche Wortspieler stand beschämet. Menschen von starkem und hochvorragendem Verstande sind jederzeit die daurendsten Volksführer gewesen; pompöse Schwätzer waren

meistens erkaufte oder verblendete Organe eines verschmitzten Kopfs, wo nicht gar aus eignem Triebe Verblender, des Geschäfts und der Sache Verräther. Sie riethen nicht, sondern verriethen.

Die ruhigere Beredsamkeit ist vom Spiel noch entfernter. Ihr Zweck ist, die Sache von allen Seiten darzustellen, dem Entschluß Gründe und Gegengründe vorzuwägen. Je heller und treuer sie dieß thut, desto weniger darf sie spielen. Ueberreden läßt sich nur der Schwache, täuschen der Verwirrte, führen der Blinde; aufhellen soll die Beredsamkeit, und ordnen, überzeugen.

Niemanden also anders als der kritisch=gläubigen Schule wird es die „Kritik" einreden, daß die Beredsamkeit als Kunst zum Zweck habe, das Wichtige zum Nichts zu machen, zum Spiel der Worte; das Eitle dieser Kunst hat sie selbst in ihrem Gebiet genug gezeiget. Denn was hätte sie nicht zum Schatten= und Wortspiel gemacht? was ließe sich nicht dazu machen durch ihre entzweiende, Begriff- und Sachen trennende Wortspiele und Distinctionen? Und was den Styl betrifft, hat je ein asiatischer Wahnredner (nenne man einen!) längere Perioden, voll verwirrter Construktionen, voll in einander geschobener Parenthesen, kurz Pnevmata gemacht, als die „Kritik?" Welcher griechische Schul= oder Prunkredner hat endlosere Worte und Phrasen erfunden? *) Diese Gattung von Beredsamkeit an

*) Ein Verehrer der Kritik hat ihre längsten Worte und Phrasen zum Gebrauch der kritischen Poesie, von der wir schon beträchtliche Proben

Spielen der Einbildungskraft sowohl als an oratori-
scher Kunst ist in ihr erschöpfet.

Der ächten Beredsamkeit bleibt ihr Weg, wie
ihr Ziel unangetastet. Dieß ruft sie auf, jedes
Ding (sey's Sache oder Begriff, Geschäft oder
Rath) mit dem Nachdruck zu nennen und auszu-
drücken, der ihm gebühret. So Vernunftlos es
wäre, auf dem Fischmarkt zu demosthenisiren, so
wenig ziemt ein langweilig-schleichender Vortrag
dem Ohr einer Versammlung, in der Alle beschäf-
tigt, erleuchtet, geweckt seyn wollen; sie hangen an
den Lippen des Redners. Und er selbst weiß, wie
weit seine Rede Platz greift, wie tief und weit sie
die Aufmerksamkeit erfasset und fest hält. Festhal-
ten muß er diese; oder sein Athem ist verloren.
Kein „Spiel" ist dieser Kampf mit der Trägheit,
der Unbesonnenheit, der Gedankenlosigkeit, noch
minder mit Vorurtheilen, Neigungen, Leidenschaften
vieler und vielartiger Menschen; sondern ein Kampf;
ein Kampf für Vernunft, Sittlichkeit, Wahrheit.

Nichts weniger also als verrufen wollen wir die
Stätten und Anstalten, wo sich noch einige laute
Rede, z. B. zur Bildung des Volks erhält, wo
man nicht aus dem Stegreif hersagen darf, was
dem Redenden einfällt, sondern überdacht, zusam-
menhangend, mit Würde und Wohlstand gesprochen

---

haben, prosodisch gesammlet und geordnet.
Unter dem Namen der kritischen Edda wird
das brauchbare Werk vielleicht erscheinen; es ist
merkwürdig.

werden muß, wenn der Redner seine Versammlung, sein Amt, ja auch nur sich selbst ehret. Woher sollen dem Volk, das nicht lieset, Begriffe und bessere Begriffe kommen als von andern, durch Rede? Und wenn dieses nicht im täglichen Umgange geschehen kann, wo anders als in einer Versammlung, in der der Weisere spricht, die Versammlung merket? Spreche nur stets der Weisere in ihr, nicht oft der Unverständigste der ganzen Versammlung, unwürdig, mit Ansehen, unwürdig mit dem Amt zu sprechen, bekleidet! Vergesse er nur nie seines Zwecks, die Menge zu unterrichten, ihre Begriffe aufzuhellen, ihr menschliches, moralisches Gefühl zu bilden! Und sey die Wahl und der Ort der Versammlung so eingerichtet, daß Jeder, was ihm frommet und keinem andern, zu rechter Zeit, bequem und mit Lust höre!

Die Zaubergewalt, die eine menschliche Stimme und der laute Vortrag hat, wollten wir sie zum Spiel mißbrauchen? *) Lies und wisse das Präch-

---

*) — — Οιον γε που
Η γλωσσα τ' ανθρωπου 'ςιν, ειπερ ο μεν λεγων
Φευγωμεν, αναπτεροι. ο δ' αυ πειθει λεγων
Μιμνωμεν.

Eupol.

O mächtige Menschenzunge! Sie beflügelt uns,
Durch Ein Wort: „fliehen wir!“ Sie hält zurück uns
Durch Ein Wort: „bleibt!“

legte; es wird dir anbringender, wenn es, dir angemessen, dein Freund zur rechten Stunde saget. Die Denkweise derer, die sich selbst lehrten, und derer, die durch einen lebendigen Vortrag nicht nur denken, sondern auch sprechen lernten, bleibt entschieden auf ihr ganzes Leben; man hört es einer Schrift an, ob und wie ihr Verfasser zu sich und andern sprach. Wer z. B. eine Spielerei von Worten und Schemen auf die Redstühle schüttet, die der Rede ans Volk, der klärsten, herzlichsten Menschen-Zusprache verständliche Wahrheit, mithin Athem und Macht rauben, hat er nicht dem Volk sein letztes Mittel zur Bildung, das Wort, das unmittelbar an Verstand und Herz spricht, genommen? „Was thut der Mann auf jener mit Schematismen umhangenen Rednerbühne?" fragt man. Er übt die kritische Beredsamkeit, er „Wortspielet."

Von Jugend auf lasset uns in Menschen ihre edelsten Werkzeuge Vernunft und Rede vereint bilden: denn durch sie ward das Menschengeschlecht menschlich. Warum sprechen Naturvölker und Stände über den Kreis von Dingen und Geschäften, den sie kennen, verständig, bestimmt, nachdrücklich, überzeugend? Weil sie ihn kennen und Worte nie ohne Sachen lernten, d. i. weil ihnen Geschäft Geschäft, nicht Wortspiel der Einbildungskraft ist oder je war. Lese man die Reden der sogenannten Wilden in Amerika; man erstaunt über den Verstand und Wohlanstand, über die nachdrückliche Kürze, Ordnung und Bestimmtheit ihrer Reden. Dagegen hört die verworrene Sprache unsrer halbgelehrten, unsrer falsch oder unreif gebildeten Stände an, zumal wenn

sie geziert reden, höret, wie Ein Wort das andre überwirft und was gesagt werden sollte, doch nicht sagt, da das zehnte nicht am rechten Platz stehet; woher dieses? Weil sie in Schulen wie in Büchern Worte ohne Sachen lernten. Sie überfülleten den Kopf mit Schällen ohne bestimmte Bedeutung und Anwendung; ihre Phantasie wie ihr Organ spielet. Von diesem bösen Spiel hinweg reiße man das Kind, den Jüngling; er spreche nur das, was er weiß, dieß aber lerne er ganz sagen, klar, rund, bestimmt, ohne Scheu, wohlanständig und mit Nachdruck. Freien Menschen ziemt freie Rede; Sklaven mögen umschreiben und verhüllen, Schwätzer mit Formeln und Worten spielen; der Verständige spreche ernst, der Herzliche herzlich.

Nicht hoffen nur, erwarten dürfen wirs also, daß jede redende Kunst, wie sie auch heiße, immer näher dazu komme, wozu sie ihr Name weiset; Rede, das Organ der Vernunft, die Bildnerin menschlicher Gedanken. Als solche hat sie viel geleistet und wird es leisten; unaufhaltsam strebet jede Sprache darnach, Sprache der Vernunft zu werden. Wenn z. B. Homer seine Götter, Dante und Milton ihre Hölle und Teufel aus damaligen Volksbegriffen durch Rede zu einer ihrer Zeit und ihrem Zweck gemäßen, verständigen Form bildeten, so thaten sie ihr Werk; sie läuterten die Phantasie durch Rede. Mit vorübergegangenen Volksbegriffen sind auch diese Formen für uns altes Geräth; wir können sie nicht oder nur in einem höheren Verstande mit Wahl und Absicht gebrauchen, sonst werden wir altväterisch-kindisch. Homers Held darf

unser Held nicht seyn, ob der Dichter gleich auf ihn, als auf ein gegebnes Ideal seiner Zeit, seine Kunst unerreichbar wandte. Die Kunst bestehet; fortwährend können wir an ihr lernen; die Idee selbst aber ist hinaufgerückt und das Material der Kunst verändert. So die Beredsamkeit. Demosthenes und Platons Kunst dauret; die Mittel der Kunst sammt dem Zeitmäßigen Zweck derselben sind dahin, und wie schlecht auch unsre Kunst stehen möge, sagen wir doch, da Jahrtausende hin Vernunft und Sprache einen andern Standort gewonnen — paullo maiora canamus. Ja es wird eine Zeit kommen, da in Poesie und Rede nur das Lauterste gesprochen, nur das Wahrste gebildet werden darf, wozu selbst die schlechtsten Gebilde unsrer Zeit helfen.

Zu diesem Zweck trägt auch die kritische Philosophie bei. Mit Witz und Scharfsinn hat sie in unsrer Sprache vielleicht den Gipfel des Objektlosen Idealismus erreicht, und sowohl das Spiel des Traums als den Traum des Spiels in Wortkünsten erschöpfet. Hinter ihr muß man nothwendig von Worten zu Sachen kommen, da es denn die erste Regel wird, „Geschäfte nicht als Spiel, Spiel nicht als Geschäft zu behandeln.“ Eine Probe der Unbestandheit ihrer Erklärung beider Künste ist, daß man das Wortspiel umkehren und von der Einen sagen kann, was sie von der andern saget.

III. Von bildenden Künsten.

„Die bildende Künste, oder die des Ausdrucks für Ideen in der Sinnenanschauung sind entweder die der Sinnenwahrheit oder des Sinnenscheins. Die erste heißt die Plastik, die zweite die Malerei. Zur Plastik, als der ersten Art schöner bildender Künste gehört die Bildhauerkunst und Baukunst." *) Ists erhört, daß bei einigem Begriff von Plastik man zu ihr die Baukunst rechne? Sinnenanschauung und Sinnenschein; Sinnenschein und Sinnenwahrheit, wie unterscheiden sie sich? Fehlt dem Schein die Wahrheit ganz, was für Ideen können in ihm angeschaut werden? Und wer zählete je die Malerei, sofern sie Schein vorstellt, zu den bildenden Künsten? Läßt sich der Schein bilden?

„Plastik ist die Kunst, welche Begriffe von Dingen, so wie sie in der Natur existiren könnten, körperlich darstellt, doch als schöne Kunst mit Rücksicht auf ästhetische Zweckmäßigkeit." **)

*) Krit. S. 204. 205. **) S. 205.

Wenn das „so wie" auf Dinge geht, welche Dinge sinds, die zwar nicht existiren, aber existiren könnten? Und wie stellt eine Kunst Begriffe körperlich dar? Eine Kunst, die Sinnenwahrheit darstellen soll, Begriffe, die existiren könnten? Und da (der Kritik zufolge) nur das schön ist, was ohne Begriff gefällt, wie darf eine schöne Kunst Begriffe darstellen, die nur ohne Begriffe (sonst wären sie unschön) gefallen dürfen? Ueberhaupt Begriffe, die existiren könnten, mit Rücksicht auf ästhetische Zweckmäßigkeit körperlich darstellen, welch eine Forderung! Und dieser Wortnebel wäre eine Erklärung der leibhaftesten Kunst, zu dem großen Zweck, wie sie „Begriffe, die existiren könnten, in leibhafter Sinnenwahrheit anschaulich = schön, ohne Vorstellung eines Zwecks zweckmäßig, ohne Interesse mit nothwendigem, allgemeinem Wohlgefallen" darstellt? Lasset uns abermals den verlassenen Faden aufnehmen —

* * *

Plastik, eine schöne Kunst der Menschheit.

Auch der Abwesenden Gestalt ist uns lieb; oft schwebt den wachend = Träumenden ihr Bild vor Augen. Diese Bildererfassende, Bilder nicht lassende Einbildungskraft war die Mutter der Plastik, der die Natur selbst Vorzeichnerin ward. Entwarf nicht sie selbst, die Natur, des Geliebten Schatten? Ein Umriß dieses Schattens, eine nach ihm aus dem Andenken gebildete Gestalt brachte dem Andenkenden die ganze lebende Person wieder. So erzählt

das Mährchen die Erfindung jener Korinthischen Braut, die den Schatten des Geliebten zeichnete, und ihres gefälligen Vaters, der ihn formte. *)

Die Aegypter stellten ihre Figuren in Mumiengestalt dar; sobald Dädalus die todte Gestalt zu beleben, ihren Händen und Füßen Bewegung zu geben anfing, war die große Bahn der griechischen Kunst in Stellungen aller Art geöffnet.

Und bis an die äußersten Grenzen derselben hat sie sich gewaget. Sehet die Ringer, Kämpfer und Fechter im Ausfall, in der Bewegung; die Stellung des Mannes, der den Pfeil aus seiner Ferse zieht;**) dessen, der sein Haar rückwärts wäscht; ***) dessen, der mit dem Palladium in der Hand sich hebt; des Fauns, der den Knaben auf seinem Fuß wieget und so manche andre lauschende, haschende, schwebende Stellung. Vom gestreckten Körper Marsyas an bis zur Leiche Patroklus, vom träumenden Hermaphroditen, bis an die Grenzen menschlicher Bewegung hat die Kunst gereicht und beinah das Unmögliche

---

*) Was ist unseltner, als das Talent, Profile zu zeichnen, Gestalten mit der frappantesten Aehnlichkeit zu bilden? Ohn' alle gelernte Regeln wird von denen, denen die Natur dazu Auge und Hand gab, dieß Werk der nachbildenden Einbildungskraft geübet.

**) Winkelmanns Gesch. der Kunst, Schluß-Vignette. Th. 1. Kap. 3.

***) Eben daselbst Th. 1. Kap. 4. Absichtlich werden die bekanntesten Beispiele angeführt.

berühret. Ueber manche Namen dieser Figuren ist Manches vergebens gesagt worden, da es offenbar die schwersten, mithin Meisterstellungen der griechischen Kunstschule waren, die in ihren Schranken jedes Bewegliche unsers vielbeugsamen Körpers darzustellen, jeder Stellung Ruhe und Bewegung auf der Goldwage zuzuwägen sich getraute.

Bewegung also, d. i. Leben, vom ruhigsten Stande oder Sitz einer Gestalt bis zur heftigsten Erzeigung ihrer Wirksamkeit, bildete die griechische Kunst, geführt von Weisheit. Denn da das Heftigste nur Einen Augenblick dauert, mäßige Bewegung dagegen, wie im Gleichgewicht schwebend, sich lange erhält und den Anschauenden zu einer gleichruhigen, betrachtenden, sich vergnügenden Gemüthsbewegung einladet, so nehmen freilich, dem Zweck und Wesen der bildenden Kunst gemäß, ruhige Figuren, auch ohne Rücksicht auf Schönheit, die große Mitte der griechischen Kunsttafel ein. Das Gewaltsame stehet nur am Ende, meistens in einem untergeordneten Bezirk; indessen stehts auf ihr auch da, gebildet.

Daß unter morgenländischer Verhüllung weder an Maas noch Gestalt der Glieder, sie gewiß und richtig zu bilden, gedacht werden konnte, ist durch sich klar; die Hülle mußte abgeworfen werden und der Körper sich, wie er ist, zeigen. Das griechische Klima, die griechischen Sitten und Uebungen, vorzüglich die ganze Denkweise der Griechen begünstigten diese Enthüllung, und so trat das schöne Menschengebilde ans Licht; das in sich selbst ganz Maas und Gestalt ist. Alles mißt und ordnet sich

an unserm Körper; Einheit und Symmetrie, der vielfachste Gliederbau in der genauesten Zusammenfügung und Beziehung machen an ihm ein so übersehbares in Einen Blick zu fassendes Ganzes, daß unser Auge an ihm wie an einem beschlossenen Vollkommenen mit Befriedigung haftet. Wie der Tonkreis, wie der Farbenbogen ist die Menschengestalt ein Untrennbares. Nicht nur erinnert jeder Theil an den andern, sondern jeder Theil des Theiles bestimmt und misset das Ganze. In dieser Wohlordnung steht das Gebilde da, aufgerichtet; es ladet ein zum Betrachten, zur Zeichnung, und weil es Form ist, zur Formung.

Und da dieß erhabne Gebilde die kleinste Basis unter sich hat; mithin in jeder Bewegung sich Gleichgewicht, Wechsel der Kräfte und Ruhe aufs sichtbarste zumisset, und die Regel seiner Proportionen, verändert, in jeder Bewegung zeiget; was konnte die Kunst anders als diese Regel bemerken? sie nach Lebensaltern, Geschlechtern, Charakteren, Stellungen bezeichnen, ordnen?

Lebensalter also, Geschlechter und Charaktere unterscheiden, wie die Menschen, so auch die Bildwerke; Jedes derselben hat in sich sein Reinstes, sein Höchstes. Nicht etwa nur krüppelhafte Kinder verunzieren die Kindheit; in der Kindheit selbst ist Ein Punkt, wo das Kind am schönsten Kind ist. Ein gleiches ists mit jedem Alter in beiden Geschlechtern. Diesen Punkt zu finden konnte einer Kunst nicht gleichgültig seyn, die den fürs Angedenken günstigsten Augenblick der Lebenshora verewigen wollte. Mit liebendem Auge forschte

sie; auch in der dem Alter, dem Geschlecht und Charakter günstigsten Stellung und Handlung wählte sie das schönste Moment der Zeit, werth, daß es dem Angedenken verewiget würde. Dieß alles lag im Begriff der Kunst, wenn sie im Bildsamsten das Bildungswürdigste darstellen wollte.

Manche oft unanständige Fragen, warum die griechische Kunst in beiden Geschlechtern Das oder Jenes nicht, oder nur also*, oder nur bei diesen und jenen Figuren, und bei diesen also gebildet habe? beantwortet diese Regel entweder selbst oder einige Erwägung dessen, was Form als Form darstellen kann, oder endlich das leiseste Gefühl des sichtlichen Anstandes. Die nackte Kunst muß zugleich die schüchternste, die sittsamste seyn, ganz innerhalb ihrer Grenzen wohnend. Sie kann und will nicht malen, noch weniger Lüste reizen. Ein Naturgebilde schaffet sie, wie Gott es schuf, durch seine Natur heilig.

Und durch seine Natur bedeutsam. Jede Form der menschlichen Gestalt spricht zu uns, weil wir selbst, mit dieser Form bekleidet, den Geist fühlen, der sich in dieser Form offenbaret. Wie wolltet ihr einem Kinde ein zorniges oder ein freundliches Gesicht begreiflich machen, d. i. ihm den Zorn oder die Freundlichkeit durch Unterricht beibringen, wenn es den Naturausdruck dieser Affekten sym- oder antipathetisch nicht in sich fühlte? Nicht anders fühlen wir den Gemüthscharakter jedes ächtgebildeten Werkes der Kunst, den Geist, der es bewohnet; schnell oder sanft gehet er in uns über. Mein Arm erhebt sich mit jenem Fechterarm; meine Brust

schwillt mit jener Brust, auf welcher Antäus erdrückt wird. Meine Gestalt schreitet mit Apollo, oder lehnt sich mit ihm, oder schaut begeistert empor. Laokoons und der Niobe Seufzer dringen nicht etwa in mein Ohr; sie heben meine Brust selbst mit stummem Schmerz. Das Angesicht jenes Genius, dieser Tochter blicken mich an und erfüllen mich dadurch selbst mit ihrer Liebe, mit ihrer Unschuld. Durch alle Theile des schönbelebten Körpers ist diese Harmonie ergossen. Nicht etwa nur jener Rücken des Herkules ist bedeutend; diese Trümmer eines lieblichen Mundes, dieser zerbrochene Jupitersschädel führen ihre ganze Bedeutsamkeit mit sich. Ueber jenem schwebt noch die Pitho; unter diesem erzeugen sich noch Zevs Gedanken. Der Ausdruck der plastischen Kunst ist leibhaft, also auch mittelst leibhafter Formen geisthaft, d. i. sympathetischwirksam.

Dieß war Plastik nach dem Begriff der Griechen. Keine Kunst nämlich, die „Begriffe" körperlich darstellt; sondern Körper von Geist belebet. Nicht „Begriffe von Dingen, wie sie in der Natur existiren könnten:" denn woher kennten wir diese? sondern wie sie in der Natur existirten; vor allem Menschen, und unter ihnen das Bildungswürdigste am Menschen, sodann andre belebte Wesen. „Mit Rücksicht auf ästhetische Zweckmäßigkeit" stellte die griechische Plastik nichts dar, weil diese vieldeutigen Worte eigentlich nichts sagen. Jedes Wesen in seinem Geist und Charakter, zu dem Zweck, wozu dieß und kein andres seyn kann, dargestellt; (sey dieser Zweck Liebe, Verehrung, Andenken,

Kunde:) als Gebild hat es keine weitere „ästhetische Zweckmäßigkeit" nöthig.

„Aber das Ideal der Kunst? Die „Kritik" scheint mit diesem Wort denselben Scherz zu treiben, wie mit den Schematen. Schematisirte sie dort Hasen ohne vier Füße, Triangel ohne drei Ecken und Winkel, so will sie auch Begriffe von Dingen dargestellt, wie sie existiren könnten, d. i. Figuren, wie ein Nebel zusammengestäubet. Dank der großen lebendigen Natur, daß solche idealische Schemate, in sich selbst unstandhaft und unbedeutend nirgend existiren. Die Griechen wußten nichts von diesen Idealen. Ihre Götter sind Personen, von bestimmtem Charakter und Lebensalter vorgestellt zum bestimmtesten Zweck. Zeus, der himmlische Hausherr und Hausvater, Here, die Herrin und Hausfrau. So Apollo, Diana u. f. Wenn sie zu einem besondern Zweck also vorgestellt waren, ward dieß durch ein ihnen beigelegtes Eigenthümliches oder einen Beinamen bezeichnet; als abstrahirte Begriffe konnten sie so wenig als der deus crepitus oder die dea tussis erscheinen. Der olympische Gott, die höchstverehrte Person Griechenlandes, besuchte und beschirmte sein Haus; der delische Apollo wohnte in seinem Tempel. Deßhalb sang man ihm Lobgesänge, darum brachte man ihm Geschenke, und stellte, daß er sich seines Abbildes nicht zu schämen hätte, sein Bild herrlich dar. Damit keine der Vortrefflichkeiten dem Bilde fehlte, die in den Hymnen der Dichter vor diesem Bilde gesungen wurden, deßhalb schuf der Künstler es so herrlich. Denn noch immer blieb die Kunst hinter

den Lobgesängen der Dichter. Phidias rang mit Homer, um die Macht des Mächtigsten auszudrücken; in Maaßen schien der Gott größer als er war, alle Attribute um ihn verherrlichten den Vater und Ordner des Weltalls; und dennoch bewegte das Winken seiner Stirn nicht Himmel und Erde; die Kunst, die an ihr Höchstes reichte, blieb hinter dem Dichter. Der schreitende Apollo Homers stehet in der bekannten Bildsäule versteint da; der Köcher erklingt nicht auf seinen Schultern. Da also in dem von Dichtern und der Sage gegebnen Charakter der Personen, welche die Kunst darstellen sollte, sie sogar hinter ihnen zurückblieb, geschweige, daß sie ein außer der Menschheit gestaltetes Schema sich selbst hätte erzeugen wollen und mögen, so waren und bleiben alle Götter der Griechen Menschen, nur aber das Höchste der Menschheit stellten sie dar.

Daraus ergiebt sich sowohl das Gute, das die Plastik der Menschheit geleistet, als das Schöne, das ihr wesentlich zukommt. Im reinsten Umriß, in ausdrückenden Formen alles Vortreffliche, Große, Edle, Reizende der menschlichen Gestalt hat sie dargestellt, mithin leib- und wesenhaft gezeigt, welche Kräfte den menschlichen Bau regen und bewohnen. Mein Schenkel schreitet, wie der des Apolls; Jupiters Stirn ist die meine. Zu jeder hohen Ruhe, zu jedem großen Verhältniß erhebt sich meine mitfühlende Brust. Ich spreche mit diesen reinen Gestalten, wie mit Brüdern und Schwestern: denn ich fühle, sie sind meines Geschlechtes.

Hier

Hier also bedarf es keines apodiktischen Postulats eines „allgemein-nothwendigen Wohlgefallens wegen erreichter ästhetisch-zweckloser Zweckmäßigkeit ohne Begriff und Interesse;“. das höchste Interesse an der Wahrheit dieser Gestalten liegt in mir. Ihr Begriff ist in meinen Geist geschrieben, ihr Gefühl in meine Gestalt gepräget. Mögen sie dem Griechen außerdem Zwecke gehabt haben, die mir nicht mehr gelten; möge der Gothe nach gothischem „Gemeinsinn“ die Athenische Pallas für ein Zauberbild, das Haupt des Zevs Serapis für eine Teufelslarve erklären; was kümmerts mich? In beyden fühle ich reine Gestalten der Menschheit und freue mich daß ich der Art bin. Τα γαρ και γενος εσμεν. *)

* * *

„Die Mahlerkunst als die zweite Art bildender Künste, welche den Sinnenschein künstlich mit Ideen verbunden darstellt, würde ich in die der schönen Schilderung der Natur und in die der schönen Zusammenstellung ihrer Produkte eintheilen. Die erste wäre die eigentliche Mahlerey, die zweite die — Lustgärtnerey.“ **) Also schildert Mahlerey die Natur, unterschieden von ih-

---

*) Das hier die Fortsetzung über andre erhobne Vorstellungen Anaglyphik u. s. fehle, bemerkt jeder Kunstverständige Leser. Was sollte sie hier?

**) S. 206.

ren Produkten? Diese stellt sie nicht zusammen vor? und das sonderbare Naturprodukt, der Mensch gehet sie gar nicht an? Es giebt keine Portraite, keine historische Compositionen? „Mahlerey giebt nur den Schein körperlicher Ausdehnung;" Charaktere, Leidenschaften, Handlungen, die Seele zu mahlen, davon verstehet sie nichts? auch wenn sie „den Sinnenschein künstlich mit Ideen verbunden darstellt." Den Sinnenschein künstlich mit Ideen verbunden, als ob er für sich nichts sagte, und der Mahler durch künstliche Verbindung ihm Ideen anschüfe! Freylich ein reiner kritischer Idealismus, der aber das Wesen dieser Kunst aufhebt. Keinen Sinnenschein stellt die Mahlerey dar, entgegengesetzt der Sinnenwahrheit. Diese, sofern sie das Auge mittelst des Lichts und der Farben sieht und mit plastischen Begriffen einigt, kann die Kunst mit keinen Ideen verbinden, die in ihr als Naturgestalt nicht schon wären; sie kann auch nichts darstellen, als sofern Farbe und Licht es mahlen.

Und die Lustgärtnerei? Sie soll „die körperliche Ausdehnung zwar nach der Wahrheit, aber nur den Schein einer Benutzung und Gebrauchs zu andern Zwecken als blos für das Spiel der Einbildung in Beschauung ihrer Formen geben." Giebt eine sichtliche Kunst körperliche Ausdehnung? und die Form dieser Kunst, ist sie ein Gemählde? in welches die „Benutzung und der Gebrauch" nach Grundsätzen dieser Philosophie ohnehin nicht gehöret. Dank dem bessern Gefühl der Menschen, daß wir auch im Gartenbau über dies todte Spiel der Einbildungskraft, eine Gegend bloß als Malerey zu ordnen, und mit ausgehauenen Alleen, mit Thiergeformten

Bäumen, mit Wasserpartieen aus Arabischen Felsen- und Sinesischen Luftbrücken, und Neapolitanischen Vulcanen als mit „Kunstformen" zu verwüsten, hinweg sind. Wo Reste dieser malerischen Formen sich finden, wendet der Mensch von Gefühl sich weg und grüßt, wie jener Wilde Raphaels Engel, die freye Natur als seine Schwester.

„Zu der Malerey im weiten Sinne würde ich noch die Verzierung der Zimmer durch Tapeten, Aufsätze und alles schöne Ameublement, welches blos zur Ansicht dient, zählen; imgleichen die Kunst der Kleidung nach Geschmack, Ringe und Dosen." Ohe iam satis! *)

*) Hier bricht die Materie ab, wahrscheinlich, weil dem Redenden der Faden der Geduld riß, oder die hieher gehörige Blätter sind verlohren.

IV. Von Musik.

So sprach die „Kritik der alleingeltenden ästhetischen Urtheilskraft" von Poesie und Beredsamkeit, von Plastik und Baukunst, von Malerei, Lustgärtnerei, Ameublement und Kleidung; unglücklich blieb von den schönen Künsten die Musik übrig, und wohin diese? Sie werde „ein schönes Spiel der Empfindungen, die von außen erzeugt werden, und das sich gleichwohl doch muß allgemein mittheilen lassen; welche schöne Kunst sodann nichts anders als die Proportion der verschiednen Grade der Stimmung (Spannung) des Sinns seyn kann, dem die Empfindung angehört, d. i. den Ton desselben betreffen, und in dieser weitläuftigen Bedeutung des Worts kann sie in das künstliche Spiel mit dem Tone der Empfindung des Gehörs und der des Gefühls, mithin in Musik und Farbenkunst eingetheilt werden." *) Da jede Empfindung nicht der Töne allein, Grade, mit-

*) S. 208. 209.

hin auch Grade der Stimmung unsres Organs haben muß, und jeder Grad Proportionen annimmt, weil er selbst Proportion ist; da ferner alle Empfindungen in uns ein sensorium commune, mithin einen gemeinschaftlichen Maasstab haben, mittelst dessen wir die Empfindungen der verschiedensten Organe gleichstimmig berechnen: so ist für die Tonkunst hiemit nichts gesagt. Vollends Farben- und Ton-; Ton- und Farbenkunst zusammengestellt; als ob Farben ohne Zeichnung sich als Medien der Kunst Tönen gleichstellen ließen; endlich „ein schönes Spiel der Empfindungen, die von aussen erzeugt werden, und das sich gleichwohl doch muß allgemein mittheilen lassen;" da jedermann weiß, daß die durch Töne erregte Empfindungen dieser apodiktisch-allgemeinen Mittheilung am wenigsten fähig sind — was ist darüber zu sagen? Zurück auf unsern Weg?

Musik, eine Kunst der Menschheit.

Wir nahmen wahr, daß

1. In der gesammten Natur alle elastischen Körper auf einen Stoß oder Strich (uns hörbar oder minder hörbar) ihr Inneres, d. i. ihre erregten und sich wieder herstellenden Kräfte zu erkennen geben. Dies nennen wir Schall, und feiner erregt, Klang; Klang, der jede ähnliche Organisation in gleiche Schwingung versetzt, und bey ein-

pfindenden Wesen eine analoge Empfindung wirket. Wir fanden

2. Daß auch hier der Mensch ein allgemeiner Theilnehmer, ein Akroatiker des Universum sey, daß er jedem erregten Wesen, dessen Stimme zu ihm gelangt, sein Mitgefühl leihen müsse. Beobachtungen gemäß reicht sein von außen verborgenstes Gehörorgan am tiefsten ins Innere des Haupts, dem empfindenden Gemeinsinn zunächst sich nahend, und so verbreitet, daß, wie Erfahrungen zeigen, wir fast mit unserm ganzen Körper hören. Wir erinnerten uns

3. Daß jeder Ton seine Art der Regung, seine bedeutende Macht habe. Nicht nur jedem klangbaren Körper, jedem als Instrument gebrauchten Naturwesen steht seine Art der Tönung, sondern auch jeder Schwingung ihre Modulation und mit dieser ihre eigne Weise zu, auf unsre Empfindung zu wirken. Wir fanden

4. Daß es für unser Ohr eine Leiter von Tönen gebe, deren Sprossen durch einander bestimmt, von einander unauflösbar, deren Schwunglinie aber, und mit ihr unser Gang auf dieser Leiter vieler Veränderungen fähig, mithin in den Händen der Kunst ein Werkzeug zu Erregung vielartiger Empfindungen sey; daß diese Gänge und Modulationen als Empfindungen desselben Geschöpfs in ihren Arten wiederkommen müssen, eben aber durch ihr Wiederkommen, in derselben oder auf verschiedne Weise, unsrer innern Elasticität Schwung und Wiederherstellung, Druck und Hebung, kurz die Wirksamkeit geben, die so vielartig, schnell

und mächtig sonst nichts ihr geben kann. Das empfindende Geschöpf fühlt sich bewegt, d. i. aus seiner Ruhe gebracht und dadurch veranlaßt, durch eigne innere Kraft sich dieselbe wiederzugeben. Es fühlt sich nach Verhältnissen, mithin angenehm bewegt, geschwungen, und kann nicht anders als in solchem Verhältniß zur Ruhe wieder zurückkehren. Dies ist Musik, nichts anders.

5. Alles also, was in der Natur tönt, ist Musik; es hat ihre Elemente in sich; und verlangt nur eine Hand, die sie hervorlocke, ein Ohr, das sie höre, ein Mitgefühl, das sie vernehme. Kein Künstler erfand einen Ton, oder gab ihm eine Macht, die er in der Natur und in seinem Instrument nicht habe; er fand ihn aber und zwang ihn mit süßer Macht hervor. Der Compositeur fand Gänge der Töne, und zwingt sie uns mit sanfter Gewalt auf.*) Nicht „von außen werden die Empfindungen der Musik erzeugt," sondern in uns, in uns; von außen kommt uns nur der allbewegende süße Klang, der, harmonisch und melodisch erregt,

*) Πραγμα δ'εςι μȣσικη
Και βαθυ τι και καμπυλον. Εξευρισκε τι
Αει τι καινον τοις επινοειν δυναμενοις.

Ein tiefes, ein an Biegung reiches Werk
Ist die Musik; sie findet stets ein Neues
Dem aus, der sie versteht.

was seiner fähig ist, auch harmonisch und melodisch reget.

6. Gleichergestalt wissen wir, daß die Stimme jedes Gleichartigen sich dem Gleichartigen vorzüglich mittheilt; eine Folge des genetischen Begriffes der Musik überhaupt. Im gleichartigen Instrument klingen die angeklungenen Töne am stärksten und reinsten wieder. So auch in lebendigen Wesen. Die Stimme des Geschlechts theilt sich dem Geschlecht, vornehmlich wenn es in Gesellschaft, in Heerden lebt, sympathetisch mit, wie die Naturgeschichte es in zahllosen Beispielen erweiset. Ein Laut des Geängsteten ruft alle zusammen, läßt ihnen, so lang' er tönt, keine Ruhe; angstvoll jammern sie und eilen zur Hülfe. Die Töne der Freude, des Verlangens rufen den, den sie angehn, eben so gewaltsam. Die ursprüngliche Macht der Töne beruht also nicht auf der „Proportion der verschiednen Grade der Stimmung des Gehörs" allein, als ob dem Ohr die Empfindung angehörte, und es sich selbst, isolirt von der Schöpfung, Töne schüfe; dies ist nur Zustand des Traums oder der Krankheit, der ein Wachen und eine Gesundheit voraussetzt. Die Macht des Tons, der Ruf der Leidenschaften gehört dem ganzen Geschlecht, seinem Körper- und Geistesbau sympathetisch. Es ist die Stimme der Natur, Energie des Innigbewegten, seinem ganzen Geschlecht sich zum Mitgefühl verkündend; es ist harmonische Bewegung.

7. Daher der Tanz: denn da die Töne der Musik Zeitmäßige Schwingungen sind, so regen sie, wie die Empfindung sie maaß, hob, senkte, den

Körper; der Rhythmus ihres Ausdrucks drückt sich aus durch seinen Rhythmus. Daher auch die mit der Musik verbundene Gebehrdung. Stark bewegt kann der Naturmensch sich ihrer kaum enthalten; er drückt aus, was er höret, durch Züge des Gesichts, durch Schwingungen der Hand, durch Stellung und Beugung. Die Tänze der Natur- und überhaupt der warmen heftigbewegten Völker sind alle pantomimisch. Auch bey den Griechen wars nicht anders; sie sprechen von der Musik als der Führerin des Tanzes, eines Tanzes jeder Seelenbewegung. *)

8. Da also durch ein Band der Natur Musik, Tanz und Gebehrdung als Typen und Ektypen einer gemeinschaftlichen Energie innig verbunden sind, konnte ihnen der natürlichste Ektypus, die Mitstimme der Empfindenden fehlen? Wir stimmen ein, wo Stimmen erklingen; die Gewalt der Chöre, insonderheit im Augenblick des Einfallens und Wiedereinfallens ist unbeschreibbar. Unbeschreibbar die Anmuth der Stimmen, die einander begleiten; sie sind Eins und nicht Eins; sie verlassen, suchen, verfolgen, widersprechen, bekämpfen, verstärken, vernichten einander, und erwecken und beleben und trösten und schmeicheln und umarmen einander wieder, bis sie zuletzt in Einem Ton ersterben. Es giebt kein süßer Bild des Suchens und Findens

*) Σαλπιγξ, μελπη, μελπηθρον u. f. Die gemeinsten Worte über die Musik drücken Klang und Tanz zugleich aus.

des freundschaftlichen Zwistes und der Versöhnung, des Verlierens und der Sehnsucht, der zweifelnden und ganzen Wiedererkennung, endlich der völligen süßen Vereinigung und Verschmelzung als diese zwei- und mehrstimmige Tongänge, Tonkämpfe, Wortlos oder von Worten begleitet. Im letzten Fall sind die Worte nicht etwa träge Ausleger dessen, was jenes anmuthige Labyrinth bedeute, sondern in ihm wirkende Mitkämpfer.

9. Es war Natur der Sache, daß die Musik sich zuerst und lange an Tänze und Lieder hielt, nicht etwa blos, wie man meynt, des bessern Verständnisses wegen, so daß der Tanz und das Lied dem Gefühllosen doch etwa sage, was Töne und Tongänge bedeuten. Ihnen Gefühllos verstände er dies Band doch nicht. Der für die Musik Gefühllose kann es sich nicht erklären, warum man bey solchen Worten so geige oder überhaupt bey Tönen tanze. „Tolles Hüpfen und Springen! und wie ermüden sie sich ohne Zweck, Zweckmäßig, d. i. kritisch-ästhetisch! Und warum singt Sie? Sage sie, was sie will; es ist unnatürlich, daß man im Affekt singe; man redet." Ueber die Oper hat man oft so gesprochen, und nannte es kritisiren; über die Wortlose Musik nicht anders. „Que me veux „tu, Sonate? Das Adagio klingt schön und zärtlich; warum legt man ihm aber keine Worte unter? Und wie jagen die Töne jetzt wild und toll „hinter-, durch-, über-, unter-, neben einander! „Das unsinnige Ding heißt Prästo?" Dem Prästo wären nun freylich keine Worte unterzulegen: denn welche Nachtigall könnte sie, jeder Stimme gegenwärtig, pfeifen oder schleifen?

10. Aus einem viel innigern Grunde als einer solchen Verständigung wegen hielt die Musik sich lange an Tanz und Lied; weil diese nämlich der Ektypus ihres Typus, der gleichnatürliche Ausdruck ihrer Energie ist, der Zeitmäßigen Schwingung, des Rhythmus. Wie man nicht ohne Musik tanzt, so hört das junge Volk jene nicht ohne Lust zu tanzen; sie hüpft ihnen in Gliedern und in Gebehrden. Bey einem Zeitungsartikel denkt niemand an Musik; lese man aber eine Stelle, die ganz und innig Sprache der Empfindung ist; man will, man muß sie laut lesen mit Ton und Gebehrde. Ton und Gebehrde rufen zu ihr die Musik, wie gegenseitig zu süßen melodischen Gängen man Worte sich nicht nur wünscht, sondern in der Empfindung sie auch ohne Sprache sich selbst dichtet. Dies Naturband zwischen Ton, Gebehrde, Tanz und Wort erkannten oder empfanden alle Völker, und überließen sich dem ganzen Ausdruck ihrer Empfindung. Was die Natur gebunden hatte, ja was im Ausdruck der verschiednen Sinne Eins war, wollten sie gewaltsam nicht scheiden. Daher blieb die griechische Musik so lange und gern dem Tanz, der Gebehrdung, den Chören, der dramatischen Vorstellung, und diese ihr treu; als Eines Stammes Geschwister liebten sie sich und vervollkommneten einander, wie Aus- und Abdruck. Nach der entschiednen Vortrefflichkeit, in welcher wir die dramatische und lyrische Poesie, überhaupt auch die durch Gesang und Declamation gebildete Sprache der Griechen kennen, können wir von ihrer Musik, sofern sie Tanz, Gesang, Gebehrden und Worte re-

giert und leitet, wie auch von diesen ihr entsprechenden Künsten nicht groß und zart gnug denken.

11. An der hohen Wirkung also, die diese so natürlich einander gehörende Künste in einer Geistvollen Verknüpfung machen, ist nicht zu zweifeln, da beglaubte Zeugnisse, sowohl aus der Vorwelt, als noch jetzt aus Beyspielen musikalisch-poetischer Tanz- und Freudevölker es bezeugen und die Natur der Sache selbst es fodert. Wem blieben nicht die Töne, wem die leidenschaftlichen Gebehrden einer Stimme, die Ton, Gebehrde und Wort herzvoll verband, Tagelang unaustilgbar in der Seele? Ein so inniges Band ist zwischen Gebehrde und Ton, zwischen Stimme und Empfindung, daß wir, im Augenblick des Vernehmens, der Sängerin alles das als das eigenste Eigenthum ihres Herzens zutrauen, zuglauben, was sie uns so zauberisch-natürlich mittheilt. Es sind ja, sagen wir, jetzt ihre Worte, ihre Töne; der Künstler gab nur Anlaß, daß die Beleberin ihr Innres zeige. Was Müsik und Tanz vermöge, mögen Noverre's Briefe darüber*) sagen; und wer kennt nicht, auch ohne Action, nur von Tönen begleitet, die Gewalt der Dichtkunst? Außer den Italiänern alter und neuer Zeit, wem ward nicht von Händels, Glucks, Mozarts Zaubertönen die ganze Seele beweget?

12. Drey Regionen insonderheit sind, in denen Wort und Ton, Ton und Gebehrde, mit ein-

*) Noverre Briefe über die Tanzkunst, übersetzt Hamb. und Bremen 1769.

ander innig verbunden, aufs stärkste wirken, das Reich der Andacht, der Liebe und der wirkenden Macht. Der Andacht stehen alle Gefühle zu Gebot, von der sinkenden Ohnmacht zur umfassendsten Kraft und Allmacht, von banger Traurigkeit zu lautem Jubel. Das Einfachste in Worten, Tönen und Gebehrden bezeichnet und wirkt hier das Größeste, das Meiste. Das Reich der Liebe hat auch sein Maximum im Verlangen und Erlangen, in Kampf und Sieg, in Trauer und Freude. Das Zarte ist sein Charakter. Macht endlich verändert die Natur; sie schafft und schaffet um durch Muth, durch Entschluß und Handlung. Wink und Werden ist ihre Losung. In allen drey Reichen besitzen wir die vortrefflichsten Meisterwerke, gegen welche es undankbare Versündigung und ein Zeichen des fühllosen Ungeschmacks wäre, Eine Gattung der andern aufzuopfern. Jeder bleibe ihr Ort, ihre Zeit. Auch die sogenannte malerische Musik ist an Stelle und Ort nicht verwerflich, wenn sie, die Naturkräfte bändigend oder erregend, wie eine Stimme der Unsichtbaren, das mächtige Wort unterstützt, den wagenden Entschluß belebet. *) Auch der spielenden, der scherzhaften Musik bleibe ihr Werth: denn ist unser Geistreichstes, munterstes Daseyn nicht Scherz und Freude?

---

*) S. Engel an Reichard von der musikalischen Malerei. Berlin 1780. Deßgleichen in den metaphysischen Ketzereyen den lesenswürdigen Aufsatz über Tonkunst, Melodie und musikalischen Ausdruck. Band 2. S. 385.

13. Mißverstanden wäre indeß dieß Alles, wenn man folgern wollte, daß der Ton nie sich vom Wort oder von der Gebehrde trennen dürfe, so daß diese ihn bey jedem kleinsten Schritt begleiten und dollmetschen müßten. Lästige Begleiter sodann; und was wollen sie in jeder Note des Ueberganges, durch Wort oder Gebehrde interpretiren? Gedanken zu bezeichnen ist uns die Rede gegeben; Empfindungen stammelt sie nur, und drückt in ihnen mehr aus durch das was sie nicht, als was sie saget. Eine schwätzende Empfindung wird unerträglich, indem dies Geschwätz sie eben ersetzen will und damit als unwahr zeiget. Töne dürfen sich verfolgen und überjagen, einander widersprechen und wiederholen; das Fliehen und Wiederkommen dieser zauberischen Luftgeister ist eben das Wesen der Kunst, die durch Schwingung wirket. Worte dagegen, die über einander stürzen und stolpern, die jedem Bogenstrich nachhaschen, jedem Lufthauch nachsausen, sind, zumal bey langsam sprechenden Völkern ein der Sprache und Musik unziemendes Geplauder. Auch die Musik muß Freiheit haben, allein zu sprechen, wie ja die Zunge für sich spricht, und Gesang und Rede nicht völlig dieselben Werkzeuge gebrauchen. Ohne Worte, blos durch und an sich, hat sich die Musik zur Kunst ihrer Art gebildet. Pan, der auf seinem Schilfrohr die Echo rief und keine Worte, keine Gebehrden dazu brauchte, Er war Pan, Aufrufer und Verkündiger der Musik des Universum. Apollo, der die Leyer erfand, als ihm der Schwan allein horchte, ward durch sich und diese Leyer Stifter aller Musenchöre. Orpheus durch die Sprache seines Saitenspiels

bewegte den Orkus; Worten eines Sterblichen hätten die Eumeniden nicht gehorchet.

Habt ihr also, ihr, die ihr die Musik der Töne als solche verachtet, und ihr nichts abgewinnen könnt, ohne Worte nichts mit ihr; so bleibet ihr fern. Sehet sie als ein Spiel an, worinn sich „zweckmäßig-zwecklos" lebendige Instrumente üben. Ihr aber, Tonkünstler, schreibt eurem Musiksaal nach Art des Plato die Worte vor: „Kein Musenloser gehe hinein!".

14. Wie schwer es der Musik worden sey, sich von ihren Schwestern, Worten und Gebehrden zu trennen, und für sich selbst als Kunst auszubilden, erweiset der langsame Gang ihrer Geschichte. Ein eignes zwingendes Mittel ward erfordert, sie selbstständig zu machen und [illegible] fremder Beyhülfe zu sondern.

Bey den Griechen nämlich hatte Tonkunst die Poesie, ihr dienend, meistens also nur recitativisch, geleitet; an Arten des Vortrages gewann sie dadurch viel, aber nur als Dienerin unter der Herrschaft des Dichters. Im Tanz, wo sie die Gebieterin schien, gebot ihr das Fest, der Kreis, die Gestalt und Gebehrdekunst der Menschen. Was half ihr empor, daß sie sich, eigner Kraft vertrauend, auf eignen Flügeln emporhob? Was war das Etwas, das sie von allem Fremden, vom Anblick, Tanz, Gebehrden, selbst von der begleitenden Stimme sonderte? Die A n d a c h t. Andacht ists, die den Menschen und eine Menschenversammlung über Worte und Gebehrden erhebt, da dann seinen Gefühlen nichts bleibt

als — Töne. Was hat sie nicht aber an diesen Tönen, d. i. an den ihnen anhangenden Empfindungen? Was mangelt ihr in diesem hohen freien Reich?

15. Die Andacht will nicht sehen, wer singt; vom Himmel kommen ihr die Töne; sie singt im Herzen; das Herz selbst singet und spielet. Wie also der Ton von der getroffenen Saite oder aus seinem engen Rohr losgemacht, frey in den Lüften hallet, sicher, daß er jedes mitfühlende Wesen ergreift und allenthalben wiederhallend, im Kampfe des Wiederhalls sich neu gebiert, neu mittheilet: so schwebt, von Tönen emporgetragen, die Andacht rein und frei über der Erde, genießend in Einem das All, in Einem Ton harmonisch alle Töne. Und da sie in jeder kleinen Dissonanz sich selbst fühlet, fühlend im engen Umfang unsrer wenigen Tongänge und Tonarten alle Schwingungen, Bewegungen, Modos, Accentuationen des Weltgeistes, des Weltalls; wäre es noch Frage, ob die Musik jede Kunst die am Sichtbaren haftet, an innerer Wirksamkeit übertreffen werde? Sie muß sie übertreffen, wie Geist den Körper: denn sie ist Geist, verwandt mit der großen Natur innersten Kraft, der Bewegung. Was anschaulich dem Menschen nicht werden kann, wird ihm in ihrer Weise, in ihrer Weise allein, mittheilbar, die Welt des Unsichtbaren. Sie spricht mit ihm, regend, wirkend; er selbst; (er weiß nicht wie?) ohne Mühe und so mächtig, ihr mitwirkend.

16. Vorübergehend also ist jeder Augenblick dieser Kunst und muß es seyn: denn eben das kürzer und länger, stärker und schwächer,

höher

höher und tiefer, mehr und minder ist seine Bedeutung, sein Eindruck. Im Kommen und Fliehen, im Werden und Gewesenseyn liegt die Siegskraft des Tons und der Empfindung. Wie jener und diese sich mit mehreren verschmelzen, sich heben, sinken, untergehn und am gespannten Seil der Harmonie nach ewigen, unauflösbaren Gesetzen wieder emporkommen und neu wirken, so mein Gemüth, mein Muth, meine Liebe und Hoffnung. Dagegen jede Kunst des Anschauens, die an beschränkten Gegenständen und Gebehrden, gar an Localfarben haftet, obwohl sie auf Einmal alles zeigt, dennoch nur langsam begreiffen wird, und weil nichts Sichtbares Vollkommenheit gewähren kann, zuletzt mit Ersättigung lohnt, gleichsam sich selbst überdaurend. Auf leichten Tönen kommt und flohet ihr davon, ihr wandelnden Luftgeister, bewegtet mein Herz und ließet nach in mir, durch euch, zu euch eine unendliche Sehnsucht.

17. Uebrigens ist der Streit über den Werth der Künste unter einander, oder in Rücksicht auf die Natur des Menschen allezeit leer und nichtig. Raum kann nicht Zeit, Zeit nicht Raum, das Sichtbare nicht hörbar, dies nicht sichtbar gemacht werden; keines maaße sich ein fremdes Gebiet an, herrsche in dem seinigen aber desto mächtiger, gewisser, edler. Eben dadurch, daß die Künste in Ansehung ihres Mediums einander ausschließen, gewinnen sie ihr Reich; vereinigt nirgend als in der Natur des Menschen, im Mittelpunkt unsrer Empfindung. Wie diese sie genießen und ordnen soll, hängt von unsrem Geschmack, oder vielmehr von der ordnenden Ver-

kunst ab. Will diese, weil zwischen Tönen und Farben eine Analogie gedacht werden kann, Töne als Farben, Farben als Töne behandeln, in der Musik Bilder sehen und die Gemählde der Dichtkunst wie sie der Dichter schuf, in Pastell mahlen: so thue sie's. Die Künste selbst sind an diesem Nichtgeschmack einer Astervernunft unschuldig.

* * *

Die „allgemein gültig-nothwendigen Urtheile der kritischen Urtheilskraft von der Verbindung der schönen Künste in einem und demselben Produkt, deßgleichen die Vergleichung des ästhetischen Werths der schönen Künste unter einander"*) werden uns also nicht lange beschäftigen. Ist die Musik ein Tonspiel, wie die Malerei eine Farbenkunst ist, wo bei der ersten noch die Frage bleibt, ob sie als eine schöne oder nur als eine angenehme Kunst (wie die Kochkunst etwa, wie das Glücks- und Lachspiel) zu betrachten sey:"**) so darf die kritische Behauptung nicht befremden, daß sie „ohne Begriffe durch lauter Empfindungen, die von außen erzeugt werden, spreche, blos vorübergehend und mehr Genuß als Cultur sey, (das Gedankenspiel, was nebenbei dadurch erregt wird, sey blos die Wirkung einer gleichsam mechanischen Association) daß sie also durch Vernunft be-

*) S. 211 — 219.

**) S. 222 — 227.

urtheilt, weniger Werth als jede andre der schönen Künste habe. Daher verlange sie, wie jeder Genuß, öftern Wechsel, und halte die mehrmalige Wiederholung nicht aus, ohne Ueberdruß zu erzeugen." Zuwider aller Erfahrung. Gerade die Musik leitet und fodert unter allen Künsten am meisten Wiederholung; bey keiner wird das ancóra so oft gehört. Eine bloße Zersetzung der Töne, d. i. Harmonie ermüdet und muß ermüden, weil sie immer Dasselbe, dazu ein sehr Bekanntes saget; eigentliche Musik aber, d. i. Melodie, die Schwunglinie des ganzen Ganges der Töne, wird eben durch ihr Wiederkommen erfreuender; bis zum Entzücken kann ihre Wirkung steigen. Stellen, die uns innig rühren, können wir nicht genug hören. Ach, und sie verhallen! unersättlich wünschen wir also ihre Rückkehr, bis sie (so meynen wir) mit uns gehn und unsre Seele bleiben. Bilder verlassen uns und verdämmern; Töne gehen mit uns als unsre innigsten Freunde, die von Kindheit auf uns aufmunterten und erhoben, erfreueten und stärkten. „Wenn man den Werth der schönen Künste nach der Cultur schätzt, die sie dem Gemüth verschaffen, und die Erweiterung der Vermögen, welche in der Urtheilskraft zum Erkenntniß zusammen kommen müssen, zum Maaßstabe nimmt, so hat Musik unter den schönen Künsten den untersten Platz, weil sie blos mit Empfindungen spielt." Elende Musik, die dieses thut; tonloses Gemüth, das in jeder Musik nur ein Spiel mit Empfindungen höret.

— Do but note a wild and wanton herd
Or race of youthful and unhandled colts

Fetching mad bounds, bellowing and neighing loud
If they perchance but hear a trumpet
Or any air of musik touch their ears,
You shall perceive them make a mutual stand,
Their savage eyes turn'd to a modest gaze
By the sweet pow'r of musik. Therefore the Poet
Did feign that Orpheus drew trees, stones and floods;
Since nought so stokis'h, hard and full of rage
But musik for the time doth changge his nature. *)

Sollte man ohne alle Fabel die Wirkungen sammeln, die Töne und Lieder aufs menschliche Gemüth einzeln und in Familien, Haufen, Versammlungen, Nationen gemacht haben, eine Reihe von Wundergeschichten würde die Musik vom untersten Platz, auf welchen sie gestellt ward, auch in Beziehung auf die Cultur der Menschheit hoch empor heben. „Die Ideen der Musik sind von transitorischem Eindruck; sie erlöschen entweder gänzlich, oder wenn sie' unwillkührlich von der Einbildungskraft wiederholt werden, sind sie uns

*) Shakesp. Merchand of Venice. Act. V. sc. I.

eher lästig als angenehm." *) Elende Musik, die unwillkührlich wiederkommend zur Last wird! und ein Gemüth, dem wiederkommende Töne, die ihm einst anmuthig waren, zur Last werden, in welchem Zustande befände sich dieses? In Träumen selbst klingt uns nichts himmlischer als Musik; sie übertrifft an Reiz alle geträumte schöne Gestalten. Den Sterbenden endlich, wie Beispiele erweisen, hebt Ein im Innern gehörter Ton von der Erde.

---

*) S. 219.

Leibnitz,

über Macht und Anwendung der Musik.

„Bekannt ists, daß Märtyrer die grausamsten Qualen nur dadurch überstanden, daß eine starke Vorstellung zukünftiger Freuden ihren gegenwärtigen Schmerz besiegte. Der Weise also, wenn er sich Einmal und auf Immer die Schönheit des zukünftigen Lebens, d. i. Gottes und der Harmonie der Dinge stark eingeprägt hat, und daraus fortwährende Freude schöpfet, wird, darauf immer zurückkommen, dies Ende stets vor Augen haben, so daß ihn nichts von dieser Liebe zu scheiden vermag.

Von Jugend auf sollte den Menschen, Weisen sowohl als dem Volk, durch alle Mittel der Künste dieser Eindruck eingepflanzt werden. Und da ein starker Eindruck entweder durch Gemählde oder durch Töne erweckt wird (die Eindrücke der übrigen Sinne sind gröber und nicht so bedeutend): so ist der Eindruck durch Gemählde zwar entwickelter, weil das Gemählde vor uns bleibet, der Eindruck durch Töne aber ist stärker: denn er enthält Bewe-

gung; überdem bringen auch Worte, die die Töne begleiten, das Andenken jener Gemählde von selbst hervor. Gesänge also, die sowohl Bilder erwecken; als durch Töne bewegen, haben eine unglaubliche Gewalt; durch Töne kann ein Mensch in alle Affekten, in jeden Zustand versetzt werden.

Die Reformatoren haben sich dieses Mittels sehr bedient: Deutschland und Frankreich sind durch Gesänge reformirt worden. Ja noch jetzt ist kein Handwerker, keine Näherin, die nicht durch Gesänge sich die Stunden kürzen, und den Ueberdruß der Arbeit mit inniggefühltem Vergnügen hinwegsingen sollte.

Ich glaube daher, daß Dichter sich um den Staat nicht besser verdient machen können, als wenn sie edle Freuden des Gemüths durch Gesänge dem Volk einsingen und einprägen. Denn auch schlechte Gesinnungen und Affekten, auch Laster prägen sich durch Drama's und Lieder ein; und da es einmal Vorurtheil des Volks ist, „Liebeslieder seyn die schönsten Lieder;" so, wenn jede edlere Liebe, wenn alle Freuden der Unschuld und Tugend wie Harmonieen einer andern Welt in Gesänge gebracht und mit aller Anmuth der Musik Menschen von Kindheit auf eingesungen würden, so stünde es vielleicht besser um die menschliche Gesellschaft.

Sind Gesänge vermögend, das Gemüth in die höchste Freude zu setzen, können Krieger durch Trometen- und Kriegslieder den Tod zu verachten, belebt und angefeuert werden, kann überhaupt die Musik alle Affekten erregen; so kann auch jeder

sodann durch eine lebhafte Erinnerung und Wiederholung dieser Gesänge sich selbst Affekten erregen, sich selbst die Freude dieser Affekten gewähten. Die Sybariten setzten Preise für den aus, der ein neues Vergnügen erfände; ein Christenstaat, glaube ich, wäre dem am meisten verbunden, der, daß Tugend und Pietät den Menschen das Angenehmste, das Entzückendste würde, durch jedes Mittel bewirkte. *)

---

*) Leibnit. opp. T. VI. p. 306.

V. Von Kunstrichterey, Geschmack und Güte.

Kein Name sollte vorsichtig-scheuer machen, als der Name Kunstrichter: denn ein wie hohes Geschäft ists, über Kunst richten! „Verstehe ich auch, spricht der Bescheidene zu sich, was Kunst und diese Kunst sey? Habe ich das System ihrer Regeln gefaßt und erprobet?" Denn wie keine Kunst ohne Uebung möglich ist, so auch ohne Kenntniß dieser Uebung kein verständiges, reines, richtiges Urtheil. Und dieses Kunstwerk zu kennen, zu beurtheilen, bin ich Geschäftlos, unpartheiisch, munter gnug? Unterrichtet gnug zu sehen, wie eben dies Werk im Reich und in der Geschichte der Künste steht? Kenne ich dies Reich? übersehe ich diese Geschichte?" So der Bescheidene. Denn wen verdammt, wen lobet sein Urtheil? Nicht das Werk, sondern sich selbst; jenes bestehet für sich, wie es ist, gut oder böse; in der Kritik ist von seinem Urtheil die Rede. Dies rechtfertigt die Zeit, oder begräbt es mit Verachtung. Die Namen der Urheber schlechter Urtheile kommen ans Licht oder sie bleiben was sie seyn wollten, Ohnnamen, Anonymen.

Schädlicher noch wird die Kunstrichterey, wenn sie nach falschen Grundsätzen blind richtet, und mit einer Kühnheit, die ein Machtwort, „kritische Philosophie," in die Faust giebt, apodiktisch gewiß, allgemeingeltend und nothwendig postulirt, wo nichts weniger als postulirt werden sollte. Da seit Jahren eben die „Kritik der Urtheilskraft ein Codex solcher Kunstrichterey in Deutschland, sogar der Sprache und Schreibart nach, worden ist, vor welcher, sobald in dreisten Worten dieser Philosophie die Formel tönt, alles sich bückt und schweiget: so lasset uns hören, wie die kritische Philosophie in ersten Grundbegriffen der schönen Künste kritisire.

---

1. Kritische Difinition der schönen Künste.

„Von der Verbindung der schönen Künste in einem und demselben Produkte" spricht der Meister: „die Beredsamkeit kann mit einer mahlerischen Darstellung ihrer Subjekte sowohl als Gegenstände, verbunden werden in einem Schauspiele. Gesang zugleich mit mahlerischer (theatralischer) Darstellung verbunden in einer Opera: auch kann die Darstellung des Erhabenen, sofern sie zur schönen Kunst gehört, in einem gereimten Trauerspiele, einem Lehrgedichte, einem Oratorium sich mit der Schönheit vereinigen, und in diesen Verbindungen ist die schöne Kunst noch künstlicher, ob aber auch schöner, kann bezweifelt werden." Wer erröthet

nicht, indem er dies lieset? Das Trauerspiel, in dem sich das Erhabne mit dem Schönen verbindet, muß „gereimt" seyn? Wahrscheinlich in Alexandrinern; sonst wäre es nicht erhaben? Und wenn das Erhabne sich mit „der Schönheit vereinigt, wird die schöne Kunst zwar künstlicher, aber durch die Dazukunft der Schönheit vielleicht nicht schöner!" Und Trauerspiel, Lehrgedicht, Oratorium, Beredsamkeit, Opera, mahlerisch, theatralisch so bei einander? Stand zu *Christian Weisens* Zeiten die Kritik in Deutschland tiefer?

„Doch in aller schönen Kunst besteht das Wesentliche in der *Form*, welche für die *Beobachtung* und *Beurtheilung zweckmäßig ist*, wo die *Lust* zugleich *Cultur ist*, und den Geist zu *Ideen* stimmt, mithin ihn mehrerer solcher *Lust* und *Unterhaltung* empfänglich macht; nicht in der Materie der Empfindung (dem Reize oder der Rührung) wo es blos auf Genuß *angelegt ist* u. s." Dies große Kriterium der kritischen Kritik, das uns bereits *formelle* Dichter und Künstler ohne Materie, griechische Formen ohne Form gegeben, ist selbst die leereste Wortform, die es je gab. Form ohne Inhalt ist ein leerer Topf, eine Scherbe. Allem Organischen schafft der Geist Form, die Er belebet; ohn' ihn ist sie ein todtes Bild, ein Leichnam. Und diese Formen töpfert die kritische Kritik blos zur „Beobachtung und Beurtheilung," Luftblasen zum optischen Spiel. Bannflüche des Empirismus fallen auf Jeden, der an Inhalt der Form, ob er zu ihr gehöre? oder ob einiger da sey? an Geist, der die Form belebe, nur denket. Schaffte

die Transcendentalphilosophie durch Beurtheilung nicht sogar „Natur," und erklärte, nur dieser, „der kritische, durch Beurtheilung Natur-erschaffende Weg sey uns allein noch übrig?" Häßlich ist ihr das Wort Genuß; „Genuß, der nichts in der Idee zurückläßt, den Geist stumpf, den Gegenstand anekelnd, und das Gemüth, durch das Bewußtseyn seiner im Urtheile der Vernunft zweckwidrigen Stimmung mit sich selbst unzufrieden und launisch macht;" dagegen gilt das „Ideenspiel, die Lust, die zugleich Cultur ist, d. i. die uns zu mehrerer solcher Lust und Unterhaltung empfänglich macht." O Baubo, Baubo!

---

2. Eunomie der kritischen Geschmacksurtheile.

Auch jene dialektische Antinomieen der reinen Vernunft kommen hier wieder; eine „Dialektik zwar nicht des Geschmacks (denn der schmeckt ohne Begriffe allgemein-nothwendig;): aber der Kritik des Geschmacks in Ansehung ihrer Principien, da nämlich über den Grund der Möglichkeit der Geschmacksurtheile überhaupt einander widerstreitende Begriffe auftreten;" im Felde des Schönen wie eckelt dies Schauspiel! „Jeder hat seinen eignen Geschmack; und doch ist nur Ein Geschmack; ohne Begriffe nothwendig, ohne Vorstellung des Zwecks zweckmäßig. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten; und doch läßt sich

über ihn streiten, d. i. disputiren; das Disputiren ist nothwendig. Beyde Sätze sind wahr." Aus hundert und aber hundert Waidsprüchen lassen sich dergleichen Antinomieen hinstellen, die eben durch ihren Gegensatz zeigen, daß das Gesetz zwischen oder über ihnen liege, die also schon im gemeinen Leben bey hundert Sprüchwörtern jede Vetula beseitigt.

Und wie legt die Kritik ihre im Streit befangene Sprüchwörter, Antinomieen genannt, zurecht? Folgendermaaßen: „Nun fällt aber aller Widerspruch weg, wenn ich sage: das Geschmacksurtheil gründet sich auf einem Begriffe (eines Grundes überhaupt von der subjektiven Zweckmäßigkeit der Natur für die Urtheilskraft), aus dem aber nichts in Ansehung des Objekts erkannt und bewiesen werden kann, weil er an sich unbestimmbar und zum Erkenntniß untauglich ist; es bekommt aber durch eben denselben (Begriff) doch zugleich Gültigkeit für jedermann, (bey jedem zwar als einzelnes die Anschauung unmittelbar begleitendes Urtheil) weil der Bestimmungsgrund desselben (Begriffs) vielleicht im Begriffe von demjenigen liegt, was als das übersinnliche Substrat der Menschheit angesehen werden kann." *). Erhabne Entscheidung! Ein übersinnliches Substrat der Menschheit! das angesehen werden kann, und von dem ich doch keinen Begriff habe! und in dem doch der Bestimmungsgrund meines durchaus unbestimmbaren Begriffs vielleicht liegt! und mittelst welches

---

*) Kritik. S. 233.

unbestimmbaren Begriffs ich dennoch mit allgemeiner Gültigkeit urtheile! –

„Es kommt bei der Auflösung einer Antinomie nur auf die Möglichkeit an, daß zwei einander dem Schein nach widerstreitende Sätze einander in der That nicht widersprechen, sondern neben einander bestehen können, wenn gleich die Erklärung der Möglichkeit ihres Begriffs unser Erkenntnißvermögen übersteigt." *) Uebersteigt sie dies, wie ists möglich, die Möglichkeit zu zeigen, daß beide Sätze sich in der That nicht widersprechen, sondern neben einander bestehen können? „Man siehet also, daß die Hebung der Antinomie der ästhetischen Urtheilskraft einen ähnlichen Gang nehme, als den die Kritik in Ansehung der reinen theoretischen Vernunft befolgte, und daß eben so hier und auch in der Kritik der praktischen Vernunft die Antinomieen wider Willen nöthigen, über das Sinnliche hinauszusehen, und im Uebersinnlichen den Vereinigungspunkt aller unsrer Vermögen a priori zu suchen, weil kein andrer Ausweg übrig bleibt, die Vernunft mit sich selbst einstimmig zu machen." Eine Vernunft, die mit sich selbst einstimmig gemacht werden muß, da sie die Regel der Einstimmung in sich enthalten soll; die einstimmig gemacht werden muß durch einen Vereinigungspunkt im Uebersinnlichen, von dem wir keinen Begriff haben; und dies bei sinnlichen Urtheilen, bei welchen wir wider Willen über das Sinnliche hinaus sehen müssen, ob wir darüber gleich nicht hinaussehen können; o des Nomos, der die Antinomieen des Ge-

*) S. 234.

schmacks hypernomisch vereinigt! Er liegt jenseit der Sinnlichkeit, jenseit des Verstandes und der Vernunft im unbekannten Vereinigungspunkt aller unsrer Vermögen a priori, auf den wir uns aber bei jedem Geschmacksurtheil stemmen müssen, damit es (abgeschmackt wie es sey) ewige Gemeingültigkeit, subjektive Nothwendigkeit erhalte.

„Es ist jedem vergönnt, sagt Lessing, seinen eignen Geschmack zu haben; und es ist rühmlich, sich von seinem eignen Geschmack Rechenschaft zu geben suchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es seine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geschmack machen müßte, heißt aus den Grenzen des forschenden Liebhabers herausgehen und sich zu einem eigensinnigen Gesetzgeber aufwerfen. Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmack, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfodert." *) Wenige Zeilen, die die ganze Objekt-, Grund- und Begrifflose, sogenannt transcendentale Kritik der ästhetischen Urtheilskraft in ihrem stolzen Ungrunde zeigen, im dunkeln Abgrunde des Geschmacks-Mysticismus.

„Weil ein Geschmacksurtheil kein Erkenntnißurtheil und Schönheit keine Beschaffenheit des Objekts, für sich betrachtet, ist, so kann der Rationalism des Prinzips des Geschmacks niemals darin gesetzt werden, daß die Zweckmäßigkeit in diesem Urtheile als objektiv gedacht werde, d. i. daß das

*) Lessings Dramaturgie St. 19.

Urtheil theoretisch, mithin auch logisch (wenn gleich nur in einer verworrenen Beurtheilung) auf die Vollkommenheit des Objekts, sondern nur ästhetisch auf die Uebereinstimmung seiner Vorstellung in der Einbildungskraft mit den wesentlichen Prinzipien der Urtheilskraft überhaupt im Subjekt gehe." Entweder sagt dies Princip etwas sehr Gemeines, oder etwas sehr Falsches. Daß ich für mich, nach und mit meinem Organ empfinde, nicht außer mir oder in dem Objekt, sage ich schon damit, daß das Objekt mir gefällt, mithin seine Vorstellung in meiner Einbildungskraft, wenn ich darüber urtheile, mit den wesentlichen Prinzipien der Urtheilskraft in mir übereinstimmen müsse; wer hätte daran gezweifelt? Heißt aber der Satz soviel, daß, weil ich in mir schmecke und urtheile, mein Urtheil mit dem Objekt nichts zu schaffen habe, daß, weil ich Schönheit empfinde, keine Beschaffenheit des Objekts diese Empfindung bewirke oder erkläre, daß, weil mein Empfinden kein deutliches Erkennen des Gegenstandes sey, gar kein Erkennen dabey Statt finde, indem zwischen dem Geschmack, ja sogar dem Geschmacksurtheil in mir und dem Erkenntnißurtheil in mir eine unübersteigliche Kluft befestigt sey, und auch mit der verworrensten Beurtheilung des Objekts mein Geschmacksurtheil, nichts gemein habe; so ist das sogenannte Prinzip eben so widersinnig als verderblich. Es errichtet ein Tribunal, ohne Sache und Grund der Sache in der Seele des träumenden Richters, der selbst Parthei und Sache, Urtheiler ohn' allen Grund, (maaßen dieser in der unanschaulich = unsinnlichen terra incognita

lieget,)

lieget,) urtheilt und dennoch die Macht hat, sein Erkenntniß ohn' alles Erkenntniß, als für ihn gar nicht erkennbar, unter der Form eines ästhetischen Urtheils apodiktisch zu sprechen, weil Alles in ihm und als Geschmacksurtheil nur in ihm existiret. So existire es in dir und schweige; dein tel est notre plaisir ohne Grund und Erkenntniß andern als gemeingeltend aufgedrungen, ist Incompetenz und Insolenz in aller Vernünftigen Urtheil.

3. Kritische Aussprüche vom Genie.

„Genie ist 1) Ein Talent, dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen; Originalität muß seine erste Eigenschaft seyn." *) Zu geschweigen, daß diese Bestimmung bloß verneinend ist, ist sie auch verführend. Allerdings arbeitet das Genie nach Regeln, erfand nach Regeln, und ist sich selbst Regel, gesetzt, daß jeder Dritte ihm diese auch nicht vorzählen könnte. Seine „Originalität," (ein sehr mißbrauchtes Wort), kann bloß bedeuten, daß der Genius ein Werk seiner Kräfte darstellt, nicht nachgeahmt, nirgend erborget; sonst kann es, wie die Kritik selbst sagt, „auch originalen Unsinn geben." 2) „Die Produkte des Genies müssen zugleich Muster, d. i. exemplarisch seyn, und andern zur Nachah-

*) S. 180.

mung, d. i. zum Richtmaas oder Regel der Beurtheilung dienen." Das Werk des Genies bestehet, auch wenn es nie nachgeahmt würde; es stehet sodann einzig in seiner Art da. Zur Nachahmung oder gar zur Beurtheilung ward das Werk nicht geschaffen, und wird durch Nachahmung ohne Genie geschändet. Auch sind Nachahmung, und eine Regel zur Beurtheilung wie verschieden! Weder als Flügel- noch als Gliedermann tritt der Genius hervor, unbekümmert, ob er Regel der Beurtheilung, Muster der Nachahmung werde oder nicht werde. Unbescheidene Nachahmung, unverständige Regelannahme schmerzt ihn. 3) „Da es, wie es sein Produkt zu Stande bringt, selbst nicht wissenschaftlich anzeigen kann, so giebt es als Natur die Regel." Diese zu geben ward das Werk des Genies nicht hervorgebracht; auch erklären Natur und Wissenschaft als Gegensätze einander nicht. 4) „Nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst schreibt die Natur die Regel vor, und dieses auch nur sofern sie schöne Kunst seyn soll." Weder der einen noch der andern; beide aber können an dem, was in einem Grad von Vollkommenheit hervorgebracht ist, als an einem Exemplar lernen. „Wer niemals was mehr als lernen und nachahmen kann, heißt ein Pinsel." *) Das heist er nicht, wenn er treu lernte und genau nachahmet; er kann mit seinem Gelernten, mit seiner treuen Nachahmung des Schönsten und Besten ein vielwissender, geschickter, nützlicher Mann seyn, oder

---

*) S. 181.

ganze Facultäten und Schulen wären Berufs-mäßig Pinsel.

„Was auch hätte können gelernt werden, also doch auf dem natürlichen Wege des Forschens und Nachdenkens nach Regeln liegt, ist von dem, was durch Fleiß vermittelst der Nachahmung erworben werden kann, spezifisch nicht verschieden. So kann man alles, was Newton in seinem unsterblichen Werk der Prinzipien der Naturphilosophie, so ein großer Kopf auch erforderlich war, dergleichen zu erfinden, gar wohl lernen; aber man kann nicht geistreich dichten lernen. Die Ursache ist, daß Newton alle seine Schritte, die er von den ersten Elementen der Geometrie an, bis zu seinen großen und tiefen Erfindungen zu thun hatte, nicht allein sich selbst, sondern jeden andern ganz anschaulich und zur Nachfolge bestimmt vormachen könnte, kein Homer aber oder Wieland anzeigen kann, wie sich seine Ideen in seinem Kopfe hervor- und zusammenfinden. Im Wissenschaftlichen also ist der größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach unterschieden." Homer und Wieland werden auf Newtons Kosten dieß Lob schwerlich annehmen. Wer in Wissenschaften erfindet, bringt eben sowohl etwas Eigenthümliches, Neues aus sich hervor, das er nicht lernte (sonst hätte ers nicht erfunden), als der Dichter. Und je wichtiger, je umfassender und größer dieß Neue war, Prinzipien der gesammten Naturphilosophie z. B., die der Erfinder im anschauenden Blick vor sich sah, desto mehr war er ein Genius der Wissenschaft,

die durch ihn ward, vom Lerner und Nachahmer specifisch verschieden. Möge Newton seinen Kranz mit Keppler, Barrow und hundert andern Mit- oder Vorerfindern theilen; auf die Bank der Lerner und Nachahmer (der Pinsel), wenn gleich am obersten Platz, gehört kein wissenschaftlicher Erfinder. Als er erfand, lernte er nicht; mögen andre von und an ihm lernen. Und dann, lernten Homer und Wieland nicht auch? Wäre es das Kennzeichen des Genies, daß „sie nicht wissen, wie ihre Ideen sich in ihrem Kopfe hervor- und zusammenfinden," in welchem Hause wären die regelfreiesten Genies versammlet?

„Wenn jemand sogar in Sachen der sorgfältigsten Untersuchung wie ein Genie spricht und entscheidet, so ist es vollends lächerlich; man weiß nicht recht, ob man über den Gaukler, der um sich so viel Dunst verbreitet, bei dem man nichts deutlich beurtheilen, aber desto mehr sich einbilden kann, oder mehr über das Publikum lachen soll, welches sich treuherzig einbildet, daß sein Unvermögen das Meisterstück der Einsicht deutlich erkennen und fassen zu können, daher komme, weil ihm neue Wahrheiten in ganzen Massen zugeworfen, wogegen ihm das Detail durch abgemessene Erklärungen und schulgerechte Prüfung der Grundsätze nur Stümperwerk zu seyn scheint." *)

Wer ist dieser Jemand? dieser dunstverbreitende Gaukler, der mit großen Massen neuer Wahrheiten

*) S. 185.

die er wie ein Vulkan auswarf, das Publikum lächerlich äffte?

Why, let the stroken deer go weep,
The hart ungalled play;
For some must watch, whilst some must sleep;
So runs the world away.

Daß „Einbildungskraft und Verstand (in gewissem Verhältniß) das Genie ausmachen," *) ist wahr und nicht wahr, d. i. nichts sagend. Wie stellte sich die Einbildungskraft z. B. Mozarts, Glucks ihre Fülle von Tönen vor? wie ordnete ihr Verstand diese Töne? Daß zum Genie auch eine Disposition sinnlicher Empfindbarkeiten eben so wohl, als jener heilige Trieb, jene stille Geisteswärme gehöre, die Enthusiasmus, nicht aber Schwärmerey ist, wer könnte dieß bezweifeln? wer wollte es aber auch bezeichnen? Wie ohne Trieb kein Gewächs wächst, so am wenigsten jene ambrosisch-genialische Frucht, das Leben des Lebens. Durchs bloße Urtheln und Phantasiren wird nichts. Paare Kritik (um in la Motte's Fabelsprache zu reden) den Herrn Verstand und die Jungfrau Phantasie leibhaft zusammen; ohne Stimme eines heiligen Orakels, d. i. ohne Empfindung und Trieb und das Eigenste innenwirkender Kräfte werden Deukalions und der Pyrrha hinter sich geworfene Steine nie

*) S. 195.

leben. Eben diese und allein diese unberedbare, wo sie fehlt, unersetzbare, stille Naturkraft und Neigung ists, die Phantasie und Verstand, die Gegenwart und das Vergangene, Sichtbares und das Unsichtbare zu Einem knüpft, und sowohl mit Phantasie- als Gedanken- und Empfindungsreichen Geistesgebilden die Welt beseligt. Auch die Vernunft erbittet der Genius sich; Redner, Dichter, oder jene höheren Dichter, Genien der Menschheit, die Erfinder und Stifter aller Ordnung und Harmonie, die je die Menschennatur beglückte, wollen der Vernunft nicht entbehren.

„Ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sey, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltägigen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande nicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beigetragen haben (indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten), mag hier unerörtert bleiben." *) Die Geschichte der Welt hat es gnugsam erörtert. Jeden Fortschritt, geschweige jeden Anfang einer Wissenschaft und Kunst, einer Harmonie und Ordnung, ist die Menschheit nicht den alltägigen Gängern am Stecken und Stabe, sondern dem wachenden und erweckenden Genius schuldig. Eben die Erfahrung weckte ihn; die Erfahrung neu anzusehen, zu nützen und zu ordnen,

---

*) Anthropol. S. 162.

weckte er andre. Wie viele oder wenige große Genies die Vorsehung der Welt gebe, stellen wir ihr anheim; wir wollen keine Himmelsgabe, klein oder groß, verunglimpfen, und weil manche ihr Talent mißbrauchten, das Talent selbst deßhalb nicht höhnen. Wären jenen Mißbrauchenden mit einem bessern Gebrauch ihrer Gaben andre kräftig in den Weg getreten, so hätte sich ihr Uebermuth bald geleget. Eben also, sie machen in jedes Menschenfreundes Brust den Wunsch rege: „gütige Mutter, in den ewigen Todesschlaf laß dein Geschlecht nie entschlummern! Nach deinem Plan wecke in ihm stets neue und neue Genien, erwecke in ihm alle Kräfte. Nur wenn der Uebermächtige Schwache, lauter Schwache um sich siehet, wird er übermüthig; ein Gegengewicht, die Scheu vor andern, kann ihn allein im Zaum halten.

Daß übrigens, weil einige freche Jünglinge den Namen des Genies mißbrauchten, die Deutschen sich dieß Wort selbst zum Spott und Ekel machten, und in solcher Bedeutung*) von Geniemännern, Geniestreichen, er ist ein Genie u. s., nicht oft und nicht verächtlich genug sprechen können, als ob ihnen nichts entbehrlicher wäre, als diese Himmelsgabe; dieser Allemannismus hat der benachbarten Nationen Hochachtung gegen sie nicht vermehret. „Ihr, sagen sie, denen die Natur Männer von Talenten, Künstler von Genie nicht versagt hat, ihr macht der Natur edelste Gabe in eurer Sprache zum Spottwort? Uns ist der Aus-

*) Anthropol. S. 162.

druck, Zug des Genies, eine Ehrenbezeichnung; euch ist Geniestreich ein Schimpfname? Bildet ihr euch etwa ein, daß, als ihr den Namen ersannet, ihr selbst einen solchen Streich machtet?"

* * *

Verzeihe, Genius, daß ich deinen Namen so oft mißbrauchen mußte; seyn diese Blätter eine Versöhnung am Fuße deines Altars.

I. Genie.

Die Alten sprachen vom Genie weniger, ehrten aber und cultivirten es vielleicht mehr als wir. Die höhere Macht, die einen Menschen zu Hervorbringung seines Werks belebet, das wir als unnachahmlich, als unerreichbar erkennen, aber mächtig oder sanft auf uns wirkend fühlen, diese auszeichnende Himmelsgabe nannten sie Geist, Genius. Ein mit uns gebohrner Geist, δαιμων, vis animi divinior, von dem sie Cultur, Kunst, Fleiß so wenig ausschlossen, daß sie vielmehr Ihn als Vater, Stifter, Beleber und Schutzgott aller Cultur und Menschenbelebung anerkannten, priesen, verehrten.

Die neueren Sprachen sind ins Kleine gegangen. Nicht nur genio und ingenio, sondern auch Genie, Talent und Geist (esprit) haben sie so künstlich unterschieden, daß es ihnen bei weitem nicht gleichgültig ist, „Genie haben und ein

Genie seyn, Talent haben und von Talenten seyn, Esprit haben und ein großer Geist seyn;" auch giebts bei ihnen der Genie's, Talente und Esprits so viel Stufen und Arten, daß zu Bezeichnung des großen, reichen, tiefen, fruchtbaren, schöpferischen Genies, des feinen, subtilen, ordnenden, aber auch des falschen, subtilisirenden Geistes u. f., insonderheit die französische Kritik Commentare geliefert. Seit Helvetius versteht jeder petit esprit diese Nuancen der Espritreichsten Sprache; mehrere Nationen haben sie sich zugeeignet, ohne sich doch die Herabsetzung des Worts Geist (spirito, spirit) gefallen zu lassen. Italiänern und Spaniern und Engländern und Deutschen blieb das große belebende Prinzipium aller unsichtbaren Wirksamkeit, Geist in Werth. Den von ihm Erfüllten nannten sie begeistert. Der kältere Sinn der Deutschen legte dem Wort noch eine Verstandeskraft bei, die andre Sprachen in dem Umfange und in der Wichtigkeit nicht bemerken. Ein vielumfassender, hellsehender, tiefergründender, schöpferischer, ein erfindender, ordnender, thätiger, wohlthätiger, beseeligender Geist sagt in unsrer Sprache soviel, daß man über ihn das vieldeutige Wort (Schenie) genie, außer wo es Genius, d. i. angebohrne eigenthümliche Art bedeutet, leicht entbehren möchte. Lasset uns diese ursprüngliche, einfache Bedeutung am Wort Genie, Genius entwickeln.

1. Genie ist angebohren; (genius est, quod una genitur nobiscum, in cuius tutela vivimus nati; ingenium ingenitum est).

Weder erkauft noch erbettelt, weder erstritten noch erstudiert kann es werden. Es ist Naturart (nativum quid), es wirkt also aus sich, aus angebohrnen Kräften, mit angebohrner Lust, leicht, genialisch. Seinem Genius leben, folgen, nachsehn bedeutete der alten Welt ein seiner eigenthümlichen Natur gemäßes, freudiges Wirken und Leben.

2. Der Genius schaffet, erzeuget, stellt sich selbst dar (genius gignit, sui simile procreat, condit genus). Von dem, der nichts hervorbrachte, kann man seine Anlagen rühmen; von dem, der fremde Materialien zusammen zimmert, darf man sein Talent der Zusammensetzung, der Ordnung, des Fleißes preisen; Genius war nur der, der ein lebendes Ganze, sey es Entwurf oder Geschäft, ein Werk des Geistes oder der Kunst aus sich hervorbrachte. Und zwar

3. War er Genius im Augenblick des Erschaffens, als (so sagt die begeisterte Sprache) der göttliche Funke in ihm schlug, als in Einem Gedanken sein Werk oder Geschäft ihm ganz dastand. Da (heißt es) belebte sein Genius ihn; das war die genialische Stunde. Wenn in Vollbringung oder Darstellung seines Werks der Genius ihn verließ, so bedauren wir den Verlassenen, ehren aber noch die Idee des Ganzen, die sein ist und bleibet.

4. Vollführte er was er begann, so stehet sein Werk genuin und genialisch da, ein Abbild seiner in Vollkommenheit, oft auch in Fehlern. Ist diese ihm eigenthümliche Art ein in

sich Bestehendes, das sich erhält und fortpflanzt, so wird sie, nicht etwa ein todt dastehendes Muster zum Nachahmen oder zum Beurtheilen, sondern Geschlecht (genus) oder Gattung. Trage sie seinen oder einen fremden Namen; dem Genius gehöret sie an.

5. Und eben daß wir in ihr den Naturgeist, der hier rein und eigenthümlich wirkte, anerkennen, und uns seines, ihn unsres Geschlechts fühlen; dieß macht uns genialische Freude. Wir werden mitgenialisch (congenial) mit ihm, fühlen uns seiner Art, er bildet in uns seine Empfindungen, seine Gedanken. Andre wirken auf seiner Bahn fort, lebendig, selbstwirksam, seines Geschlechtes. So klar und umfassend leitet sich alles aus dem ursprünglichen, nativen und genuinen Begriff des Wortes selbst her.

Was nun schafft dieser Genius? Was für Werke oder Wirkungen sind sein? Wie der Naturgeist sich in allen lebenden Gattungen und Geschlechtern erzeugt habe und erzeuge, was er in ihnen und durch sie schaffe und wirke, sehen wir auf dem großen Schauplatz der Schöpfung. Wie er sich in der Menschen-Natur erweise, zeigt die Geschichte unsres Geschlechts in allen seinen Erfindungen, Thätigkeiten und Produktionen; seine künftige Geschichte wird es zeigen. In Absicht auf diese Zukunft sind wir selbst Embryonen. Jeder Tag, jeder Augenblick schafft und fördert das vielfache Werk des Menschengenius weiter.

Unglücklich, wenn hiezu nur Bildhauerey und

Dichtkunst, Redner- und Malerey gehörte, als ob diese Werke des Namens Genie allein werth wären. Was irgend durch menschliche Natur genialisch hervorgebracht oder bewirkt werden kann, Wissenschaft und Kunst, Einrichtung oder Handlung ist Werk des Genius, der jede Anlage der Menschheit zu erwecken und zu ihrem Zweck zu fördern, eben Genius ist. Jeder Mechanismus erfordert Geist, der ihn ins Werk stelle; alles Geistige, damit es ins Werk gestellt werde, erfordert Mechanismus. Ein unsichtbares Fortstreben bei einem sichtbaren Verschwinden und Wiederkommen ist die Erscheinung des göttlich-menschlichen Geistes.

Vergönne mir, noch einige Worte von dir zu stammeln, großer heiliger Genius der Menschheit.

Genius ist ein höherer, himmlischer Geist, wirkend unter Gesetzen der Natur, gemäß seiner Natur, zum Dienst der Menschheit. Sey der Aufklärer und Ordner, der Beherrscher gleichsam eines Elements, oder der leitende, wirkende Schutzgeist seines Geschlechts, er dienet seinem Geschäft, und indem er die Glorie im Antlitz des Ewigen schauet, trägt er das Kind auf seinen Händen. Unsichtbar, sich selbst vergessend, gleichgültig, ob er erkannt und wie er genannt werde, lebt er in seinem Werk, der Vorsehung wirkender Bote.

Ein Heil- und Friedensbote, zum Erhalten, nicht zum Zerstören, zum Segnen, nicht zum Verwüsten. Würgengel sind Strafgerichte; die ewigen Ankläger ihrer Brüder, die sie, ohne ihnen zu helfen,

Tag und Nacht verklagen, sind keines andern Lohns fähig, als die Gewaltiger, die Peiniger ihres Geschlechts zu werden. Die Genien der Natur beleben das Todte, erquicken das Lechzende. Dem Halm in der Wüste und dem Vogel auf dem Gebirge gewähren sie auch sein Tröpfchen Thau.

Die Genien des Menschengeschlechts sind des Menschengeschlechts Freunde und Retter, seine Bewahrer und Helfer. Ein Heilbringender Gedanke, den sie erwecken, schafft oft eine neue Ordnung der Dinge mit stillem Schritt. Eine schöne That, zu der sie begeistern, wirkt unauslöschlich in die tiefste Ferne. Menschliche Seelen sind ihr Reich; da bilden und fördern sie, ungesehen und unabsehlich, stille Entschlüsse, lange Gedanken.

Von Eitelkeit also fern, weil sie einer höheren Art sind, erkennen sie nur ihre Grenzen, ihre Mängel. Weil diese dem niedern Geschlecht gemeiniglich zuerst ins Auge fallen, so trauren sie über die Nachahmung dieser. Idole zu werden ist weder ihr Wunsch noch ihr Beruf; vollends mit sich, mit dem Werk eines Einzelnen, das Geschäft des Gesammtgenius beschlossen zu halten, ist ihnen undenkbarer: denn es ist eng und eitel und antigenialisch.

Geist zu erwecken, Kräfte zu beleben, ist ihr Dienst und der Lohn ihres Dienstes. Je weiter die Menschheit rückt, je mehr und feiner sich ihre Angelegenheiten und Gefahren verflechten, desto höhere und immer höhere Genien hat sie nöthig. Die Zeit ist vorüber, da man den Namen des Genies bloß

an müssige Kunstprodukte verschwendete, oder gar zum Fröhner alberner Ergözlichkeiten machte; höhere Genieen, kommet uns zu Hülfe. Euch rufet die Zeit.

Geschmeckt und geschmeckt haben wir lange; das Angenehmste ist uns zum Ekel worden; beinah in Allem sogenannt Schönen, leiden wir an Uebermaaß, an Ueberdruß, am Mangel des Triebes, Gefühls und Genusses; daß sogar die Philosophie a priori es dem Gemeinsinn deduciren dürfen, „Kunst sey nichts als ein Spiel der Empfindungen und der Einbildungskraft ohne Zweck und Begriff." Komm' uns zu Hülfe, Geist, der dieß kindisch-grausame Spiel, das Schlenkern des Maikäfers um einen Stab, damit er sumse, in Theorie und Uebung, der Verachtung Preis gebe. Die herrlichsten Talente, die größesten Genien auch in unserm Volk, woran mußten sie ihre Gaben oft und meistens verschwenden? und wie mißbrauchen wir ihre Werke? In Musik und bildender Kunst, in Dichtung und Rede, noch mehr in That und ordnenden Gedanken jähnen wir dem Genius zu, höchst ungenialisch. Wer erweckt Hunger in uns, damit wir nicht nur schmecken, sondern auch Lebenssaft empfangen? wer weckt in uns Neigungen, Kräfte?

Und zwar von Kindheit, von Jugend auf: denn ach, o Genius, dein späteres Erscheinen ist schmerzhaft.

II. Geschmack.

Geschmack (wissen wir alle) ist der individuelle, augenblickliche Reiz der Zunge, die Wirkung eines Gegenstandes auf ihr Organ, von dem sie weiter keinen Grund angeben kann, als daß es ihr so und nicht anders schmeckt, d. i. vorkommt. Geistig angewandt kann also Geschmack kein Prinzipium des Wohlgefälligen oder Schönen werden: denn er ist Erstens individuell; vielleicht kostet eine andre Zunge anders. Zweitens. Er gilt nicht für alle Zeiten: denn der Geschmack ändert sich mit Umständen, vielleicht mit Augenblicken und Jahren. Drittens. Er kann überhaupt kein Prinzipium seyn: denn er giebt keinen Grund an; ja er schneidet es ab nach einem Grunde zu fragen. Wahrscheinlich war der letzte Umstand eben die Ursache, warum die „Kritik" dieß Wort wählte. Ohne Gründe, Begriffe und Vorstellungen darf ich kosten, um zu kosten, und jedes Warum abweisen. „Mir schmeckts also. Meine Zunge hat geurtheilt, der höchste Postulator."

Was man vom Geschmack gewöhnlich aussagt, weiset darauf hin, daß er kein erstes Prinzipium der Kunst seyn könne und seyn dürfe. Man nennet ihn grob und fein; wo liegt die Regel dieser Schätzung? Den gemeinen Geschmack nennet man verächtlich; wie mag also der Gemeinsinn, d. i. der gemeine Geschmack eine Regel des Schönen seyn, des höchsten Schönen? Man spricht von einem National- und Zeitgeschmack, die man bald lobt, bald tadelt, über welchen man aber das

ächte Werk der Kunst und des Genies emporheb.
Endlich redet man vom unreifen, vom verderbten, vom schiefen und uneingeschränkten, vom allgemeinen, vom barokken Geschmack; lauter Anzeigen, daß Er nach einer Regel gebildet werden müsse, nicht aber daß Er die Regel bilde.

Keiner unsrer Sinne nämlich ist so eigensinnig und veränderlich, keiner aber auch so gewöhnbar und verwöhnbar als dieser. Wozu haben Menschen, Geschlechter, Völker, geistig und körperlich ihren Geschmack nicht gewöhnt und verwöhnet? Die Geschichte der Nationen und Zeiten giebt davon Beweise zum Erstaunen. Eben also weil dieser Sinn als der cultivabelste erschien, brauchte man ihn zur Bezeichnung des schönen sowohl als des sittlichen Gewöhnens. Durch Muster und Umgang, sagt man, wird der Geschmack gebildet, nicht durch Worte; *) am Geschmack des Menschen sehe man, mit wem er gelebt? wie er lebe? und dehnt dieß Kennzeichen auf alles aus, wodurch sich der Vortretende zeiget. Kleidung, Gebehrden, Wohnung, Rede, in ihr Wahl des Inhalts sowohl als Vortrag, enthüllen den Geschmack oder Ungeschmack eines Menschen, dem Einsehenden unabbittlich.

Hat der Geschmack ein so weites Reich, daß er sich in Allem zeiget, und zugleich eine so eng-andringende Sphäre, indem er im eigensten Habitus eines

*) Gustus non traditur arte, sagt Quintilian.

eines Menschen oder eines Volks, in seinem Kreise von Gegenständen, Bemerkungen und Empfindungen wohnet; ist der Geschmack so stolz, daß er fast nie verzeihet, und doch zugleich so cultivabel, daß er sich beynah zu allem gewöhnet; so verdient er eine tiefere Beherzigung, als daß man ihn blos als ein flüchtiges Urtheil flüchtig betrachte.

---

1. Erfordernisse des Geschmacks.

---

1. Eine unreine Zunge schmeckt nicht; stumpfe Organe, empfinden nur nach den schärfsten Reizen, oder sie kauen mehr als sie empfinden. So auch der geistige Sinn des Menschen. Umschlämmt von Vorurtheilen, unerweckt träge in niedriger Gewohnheit ist der Geschmack grob, thierisch. Wer einem Volk Reizbarkeit geben, wer im Denken sowohl als im Begehren und Handeln Hindernisse des richtigen Erfassens der Dinge, ihres Empfindens und Aneignens dadurch hinwegthun kann, daß er den Verstand aufhellet, die Kraft des Willens auf den rechten Punkt lenkt, der befördert damit den bessern Geschmack des Volks; ein Wohlthäter der Menschheit. Was die Reinigung des Verstandes von Vorurtheilen, die Wegräumung schlaffer Gewohnheiten in Sitten und Künsten, die Richtung der Neigungen aufs Bessere bei Nationen gewirket, zeigt eine Vergleichung der Jahrhunderte. Nie war der Geschmack eines Volks etwas anders als eine Folge sei-

nes ganzen **Habitus** im Denken, Empfinden, Handeln, die Aeußerung seiner zwanglosen Lust und Freude.

2. **Der Geschmack löset auf und scheidet;** eine schnelle oder behutsamere Analyse ist sein erstes Geschäft, ohne welches er nicht statt findet. Das **Gefühl** nimmt ganz auf, oder giebt dem Gegenstande sich ganz hin; der Eindruck, den es empfindet, ist stark, aber ungegliedert. So empfinden rohe Menschen; bey überraschend-großen Gegenständen empfinden wir alle also. Menschen dagegen von ruhig-zarten, nicht schlaffen Sinnen, die bey dem Erfassen des Ganzen leicht in die Theile übergehen, und sich eben so leicht aus diesen das Ganze bilden, sie sind vorzüglich zum feinen, richtigen Geschmack geeignet. Andre, in denen Eine Empfindung alle überwiegt, bleiben nicht nur vielen Gegenständen unempfindlich, sondern hangen auch in ihrer Welt der Gefühle vom Stoß und Triebe des Moments so gewaltig ab, daß ihnen Zeit und Fähigkeit zur Analyse mangelt. Los grandes bocades son para grandes paladares, sagt das Spanische Sprüchwort,*) und **Graziano** bestimmt damit sogar eine eigene Gattung des **hohen** Geschmacks (gusto relevante). Die mittlere Region zwischen dem zu Vesten und zu Zarten ist unstreitig die Temperatur der feinen, doch nicht überfeinen Analyse. Daher heißt kosten (γευεσθαι) eigentlich **prüfen**.

---

*) Für einen großen Mund gehören große Bissen. Orac. manuel de Lor. Graziano. Afor. 65.

3. Da diese Analyse indeß nur zur Aneignung des Gegenstandes geschieht, ohne welche alles Analysiren lästig und vergeblich wird, so ist, was alle gebildete Nationen durchs Wort Geschmack eigentlich bezeichnen wollten, der letzte, höchste, feinzusammenfassende Punkt des Reizes einer Sache, von dem sich weiter keine Gründe angeben lassen, der aber als ein „Ich weiß nicht Was" des Wohlgefallens oder Mißfallens innig vergnügt, mächtig wirket. So sprachen Montesquieu, Voltaire, Mengs, Cooper, Gerard, u. a. über den Geschmack als über die feinste und letzte Politur des Urtheils in einer zusammenfassenden Empfindung des Ganzen; und unterschieden ihn sowohl vom Genie als von dem Empfindungslosen Urtheil des kalten Verstandes. Genie bringet hervor; glücklich, wenn es mit Geschmack hervorbringt, d. i. mit Zusammenfassung des Vielen zu einer harmonisch-ergötzenden Einheit. Eben diese Einheit macht dem Genius die Hervorbringung, andern die Anschauung seines Werks leicht und anmuthig; die Mühe der Politur selbst wird ihm angenehm, indem das Ziel ihm beständig vorsteht, die leicht zu fassende, in allen Theilen übereinstimmende, anmuthige Einheit. Geschmack kann die Stelle des Genies nie ersetzen, oder er erkünstelt schwächliche Arbeit, der bei allem Glatten und Einnehmenden das Wesentliche, Geist und Leben, fehlet; wohl aber wäre es nur ein rohes Genie, das ohn' allen Geschmack arbeitet.

Der Geschmacksurtheiler nennt sich gewöhnlich Kenner, warum ist der stolze Name zum Schimpf

worden? Eben weil er meistens aus dem Bezirk des Geschmacks hinausschreitet und nach den beiden „Eigenthümlichkeiten des Geschmacksurtheils," die die „Kritik" feierlich feststellt, „seinen Gegenstand in Ansehung des Wohlgefallens (als Schönheit) mit einem Anspruch auf Jedermanns Beistimmung ohne Beweisgründe bestimmt, mithin unaufhörlich postuliret." Diesem Kennerstolz, dem das Kunsturtheil in einem vornehm=entscheidenden Kitzel auf der Zunge wohnet, ist die Kunst sowohl als der gesunde Verstand feind; sein Spiel ist ihnen lächerlich, sein Gebot verächtlich. Das echte Geschmacksurtheil ist für andre Aussage, Zeugniß, kein Richterspruch; je feiner es den feinsten Punkt des Wohlgefälligen trifft, desto mehr bescheidet es sich, daß es nicht für die Menge kostet. Dieser behagt die Ananas oft weniger als die Distel.

---

2. Verschiedenheit des Geschmacks.

Daß man über den Geschmack nicht disputiren müsse, ist eine weise Regel: denn woher und wozu der Disput, wenn er nur den Geschmack betrifft und keine Gründe anzuführen weiß? Ohne Gründe wirst du den andern nie überzeugen; wohl aber verwirren oder gar wider dich aufbringen; der deinigen setzt er seine Anmaaßung entgegen. Ja, spräche er ohne Gefühl dein Urtheil nach, was hast du aus ihm gemacht, als einen Heuchler und Wortmißbraucher? Un-

zähliche solche haben wir in Sachen des Geschmacks zum Nachtheil der Sprache sowohl als jeder wahren Empfindung; in Betreff des feinsten Punkts dieser ist das Postuliren sogar unhöflich.

Verschieden ist der Geschmack der Menschen und muß es seyn

1. Nach der Beschaffenheit ihrer Organe, ihres Temperaments, ihres Klima. Gehet die Charte der Völker durch, ihr werdet finden, daß mit den Nationalbildungen sich auch der Geschmack der Völker in allem, was zur leichten Erfassung des Angenehmen und Schönen gehört, merklich ändert. So unterscheidet sich der Geschmack der Mongolen, der Indier, Perser, Türken, Griechen, in Ergötzlichkeiten, in Kleidung, Musik, in phantastischen Erzählungen, Spielen; in jedem Volk bemerkt man eine ihm eigne Wendung in Zusammenfassung des Angenehmen, d. i. Lust und Liebe nach seiner Weise, die ohne Zweifel im Bau seiner Organe und im Verhältniß derselben zu den ihnen entsprechenden Gegenständen den Grund hat. Mit einem liebenden Neger über das Ideal seiner Schönheit, mit einem Türken über den Werth der Italiänischen Musik, mit einem Sineser über das Europäische Cerimoniel disputiren, hieße Zeit und Athem verschwenden; so widersinnig es gegenseits wäre, wenn man den Geschmack ferner Zonen, fremder Temperamente und Organe wider Willen der Natur sich zueignen wollte. Was zum innigsten Erfassen und Genießen der Lust und Freude gehört, bleibt und bleibe dem Himmelsstrich, unter welchem es empfangen ward. In Ita-

lien z. B., in Griechenland, in Asien erscheinen die Farben dem Auge anders, als bey uns; der Geschmack (wenn es auf nichts weiteres ankommt) darf sie dort also, wie sie ihm erscheinen, zusammensetzen, wählen, gebrauchen; unter uns dagegen bleibe Jeder seinem Klima, seinen Organen treu, ohne der Heuchler und Nachäffer eines fremden Geschmacks ohne Geschmack, d. i. ohn' einheimische und eigenthümliche Lust, Liebe und Empfindung zu werden.

2. **Gewohnheiten bilden den Geschmack**; insonderheit frühe Gewohnheiten der Kindheit und Jugend. Kein fröhliches Volk giebts auf der Erde, das nicht in einigen Dingen, und zwar eben in denen, die es mit Lust und Freude trieb, sich eine Art eignen Geschmacks erworben hätte, der oft auch das Auge des Fremdlings reizet: denn meistens waren es Jünglinge und Mädchen, die, was zum Kreise des Lebens gehört, zu besorgen hatten, und sie besorgten es fröhlich. Ihr Blick faßte zusammen, wie es am schönsten gemacht werden könne, und traf dies Schönere glücklich; denn was sie machten, waren oft Geschenke, die sie dem Geliebten geben, ein Hausrath, womit sie glänzen, ein Eigenthum, womit sie andre übertreffen wollten; diese Neigungen beflügelten den Blick, eben den Punkt des Reizes zu finden, der andern fehlte. Ueberhaupt sind in Sachen des Geschmacks da[s] Weib mit seinen zarteren Organen, die Jugend i[n] ihrer frohen Thätigkeit jederzeit die muntersten Wä[h]lerinnen gewesen; der Mann, zumahl nach Ja[h]ren, begiebt sich des Neuen, treu dem Alten, [so] unbequem und Geschmacklos es seyn mag; ihm is[t]

Gewohnheit. Unter Völkern, wo das Weib als eine Magd der Hütte arm und in einem gewaltthätigen Klima dem drückendsten Bedürfniß dienet, ist an Geschmack weniger zu denken, als bey Völkern die unter günstigem Himmel ihr Spiel des Lebens treiben. Wie oft lachten diese den zwar Kunstvollen aber ungeschickten Europäer aus, mit stolzer Freude; daß sie die Kunst zu leben besser als Er verstånden; und sie von Jugend auf leichter, glücklicher übten! Ist Geschmack ein Kind der Lust und Freude an Dingen des Lebens; wo wohnet er lieber als bey fröhlichen Völkern?

3. Den Geschmack fixirten Muster, denen man willig folgte, Uebungen, die man mit Lust und Liebe nachthat. Bemerkte man die gute Wirkung des Geschmacks im Andern; mußte man nicht auf den wirkenden Punkt des hervorstechenden Reizes in ihm aufmerksam werden und ihm nachstreben? So ward der Geschmack eines Kreises der Gesellschaft, einer Familie und Zunft, einer Stadt, eines Landes gebildet, ohne Gesetze, durch Nacheiferung oder durch eine willige Nachfolge, die endlich Gewohnheit ward; Gewohnheit, die oft auch das Widersinnige angenehm macht, blos weil man sich daran frei gewöhnte. Gebieten Gesetze dem Geschmack; wehe sodann dem Reiz, der in ihm immer doch der lebendige Punkt seyn sollte! Oder haben Wohlgefallen, Lust und Liebe sich in ihm überlebt; o so jähnt man, um Geschmack zu haben, dem alten Schemen zu, und folgt ohne Geschmack der Geschmacksgewohnheit.

Nichts ist daher einem Volk, einer Gesellschaft, Sprache und Zunft schädlicher, als wenn Gesetze sich zumal des noch unreifen Geschmacks einer Nation apodiktisch bemeistern; sie morden den bessern Geschmack auf eine Reihe zukünftiger Geschlechter. Beyspiele davon sind das alte Aegypten, China von Alters her; und bei uns in Ständen, Zünften, Gewohnheiten, giebt es nicht auch manches fixirte Geschmacks-China?

4. Neu-hervorstechende Muster und Uebungen ändern den Geschmack, zum Bessern, zum Schlimmern, wie es die Zeiten geben. Ein Geschmack, dem man sein Veränderliches ansieht, heißt Mode; man macht sie mit, wenn sie nicht zu albern ist, der Verständige hält aber nicht mehr von ihr, als sich zu halten gebühret. Geschmack eines Einzelnen in Uebung gesetzt, heißt seine Manier; wenn eine Schule diesem Savoir faire folgt, heißt es Manier der Schule. Nothwendig wird durch sie der Geschmack verenget und unrein: denn er hängt nicht blos ohne Urtheil am Urtheil, sondern auch an der Wirkungsweise des Einen, eines Fremden. Dadurch verschiebt man sich für alles Bessere und Freiere den Anblick, das man schief, enge und partheiisch ansieht, und lähmt sich zu jeder eignen freien Kraftübung. Ist der Geschmack des Einen vollends Geschmacklos, Geschmackverderbend, weh der nachziehenden Geschmacksheerde! Die Geschichte der Völker und Zeiten hält uns hierüber warnende Beyspiele vor: denn wie traurige Perioden hat der Ge-

schmack Europa's durchlebt, und wo stehen wir in Manchem mit ihm noch jetzo?

---

3. Bildung des Geschmacks.

Es hing nicht von uns ab, zu welcher Zeit, in welchem Lande wir gebohren wurden, welche Muster sich uns zuerst und am tiefsten eindrückten, mit welchen Menschen wir lebten und leben mußten; wohl aber hängt es von uns ab, uns Red' und Antwort hierüber zu geben und soviel an uns ist, den aus allen diesen Umständen gewonnenen Geschmack zu bilden, zu bessern. Die Hauptfrage hiebey ist also: woran hast du Geschmack? d. i. was treibst du mit innerer Lust und Freude? Nichts? Du folgst in Allem der trägen Gewohnheit; wohlan stelle dich wohin du willst, nur nicht auf die Seite der Kenner, im bessern Sinne des Wortes. Wie viel ehrbare Leute werden abgeschmackt, sobald sie über Sachen des Geschmacks den Mund öffnen. Spräche jeder aus seinem Kreise über Dinge und Uebungen, denen er den höchsten Punkt des Reizes in Theorie und Uebung abgewann, wie unterrichtender, anmuthigfrischer und nützlicher würden manche Unterhaltungen, die jetzt als Almanachs- und Theaterconversationen, leere Danaidenfässer wälzend, unser Ohr betäuben, unsre Seele veröden. Eben ein Zeichen der Geschmacklosigkeit ists, zu wähnen, daß nur bei den sogenannt-schönen Künsten, Musik und

Malerei, bei Tanz und Romanen Geschmack nöthig oder möglich sey; da wir doch offenbar sehen, daß der anmaaßendste Kunstkenner und Geschmackskrämer dieser Künste der abgeschmackteste Mensch in seiner Lebensführung, ja in der Weise selbst seyn könne, in der er diese Kennerschaft anbringt. Wer Portici und Pompeji sah, der weiß, daß die Griechen Geschmack in Allem übten; im kleinsten Hausgeräth, in den Gräbern selbst ist er sichtbar. Und so sollte kein Volk, kein Stand, kein einzelner Mensch sich des Geschmacks rühmen dürfen, der nicht in Allem, was von ihm abhängt, Geschmack zeiget. In manchen armen Hütte wohnt der Geschmack angenehmer, als im überladnen Pallast; in einer anständigen Kleidung kann er sich edler zeigen, als im buntsten Flitterstaat; an einer einfachen Tafel reizender, als beym Krönungsfest des römischen Kaisers.

Kann und soll also Geschmack in Allem herrschen, was mit eigengefühlter Lust und Wahl zur Sphäre unsrer Wirksamkeit gehört, so treten hiemit sogleich alle früher erborgten fremden Künste seitwärts, sobald sie nicht mit Geschmack, d. i. mit Anwendung auf unsern Lebenskreis angenehm und würdig gebraucht werden. Dein Griechischer Geschmack, deine römische Beredsamkeit, was hilft sie dir und uns, wenn du sie wie ein Kamtschadal anwendest? Giebts nicht über Sachen des Geschmacks gerade mit dem größesten Ungeschmack geschriebene Folianten? Die Kenntnißreichsten Antiquare, waren sie nicht oft die Geschmacklosesten Barbaren? Hier also fange das Werk an. In der ei-

gensten Funktion unsers Lebens, in der uns enganschliessenden Sphäre von Empfindungen, Verrichtungen und Gedanken sollen wir uns Geschmack, d. i. den lichtesten Punkt der verständigsten, leichtesten Wirksamkeit mit Lust und Liebe erwerben; oder alles Schöne fernher gebrachter Wissenschaften und Künste wird Zeitvertreib und Zeitverderb, eine Trödelei, die wir bald beiseit legen, weil sie uns zuletzt anekelt. Das Lesen der Alten selbst, wenn es nicht bis zum innersten Kern dringt und uns zu ihren Gesinnungen in einer ganzen Lebensweise bildet, sondern blos Kennerschaft bleibt, ist auch Ungeschmack: denn heraus mit der Sprache! Ists Geschmack oder Ungeschmack, wenn alte Autoren so gelesen, oder wie man sagt, getrieben werden, daß, wenn die Muse will, Alles bei ihnen hervorspringt, nur nicht der lebendige Punkt, auf den sie Alles anlegten? Wird dieser nicht mit der Leichtigkeit, Lust und Liebe gefaßt, die unabtrennlich vom Geschmack sind, was nützen den Armen, die ihr mit Eurer Gelehrsamkeit quälet, die trefflichsten Geschmacksmuster? Auf Lebenszeit habt ihr ihnen diese verleidet. Ists Geschmack oder Ungeschmack, wenn man die alte oder neue Geschichte ohne lichte Punkte des Zusammenhanges, des Ueberblicks, der Anwendung auf unsre Zeiten vorträgt? Jetzt wird sie ein Labyrinth, dann eine Wüste, in der längst vergessene und der Vergessenheit würdige Namen wiederhallen, ohne daß sie einmal angenehm tönen. Ists Geschmack oder Ungeschmack, wenn griechische Formen widerstrebenden Gegenständen nicht angepaßt, sondern wie Gypsformen übergossen werden, so daß der Gegenstand selbst zuerst darunter erstickte? Ungeschmack oder Geschmack,

wenn man eine Jugend, die kaum der Schulbank entrann, mit Geheim[illegible]sen der Transcendenz so überladet, daß sie fortan den Geschmack an aller Erfahrung, dem leidigen Empirismus! verlor, und sich ihren Geschmack a priori bildet? Unter solchen Geschmäcken leben wir und sind ihrer gewohnt; oft ohne ein Fünkchen wahren Geschmacks, d. i. eigen gefühlter innerer Lust und Liebe zu dem, worauf es ankommt, woraus und wornach sich Alles leicht faßt, und bezieht und ordnet. Die Ursachen dieses Ungeschmacks herzählen, hieße eine Iliade der Uebel singen, unter denen die Hekuba des Schulgeschmacks sowohl, als die vom Apoll begeisterte Cassandra leiden.

Von allen nur eine Ursache, die unanstößigste von der Geschichte erwiesen. Außer dem Jagd-, und Heer- und Zunftwesen ist der Geschmack unsrer Nation eine fremde Pflanze, auf einen rauhen Boden, spät herüber gekommen, aus mancherley Völkern. Nie hat er in ihm tiefe Wurzel geschlagen, noch weniger ist er zur Reife gediehen, und am wenigsten ist er in feinern Dingen Nationalgeschmack worden. Da der Einrichtung nach unsre hohe und niedre Schulen größtentheils noch im sechszehnten Jahrhundert sind, und an dieser Einrichtung sich unter dem Schutz der Dürftigkeit ein längstverlebter Geschmack unglaublich festhält; da ganze Stände am wahren Geschmack gar nicht Theil nehmen, und nur von dem wissen wollen, der an Tafeln, in Besuchsälen, oder bei Gelagen und in Ställen wohnet; da die Vertheilung unsrer Nation an sich selbst schon den buntscheckigsten Geschmack hervorbringt, vielfach ge-

färbt, wie die deutsche Reichscharte zeiget; da endlich außer den Alten der Arabisch-, Spanisch-, Französisch-, Englisch-, Italienische (warum nicht auch der Türkisch- und Russische?) Geschmack periodisch oder durch einander ihr Werk in Deutschland getrieben haben; wie wäre, bei der gutmüthigen Nachgiebigkeit und Anhänglichkeit der Deutschen an alles Fremde, ein sichrer Geschmack unsrer Nation, aus innerer Liebe, auf den wesentlichen Punkt des Lichtes und Reizes gerichtet, nur denkbar? Säcke voll fremder Geschmäcke sind über uns geschüttet, und werden über uns geschüttet werden, mit gleicher Gleichgültigkeit der Deutschen zu Dem und Jenem. Aufs lindeste zu reden ist unser Geschmack also jung und unreif, vermischt und ungesondert, zu gutmüthig-nachgebend, d. i. Charakterlos, gleichgültig und — ohne Geschmack, ohn' innere Lust und Liebe. Sind wir im äußerst langsamen Werden; wenn werden wir geworden seyn? wer weiß es?

4. Hülfsmittel zur Bildung des Geschmacks.

Wem weihe ich diese wenigen pia vota? Der Zeit und der Hoffnung.

1. Frühe muß die Bildung des Geschmacks anfangen, oder sie kommt zu spät, zumal bei eigensinnig-harten Organen. Glücklich, wer sagen kann: „ich sah und hörte von Kindheit auf „nichts Ungeschicktes; das Geschmacklose ward mir,

„wie das Laster der Trunkenheit den Spartanischen „Knaben an Sklaven gezeiget. Früh lehrte man „mich in jeder Sache den lichtesten Punkt finden, „in jeder Uebung die leichteste Weise frei und froh „treiben." Wer von diesem Glück nicht sagen kann, vielmehr seinen Geschmacks-Becher lange und [illegible]sam von Hefen läutern mußte, der komme andern, er komme der Jugend zu Hülfe, für sie ihn zu läutern.

2. In nichts sey Ungeschmack erlaubt, weder in Werk noch Lehre, weder in Wissenschaft noch Uebung. Es ist selbst Geschmacklos, wenn man Materien des Geschmacks absondert und sich damit ein großes Reich des Ungeschmacks Besitzmäßig vorbehält: denn da Geschmack kein Redezierrath, sondern die ganze Art ist, eine Sache anzusehen, ein Geschäft zu behandeln; so sind Geschmack oder Ungeschmack untrennbar von uns im Kleinsten und Größesten; Eins oder das Andre müssen wir zeigen. Kein Buch also sollte Geschmacklos geschrieben seyn, wovon es auch handle; Euklids Elemente, Newtons Principien, la Place Werke sind ihrer Art nach im größten Geschmack, Kästners mathematische Schriften mit eben dem treffenden Geist, wie seine Vorlesungen und Epigramme geschrieben. Kein Ungeschmack im Vortrage sollte erlaubt seyn: denn jede falsche, dunkle, nebelhafte Ideenverbindung, jedes lahmende Gedanken- und Wortspiel hat Geschwister, Nachbarn, Freunde. Kein Geschmackloses Buch sollte der Jugend in die Hände gegeben werden, auch bei dem reichsten Inhalt desselben: denn je mehr sie an diesem hängt,

desto tiefer drückt sich ihr mit dem Inhalt die schlechte Form ein; offenbar zu ihrem mindern Nutzen als Schaden. In dieser Geschmacklosen Form und Manier denkt sie jetzt weiter. Hätte die kritische Philosophie uns Geheimnisse entdeckt, die von der Welt Anfange an verborgen gewesen wären; die Art ihrer Entdeckung hat einen Skotismus verbreitet, der von Lehrstühlen bis zu Kanzeln und zum Theater reichet.

3. Nichts schadet dem schlaffen oder unreifen und verwirrten Geschmack einer Nation mehr, als wenn man ihm alles zum Spiel macht, und dies Geschmacksspiel sogar auf seynsollende Grundsätze desselben, auf Wortspiele gründet. Dadurch wird dem gleichgültigen oder dem glaubenden Haufen dann Alles ein Spiel, ein Zeitvertreib zum Jähnen, ohne Theilnehmende Erfassung des lebendigen Punkts von Zweck und Wirkung, mithin ohne wahren Geschmack und Antheil. Jetzt wird mit dieser, jetzt mit jener Form gespielt, bald der Esel gelobt, bald Satanas apodiktisch erwiesen; Kraft der Antinomieen des Geschmacks sind alle Geschmäcke gut und heilsam. Dieser Gaukelei sollte sich entgegen setzen, was Geschmack hat: denn durch sie wird dem Menschengeschlecht alle wesenhafte Freude und Theilnehmung von Grundaus verderbet. Je artiger die leere Form ist: desto schädlicher ist das Gespenst: denn es lüget. Es lügt Gesinnungen, Empfindungen; die Wahrheit selbst ist ihm Gesetzmäßig Hypokrisis, Lüge. Da dieser kritische Wahn durch apodiktische Behauptungen sowohl als durch gepriesene Muster Ordnung des Tages ist; worauf stehen wir mit un-

serm Geschmack? Der kritische Geschmack, auf dem Alles steht, behauptet selbst von sich, daß er auf nichts stehe, sondern ein Spiel sey; ein Spielgeschmack aber, ein vornehmer Schemen, auf dem Alles ruht, ist der leichtfertigste, mithin der schlechteste Geschmack von allen.

Holde Gabe, wem sie verliehn ward, und wer sie von Jugend auf rein und allgemein, und richtig, und leicht, und ernst auszubilden strebte, Geschmack! feinster Faden im Gürtel der Grazien sowohl, als im Schleier der Musen. In allem lehrt der Geschmack Uebertreibungen mildern, Superlativen vermeiden, thörichten Antipathieen entsagen, schwärmenden Sympathieen entweichen, neben dem Licht auch den Schatten, der jenem aufhilft, erkennen und dulden, allenthalben aber den Punkt treffen, durch den uns Alles licht und leicht wird. Was das schnelle Erfassen des Wahren dem Verstande, was die Regung des moralischen Gefühls dem Willen, ist zwischen beiden in Ansehung des Schönen und Angenehmen sowohl in Empfindung als Uebung der Geschmack, d. i. die leichte und sichre Comprehension desselben im feinsten Punkt seines Reizes.

III. Kritik.

Genie erschafft, Geschmack kostet, Kritik urtheilt. Mithin will sie Gründe des Urtheils; sie setzt einen Zweck des Werks voraus und hält

an

an ihn die Mittel seiner Erreichung. Ihr liegt ein Gesetz, eine Regel zum Grunde, die sie anwendet. Eine Kritik ohne Gesetz, ohne Regel und Gründe heißt Akrisie und ist blinde Willkühr. Sie zerreißt den Faden heller Begriffe und Urtheile, der von Griechenland aus durch alle cultivirte Nationen fortging, und öffnet der apodiktischen Barbarey die Thore.

Dem Namen selbst nach ist Kritik Ausspruch nach einer Regel, die dem Beurtheilten sowohl als dem Urtheiler anerkennbar, von beiden anerkannt und dem Werk anpassend ist, über welches gesprochen werden soll. Ohne diese Bedingungen ist der Ausspruch des Richters eine unapodiktische Apodixis, d. i. ungebührliche Anmaßung.

Echte Kritik mit Gründen, nach Gesetz und Regel, ernsthaft erwogen, unpartheiisch gesprochen, ist einer Nation unentbehrlich: denn wer sollte die unbelehrte Menge belehren als die Kritik mit Gründen? Ein apodiktisches Tribunal dagegen, das ohne Gründe, nach einem Codex, der Begriffe, Zweck und Vorstellungen des Zwecks förmlich aufhebt, nach solchen willkührlich oder leidenschaftlich spricht, ja die Gesetze selbst in ein Spiel setzt, mit dem man spielet, ein solcher Markt ist der Nation eben so unanständig als schädlich. Ueber keines Vernünftigen Werk urtheilt man vor einem Vernünftigen ohne Gründe. Wer sich nur vor einer Nation und zu ihr sprechend über alle ihre Geisteswerke dergleichen apodiktische Urtheile anmaßt; entweder muß der erweisen, daß über ihn der Geist alles Genies und

Wissens, aller Kunst und Cultur gekommen sey, oder die Nation betrachtet ihn als ihren Schätzer und Höhner. Faktoren eines merkantilischen Instituts, die nach jeder Messe alle Produkte des Genies und Fleißes, der Kunst und Wissenschaft, der Wünsche und Bestrebungen ihrer Nation vom Titel aus zur Beurtheilung an ihre Söldner vertheilen, spotten der Nation selbst mit ihrem Namen. Redakteurs des Geistes der Nation, Faktoren ihrer Kritik aus Autorität eines Verlegers, als Namen schon bezeichnen sie Anmassungen, die der Geist des gesunkensten Volks nicht erlauben dürfte, nicht erlauben müßte. Womit habt Ihr gezeigt, Schätzer-Faktoren, um das Zutrauen der Nation zu verdienen, daß Ihr die Beurtheiler auch nur wählen, daß Ihr die sämmtlichen Bemühungen ihres Geistes an eure Zunft auch nur vertheilen könnet? und wer ist diese Zunft? Schätzer-Faktoren.

Was heißt Recension? Der Name selbst enthält des Amts Pflichten. Eine genaue Ueberzählung oder Erzählung dessen, was die Schrift enthält, nothwendig jeder Schrift in ihrer Weise — heißt Recension; also

1. Arbeiten des Fleißes wollen eine treue Bestimmung dessen, was dieser Fleißige geleistet; ihre Recension setzt eine eben so genaue Kenntniß dessen voraus, was vor ihm geleistet worden. Wer diese Kenntniß nicht hat, oder die fleißige Arbeit genau durchzugehen nicht Zeit, nicht Lust hat, ist kein recensens.

2. Wissenschaften und Künste fodern einen Beurtheiler, der die Wissenschaft, die Kunst genau kennet, und wie dies Werk zu ihnen stehe, partheylos schätzen kann. In echten Wissenschaften gelten nur Axiome, klare Deductionen, Erfahrungen, Schlüße; Postulate, die sich nicht durch sich selbst erweisen, verpflichten niemand. Zumuthungen, dergleichen anzunehmen, zernichten das Amt der Kritik völlig, und setzen an ihre Stelle einen literarischen Papismus. Bei den Künsten der Zeichnung wie bey der Wissenschaft liegen Werke dem klärsten unsrer Sinne vor Augen, der mittelst angegebner Gründe jeden Zwist entscheidet. In beiden urtheile nur der Meister, der Kenner; der Halbkenner, der Geschmackströdler schweige.

3. Dem Genie bücke sich die Kritik; auch mit seinen Fehlern gebührt ihm Hochachtung: denn das feinste Urtheil als solches steht unter dem Genie; dies erfinde oder stelle dar, es entdecke oder bereite Entdeckung vor. Wer nicht beleben kann, soll auch nicht tödten. Eben den lieberalsten, den Genie-ähnlichsten Kritiker zeiget es an, wenn er das Neue, das Schöne und Gute, auszeichnend ins Licht stellt, und wenn er kann, vervollkommt; die Tadelsucht dagegen, die blos an Fehlern hängt und Federn abliest, sie verräth eine kleinliche Seele. Ein Jahrbuch, das in jeder Wissenschaft und Kunst nur das Neue, Große und Schöne zum Nacheifer und weiterem Verfolg aufstellte, wäre ein Werk, dem Genius heilig, aufmunternd und nützlich.

Nur daß, wie Lessing oft bemerkt hat, diese Hochachtung keine dumme Bewunderung werde! Die-

se ist das nutzloseste Ding, das sich statt der Kritik einschleichen mag, dem Gepriesenen selbst aneckelnd. Setzt vollends der Kritiker sich vor den Gepriesenen hin, um an seinem Werk eine unerhört-neue Theorie für alle künftigen Werke ähnlicher Art auszufinden, worauf unterm Artikel Genie die „kritische Kritik" selbst weiset: wie schülerhaft wird dies Exercicium vorm Angesicht des Meisterwerks, das dazu nicht erschaffen ward, und für den nachahmenden Haufen wie verführend! Die Gepriesenen der Gottschedisch-Klotzischen Schule, wo sind sie jetzt? Die kritische, kraft ihrer Postulate, neugeschaffene Idole der kritischen Schule, wo werden sie bald stehn? Das Reich der wahren Kritik ist nur Ein Reich durch alle Zeiten; Aristoteles und Lessing rücken dicht an einander, und ernsten Schrittes geht die Kritik fort unter den Völkern. Der Halbtheorist wird vergessen; der großäugige Bewundrer steht in kurzem da, wie am todten Meer Loths Weib, die Salzsäule.

4. Werken des Charakters gebührt dieselbe Hochachtung, die dem Genius zukommt: denn auch im Charakter wohnt Genius, edler Trieb, Begeisterung. Begeisterung mit Weisheit gepaart, unverkennbare Güte, zum Wohl der Menschen von Einsicht und Klugheit begleitet, gebietet Hochachtung. Die Kritik, der Alles ein Spiel ist, spielt mit dem Ernstesten am liebsten.

Sind dies der Kritik Pflichten, was hat bei ihrer Vernachlässigung die Nation für Mittel dagegen? Ernste Mittel: denn so wenig ihr ein falsches Maas und Gewicht gleichgültig seyn kann und soll, so wenig soll ihr in Geisteswerken ein Maas

ohne Regel," d. i. ein kritisches Unmaas gleichgültig bleiben. Auch ist kalte Verachtung nicht das Einzige, womit sie den Unwissenden oder Muthwilligen, der sie hintergeht, und mit ihr ein kritisches Spiel treibt, zu strafen hätte; sondern

1. Desto wärmere Theilnehmung an dem Beleidigten soll den Beleidiger strafen. Alle Männer der Wissenschaft und Kunst treten für den auf, an dem eine Kunst und Wissenschaft geschmähet oder in Fortschritten zurückgehalten ward; so thun es andre Nationen. Sind wir hierinn zu gleichgültige Deutsche, die wohl gar offenbaren Unbilligkeiten zulachen und mit einem „auch der bekam sein Theil" die Sache abgethan halten; so sind von dieser niedern Unart gewiß nicht alle Deutsche. Die edlere Nemesis, die Uebermuth und Unrecht nicht dulden kann, schlägt auch in unserm Busen. Nie erhielt sich der Ruf eines Uebermüthigen nur bis an seinen Tod, geschweige länger; oft strafte ihn unversehends des Uebermüthigern Geißel und die strenge Zeit am strengsten. Rühmlicher ist kein Unmuth, als der ohn' Ehrsucht und ohne Parthei, gleichgültig, wie er auch beurtheilt werde, für den Ruhm seines Volks, für Förderung der Wissenschaft, für Freyheit des Gebrauchs aller Seelenkräfte, für echte Kunst und das Werkzeug aller Seelenkräfte, die Sprache „ zürnet.

2. Die strengere Ahndung gegen den Mißbrauch der Kritik, übe die Kritik selbst, der die Ehre ihrer Kunst werth ist. Indem sie sich der Mitgenossenschaft mit Halbkennern und Muthwilligen entzieht, und sie als eine unehrbare Gesellschaft verach-

tet, fühlend den Verderb, der Jünglingen auf ihre Lebenszeit zuwächst, wenn sie Kritiker werden, da sie noch lernen sollten, und sich deßhalb oben auf dem Parnassus wähnen, überläßt sie die, Kraft der kritischen Philosophie, unter jedem Lehrstuhl ausgebrüteten Nester voll junger Habichte,*) die ohn' alle Begriffe und Kenntnisse kritisch richten, ihrer eignen Ignoranz und Arroganz und Insolenz u. s. Scheuend entzieht jeder Edle sich einer Decke, unter welche Namenlos und Benahmt so manches Unreine sich streckt; und es wird eine Zeit kommen, da die Nation selbst sich jeder unwissenden, unanständigen, Regellosen Kritik als eines ihr zugefügten Schimpfs schämet.

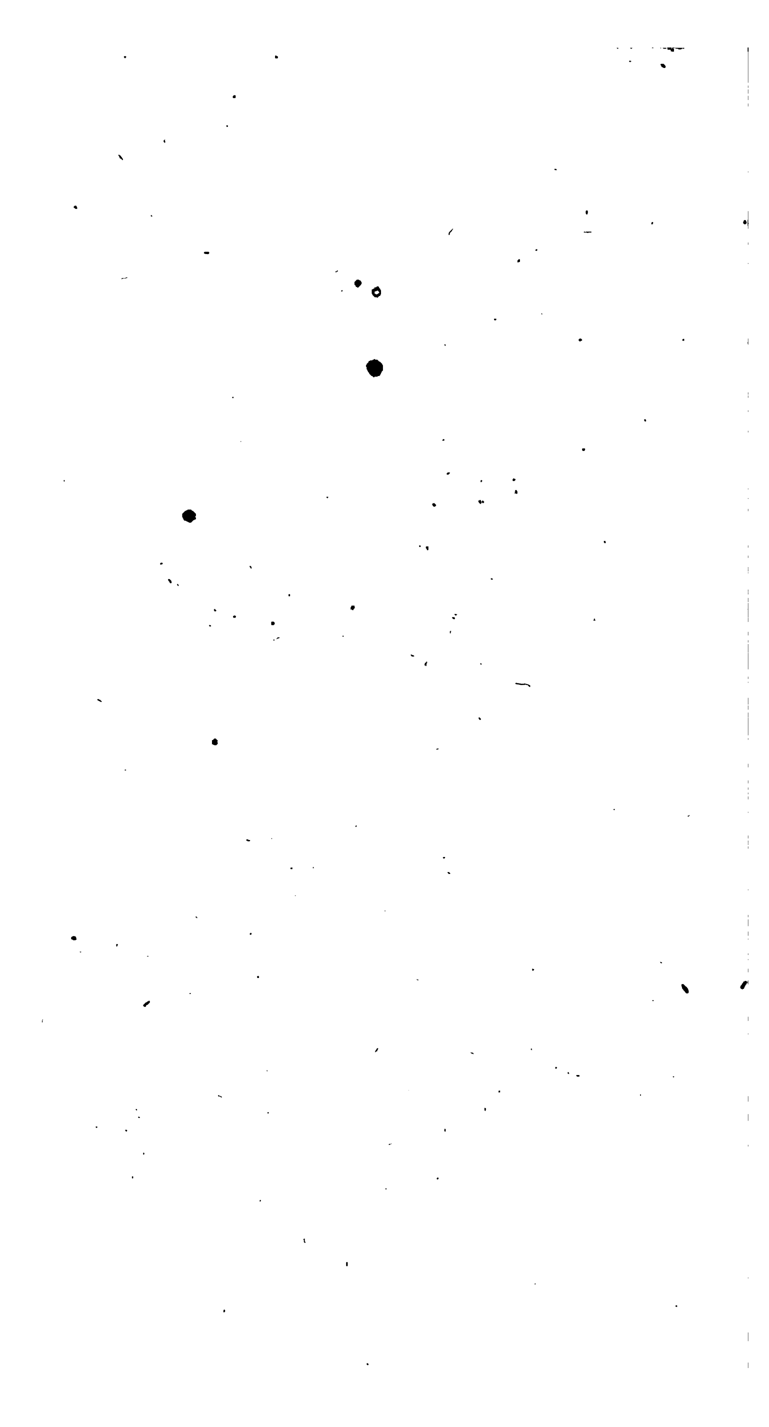
---

*) There is an ajery of children, little eyases, that cry out on the top of question, and are most tyrannically clapt for it; these are now the fashion etc. Hamlet.

Kalligone.

Vom Erhabnen und vom Ideal.

Dritter Theil.



I.

Vom Erhabnen.

1. Geschichte des Erhabnen in der menschlichen Empfindung.

A. Wenn man vom Schönen spricht, denkt man gern an die Griechen. Ist Ihnen ein Grieche bekannt, der vom Schönen und Erhabnen geschrieben hätte?

B. Vom Schönen mehrere; Longin vom Erhabnen. Vom Schönen und Erhabnen, neben einander gesetzt, kenne ich keinen.

A. Und doch war den Griechen, wie wir sahen, jene andre Verbindung des Schönen und Guten, des Schönen und Rechtschaffnen, Tapfern (καλȣ κ'αγαϑȣ) so geläufig, und vom καλω και υψηλω oder υ'ψηει sprechen sie nie?

B. In dieser Verbindung klingt schon das Wort widrig. Wenn das Schöne ihnen das hervorscheinende, das in jeder Art Vortreffliche war, so konnte, von Prunk und Großsprecherey (υψηγορια,

υψηλαυγενεια u. s.) gesondert, das wahrhaft-Erhabene, das am schwersten zu erreichen ist, ihnen anders nicht als Gipfel des Schönen, Blüthe der Tugend (ακμη αρετης, το ακρον), mithin καλλιςον, αρηςον, das Schönste, das Beste heißen. Man bekommt einen hohen Begriff vom Hochsinn und Hochanstande (μεγαλοψυχια, μεγαλοπρεπεια) der Griechen, wenn man Pindar und Plato lieset oder die Denkmahle ihrer Kunst siehet.

A. Und Longins Erhabnes (το υψος) darf es dem Schönen oder der Schönheit entgegengesetzt werden?

B. Nichts weniger. Auch ihm ists die höchste Höhe, Fülle oder Stärke der Rede (ακροτης και εξοχη λογων). Lange vor ihm hatten die Rhetoriker die mancherley Gattungen des Vortrages nach Höhe und Tiefe eingetheilt; man unterschied erhabne und prächtige, mittlere und starke, niedrige und feine Reden. Schon Aristoteles *) suchte dies Theilen und Untereintheilen einzuschränken, das indeß bei den spätern Grammatikern bis zum Bau des Perioden, zur Wahl jedes Bildes und Wortes hinab, fast ins Unendliche ging. **) Der Natur der Sache nach blieben die drei Haupt-Abtheilungen, des Hohen, Mittleren, Niedern die gemeinsten Abzeichen; ihre Grenzen flossen in einander —

*) Rhetoric. 3. 12.

**) S. Rhetores selecti, ed Fischer. Lips. 1775.

C. Mich dünkt, sie müssen bleiben, diese Merkzeichen, die in der Kunst am deutlichsten erscheinen. Mit Recht hat Winkelmann seine Geschichte der Kunst nach diesem großen Maasstabe geordnet. Phidias und Lysipp behaupten so wenig Einen Charakter des Stils, als Anakreon und Pindar.

A. Zu abschließend indeß wollen wir auch hier nicht theilen. Lysipp, wenn wir dem Lobe der griechischen Epigrammatisten trauen dürfen (und wir dürfen ihm trauen) gab seinem Alexander ein so Erhabnes, daß er selbst in kleinen Bildnissen ein Gott schien; der Siegessänger Pindar dagegen schrieb auch Klage- und Brautgesänge. Unsre Nation, die von jeher geschlossene Zünfte geliebt hat, ist bei Werken des Geistes bisweilen gar zu bald mit Gehegen, Wänden und Classen fertig, die auf Spruch und Gebot als unübersteigliche, ja zuletzt als natürliche Mauern gelten sollen. Kündige sich Jemand in Einer Gattung von Geisteswerken an; sofort soll er auf dem Schämel dieser Werkstätte Lebenslang ihr Leibeigner seyn. „Am Erhabnen halte er sich, ruft man; was mischet er sich in eine fremde Provinz? warum steigt er zum Schönen hinunter?" — Bei allen Musen! so dachten die Griechen nicht; vielmehr glaubten sie, daß wer im Garten der Grazien wohne, ihn ganz durchgehen dürfe. Die Blume des Thals blühet sowohl für ihn, als, wenn er zu ihr gelangen mag, die höchste Goldfurcht der Hesperiden. Wie vielartig übten die edelsten Griechen ihre Kräfte, am Schönen sowohl als dem Erhabnen.

C. Eine andre Veranlassung fällt mir ein, die vielleicht zur Abtheilung des Erhabnen und Schönen

einlud; es ist die zweigestaltige Natur selbst, ihr thätig- und leidendes Principium, Tag und Nacht, Mann und Weib. Dem Mann gebührt, sagt man, Würde (dignitas); dem Weibe Anmuth (venustas).

A. Auch hierinn ist ein Wahres, aber in seinen Grenzen. Muß nicht an Ort und Stelle der Mann auch sanft und nachgebend seyn, oder soll er allein das σεμνον und δεινον, lauter majestätische Tugenden üben? Gab es nicht unter den Weibern auch Heldinnen an Gemüthsstärke? Ist Aphrodite allein Göttin? stehet nicht auch eine Diana, Pallas, Juno, und in der Götterreihe Dionysus und Phöbus da? Und Phöbus, ist er allein Musagetes, oder nicht auch der zornige Drachentödter? Sitzt Bacchus nur neben der Ariadne, oder errettete er nicht auch den Olymp? Und um bis zu Kindern hinabzugehn, erdrückte Herkules den Drachen nicht schon in der Wiege? Lasset uns also, wenn wir Geschlechter, Charaktere, Alter und Art bemerken und sondern, moralische Eigenschaften derselben und Geisteskräfte nicht abzäunen. Das Höchste und Edelste sey uns allenthalben das Schönste. In neuerer Zeit wars meines Wissens Burke, der die Topik des Erhabenen und Schönen in Gang brachte.

C. Sein Buch hat mich nicht minder vergnügt als unterrichtet, wie es denn auch in drey Sprachen mit Beifall gelesen ist. Jedem Liebhaber des Schönen wünsche ichs in die Hände.*)

---

*) A philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the sublime and Beautiful.

A. Burke war ein Talent- und Einsichtsvoller, ein beredter, und wo ihn Vorurtheile nicht blendeten, ein sehr verständiger Mann. Diese Schrift war ein Werk seiner Jugend, und auch in ihr schon zeigt er ganz den Britten. Sein Erhabnes und Schönes setzt er in zwei Tendenzen der menschlichen Seele, fast ähnlich den beiden Grundkräften des Universum nach Newton, Anziehung und Zurückstoßung. Wie die Liebe aus sich geht und sich mittheilt, wie sie an sich zieht und sich vereinigt; so nach ihm das Schöne in seinen Wirkungen und Objekten. Ihm steht ein andres Gefühl entgegen, das uns in uns zurückzieht, uns auf unsrem Mittelpunkt festhält, stark macht Gefahren zu überwinden, mächtig zu entfernen, was zu uns nicht gehöret. Es ist unser edles Selbst mit tausend Phänomenen erhobner Empfindungen, und Thaten. Vermöge dieser zwei Kräfte gravitirt und erhält sich das moralische Weltall, wie das physische durch jene zwei ähnliche Kräfte Newtons. Unser Herz ist der Brennpunkt beyder.

B. Ein edles System und bei Burke in einer reichen Anwendung. Fast zürnte ich mit der „Kritik der Urtheilskraft," daß sie das Buch deßhalb glimpflich herabsetzt, weil es nur „eine psychologische,

---

Lond. 1757. Recherches philosophiques sur l'origine des Idees, que nous avons du Beau et du Suplime. Londr. 1765. Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Schönen und Erhabnen. Riga, 1773. bei Hartknoch. (Uebersetzt von Garve.)

d. i. empirische, nicht aber eine allgemeingültige, transcententale Exposition mit Gründen a priori" gebe *). Läßt sich über Begriffe der menschlichen Seele anders als aus und nach ihr philosophiren? Alle unsre Gründe a priori der Logik, Metaphysik u. f. sind sie anders woher als aus der menschlichen Seele? sind sie anders wo als in ihr? Gäbe es endlich, da es hier nicht sowohl abstrakte Ideen als Begriffe und Gefühle betrifft, eine reinere Transcendenz als die Reduktion ihrer aller auf die eben genannte zwey Grundkräfte? Sie constituiren die Welt; warum söllten sie nicht auch unser Gemüth constituiren?" **)

A. Ich will eine Geschichte des Schönen und Erhabnen erzählen. Wer sie wahr findet, stimme mit ein; wer dagegen einzuwenden hat, sage auch seine Gedanken.

Im Anfange der Zeiten, erzählt die Sage, war in der Natur nichts als Höhe und Tiefe,

---

*) S. 126 — 129.

**) Im Jahr 1764., ehe Burke's Schrift ins Deutsche übersetzt war, erschienen vom Verf. der Kritik Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, (Königsberg 1764.) feine Beobachtungen voll Witzes und Scharfsinns. Eine Recension dieser Schrift, Muster einer eben so schonenden als tiefsehenden Kritik von J. G. Hamann (Königsbergische gelehrte und politische Zeitungen 1764. St. 26.) würde hier eingerückt werden, wenn diese frühere Schrift hieher gehörte.

ὑψος και βαθος. Die Stimme der Schöpfung erschallte; das Hohe stieg nieder, die Tiefe empor und es war Ordnung, κοσμος.

Noch standen Fluthen über der Erde, ein erhabner Anblick. Wolken brüteten über dem kleinen Erdkern in einer fast unbegrenzten Atmosphäre; rings um den Erdkern krachten und spieen Feuerschlünde. Fluthen und Wolken senkten sich; der Dunstkreis klärte sich auf, allmählig schwieg das Grimmen der Erde, und es war eine bewohnbare Welt (κοσμος).

Leben regte sich in der Schöpfung; Krieg aller gegen alle giebt dem rohen Sinn ein wildes Erhabene. Hier nicht also. Die Grenzen der Geschlechter wurden getheilt; der Mensch, begabt mit Vernunft, erschien; das erhabenste Geschöpf. Wodurch erhaben? Durch Vernunft, durch Ordnung.

Stämme und Völker tobten gegen einander; schreckliche Thaten geschahn und wurden angestaunet; Menschen, die sie vollbrachten, Mörder, Räuber, Unterdrücker standen als Götzen auf den Altären; das war, sagt man, die Zeit des Erhabnen. Die Vernunft der Menschen klärte sich auf, die Billigkeit erwachte; und die Altäre der Götzen sanken! Die fesselnden Unterdrücker, mit Banden des Gemeinwohls, der Billigkeit und Vernunft selbst gefesselt, fanden sich, und mit ihnen andre, glücklicher als zuvor. Die Zeit des roh-Erhabnen ward eine Zeit des sittlich-Schönen.

In Künsten und Wissenschaften thaten sich Wundermänner hervor; sie wurden angestaunet, und je

weniger man sie begriff, desto mehr verehret. Um geltend ihre Gabe zu machen, hüllten sie sich in das Gewand der Erhabenheit ein, mit ungeheurer Wirkung. Man nannte dies die Zeit des Erhabnen. Das Licht verbreitete sich; man begriff, woher, was sie thaten, sie zu thun vermochten, und ahmte sie nach. Oder man fing an statt des blos Betäubenden, das Belehrende, das Nützliche, das Angenehme zu lieben; man suchte die Wahrheit. Das einst nur angestaunte Erhabne ward jetzt ein mit dem Geist erfaßtes Erhabenes, καλλιςον αριςον, das Wohlthätigste, Schönste.

Mit diesem Ueberblick der Welt- und Menschengeschichte gehen wir in unser eigenes enges Leben zurück; wie dort, so hier!

Klein und schwach empfing uns der Schauplatz der Welt; lauter Erhabnes und Großes, ein Unendliches (απειρον) lag vor uns; ein Unendliches an Vielheit, Umfang, Kraft; von uns unversucht, unerfahren. Wir konnten nicht anders als es anstaunen.

Der hohe Himmel! Was träumen wir nicht von dieser erhabnen Burg, von dieser blaugoldnen Wölbung, und von ihren Lichtern, dem Monde, der Sonne, den Sternen! Unsere Kindesphantasie flog in dies Land der Träume, bewohnte den Mond, berührte die Sterne. In den Brunn der Morgenröthe tauchten wir uns und schifften im Zuge der Wolken. Die Kindheitspoesie aller Völker der Welt wohnt in diesem Erhabnen. Hohe Gestalten, Götter und Geister lebten einst nach dem Gesammtglauben aller Nationen der Erde in diesen erhabnen Gegenden, über der Veste oder in den Wolken, oder auf einem Olympus. Wie war uns,

Freunde, als uns zuerst die Nachricht zukam, daß diese Veste, Luft, die Sterne Sonnen und Erden seyn? wie erhabner ward unsre Aussicht zum Himmel da, und wie schöner! Schöner, weil sie die Heere des Himmels zu ordnen anfing; und immer erhabner und immer schöner, je mehr sie solche nach einfachen, innern, ewigen Kräften der wandelnden Weltkörper ordnen lernte. Jedem von uns bleibt gewiß die Stunde seiner Kindheit oder Jugend unvergessen, da er diese himmlische Offenbarung zuerst empfing; der Mann, der uns unter dem Sternenhimmel diesen Weltaufschluß gab, noch stehet er wie ein Genius vor uns, gen Himmel weisend, unsre Blicke beflügelnd. Jetzt standen wir auf dem Alkol, und fragten: „wo weiter hinaus? wo ist die Grenze der Schöpfung?“

Und als der himmlische Genius uns näher trat, auch dieß Bild der Einbildung ordnend; er zeigte uns Milchstraßen, Nebelsterne, Sonnensysteme; bis endlich Herschel kam und das Buch der Himmel, Blatt nach Blatt aufrollte. Die roh-erhabnen Träume unsrer Kindheit mit ihrem dumpfen Anstaunen sind verschwunden; ein Erstaunen andrer Art hat ihren Platz und besitzt ihn ewig. Unser Geist, nicht unser Auge, will jetzt umfassen das Weltall; d. i. er denkt dem Weltordner nach, Gottesgedanken. Nicht Grenzen giebt er dem Unermeßlichen, (kindische Phantasie!) sondern Gestalt, Ordnung nach einer innern ewigen Regel. Das Schönste und Höchste hat er hiemit zugleich erreicht;

denn was ist höher und schöner, als eine nach Einer innern Regel geordnete Welt (κοσμος)! *)

Und da nur ein Geist diese Regel denken und wirklich machen konnte, wie nur ein Geist sie wahrnehmen kann, was ist Erhabner, was ist Schöner als dieser mit seiner Kraft und seinen Gedanken alles erfüllende, ewigschaffende Geist, Er die thätige Regel alles Erhabnen und Schönen, des Universum. Jeder kleine Begriff falscher Erhabenheiten, sammt ihrer abscheulichen Brut, Entsetzen, Furcht, enge Persönlichkeit, Abgötterey, kriechender Dienst, Heucheley, Lüge verschwinden. Einer regiert und ist und herrscht ewig, das erhabenste Schönste, das Beste.

G. Als zuerst ich das Meer sah; auch ein Unendliches, eine himmlisch-weite Ansicht; bis wo es sich in die Wolken verlor und der Himmel sich zu ihm senkte, verlor sich mein Blick in die ungemessene Höhe und Tiefe. Auf einem Bret schwebend zwischen dem Endlosen über und unter mir, durch Fluthen und Winde über einem unbekannten Abgrunde, welche Empfindung! **) Gern hört man

---

*) Τι εςι κοσμος; Ακαταληπτος περιοχη, θεωρητικον κατασκευασμα, ασυνοπτον υψωμα, πολυχαρακτον μορφωμα, αιωνιον διακρατημα etc. Secund.

**) Τι εςι πλοιον; Επισαλον πραγμα, αθεμελιωτος οικια, ανεμων οδοιπορια u. f. Secund.

auf dem Schiff Abentheuer erzählen und lieset sie gern: denn über und im Element dieser Wagnisse fühlt man sich selbst als einen solchen, kühn, stark, voll langer Gedanken und Entwürfe. Entrissen dem trägen Boden schwebt unser Geist auf den Flügeln des Windes.

Der Sturm erwachte, es öffnete sich der Abgrund; die Winde heulten; Höhe und Tiefe; Wolken und der Abgrund, Himmel und Hölle sind Eins; wir werden hinauf- und hinabgeschleudert. „Tritt an den Mastbaum, sagte der Schiffer dem Unerfahrnen, und umfass' ihn, es ist keine Gefahr!" Ich rief die Sinne zusammen; und in diesem Aufruhr der Natur erblickte ich welch' Erhabnes in einer höheren Ordnung! Bewirkt von allen Kräften der Natur in ihrer wirksamsten Bewegung und ergriffen vom ruhigen Auge. Die tausend Wellen und Wogen, die mit Einem Schlage Himmelan steigen und ihre Häupter krausen, dann über einander stürzen und niedersinken, im Takt des vielstimmigsten Accords, nach allen Krümmungen und Linien der Schönheit, bis wo die letzte Welle in den dunkeln Horizont hinansteigt; die Bewegung des Schiffs gleichstimmig den großen Elementen, es schwebe in den Wolken oder spalte den Abgrund; die geordnetste Republik, in der Alles an Einem Ruf, an Einem Wink, ja an Einer Linie, Einem Punkt hängt; in ihr Alles gewogen, gemessen, nach Gestalt, Zeit und Ort berechnet. Und wenn der Sturm entschläft, in sanftern Linien die Wellen sich senken, endlich die Sonne hervortritt und sich in der blaugrünen Fläche wiederum spiegelt; ihr

schönen Himmelslichter, Mond und Sonn', und Sterne, ihr freundliche, uns regelmäßig besuchende Gäste, wie lieb seyd ihr dem Waller des einsamen Meers! Und ihr fernen Ufer, ihr Wolkengekrönten Felsen, ihr dahin ziehenden Vögel, ihr um uns scherzenden Delphine — erhabenschöne, schönerhabene Jugend-Erinnerung, noch im Andenken sey mir gegrüßt.

B. Wir sahen Berge, Thürme, Felsen; „ach, wer droben wäre!" sagte unser jugendlicher Geist: „und wer könnte nicht dort seyn!" sagte unser jugendlicher Muth. Wir erklimmten die Höhe, um auch zu seyn, wo der Vogel saß; und fanden oben den kahlen Gipfel oder gar eine Ebne. Das Erstaunen war aufgelöset, aber in etwas viel Schöneres, die freie, weite Aussicht tief hinab und weit umher verwandelt. Was uns das Thal des Staunens nicht geben konnte, gab uns die Höhe im vielumfassenden, reichbelehrenden Gestalten-, Farben-, Linien-wechselnden, schönen Anblick.

C. Wir stiegen einst in den Schlund des Berges und gingen gebückt, hörend in der Ferne das Pochen des Hammers, das Tröpfeln und Rauschen unterirdischer Wasser, und sahen in tiefer Nacht zuletzt das flimmernde Berglämpchen. Bekannt mit diesen Gängen und Reichen fanden wir uns endlich auch hier zurecht. „So streichen die Gänge, so liegen die Flötze, so schiebt sich das Gestein, so brechen die Metalle, so sind wir an der Zeit," dies lernten wir unten und förderten diese Kenntnisse zu Tage. Auf Wegen und Stegen ziehen sie jetzt mit uns; wir kennen die Erdarten, erklären uns den

Bau, den Fall, die Bildung der Gegenden, was auf und in ihnen wächst, in welcher Ordnung es wuchs und gedeihen konnte. In welch erhabneres, froheres Gefühl ist das erste dunkle Anstaunen des Berglämpchens verwandelt!

X. Nacht und Tag wechseln auf unsrer Erde, man nennet den Tag schön, die Nacht erhaben. Natürlicher Weise staunten wir als Kinder das Dunkel an, weil wir in ihm nichts sahen, nichts finden konnten; gefürchtet aber hätten wir uns an einem gefahrlosen Ort vor dem Dunkel schwerlich oder minder, wenn nicht Mährchen unser scheues Ohr furchtsam gemacht und uns in der allenthalben natürlichen Natur allenthalben Un- oder Uebernatur zu erwarten gelehrt hätte. Viel falsches sogenannt-Erhabnes kam damit in unser Ohr; in unser zartes Hirn drückten sich Lügengestalten, die vielleicht noch die Seele manches neunzigjährigen Kindes betäuben. Da nämlich das im Dunkel erwachende Auge den schwarzen Raum vor sich nicht anders als eine auf- oder vor sich gebreitete Decke und die dämmernden Gestalten auf ihr nicht anders als webende Schatten siehet; so entstand daraus das Bild solcher Schatten als lebendiger Luftgestalten; Gespinnste der Furcht, die sich zu unsern Träumen gesellten, die unsre Träume selbst einluden und realisirten, kurz Gespenster. Erhabner Nichtigkeiten ein reiches Heer! Wir kamen zur Vernunft und lernten, daß Finsterniß ein Nichts, daß Nacht und Tag ein Zwillingspaar sey, die schöne Folge Einer und derselben harmonischen Regel. Jetzt griffen wir nach den webenden Schatten, und fanden, was sie waren.

Wir freuen uns, vom Strahl des Tages ermattet, auf den kühlen Abend und die stille Nacht: wir schlafen ruhig. Ein reicher Ersatz jener falschen Erhabenheiten ist, dünkt mich, diese erhaben-schöne Gedankenklarheit. Die Nacht begeistert den Weisen, nicht zu Hirngespinnsten, sondern wenn ihn Blut und Herz, Gemüth und Sorge nicht drückt, zum leicht- und hellesten Fluge der Ideen; unter ihrem erhaben-stillen Hemisphär sind seine Kräfte wie in einen stillen Brennpunkt gesammlet. Hat er damit gewonnen oder verloren?

E. Als Kinder spielten wir unter einer uralten, weitschattenden Eiche, die wir, klein und jung gegen sie, mit Ehrfurcht ansahen. Sie schien uns eine in die Luft erhobne Welt, eine Stadt der Vögel; die blüthenreiche Linde ein Universum summender, fröhlicher Bienen. Im Gipfel der Fichte rauschte uns das Flüstern des erhabnen Naturgeistes, an den Zweigen des Ahorns hing das den Knaben so reizende, geheimnißvolle Nest des Vogels. Nun hörten wir von Cedern Libanons, von den Palmbäumen des Morgenlandes, von der Eiche zu Dodona, mit dem, was unter ihnen geschehen war; welche Reihen erhabner Geschichten pflanzten sich damit in den Garten unsrer Phantasie, unsrer geheimsten Seelenneigung! Mit den Palmbäumen Orients kommen uns noch diese Geschichten und Sagen wie Jugend-Träume wieder; die ganze Welt des Wunderbaren der Tausend- und Einen Nacht liegt, wie in einem Zaubersee, in uns versenket. Allmählich erwachte unsre Vernunft und ordnete die Jugendträume. Gewächse, Bäume, Thiere, in allen Gat-

tungen und Arten, lernten wir in der Natur oder in wahren Beschreibungen kennen; sogar fanden wir sie in Systeme geordnet, und studierten an Allen Ein gemeinsames Naturbild, Einen Typus. „So werden, so wachsen, so sind und entwerden sie (sagen wir uns jetzt); darum sind sie so und nicht anders. Was auf diesem Lebensbaume einer in sich wesentlichen Organisation und Naturbildung nicht wächst, ist Tand und Traum." Anerkennend diesen Typus, verfolgen wir ihn durch alle Gestalten; welch ein Erhabenschönes und schönes Erhabene geht uns in ihm auf! In jeder Pflanze, in jedem Baum, vom Ysop bis zur Ceder, vom Wurm zum Wallfisch, dessen Rückengräte wir einst erhaben-unfruchtbar anstaunten, wird uns diese lebendige Regel sichtbar. Die Milbe und der Knochenberg, Elephant, sind uns in Ansehung ihres Baues und des Geistes, der ihn beseelt, gleich merkwürdig. Das Erhabne wird schön, das Schöne wird uns erhaben. Haben wir gewonnen oder verloren?

B. Als man uns in die Schule führte, kam uns nichts erhabner als das A B C vor; auf des Lehrers Antlitz stand es gepräget. Das Buchstabiren klang uns sehr erhaben; die grammatischen Regeln, die Declinationen, bei verbis der Infinitivus, und die Impersonalia höchst erhaben, weil sie die letzten waren, und man nur durch Mühe zu ihnen gelangte. Seitdem wir eine Philosophie der Sprache begriffen, sehen wir das Erhabene einer Sprache, der Sprache, die wir am besten verstehen, verständiger ein. Der Dunst der Schule, das er-

habene Skotos ist in Licht verwandelt; haben wir gewonnen oder verloren?

A. Als man uns in die Schule der Arithmetik führte, wie hoch stand uns das Dividiren, die Buchstabenrechnung! von dem Calcul des Unendlichen ward mit Staunen geredet. Ein vernünftiger Lehrer zeigte uns, daß in der Arithmetik nur Ein Ding zu bewundern sey, das Eins; in der Geometrie nur Ein Ding, der Punkt; in der Analyse das Zeichen = y oder vielmehr die Seelenkraft, die diese Zeichen erschuf und festhält und gebrauchet. Diese nackte, trockne, aber verstandreiche Erhabenheit gewähret sie nicht mehr als jene falsche Bewunderung, die an Congruenz der Figuren, an Constructionen im Raum, an Ziffern und Zeichen haftet, und durch ihr Bewundern selbst sich als das, was sie ist, darstellt? Anstaunen ist der Tod der Mathematik; ihr Wesen ist μαθησις, verständig lernen, begreifen, und ihre Frucht das Erhabenschönste, Maas, klare Ansicht.

C. Als man uns in die Poetik führte, in welchen Hypsegorieen sprach man vom großen Homer, vom erhabnen Pindar! Die Regeln über sie gingen noch erhabner. Seit wir zur Einsicht dieser Dichter gekommen sind, wie anders sprechen wir jetzt das Wort „großer Homer! erhabner Pindar!" aus! Nur im Schönen groß und durchs Schönste erhaben sind uns beide. Sophokles wenige Stücke zeigen uns die tragische Bühne der Griechen auf ihrem Gipfel; sein Erhabnes ist, was nach dem Begriff seiner Zeit dem Kothurn ziemte. Von Shakespeare hörten wir in unsrer Kindheit als von einem fast unersteiglichen Fels, einem unüber-

setzbar-Erhabnen; in Leidenschaften als von einem wilden Orkan reden. Wieland wagte die Uebersetzung; wir lasen seine Stücke in der Ursprache, und erklärten sie uns, Scene nach Scene; aus seinem Geist, aus seiner Zeit. Wie anders erschien uns jetzt Shakespeare! Sein Niedriges, wie sein Erhabnes, ist verständig.

B. Als man uns in die Moral führte, zeigten sich uns in ihr zuerst Extreme, Engel und Teufel. In der Geschichte trat Nimrod der große! der große Nebukadnezar auf, Alexander der Gott, Nero der Demogorgon. Erhabne Carricaturen wies man uns insonderheit in der Griechen- und Römergeschichte. — Je thätiger unser Verstand ward, desto mehr lernten wir diese Extreme zusammenrücken, verstehen, ordnen. Im Menschen erschien uns allenthalben der Mensch, ungleich begabt, aber nach Maas der Kräfte, nach Neigungen und Uebung zum Guten und Bösen gleich fähig. Die Tuba der Vernunft erscholl, daß alle Thale erhöhet und alle Berge gedemüthiget werden sollten vor der Stimme, die Alles gleich macht, der Stimme menschlicher Pflicht; und Gutes und Böses trat an seinen Ort, oft in Einer Brust beisammen. Sokrates und Perikles, Atticus und Cäsar weigerten sich dieser Stimme nicht; Marc-Aurel sprach sie laut aus; in uns spricht sie durch alle Geschichte.

Γ. In uns spricht sie auch über uns selbst. Grenzenlos ausgesprochen ist das erhabne Wort: „achte dich selbst!" eben so klein und verführend, als es sein kategorischer Gegenruf: „verachte dich selbst!" seyn würde. Aus sich machen

soll der Mensch Etwas; über dieß Etwas ist er Zeuge, nicht Richter. Das erhabenste Selbstgefühl ist nur das Gefühl der Harmonie mit sich und der Regel des Weltalls, mithin das höchste Schöne.

E. Als die kritische Philosophie auftrat, zuerst unbemerkt, bald, als sie durch Prolegomenen und Recensionen imperativisch verkündigt ward, nahete man ihr staunend. Klosterleute kamen, bewundernd in ihr die „Pflicht des Glaubens," geheime Gesellschafter das mystische „a priori", aus welchem viel zu machen sey, Weltleute ließen sich erzählen, was der kritische Philosoph sage, und die akademischen Katheder, die literarischen Blätter geboten: „Fallet nieder! saget nach! Das Unermeßliche ist ermessen, der Abgrund an's Licht gefördert, bezirkt und auf ewige Zeiten a priori geordnet. Das Unermeßliche = Ermessene (ἄπειρον πεπειραμένον) ist vor euch." Je mehr man zu sich selbst kam und überdachte, „daß, was a priori in uns „ist, allverständlich und allverstanden seyn müsse, „eben, weil es im Gemüth Jedes liegt; nur dann „könne eine Philosophie wahr seyn, wenn sie, klar „begrenzt, sich jedem denkenden Gemüth als seine „Eingeborne offenbaret. Was in der kritischen Phi„losophie wahr ist, könne nur sofern bestehen, als „es wahr ist, nicht weil sie es so saget" — so ergab sich's, die erhabenste Philosophie könne nicht anders als die faßlichste, das wahre Erhabene nicht anders als die Summe des Reinen, Klaren, Guten und Schönen seyn oder werden.

A. Hiernach, m. Fr., rücken sich auch Burke's Ideen vom Erhabnen und Schönen anders;

nicht Gegensätze sind das Erhabne und Schöne, sondern Stamm und Aeste Eines Baums; sein Gipfel ist das erhabenste Schöne. Der Schmerz des Anstrengens oder Anstrebens, den das Erhabne erreget, kann nur Spannung, mithin Uebergang zu andern Gefühlen seyn, oder die Feder ermattete kraftlos. Die Milde wiederum, die sich mit dem Schönen gesellet, muß durch ihre Anziehung auch Thätigkeit bewirken, oder die Feder erschlaffte gleichfalls. Erstaunen also, Bewunderung und Hochachtung öffnen nur die Pforte zum hohen Schönen, oder halten uns bei der Empfindung und Betrachtung desselben desto fester; so wie kein Gefühl des Schönen im bloßen Mittheilen und Verschwimmen aus sich selbst bestehen kann, oder es zerfließet. Alle Phänomene, die Burke anführt, lassen sich hiernach ordnen. Das Unendliche (απειρον) ist Einladung, das rein und verständig Erhabne in ihm, mithin das höchste und schwerste Schöne zu suchen und zu finden; das Gefühl des Erhabnen ist dem Gebiet des Schönen Anfang und Ende. Hätte Lessing zu einem Commentar über Burke's Buch Zeit gewonnen, gewiß hätte er zwischen beiden Prinzipien in unsrer Natur Einheit gesucht und gefunden, ein Friedestifter zwischen dem Erhabenen und Schönen.*)

*) Mendelsons Anmerkungen zu Burke stehen in Lessings Leben und Nachlaß, Th. 2. S. 201. seine Recension des Werks in der Biblioth. der sch. W. B. 3. S. 290.

2. Kritische Analyse des Erhabnen.

B. Mein Versuch ist mißrathen. Ich wollte einem kritischen Philosophen den Inhalt unsres letzten Gesprächs, daß das Erhabne nämlich der „schwerzuerreichende Gipfel des Schönen" sey, vortragen; aber, aber — die kritische Analytik des Erhabnen —

A. Nun dann. Damit wir diese kritische Analytik *) als ein Erhabnes nicht bloß anstaunen, sondern als eine Analytik analysiren, wollen wir uns aus ihr Fragen vorlegen; wer Lust hat, beantwortet die Fragen:

„Frage" 1.

Sollten wir uns nicht „unrichtig ausdrücken, wenn wir irgend einen Gegenstand der Natur erhaben nennen? ob wir zwar ganz richtig sehr viele derselben schön nennen können: denn wie kann das mit einem Ausdruck des Beifalls bezeichnet

*) Kritik der Urtheilskraft. S. 73. f.

werden, was an sich als Zweckwidrig abgefaßt wird?" *)

„Antwort."

Wäre der Ausdruck Erhaben nicht aus der Natur; woher hätten wir ihn? Schon der Schall hoch! (in unsrer Sprache) mit der aufgehobnen Hand begleitet, drücket Gegenstand sowohl als Empfindung aus; ein gleichsam hinaufathmender Aufruf: So heben, erhaben; **) im Wort heben athmet die Mühe, die hinaufstrebt; im Wort erhaben wird schon die Ruhe des dahin Gelangten bezeichnet. Wer in der Natur nichts Erhabnes, als sich selbst, und jeden erhabneren Gegenstand zweckwidrig fände, der wäre sich selbst allerdings der erhabenste Endzweck.

„Frage." 2.

Darf man sagen: ***) „daß das eigentliche Erhabene in keiner sinnlichen Form enthalten seyn könne, sondern nur Ideen der Vernunft treffe, welche, obgleich keine ihnen angemessene Darstellung möglich ist, eben durch diese Unangemessenheit, welche sich sinnlich darstellen läßt, rege gemacht und ins Gemüth gerufen werden."

---

*) S. 76.

**) Altus, eminens, sublimis, ὑψοω, ὑψος sagen ihren Nationen dasselbe.

***) S. 76.

„Antwort."

Enthalten kann das Erhabne eben so wenig in einer Form seyn, als das Schöne; beide werden an Gegenständen empfunden. Trifft das Erhabne bloß Ideen der Vernunft, so kann es (nach den Grundsätzen der Kritik selbst) kein Gefühl regen. Und, wenn sich Ideen der Vernunft (nach eben dieser Kritik) nicht darstellen lassen, wie läßt sich ihre Unangemessenheit darstellen? so darstellen, daß Ideen der Vernunft dadurch ins Gemüth gerufen werden? Das ganze Alterthum hielt Phidias Jupiter, Polyklets Juno für erhaben, gewiß nicht allein durch das, was sie nicht, sondern auch was sie darstellten. Wer der Kunst erhabne Formen abläugnet, mit dem ließe sich weiter in der gewohnten Kunstsprache schwerlich reden; hätte aber die Natur keine erhabne Formen, d. i. Formen, zu denen das Gefühl des Erhabnen freiwillig sich gesellt, woher sollte die Kunst sie nehmen?

„Frage." 3.

Kann man sagen: *) „der weite, durch Stürme empörte Ocean könne nicht erhaben genannt werden; sein Anblick sey gräßlich, und man müsse das Gemüth schon mit mancherley Ideen angefüllt haben, wenn es durch eine solche Anschauung zu einem Gefühl gestimmt werden so[ll,] was selbst erhaben ist, indem das Gemüt[h] die Sinnlichkeit zu verlassen und sich mit Ide[en]

*) Kritik. S. 76.

die höhere Zweckmäßigkeit enthalten, zu beschäftigen angereizt wird."

„Antwort."

Aesthetische Gefühle (setzte die Kritik selbst voraus) müssen ohne die hochpeinliche Halsgerichts-Ordnung gefühlt werden: denn freilich dem im Meer Ertrinkenden, vom Hayfisch Verschlungenen ist der Ocean gräßlich. Auch ists gewiß, daß der Anblick des ruhigen Oceans (wenn man die Worte genau nehmen will) das Gemüth eigentlich weite, nicht hebe. Desto gewaltiger heben es aber die empörten Wellen, die allenthalben umher, ringsum den ganzen Horizont, sich in die Wolken stürzen und heben. So in der Natur, und sogar im Gemälde des kämpfenden Schiffes oder des Schiffbruchs. Wem ist Lukrezens

Suave mari magno turbantibus aequora
ventis etc.

nicht als ein erhabnes Bild an die Seele gedrungen? wenn gleich vor einer wirklichen Scene der Art, wie in Shakespeares Miranda, sein erbarmendes Gefühl gewiß alle andre Empfindungen verschlungen hätte. Ist bei einem solchen Auftritt der Natur Alles in Sicherheit, so daß kein Angstgesicht sich uns darstellt, keine weibliche Klage ertönet; wer könnte, daß der Anblick des empörten Meers groß, ja, wie man sich ausdrückt, furchtbarschön sey, läugnen? Die Britten haben prächtige Schilderungen dieses Gegenstandes; und hätten Wir, hätten sie Homer und Virgil nicht?

Muß aber jemand sein Gemüth schon mit mancherley Ideen angefüllt haben, wenn es durch solche Anschauung zum Gefühl gestimmt werden soll; muß „sein Gemüth die Sinnlichkeit verlassen, und sich, während die See stürmt, mit Ideen, die höhere Zweckmäßigkeit enthalten, beschäftigen, wenn er zu erhabnen Empfindungen angereizt werden soll;" der bleibt freilich zweckmäßiger zu Lande, um sich das Gemüth mit mancherley Ideen daheim anzufüllen, die höhere Zweckmäßigkeit enthalten;" nur urtheile er alsdann auch von diesen Naturscenen nicht, am wenigsten absprechend, verneinend.

„Frage." 4.

„In dem, was wir an der Natur erhaben zu nennen pflegen, ist so gar nichts, was auf besondre objektive Prinzipien und dieser gemäße Formen der Natur führte, daß diese vielmehr in ihrem Chaos oder in ihrer wildesten Unordnung und Verwüstung, wenn sie nur Größe und Macht blicken läßt, die Ideen des Erhabnen am meisten erreget."

„Antwort."

Das Chaos der Natur sah niemand; absolut genommen ists ein Unbegriff: denn Chaos und Natur heben einander auf. Die Dichter schildern es also nur als einen Uebergang zur Ordnung. Nicht anders denkts unsre Seele. Alle Wesenheiten und Eigenschaften der Dinge waren in ihm schon vorhanden; ungeregelt äußerte jede schon ihren Trieb, und

und bestrebte sich, ihren Platz einzunehmen; also ward Ordnung. Das Chaos selbst also war ein Streben zur Regel, und diesem Bilde der Natur soll unsre Phantasie folgen. Wer mit erhabnen Gefühlen ewig und immer über dem Chaos brütete, ohne daß je eine Schöpfung würde, dessen Phantasie wäre das Thohu Vabohu selbst, für nichts, wider nichts, aus nichts, zu nichts, Zwecklos-erhaben, erhaben-Zwecklos.

Und wie könnte man an der Natur „in ihrer wildesten, regellosesten Unordnung und Verwüstung ein erhabenes Wohlgefallen" finden, *) ohne daß, wenn diese Verwüstung auf einen blühenden Zustand erfolgt ist, sich Trauer, Grimm, Abscheu, oder gar eine verzweiflungsvolle Leere der Seele, Verdruß und Ueberdruß in die Empfindung mischte? Gehe man über rauchende Brandstätten, oder durch unabsehliche Felder voll Lavakrusten und vulkanischer Asche, ohne Ein erfreuliches Bild der umherliegenden glücklichen Erde, des schönen Himmels, des schönen Meers; nur einem Geist in Miltons Hölle könnten Gefühle des Erhabnen dabei geziemen.

„Frage." 5.

„Daraus sehen wir, daß der Begriff des Erhabenen der Natur bei weitem nicht so wichtig und an Folgen reichhaltig sey, als der des Schönen in derselben, und daß er überhaupt nichts Zweckmäßiges in der Natur selbst, sondern nur

*) Kritik. S. 77.

in dem möglichen Gebrauch ihrer Anschauungen, um eine von der Natur ganz unabhängige Zweckmäßigkeit in uns selbst fühlbar zu machen, anzeige. Zum Schönen der Natur müssen wir einen Grund außer uns suchen; zum Erhabnen aber bloß in uns und der Denkungsart, die in die Vorstellung der erstern (der Natur) Erhabenheit hineinbringt; eine sehr nöthige vorläufige Bemerkung, welche die Ideen des Erhabnen von der (Idee) einer Zweckmäßigkeit der Natur ganz abtrennt, und aus der Theorie desselben (des Erhabnen) einen bloßen Anhang zur ästhetischen Beurtheilung der Zweckmäßigkeit der Natur macht, weil dadurch (durch das Erhabne) keine besondre Form in dieser (der Natur) vorgestellt, sondern nur ein zweckmäßiger Gebrauch, den die Einbildungskraft von ihrer Vorstellung macht, entwickelt wird."

Antwort.

Formlose Begriffe sind keine Begriffe. So wenig das Erhabene als das Schöne ist in der Natur Eine Form, wohl aber ein an Formen oder Maassen gefaßter Begriff, eine von ihnen unabtrennliche Empfindung. Außer der Natur giebts keine Natur, eine von der Natur unabhängige Zweckmäßigkeit ist dem Wort selbst nach eine Bestandlose Dichtung. Wie nun Einerseits nicht Jede Zweckmäßigkeit in der Natur für uns Schönheit ist; so sind Anderseits Ideen des Erhabnen von allen Gegenständen der Natur getrennt, im Chaos lustwandelnd, nichts als eine Verödung der Seele, sie zu den nichtigsten Truggestalten gewöhnend. Bewahre die Muse jeden Jüngling vor diesem „Appendix zur ästhetischen

Beurtheilung der Zweckmäßigkeit der Natur," in welchem unter der Rubrik des Erhabnen alles ihr Zweckmäßiges aufhört, und das große Skotos beginnt, Chaos, Thohu — Vabohu, Bathos.

„Frage." 6.

„Das Wohlgefallen am Erhabnen eben sowohl als am Schönen muß der Quantität nach allgemeingültig, der Qualität nach ohne Interesse seyn, der Relation nach subjektive Zweckmäßigkeit, und der Modalität nach die letztere als nothwendig vorstellig machen. Die Bewegung des Gemüths, die das Gefühl des Erhabenen als seinen Charakter bei sich führet, wird durch die Einbildungskraft entweder auf das Erkenntniß- oder auf das Begehrungsvermögen bezogen: da denn die erste als eine mathematische, die zweite als dynamische Stimmung der Einbildungskraft dem Objekt beigelegt, und daher dieses auf gedachte zwiefache Art als erhaben vorgestellt wird." *)

Antwort.

Heilige Tetractys! Da aber in der Mathematik niemand ein Chaos anstaunen, sondern Verhältnisse bestimmen soll; wie kommt der Name hieher? „Mathematisch-Erhabnes, wo die Bewegung der Seele durch die Einbildungskraft auf das Erkenntnißvermögen bezogen wird." Im Dynamisch-Erhabnen wird sie auf das Begehrungsver-

*) S. 78. 79.

mögen bezogen. Als ob die Dynamik nicht auch zur Mathematik gehörte.

„Frage.“ 7.

„Erhaben nennen wir das, was schlechthin groß ist.“ *)

Antwort.

Schlechthin groß ist nichts; jedes Große hat und gewährt Maas. Das Urwesen allein nannte die alte Philosophie ανευ μεγεθος, ohn' alle Größe, bei dem nicht nur jedes Maas als zu klein schwindet, sondern bei dem es gar wegfällt. Εν και παν, Ein und Alles, vor dem, in dem nichts groß, nichts klein ist.

„Frage.“ 8.

„Wenn wir etwas nicht allein groß, sondern schlechthin- absolut- in aller Absicht- über alle Vergleichung groß, d. i. erhaben nennen, so siehet man bald ein, daß wir für dasselbe keinen ihm angemessenen Maasstab außer ihm, sondern bloß in ihm zu suchen verstatten. Es ist eine Größe, die bloß sich selber gleich ist. Daß das Erhabne also nicht in den Dingen der Natur, sondern allein in unsern Ideen zu suchen sey, folgt hieraus. Die obige Erklärung kann auch so ausgedrückt werden: Erhaben ist das, mit welchem in Vergleichung alles andre klein ist.“

*) S. 79.

Antwort.

Der erste Sprechende konnte freilich Worte erfinden, wie er wollte, obgleich auch Er sie gemeinsamen Begriffen und Gefühlen anfügen muste, sonst verstand, lernte und behielt niemand seine Sprache; wir aber finden die Sprache, auch die Sprache der Empfindungen von den cultivirtesten Völkern Europens praktisch und kritisch gebildet vor uns. Vom Erhabnen ausschliessen zu wollen, was diese alle darunter begriffen, was jedes Menschengefühl erhaben nennet, ja wovon aller Begriff des Erhabnen ausging, ist ein Despotismus, dem selbst bei römischen Imperatoren nicht gefolgt ward. Erhaben nennen wir nicht bloß, mit welchem in Vergleichung Alles andre klein ist, sondern auch Vieles andre, überhaupt das, was wir mit jenem Eminenten in Vergleich stellen. Von unten hinauf, vom höchsten Denker bis zu Virgils Hirten hinab *) haben wir Maasstäbe der Vergleichung, und vergleichen unvermerkt bei jedem Gefühl des Erhabnen. Die ganze Natur verlassen, alle Gegenstände und Maasstäbe vom Begriff des Erhabnen entfernen, heißt sich selbst den Boden rauben, von dessen Standpunkt aus uns etwas hoch und niedrig, groß oder klein erscheinet. Wem nur das Erhaben ist, in dessen Vergleichung alles andre klein ist, der sagt

---

*) — parvis componere magna solebam,
Verum haec tantum alias inter caput extulit urbes,
Quantum lenta solent inter viburna cupressi.
Virgil.

entweder: „mir ist nichts Anschaulich- und Empfindbares erhaben," mithin hören alle Gefühle des Erhabnen in ihm auf; oder er sagt: „Ich bin das Einzige, absolut- und All-Erhabene: denn ich schaffe mir außer der Natur ohn' alle Objekte, ohn' allen Maasstab erhabene Gefühle; ich selbst aber stehe nirgend. Schwebend über dem Chaos messe ich und bin nicht meßbar."

„Frage." 8.

„Nichts, was Gegenstand der Sinnen seyn kann, ist auf den Fuß der Mikroskopien und Teleskopien betrachtet, erhaben zu nennen." *)

Antwort.

Auf diesen Fuß betrachtet das Erhabene niemand, weder durch Teleskope noch Mikroskope. Um erhabne Empfindungen zu wecken, schrieb weder Swift seine Lilliput- und Brobdingaksinseln, noch Voltaire seinen Mikromegas. Ist nichts, was Gegenstand der Sinne seyn kann, erhaben zu nennen, so schwindet alle Zusammenfassung, alle Gestalt, auch der Idee des Erhabnen: denn selbst in chaotischen Träumen aus Dünsten sich erhabne Wahngestalten zu schaffen, bedarf die Phantasie Gestalten, Maase.

„Frage." 9.

„Eben darum, daß in unsrer Einbildungskraft ein Bestreben zum Fortschritt ins Unendliche, in

---

*) S. 83.

unsrer Vernunft aber ein Anspruch auf absolute Totalität, als einer reellen Idee liegt, ist selbst jene Unangemessenheit unsres Vermögens der Größenschätzung der Dinge der Sinnenwelt für diese Idee, die Erweckung des Gefühls eines übersinnlichen Vermögens in uns, und der Gebrauch, den die Urtheilskraft von gewissen Gegenständen zum Behuf des letzteren Gefühls natürlicher Weise macht; nicht aber der Gegenstand der Sinne ist schlechthin groß, gegen ihn jeder andre Gebrauch klein, mithin Geistesstimmung, nicht aber das Objekt ist erhaben zu nennen." *)

Antwort.

Daß jedes sinnliche Objekt groß und klein gedacht, auch dargestellt werden könne, weiß man; daß jede Empfindung von einem Objekt, es heiße groß, schön, erhaben, niedrig, klein, häßlich nicht im Objekt sondern im Empfindenden sey, weiß Jedermann; daß aber gewisse Objekte, aus einem gewissen Standpunkt, groß, hoch, erhaben gesehen und gefühlt werden mögen, ist eben so gewiß. Daß diese Ansicht, wie dieß Gefühl, nicht im Gegenstande sondern im fühlenden Anschauer liege; (nochmals gesagt) daran hat seit dem Anfange der Welt niemand gezweifelt, daß aber das Gefühl des Erhabnen von einer übersinnlichen Natur sey; daß es auf einer absoluten Totalität übersinnlich-ansprechenden Vernunft beruhe, wem sagt da sein Gefühl nicht etwas Andres?

---

*) S. 84.

Nur eine Grenzenlose Phantasie schreitet ins Unendliche, nur eine Vernunft, die ihr Richtmaas verloren hat, träumt von einer absoluten Totalität, die ein

integrae
Tentator Orion Dianae
Centimanusque Gyas

verfolgen möge.

„Frage." 10.

„Wir können also zu den vorigen Formeln der Erklärung des Erhabnen noch diese hinzuthun: Erhaben ist, was auch nur denken zu können, ein Vermögen des Gemüths beweiset, das jeden Maasstab der Sinne übertrifft."

Antwort.

Jeder allgemeine Gedanke auch von der engsten Klasse niedriger Objekte übertrifft jeden Maasstab der Sinne, indem er, wie allbekannt, durch ihn ganz unausmeßbar ist. Wenn aber Erhabenseyn auf eine Gemüthsvermögenheit ankommt Uebersinn zu denken oder als Uebersinn gedacht zu werden, wo wohnen die Schöpfer des außernatürlich-schlechthin- und absolut-Erhabnen?

Ein Mährchen.

Am Ufer des großen Weltmeers wandelte ein Weiser tiefsinnend über das Unendliche. Weiter und weiter schritt seine Einbildungskraft fort in der unermeßlichen Wüste des Ur-Leeren, und im Ernst

glaubte er seine Vernunft mit der absoluten Totalität des Alls beschäftigt. „Das Unendliche denken zu können, ja denken zu müssen, sprach er zu sich, macht mich zum Erhabensten der Wesen: denn die einzige Erhabenheit, das absolut = Große schaffe ich selbst.“ In so tiefsinnigen Gedanken gelangte er an einen Ort, wo im Ufersande ein Kind spielte. In den Sand hatte es ein Löchlein gebohrt, und füllete es mit seiner kleinen Hand aus dem Meer emsig, emsig. „Was thust du da? sprach der Weise zum Kinde.“ Ich schöpfe das Meer aus, antwortete es freundlich, und fuhr fort zu schöpfen. „Du, mit deiner kleinen Hand, das Weltmeer, in diese Höhle? Thörichtes Kind!“ „Und du (antwortete der schöne Knabe und erhob sich zum glänzenden Engel), du erhabener Weiser! Das Unendliche willst du nicht nur in dein noch engeres Hirn fassen, sondern glaubst sogar, daß dein enges Hirn dieß Unendliche zu schaffen eben gemacht sey; es wäre nicht, wenn du es nicht schüfest, d. i. nicht phantasirtest? Als ob ohne dieß Löchlein im Ufersande kein Weltmeer wäre?“ Der Engel verschwand; ob der Weise dadurch belehrt worden, davon schweigt das Mährchen.

„Anschaulich ein Quantum in die Einbildungskraft aufzunehmen, sagt die Kritik selbst, *) um es zum Maaße oder als Einheit zu Größenschätzung durch Zahlen gebrauchen zu können, dazu gehören zwei Handlungen dieses Vermögens, Auffassung

---

*) S. 86.

und Zusammensetzung: Mit der Auffassung hat es keine Noth: denn damit kann es in das Unendliche gehen; aber die Zusammensetzung wird immer schwerer, je weiter die Auffassung fortrückt, und gelangt bald zu ihrem Maximum, nämlich dem ästhetisch-größten Grundmaaße der Größenschätzung. In der Zusammenfassung ist ein Größtes, über welches sie nicht hinauskommen kann." Womit sie denn sich selbst widerleget. Diese Zusammenfassung heißt Maas, Form, Gestalt; sie geben uns die Sinne, die Einbildungskraft erweitert sie, Verstand oder Vernunft setzen der Phantasie durch Verhältniß Grenzen. Um Savary's Bemerkung, „daß man die Pyramiden weder zu nah noch zu fern sehen müsse, um ihren Eindruck nicht zu verlieren" *) um sie richtig zu finden, bedarf es keiner Reise nach Aegypten; jeder Thurm, jedes Gebäude, eine Statue, ein Gemälde, alles will seinen Stand- und Gesichtspunkt nicht zu nah und nicht zu fern. So auch jedes Vermögen des Gemüths, das allen Maasstab der Sinne übertrifft; zu einer Zusammenfassung bedarf es einer Ansicht.

„Frage." 11.

„Eben dasselbe kann auch hinreichen, die Bestürzung oder Art von Verlegenheit, die, wie man erzählt, den Zuschauer in der St. Peterskirche zu Rom beim ersten Eintritte anwandelt, zu erklären

*) S. 86.

Denn es ist hier ein Gefühl der Unangemessenheit seiner Einbildungskraft für die Ideen eines Ganzen, um sie darzustellen, worin die Einbildungskraft ihr Maximum erreicht, und bei der Bestrebung es (das Maximum) zu erweitern, in sich selbst zurücksinkt, dadurch aber in ein rührendes Wohlgefallen versetzt wird." *)

Antwort.

Von dieser „Bestürzung und Verlegenheit, die aus einem Gefühl der Unangemessenheit unsrer Einbildungskraft für die Idee des Ganzen, solches darzustellen, indem sie ihr Maximum erreicht und es doch erweitern will, und weil sie in sich zurücksinkt, dadurch in ein rührendes Wohlgefallen versetzt wird," weiß der Beschauer der Peterskirche gerade am wenigsten. Vom Eintritt in die Säulengänge bis zur Schwelle des Tempels, vom Eintritt in diesen bis zum Hochaltar, vom heiligen Grabe bis zur Cuppole hinauf, durch alle Seitengänge, bei jedem Nebenaltar sind Schönheit, Ordnung und Harmonie in ihr so eurythmisch vereinigt, daß das Ganze in seiner Größe dasteht, fast ohne daß man seine wahre Größe ahnet. Mit jedem Schritt wird es größer, mit jedem mal, da wirs sehen, aufs neue größer; bei dem Maximum, das hier gefunden und aufgestellt ist, das unsre Einbildungskraft also nicht willkührlich aus sich erschaffen darf, ruht sie, erfüllt von Größe,

*) S. 86.

und weiß von keinem Bestreben voll bestürzter Verlegenheit, das Vollständige noch größer zu machen, ein Maximum zu erweitern. Aus Contorsionen dieser Art würde auch nie ein „rührendes Wohlgefallen" werden. Bei den Gebäuden der Alten, dem Pantheon, dem Colisäum, dem Grabe der Metella u. s. ists ein Gleiches, vielleicht noch in einer höheren Art. Und o, wer einen Tempel Jupiters, wer seine Bildsäule zu Olympia sehen könnte! Der flatternden Einbildungskraft waren da gewiß die Schwingen gebunden; erfüllt vom Anblick des Gottes, stand der Grieche anbetend. Unsre nordische Phantasie je kurzgespannter und unkräftiger, desto unruhiger regt sie ihre Flügel, und wähnt sich an der Decke des Olympus, sie mit einem Flügelschlage zu durchbrechen. Das wahre Gefühl des Erhabnen kennt diese Unruhe nicht; es hebt und weitet sich mit seinem Gegenstande, bis es ihn umfaßt; nun ruhet es, wo nicht wie der Adler auf Jupiters Scepter, oder wie die ihn krönende Siegsgöttin, so wie Eine der Gestalten am Fuß seines Thrones.

„Frage." 12.

„Wenn das ästhetische Urtheil über das Erhabene rein, (mit keinem teleologischen als Vernunfturtheil vermischt) und daran ein der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft völlig anpassendes Beispiel gegeben werden soll, so muß man nicht das Erhabne an Kunstprodukten, z. B. Gebäuden, Säulen u. s. w., wo ein menschlicher Zweck die Form sowohl als die Größe bestimmt, noch an Naturdingen, deren Begriff schon einen bestimmten

Zweck bei sich führet (z. B. Thieren von bekannter Naturbestimmung), sondern an der *rohen Natur* und an dieser sogar [illegible], sofern sie für sich *keinen Reiz*, oder Rührung aus wirklicher Gefahr bei sich führet, bloß sofern sie Größe enthält, aufzeigen. Denn in dieser Art der Vorstellung enthält die Natur *nichts*, was *ungeheuer*, noch was *prächtig* oder *gräßlich* wäre; die Größe, die aufgefaßt wird, mag so weit angewachsen seyn, als sie will, wenn sie nur durch die Einbildungskraft in ein Ganzes zusammengefaßt werden kann. *) — Wer wollte auch ungestalte Gebirgsmassen, in wilder Unordnung über einander gethürmt, mit ihren Eispyramiden, oder die düstre tobende See u. s. w. *erhaben* nennen." **)

Antwort.

Drei Blätter von einander hat Ein Verfasser beides geschrieben, wiewohl in verschiedener Absicht. Dort soll die rohe Natur und zwar ganz ohne Reize das Einzige seyn, dem die ästhetische Kritik ihre ästhetischen Urtheile anpasse; in ihr, der *rohen Natur*, sey *nichts ungeheuer*, noch *prächtig*, noch *gräßlich*. Hier soll niemand ungestalte Gebirgsmassen in wilder Unordnung über einander gethürmt, mit ihren Eispyramiden erhaben nennen, weil „die wahre Erhabenheit nur im Gemüth des *Urtheilenden*, nicht im Naturobjekte

---

*) S. 88.

**) S. 94.

müsse gesucht werden," wo das Gefühl des Erhabnen denn auch wohl niemand gesucht hat.

Aber ein ästhetisches Urtheil soll durchaus keine Beispiele von Kunstprodukten, z. B. Gebäuden, Säulen wählen? Die reinsten Beispiele, die das ästhetische Urtheil wählen kann, an denen sich, ohne Befragen der Kritik, das Gefühl der Menschen durch alle Jahrtausende hin erhob und stärkte.

Auch nicht an Naturprodukten, deren Begriff schon einen bestimmten Zweck mit sich führet? So ist nichts Erhabnes in der Natur, wie in der rohen Natur dagegen nichts Ungeheures, nichts Gräßliches! Eine neue Natursprache.

„Frage." 13.

„Ungeheuer ist ein Gegenstand, wenn er durch seine Größe den Zweck, der den Begriff desselben ausmacht, vernichtet." *)

Antwort.

So ist der Hippopotamus nicht ungeheuer, weil er durch seine Größe, den Zweck, der den Begriff desselben ausmacht, nichts weniger, als vernichtet.

„Frage." 14.

„Das Gefühl der Unangemessenheit unsres Vermögens zu Erreichung einer Idee, die für uns Gesetz ist, ist Achtung." **)

---

*) S. 88.

**) S. 95.

Antwort.

Das sagt das Wort so wenig, als das Gefühl der Achtung. Achten heißt merken, aufmerken, beobachten, befolgen, mithin hochhalten, hochschätzen u. f. *) Achtung, die ich dem Gesetz erweise, wenn sie vernünftig ist und wirksam seyn soll, kann nicht aus einem Gefühl der „Unangemessenheit meines Vermögens zur Idee des Gesetzes" entspringen, noch weniger dieß Gefühl seyn; sonst achte ich nicht, sondern widerstrebe, verachte. Denn was gehet mich ein Gesetz an, das, meinem Vermögen „unangemessen," mir fremd ist, mithin als Tyrann gebietet? Wenn das absolut-Ganze, das schlechthin-Große meiner Einbildungskraft sowohl als meinen andern Seelenkräften ganz unangemessen ist; so erhebt mich dieß Erhabne so wenig, als der Mann im Monde.

„Frage." 15.

„Also ist das Gefühl des Erhabenen in der Natur Achtung für unsre eigne Bestimmung, die wir einem Objekt der Natur durch eine gewisse Subreption (Verwechslung einer Achtung für das Objekt statt der für die Idee der Menschheit in unserm Subjekt) beweisen." **)

*) Die erste körperliche Bedeutung war folgen, (ire post quem, sequi;) achter jemand gehen, auf ihn achten. S. Wächter, Schilter u. f.

**) S. 96.

Antwort.

Kehrt sich die Sache so? Ich achte und ehre die Natur, weil ich mich achte; in mir vereh ich das Erhabene und bin das Erhabenste, Stifter alles Erhabnen, durch die Achtung, die ich mir selbst weihe. Die Ausführung dieses Systems kennen wir gnugsam.

„Frage." 16.

„Das Gefühl des Erhabnen ist also ein Gefühl der Unlust, aus der Unangemessenheit der Einbildungskraft in der ästhetischen Größenschätzung für die (Größenschätzung) durch die Vernunft und eine dabei zugleich erweckte Lust aus der Uebereinstimmung eben dieses Urtheils der Unangemessenheit des größten sinnlichen Vermögens zu Vernunftideen, sofern die Bestrebung zu denselben doch für uns Gesetz ist."

Antwort.

Das Gefühl des Erhabnen ist also Pein, ein Kampf zwischen der Vernunft und Sinnlichkeit, eine unlustige Lust, eine lustige Unlust.

„Frage" 17.

„Es ist nämlich für uns Gesetz (der Vernunft) und gehört zu unsrer Bestimmung, alles, was die Natur als Gegenstand der Sinne für uns Großes enthält, in Vergleichung mit Ideen der Vernunft für klein zu schätzen."

Ant-

Antwort.

Meine Vernunft sagt mir dies Gesetz nicht. Wo, in der Natur sinnlich-groß ist, behalte seinen Werth, wie das der Vernunft Große den Seinen.

„Frage" 18.

„Und was das Gefühl dieser übersinnlichen Bestimmung in uns rege macht, stimmt zu jenem Gesetz zusammen."

Antwort.

Unvernünftiges kann mir die Vernunft nicht gebieten, meiner Einbildungskraft kein absolut Großes aufdringen, was kein Begriff ist, kein Ungemeßnes und Unermeßliches ohne Maasstab. Dies gehört der Phantasie, und für diese gab mir die Natur in meinen Sinnen und Seelenkräften so wie Organe des Zusammenstimmenden, so Maaße des Erhabnen. In Ansehung Jenes legte sie mir überall Typen, in Ansehung dieses allenthalben Maasstäbe vor; vernachläßige ich diese, um außer der Natur in einer absoluten Höhe umherzuschwindeln, so verachte ich ihr Gesetz und sie ächtet mich; d. i. sie verjagt mich aus der ganzen Region des wirklich Erhabnen.

„Frage" 19.

„Das Gemüth fühlt sich in der Vorstellung des Erhabnen in der Natur bewegt. Diese Bewegung kann, (vornehmlich in ihrem Anfang) mit einer Erschütterung verglichen werden, d. i. mit einem schnellwechselnden Abstoßen und Anziehen des Objekts. Das Ueberschwängliche der Einbildungskraft, bis zu

welchem sie in der Auffassung der Anschauung getrieben wird, ist gleichsam ein Abgrund, worinn sie sich selbst zu verlieren fürchtet. *) Die Qualität des Gefühls des Erhabnen ist: daß es ein Gefühl der Unlust über das ästhetische Beurtheilungsvermögen an einem Gegenstande ist, die (Unlust) doch darinn als Zweckmäßig vorgestellt wird; welches dadurch möglich ist, daß das eigene Unvermögen das Bewußtseyn eines unbeschränkten Vermögens desselben Subjekts entdeckt, und das Gemüth das leztere (das unbeschränkte Vermögen) nur durch das erstere (das Unvermögen) ästhetisch beurtheilen kann."

Antwort.

Eine Vorstellung des Gefühls vom Erhabnen zum Grausen! Die Fiebererschütterung, das Auf- und Abstossen am Gegenstande sind convulsivische Bewegungen, ganz unähnlich jener wahren Erhebung des Gemüths, das sich dem Erhabnen Gegenstande eben dadurch nahet, indem es vor ihm bescheiden zurücktritt, ihn in Gedanken und Neigung aber desto brünstiger umfasset und an ihm hinaufklimmt. Die Regung, mit welcher man sich fühlt, kleiner, als das Erhabene zu seyn, ist nicht das Nagen des Neides, sondern eine Himmelsluft, die uns hebt und stärket. Welch ein süßes Gefühl ist reine Bewunderung! ein Quell neuer Thätigkeit und Jugend. Die Brust erweitert sich; das Herz schlägt hoch auf. Mit einem neuen Geist begabt steigen wir frisch hinan;

*) S. 92.

die Stimme ruft: „aufwärts!" Jede überwundne Schwierigkeit giebt uns neue Kraft, die innig-süßeste Belohnung. Dagegen sich an einem Hauptshaar in die Luft gezogen, vors Chaos getragen zu empfinden, wo das absolute Nichts, die rohe Natur, das Unding in wildester Unordnung uns wie im Erdbeben ab- und anstößt, ist kein Gefühl des Erhabnen, sondern das unlustigste Gefühl ohnmächtiger Anstrebung, Ixions, Sisyphus Strafe.

„Frage" 20.

„Erhaben ist das, was durch seinen Widerstand gegen das Interesse der Sinne unmittelbar gefällt."

„Erhaben ist ein Gegenstand (der Natur,) dessen Vorstellung das Gemüth bestimmt, sich die Unerreichbarkeit der Natur als Darstellung von Ideen zu denken."

Antwort.

Da der Difinitionen so viel sind und sie so weit von einander abweichen, welches ist die rechte? Das beste ist wohl, daß wir nicht außer, sondern in der Natur uns selbst die Erklärung finden.

3. Vom Erhabnen.

Ein Entwurf.

Το γαρ αριϛον, δυσευρετον τε και δυσεπικριτον.

APOLLON.

I. Worterklärungen des Erhabnen.

1. Hoch nennen wir, was über uns ist; Höhe (wie Tiefe, Weite, Entfernung) bezeichnet nicht den Gegenstand, sondern sein Verhältniß zu uns, seine Gegend.

2. Keine Höhe ist also ohne Maas zu uns. Größe hat ihr Maas in sich, und kann Maas eines andern werden; Höhe hat ihr Maas außer sich, im Vergleich der Gegenstände, die unter ihr liegen. Auch ein Punkt in der Höhe ist ein hoh'er Punkt, ob er gleich keine Größe in sich hat; er senkt aber Linien herab, die das Niedere bestimmen, mes-

sen, ordnen. Der große Gegenstand darf mit mir auf einem Boden stehn; er wird nur dann hoch, wenn er über mich und andres emporraget. Dagegen darf eine Höhe, Weite, Tiefe auch leer seyn; sie bleiben doch, was sie sind, Regionen.

3. Ist keine Höhe ohne Maas zu uns; wie nennen wir das, wo dies Maas fehlet? Wir nennen es für uns zu hoch, unerreichbar, unersehlich. Sich ins Unersehliche, ins völlig Unbekannte, woher auch kein Strahl zu uns gelangt, hinaufschwindeln, verräth oder verursacht ein wüstes Haupt. Das grenzen- und maaslose Leere, in dem wir selbst keinen Punkt haben, (denn mit ihm würde sogleich Maas des Umfanges zu uns) ist ein leerer Traum, ein bodenloser Abgrund.

4. Ist Höhe nicht ohne Maas zu uns, so ist, auch dem Wort nach, die Empfindung, die wir ihr weihen, Hochachtung. Ich achte hoch, was über mir ist: denn es ist hoch. Verlieren wir uns in Betrachtung darüber, so heißt es Staunen. Erstaunen ists, wenn uns die Empfindung schnell ergreift; es wird ein Höhenmaas an uns gelegt, das wir noch nicht kannten.

5. Ein Aehnliches, doch nicht dasselbe ists mit dem Anblick der Tiefe und Weite.*) Entsetzen nennen wir das Gefühl, das uns ergreift, wenn wir in die Tiefe hinabschauen; wenn dies Gefühl

*) Bei den Römern konnte altitudo Höhe und Tiefe bedeuten: für diese hatten sie aber auch andre Worte.

sich mit Furcht mischt, Schauder. In beyden setzt uns die Natur auf unsern Mittelpunkt zurück, uns vor dem Sturz zu sichern; Schwindel wirft uns hinunter. Selbst den schönen Himmel über- oder unter uns, z. B. im hellen See zu sehen, giebt nicht einerley Eindruck. Aufwärts, erhebt sich unser Blick, er beflügelt unsre Gedanken; der in der Tiefe zurückgestrahlte Himmel giebt ein ruhiges Bild, das vor uns schwimmt, in dem wir uns spiegeln oder sanft versinken. Der Anblick der Weite endlich erhebt nicht, sondern weitet unsre Seele. Eine große Ebne, wenn nicht Tumult und Gewühl sie zertheilen, oder fremde Gefühle der Finsterniß, der Gefahr, der Einsamkeit u. f. unserm Gefühl Entsetzen, Schauder, Grauen, Angst hinzumischen, giebt einen frohen, ruhigen Anblick. Man hat den Begriff des Erhabenen verwirrt, wenn man alle diese, zum Theil einander widrige, fremde Gefühle zusammen mischte. Insonderheit ist der Eindruck der Höhe und Tiefe dem Naturmenschen sehr verschieden. Allen Nationen, die die freie Weite lieben, ist die Höhe Himmel; die Hölle war ihnen ein Abgrund, wohl gar eine enge Spalte, ein grausenvoller Kerker.

6. Erhoben ist, was durch eigne oder fremde Kräfte emporstieg; unserm Gefühl nach geschieht ohne Mühe kein Heben. Die Sprache abstrahirt von dieser Mühe des Hebens, wenn sie das, was in der höhern Region seiner Natur nach ist, erhaben nennt, ob dieses Wort gleich eigentlich nicht den Ort, sondern die Form bezeichnet. Eine erhabne Form gehet aus einer Fläche hervor; so wie

eine hohe Gestalt in sich selbst ein Höhenmaas träget.

7. Von Kindheit auf haben wir dies Höhenmaas üben gelernt; der Begriff der Höhe zeichnete sich uns früh in die Seele. Was hoch ist, wird weit gesehen; von einer Höhe siehet man weit umher, man siehet vieles unter sich, niedrig. Eine Höhe zu erklimmen, kostet Mühe; sie zu erschwingen, bedarfs Flügel; daher in allen Sprachen das Hohe ein Ausdruck der Vortrefflichkeit ward. Ein hoher Muth (Hochgemuth) erstrebt die Höhe; ein hoher Sinn hat sie durch Natur inne. Hohe Gedanken wandeln auf ihr; hohe Begierden streben hinauf.

8. Was sagen nun aber erhabne Gefühle? was will das Gefühl des Erhabnen? Erhabne Gefühle können keine andre seyn, als die sich wirklich erhaben, d. i. vom Niedrigen entfernt, in einer Höhe fühlen. Sie stehen nicht drunten und krümmen sich hinauf: sie fühlen sich droben. Ein Gefühl des Erhabnen, oder am Erhabnen kann nichts als die Empfindung seiner Höhe und Vortrefflichkeit eyn, mit einem Maas zu sich selbst, vielleicht auch mit Sehnsucht zu ihm zu gelangen, gewiß aber mit der Hochachtung, die dem Erhabnen gebühret.

9. Dies Gefühl heißt Elevation, Erhebung. Es erhebt zum erhabnen Gegenstande; über uns selbst gehoben, werden wir mit ihm höher, umfassender, weiter. Nicht Krampf ist dies Gefühl, sondern Erweiterung unsrer Brust, Aufblick und Aufstreben, Erhöhung unsres Daseyns. Verwirrungen

der Begriffe sinds, wenn man das Erhabne in Nacht und Nebel, in Höhlen und Tiefen, im Grausenden, Furchtbaren, gar im Formlosen sucht und sich daselbst Formlos verlieret. Verwirrung der Gefühle ists, wenn man die seligste Empfindung, über sich selbst erhoben zu werden, zum Kampf der Titanen macht, die von der ihnen unangemeßenen Höhe angezogen und hinabgeschleudert, in der grausen Tiefe ihr Grab fanden. Dies falsch-anstrebende Gefühl des Erhabnen hieß den Griechen Parenthyrsus.

II. Grund des Erhabnen in der Natur und der menschlichen Empfindung.

1. Der höchste Punkt über uns, unser Zenith, durchschneidet uns und die Welt bis zum tiefsten Nadir hinab; ringsum breitet unser Augenmaas einen Horizont aus unter dem hohen Hemisphär, in dem wir leben! Zu unserm Zenith hinauf können wir nicht; der eingebildete Punkt steigt höher. Zum Nadir hinab wollen wir nicht; der eingebildete Punkt sinkt tiefer; wir haben im Universum unsern Standpunkt, an dem wir haften.

Pronaque cum spectent animalia cetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.

Unsre Höhe, der Sitz unsrer edelsten Vermögen ist das **Haupt**, mit ihm schauen wir umher und messen Höhe und Tiefe.*) Dies **Hochgefühl** in unsrer **erhobnen** Gestalt ist der Charakter der Menschheit.

2. Vor unserm Auge also scheidet sich die Natur in **Höhe** und **Tiefe**, **Himmel** und **Erde**. Das Schwere, Gemischte, Träge sinkt und liegt; das Geistige, Leichte, Kräftige steigt empor, so daß oben Licht und Reinheit herrschen, wenn Dunkel das Niedrige deckt und in ihm das Unreine, Schwere sich sammlet. Diese Zusammenfassung und Sonderung der Natur, die **Himmel** und **Erde**, das Obenherab-Wirkende und Nieder-Erwirkte vor unsern Augen scheidet, hat unserm Blick **Hochachtung** für das, was **hoch** ist, geboten. Die Höhe, rein und mächtig, blickt weit umher, alles Niedere umfassend, erleuchtend, befruchtend segnend.

3. Dies uns angebohrne **Hemisphär der Welt** tragen wir in die menschliche Seele. Was in ihr hell und rein, vielumfassend und stillwohlthätig ist, halten wir von himmlischer Art, heben es in die Region des Lichts und der Gestirne, als hochwandelnder, mächtig-wirkender, segnender Kräfte. Nicht nur die Mythologie aller sinnlichen Völker blieb dieser Verehrung der **Höhe** treu, wie unter Griechen

*) **Haupt** kommt von **heben** und heißt **Höhe**, das Oberste, Vortrefflichste. Das Wort **hoch** (hoh!) selbst ist ein Naturlaut, die Bewegung aufwärts zu bezeichnen.

u. a. Worte, Dichtungen, Gebräuche bezeugen;*) sondern die Physik und Metaphysik selbst mußte in ihren Bezeichnungen dem großen Naturproceß, der Höhe und Tiefe schied, folgen. Der Glaube des Volks endlich, daß was oben ist, seiner Natur nach vortrefflich, göttlich und selig sey, ist fast unaustilgbar.

4. Da die Höhe ein Maas fordert, so zeichnet die Natur uns im Universum dies selbst vor. Welch Maas ist bestimmter, als der Lichtstrahl? welche Form fester und prächtiger als das himmlische Gewölbe? Unsre Stirn erheitert sich, wenn der Blick sich zu ihm erhebt; umfassendfrey und licht werden unsre Gedanken. Die Bahn, die der hochschreitende Hyperion, die Sonne, in den Wüsten des Aethers geht, der stille Pfad, den in den Gefilden der Nacht Selene wandelt, die unmerkliche und doch anschauliche Bewegung der Gestirne um den unbeweglichen Weltpunkt, sammt dem Auf- und Niedergehn der Sterne des Thierkreises, und mit ihnen der Jahrszeiten, sind uns Erdebewohnern das reinste Maas einer hohen Zusammenfassung der Dinge, der sichtbar gewordnen Weltordnung. Die Kräfte, mit denen die Himmelssphäre, auf das Niedre wirkt, sind uns das höchste Bild erhaben-stiller Einwirkung.

*) Die vielen Namen der Götter und des Göttlichen, die im Griechischen mit ὑψι (hoch) anfangen, die Verehrung der Berge, die Darstellung der Götter und Helden in kolossalischer Gestalt, die ganze Abscheidung der Welt in den Olymp, Tartarus u. s. beweisen den Hochsinn der Griechen, ihre Hochachtung für Höhe und Hoheit.

5. Was also auch in menschlichen Kräften dieser himmlischen Höhe gleich wirkt, nennen wir erhaben, himmlisch, göttlich. Hohe Gedanken sind, die viel umfassen, viel geben; sie geben Licht; sie orientiren eine Welt von Begriffen unter ihnen, und theilen sie ab in Ost und West, in Berg und Thal, in Länder und Meere mit ihren Erzeugnissen und Bewohnern; jedem Gegenstande sein Licht, seine Farbe und Haltung gebend. Hohe Gesinnungen —

Virtus, repulsae nescia sordidae,
Intaminatis fulget honoribus —
Coetusque vulgares et udam
Spernit humum fugiente penna.

Von der Höhe hinab werden sie glänzende Vorbilder in stillem Einfluß. Tytanen, die den Himmel erstürmen wollen, sind nicht die Erhabnen; Jupiter ist der hohe, waltend in ruhiger Himmelsklarheit. Am Fuß seines Olymps zertheilen sich Ungewitter und Stürme; Er regiert segnend.

6. Hohe Gesinnungen drücken sich also ohne Pomp auf die einfachste Weise aus, in Worten wie in Thaten. Das morgenländische „Er will und es wird. Er gebeut; es stehet da.

Nacht war; es wehte lebendiger Geist;
Da sprach die Stimme:
„Sey Licht!" und es ward Licht! —

Formeln dieser Art werden dem Erhabenen immer der angemessendste Ausdruck bleiben. Es ver-

schmähet den Prunk der Worte. Auch in menschlichen Dingen sind Müh' und Bestreben nichts und wirken nichts, wo der Himmelsgeist, die aura coelestis fehlet. Aber

> Ein Sinn, der aufwärts steigt, der über die Gedanken
> Gebückter Seelen geht,

kennet seine Region und ihr gemäß die ihm einwohnende Kraft, die in Hoheit wirket: Eine Pracht, die tausend Lichter bedarf, um zu glänzen, ist eben so Erdmäßig, als eine Höhlenversammlung, die der Schimmer eines Lämpchens erleuchtet. Der Analogie der Natur zufolge ist also

> „Erhaben das, was seiner Natur und Region nach mit Einem Viel, und zwar das Viele in Einem still und mächtig giebt oder wirket."

Dies Erhabne, unter hohen Gesetzen der Natur Zwanglos, kann nie seinen Eindruck verfehlen; das Niedre denkt und wirkt niedrig, mit vieler Mühe nichts oder wenig; das Hohe giebt und wirkt mit wenigem Viel, das Himmlische ist und wirkt himmlisch.

III. Sinne zum Gefühl des Erhabnen.

Man hat das Wort „erhaben" an Sinne verschwendet, für welche es nicht gehöret. Man spricht von einem erhabnen Schauder, einem ho-

hen Geruch, Geschmack u. f. Fühle ich den erhabnen Schauder, in dem ich für das Glück, noch mehr aber für die Gesinnung und den Entschluß eines über mich erhabnen Wesens mitleidend zittre; so ist dies ein Schauder der Seele, ein hohes Mitgefühl mit Dem, der dies Gefühl verdienet. Wird mir dagegen der Schauder durch Unthaten eines Bösewichts erpreßt, desgleichen die Sonne nicht sah, desgleichen die menschliche Natur nicht leidet, so ist mein Gefühl Schauder vor dem Abgrunde (Bathos) oder Abscheu vor der Henkerkunst, die mit solchen Gefühlen aus und für und zu nichts martert. Desine, Carnifex! rufe ich dem Dichter oder Künstler des geschundenen Bartholomäus zu, der seine Kunst so mißversteht und mißbraucht. Jagt endlich der Philosoph selbst mir Schauder ein, daß ich die Allheit zu erfassen, aus mir selbst steigen oder ewig nach Etwas haschen soll, von dem ich einsehe, es sey über meine Natur hinaus, ihr unangemessen, mithin zu ihr nicht gehörig, so würde Longin dies geradezu Unnatur, Frost nennen: denn Frost erweckt Schauder.

Zur Natur gehören wir; völlig außer und über ihr kennen wir kein Erhabnes. Der Einzig- und Allerhabene ist ohne sinnliches Bild, ohne Maas und Größe. Also nur die feineren Sinne unsrer Natur sind Pforten zum Gefühl und Begriff des Natur-Erhabnen, und zwar, wenn wir auf die erste körperliche Bedeutung des Worts achten, so kann

1. Dem tastenden Gefühl selbst der Begriff nicht abgesprochen werden. Die Sehnsucht jenes blinden Greises, der eine lange Reise that, um

die heilige Stirn zu umfassen, in der Petrarka's göttlicher Geist wohnte; die Ehrfurcht, die eine erhabne Form des Menschenantlitzes, ja ein Zug dieser Form unwiderstehlich, unvergeßbar einprägt, sie zeugen für das Erhaben = Bedeutende in Gestalten und Formen.

— ubi commota fervet plebecula bile
Fert animus, calidae fecisse silentia turbae
Maiestate manus.

Geist spricht durch die Gebehrde zum Geist.

2. Allerdings aber gehört dem Gesicht das klärere Gefühl, das uns eine Welt von Gestalten und Formen auf Einmal zeiget. Unsäglich müßte das Erstaunen seyn, wenn wir mit gebildeten Sinnen plötzlich in diese Welt erwachten; mehrere Dichter haben es geschildert. Immer aber würde unser Blick zuerst und zuletzt an jenem Himmelsgewölbe an Mond und Sonne, Nachts am Sternenvollen Himmel hangen bleiben; denn dieser Anblick giebt gewiß mit Einem Viel, und Alles auf die stillest Weise. Unter den Erdgeschöpfen würde uns die Menschengestalt, zuletzt das Menschenantlitz nothwendig als das Erhabenste erscheinen; denn in ihm wohnt ausgedruckt, still= und vielbedeutend des Menschen Geist mit Herz und Seele. Sofort ergeben sich hieraus

IV. Die Künste, in denen sich das Erhabne dem Anblick offenbaret.

Die menschliche Kunst schritt der hohen Natur nach.

1. In der Baukunst. Wer wölbte diese Felsen? wer hob diese Obelisken aus ihren Klüften? Und thürmte diese Pyramiden empor, deren Schatten selbst Ehrfurcht gebietet? Nicht zu tausend kleinen Bequemlichkeiten wurden sie errichtet, sondern zu Einem Zweck; in ihnen herrscht bei den einfachsten Verhältnissen Ein Gedanke. Deßhalb geben sie dem Sinn den Eindruck des Erhabnen, obwohl nicht immer dem Verstande, sofern er Mittel und Zweck gegen einander berechnet. Ein Erhabnes aus der Kindheit der Welt sind sie, uns hohe Macht und ewige Absicht, wenn gleich nicht immer auch Weisheit und Güte zeigend.

Die griechische Baukunst verband ihr Eins mit Vielem verständiger, heller, leichter, schöner. Wo der Eindruck des Einen mächtiger ist, wird uns das Gebäude erhabner: wo das Viele uns mehr beschäftigt, schöner. Nach Zweck und Stelle gebührt Jedem sein Maas; keins ist ohne das Andre. In keinen Tempel, in kein Bad, fast in kein Columbarium der alten Griechen und Römer treten wir, ohne diesen Eindruck nach Zweck und Maas. Die Säule ist ein Exponent des Verhältnisses zwischen beiden: das Gebäude selbst aber in allen seinen Theilen spricht mehr und etwas anders

aus als ein bloßes Verhältniß. Das Erhaben-Schöne, in andern das Schön-Erhabne ist der Zweckhafte Geist, der den Bau erfüllt, der im Bau wohnet. So ist z. B. das Erhabene der Peterskirche dem Sinn und Geist nichts anders als die höchstberechnete Proportion der Größe und Pracht, in der sie dasteht; da sie aber nicht wie die Gebäude der Alten sichtbar von Geist erfüllet und belebt ist, so wird das kleinere Pantheon dem Gefühl erhabner wie sie; ja im Geist der christlichen Andacht wirds manche kleine Kirche und Capelle, ja manches Grabmal. Dem Auge erscheint sie nie ganz, dazu auch bei großer Versammlung leer und immer leer; der Zweck, der sie als ein Eins in Vielem beleben soll, erscheint uns auch bey den größesten Feierlichkeiten nur in zerstückten Gliedern.

2. Die Bildnerei; ihr Höchstes ist das Erhabne. Mit unbeschreiblicher Macht wirkt der sogenannte heilige Styl der Griechen auf die Seele, und läßt weit hinter sich das Gezierte; denn in wenigen, oft scharfen und rohen Formen giebt er ein so stark- und festgehaltenes Eins, und mit ihm das Größte, über welches die ergriffene Phantasie nicht hinaus kann. Die uralte Gestalt der stürmenden Pallas wirft die jüngere, obwohl auch eine Heldenjungfrau, an Wirkung zu Boden. Je näher überhaupt dem alten Götter- und Heldenstyl, desto einfacher und kräftiger wirken die Formen. Woher dies? Ein Wort beantwortet das andre; das Einfache giebt dem Bilde Kraft, kraftvolle Einheit schafft und ist das Erhabne. Woher es gekommen, daß seit Hadrians Zeiten nicht nur aus der Bild-

nerei,

rerey, sondern aus allen Kunstwerken und Schriften dieß uralte sinnlich-Erhabne der Vorwelt nach und nach verschwunden, so daß auch keine Mühe es erreichen oder zurückbringen können, ist ein vielleicht noch unaufgelösetes Problem, reich an Betrachtung und Folgen. Gewiß ists, daß seit dieser Zeit an die Stelle jener alten, leibhaften Hoheit nach und nach eine andre Erhabenheit, entweder eine feinere, hölzerne Andacht, oder seit dem Wiederaufleben der Kunst eine malerische Gebildung trat, die jener leibhaft-hohen Einfalt durchaus nicht gleichkam. Keine von Angelo's Statuen wird jemand, Trotz ihrer Kunst und Kraft, von einem Griechen gedacht oder geformt glauben; und obwohl Mengs durch ein Gemälde mit den Alten zu wetteifern wagte, in Statuen würde ers unterlassen haben. Geformte Bilder stehen leibhaft da, wie vom Geist beseelet; der Geist ist es, der mit dem Wenigsten das Meiste in höchster Natur ausdrückt, er ist Ausdruck der hohen Alten.

3. Auch in ihrer Malerey ist dieser Geist sichtbar, obschon die Kunst der Neuern sich ein ungleich weiteres Ziel gesetzt und es in Vielem auch erreicht hat. In jener einfacheren Art das Erhabne der Alten zu erreichen, war das Ziel der neueren Malerey selten; wogegen sich diese eine neue Welt der Zusammensetzung, groß wie das Universum, schuf. Das Vortreffliche war wie allenthalben, so auch hier das Schwerste; wenige erreichten es, und diese wenige fanden es nicht im Vielen, sondern im Einen; nicht unten im Beifall der brausenden Menge, sondern oben am Gipfel, im ruhigsten Punkt der Bewegung.

* * *

Wenn nach *Longin* die Erregung der Leidenschaften auch eine Quelle des Erhabnen ist, so hat die Verkündigerin und Erregerin der Leidenschaften, die *Musik*, unstreitig daran Antheil: denn ohne Worte schon, wer hörte nicht Töne und Tongänge, die sein Innres aufriefen, festhielten, erhoben, zerschmelzten? Das Einfachste war auch hier jederzeit das mächtigste; und mit größerer Macht kam es wieder. In Wenigem, oft mit einer Pause, gaben Töne und Tongänge so Viel; am Zartesten hing oft das Stärkste. Und wenn die Musik von Worten unterstützt ward, wer kennet nicht die Kraft alter Kirchen- und Nationalgesänge, deren Erhabnes von keiner jüngeren Kunst erreicht, geschweige übertroffen ward? Musik also auch in wortlosen Tönen hat ein Erhabnes, das keine andre Kunst hat, als ob sie, eine Sprache der Genieen, unmittelbar an unser Innerstes, als an einen Mitgeist der Schöpfung spräche.

Die *Dichtkunst* ist ihre Zwillingsschwester; aus allen Regionen, (die Region des Verstandes und der Vernunft nicht ausgeschlossen) erhebt sie das Schöne zum Erhabnen und gestaltet das Erhabene zum Schönsten. Denn da alle Formen der Sinne und Gefühle, von der Phantasie belebt, mit allen Kräften musikalischer Bewegung ihr zu Gebot stehen; so schwingt sie sich hin, wohin keine Kunst einzeln gelangen konnte, und giebt dem Undinge selbst Formen.

Man hat also Gattungen des Erhabnen nach den verschiednen Arten der Dichtkunst aufgezählet,

das Epische, Lyrische, Dramatische, mit mancherley Unterschieden nach Zeit und Ort, und hat jeder Gattung sogar ihre Grenzen angewiesen, über welche sie nicht hinaus soll, nicht hinaus kann.

Daß Gegenständen, die durchs Gehör der Seele zukommen, ein andrer Maasstab gebühre, als sichtlichen Objekten, begreift Jeder; ob ihnen aber auch irgend ein Maas zukomme? oder ob sie unter dem Namen des Erhabnen in einer völlig Grenz- und Maaslosen Region umherschwärmen? davon ist die Frage.

V. Vom Erhabnen hörbarer Gegenstände.

---

1. Machen höhere und niedere Töne der Scala hier den Unterschied des Erhabnen der Tonkunst? Nein. Ihre höchsten Töne wirken nicht eben die erhabensten Empfindungen; mancher tiefe Ton wirkt inniger, stärker. Auf Ausmessungen des Raums der Scala kommt es hier also eben nicht an, außer sofern sich der Umfang der Kunst und die Geschicklichkeit des Künstlers dadurch erprobet. Gehaltne, einfach wiederkommende oder schwebende Töne thun mehr als das bloße, geschweige schnelle Steigen und Sinken der Töne in einem Reich, dessen weiteste, breiteste Harmonieen in uns zusammenfließen und auf Einen Punkt verschmelzen.

2. Von festen Umrissen und Formen, wie sie das Auge zeigt, kann bei Empfindungen, sogar bei Gestalten, die durchs Gehör zu uns kommen, auch nicht die Rede seyn, da das Ohr eigentlich nie fest gestaltet. Könnten aber auch Töne formen oder Theile der Form bilden; sie dauern alle nur Momente; jeder nimmt seine Form mit sich und begräbt sie. Eine böse Kunst wäre es, die durch lauter Zerstückungen wirkte, d. i. in einem Endlosen Maaße anlegte, die nichts mäßen und kein Maas wären, die fließendes Wasser oder zerrinnenden Sand mit Tantalus und Sisyphus Mühe zu nicht-bestehenden Massen formte.

3. Vielmehr da es das Amt des Gehörs ist, uns Successionen, nicht Coexistenzen, Progressionen, nicht Continua des Raums, Bewegung, nicht Stillstand zu geben: so wird auch sein Erhabnes nur durch diese lebendige Wirkung. Das stillhorchende Ohr wird eine Pforte erhabner Empfindungen, indem es uns mit Einem Viel mächtig giebt, aber auf eine ihm angemessene, dem Auge verborgne, geistige Weise. Ein einzelner Ton, zur Nachtzeit gehört, der Schall einer Glocke, der Klang eines Horns, eine weckende Trommete, friedlicher das Getön der Harfe; oder von Stimmen der Natur der Donner, das letzte Rauschen der Wipfel vorm Ungewitter, das Ungewitter selbst sprechen dem Einsamen, dem Furchtsamen sowohl als dem Furchtlosen, mit Wenigem Viel, auf die mächtigste Weise. Und wer empfand nicht das Still-Erhabne einer herzlichen Menschenstimme? wem tönte sie nicht in der

verschlossenen Brust unaussprechlich, unvergeßlich wieder?

4. Wodurch wird dieß Erhabene oder vielmehr diese Erhebung der Seele in Worten und Tönen bewirket? Ohne Zweifel Erstens, daß uns durch den gehörten Klang auf Einmal der Faden unsrer Gedanken und Zeitmomente zerrissen wird, indem wir in eine neue Reihe der Dinge und Successionen plötzlich versetzt werden. Dieß bewirkt jeder Schall oder Klang, der uns auf Einmal viel ankündigt. So der Donner, das Horn, die Tuba; sie wecken und fordern zur That oder zu großen Erwartungen auf. Große Ankündigungen der Musik (Ouverturen) mit innegehaltnen, wiederkommenden Aufrufen, Chöre, hohe Anklänge der lyrischen Poesie thun ein Gleiches. Erwache, rufen sie dem Menschengemüth, erwache!

5. Und wenn sich zweitens Stimmen und Töne wie Wogen des Meers sammeln und steigen und schwellen hinauf, uns hebend und tragend über der Fluth des Gesangs; neue Wellen des Stroms strömen hinan und brechen jene, uns höher und höher zu tragen; oder in sanftern Bewegungen hebt uns höher und höher der Hauch der Winde, das lispelnde Harfengetön, bis wir (wie auf jenem Symbol der vier Lebendigen), wie über der Schöpfung schwebend, all' ihre Harmonieen im Zusammenklang zu empfinden glauben; wie verschweben uns alsdann Bilder und Formen! Kaum andeutend wagt der Griffel Luftgebilde dieser Art zu bezeichnen; selbst wenn der Dichter sie mahlt, läßt er verschweben die Züge und zuletzt sich in Stimmen auf-

lösen: denn das Unnennbare, Herzerfassende der Stimme hat keine Gestalt; es ist selbst der erquickende Athem des Lebens.

6. Wenn drittens diese Stimmen uns in ein Labyrinth führen, in dem wir uns verloren glauben; Pforten nach Pforten thun sich auf und schließen sich zu, bis uns der Tonkünstler oder Dichter auf einmal, unvermuthet, aber still vorbereitet, leise oder prächtig einen Gang des Entkommens öffnet, und uns durch ihn mit sicherm Schritte durchführet; diese Frohheit der Seele, erhaben ist sie und erhebend. Der lyrische, epische, selbst der dramatische Dichter, ob dieser gleich an Formen der Vorstellung gebunden ist, eifert hierin den Verwicklungen und Auflösungen reiner Töne, ihren gewaltigen Katastrophen nach, und macht sie dem Geist, der dramatische Dichter dem Auge anschaulich. Das Unanschauliche aber ist die Katastrophe in unsrer Brust, unsre sich hebende, kämpfende, überwindende Empfindung.

7. Wenn endlich dann das Meer der Töne und der Empfindungen zur Ruhe sich senket; wer empfand nicht eben in diesem letzten zögernden Schweben das erhabne Gefühl der Vollendung? Gern zögern wir, scheuend gleichsam das Ende, dem wir zuletzt doch mit beschleunigtem Fall zueilen. Der Dichter jeder Art, bis zum Fabeldichter und zum Epigrammatisten hinunter eifert dem erhabnen Schluß des Tonkünstlers nach, entweder schnell fallend oder sanft die Flügel senkend. Ein erhabner Ausgang ist das höchste Ziel der Kunst, in Einem Moment uns alles gewährend.

8. Daß keine dieser Energien des Erhabnen ohne Maas bewirkt werden könne, ist durch sich selbst verständlich. Die Erste bricht das gewohnte Maas und giebt ein Neues; die zweite legt neue Maaße an und macht sie wachsen und wachsen; die dritte verwirrte die Maaße, indem sie uns überraschend ein neues darbeut, das endlich uns dem völligen Maas, der Vollendung zuführt. Sich irgend eine Kunst oder Empfindung der menschlichen Natur Maas- und Grenzenlos denken, zerstört alle Kunst, wie alle Empfindung, geschweige die Ton- und Dichtkunst, deren Wesen das Maas ist, wie alle ihre Benennungen (metrum, modi, Modulation, Rhythmus, μελος, δραμα, u. s.) sagen.

9. „Giebts aber nicht ein Unendliches, Unermeßbares in allen Künsten des Schönen, geschweige des Erhabnen?" Allen Wissenschaften und Künsten liegt ein solches zum Grunde; sonst könnte kein Maas daran gelegt werden; selbst die Mathematik hat ein Unendliches vor sich, an welches sie aber durch Zahl und Zeichen Maas leget. Unterließe sie dieß, so hörte ihr Begriff auf; nicht minder hörten Zeichnung und Bildung, Tonkunst und Sprache auf, wenn sie nicht, Jede in ihrer Art und mit ihren Maaßen, dem Unermessenen Umriß, Schranken, Bestimmung, Maas gäben. Der leere Ausruf: „o wie unendlich! ganz unermeßlich!" verräth eben den Unkünstler, der ihm kein Maas zu geben wußte. Der Witz, der sich mit sogenannt-erhabnen Antithesen in die Sprache drängt, um durch Gegensätze das wahre Maas zu vernichten, ist so wenig ein Genius ächter Philoso-

phie als Dichtkunst. Selbst der Mathematik ist ihr Unendliches nur die immer mehr zurückweichende Grenze gegebner Verhältnisse, nie das absolute Null, weder im Unendlichgroßen noch Unendlichkleinen. Im absoluten Null wie im absoluten All ist nichts meßbar. Wäre Jemand so hoch gestiegen, daß er „nur das Schlechthin-, das außer allem Maas Große" erhaben nennte, und sich „die Unerreichbarkeit der Natur als Darstellung ihrer Ideen" dächte; der Unerreichbare hätte der Kunst sowohl als der Natur entsaget: denn das Unerreichbare giebt keine Darstellung, und das außer allem Maas Große hat keine Größe.

10. Offenbar entspringt die Irrung aus einer Mißnahme des Mediums, wodurch diese Künste wirken, seyn es Worte oder Töne. Glaubte man einerseits, daß Worte stehende Formen hervorbringen können, so erschuf man sich das Hirngespinnst einer sogenannten „reinen Objektivität der Poesie," das man griechische Form nannte, und das zuletzt auf ein steifes hölzernes Wortgerüst hinausgeht. Ohne Theilnahme hört man die Hammerschläge einen Bau erschaffen, der nie ganz vor uns steht, bei dem wir der Muse danken, wenn der letzte Hammerschlag austönet. Ist dieß griechisch? In Homer leben alle Bilder dergestalt, daß er selbst seine Gleichnisse in Bewegung setzt, jeder Zug ist ein Hauch seines Mundes; daher kein Künstler, der die Grenzen seiner Kunst kennet, auch wenn er aus Homer mahlt, gelüsten wird nach Homer zu mahlen und mit ihm im Punkt dieser fortschreitenden Energie

zu wetteifern. Himmel und Erde z. B. setzte Phidias nicht in Erschütterung, als er seinen Zevs bildete; kein griechischer Künstler wollte die Stimme des Ares, wenn er wie zehntausend Krieger schrie oder Hufenlange Glieder der Götter bilden; Züge, die der lebendigen Energie der Dichtkunst allein zugehörten. Eben so wenig wollte Homer in irgend einer Schilderung das Unding einer „reinen Objektivität" erreichen, durch welche das Wesen seiner Kunst rein vernichtet wäre. Gehet alle seine Figuren und Formen, selbst seine Bilder auf Achills Schilde durch; ihre stehende Form ist aufgehoben; sie bewegen sich, sie leben. Genau in dem Maas schreiten sie uns vorüber, als unsre Phantasie sie fassen, unsre Empfindung sie festhalten kann; kein Moment länger; von kalt-reiner und rein-kalter Objektivität ist bei ihm kein Gedanke. Dagegen ist von reinwarmer Subjektivität bei ihm eben so wenig die Rede. Im Unermeßlichen schwimmen und sich darin baden, und darin wüthen und toben; dieser erhabne Mysticismus im Abgrunde des Unendlichen, diese aus- und fortströmende Fülle im absoluten Nichts und All, im Leeren und immer Leeren, ist eben so ungriechisch als übermenschlich. Von einer Transcendenz unermeßlicher Gefühle weiß kein griechischer Dichter; Longin hat sie mit ihrem eigentlichen Namen Transscendenz, (υπερβατον) zum falsch-Erhabnen gezählet.

11. Besteht also das Erhabne hörbarer Vorstellungen in ihrer fortschreitenden Wirkung, so führt es sich, nur in einer andern Dimension, auf die Erklärung zurück, die wir bei

sichtlichen Gegenständen wahrnahmen. Es giebt uns mit Einem Viel, mächtig-fortwirkend, indem es 1) den Faden unsrer gewöhnlichen Vorstellungen zerriß, 2) uns höher und höher hebet; indem es 3) uns in Labyrinthe führt und glücklich hinausführt, und 4) froh vollendet. Mithin ruht das wahre Erhabne eigentlich im ganzen progressiven Werk des Dichters. Wer sich, bei Milton z. B., im Vorgrunde seines Gedichts, in der Hölle verweilt, und in ihr das Pandämonium, die Brücke über das Chaos, die Gestalt der gefallnen Geister, ihren Sturz, ihre kühnen Entschlüsse nicht genug bewundern kann, ohne die untergeordnete Stelle zu bemerken, die dieser Abgrund im ganzen Kunstbau des Dichters einnehmen soll, wie fern ist er vom wahren Erhabnen Miltons, dem dieß Fürchterliche, Traurige, Grausende einer kalten und kühnen Verzweiflung nur dienet. Wer bei Klopstock sich nur an Judas und Philo, an Engel und Teufel hält, ohne das Hauptgebilde des Dichters zu bemerken, den göttlichen Menschen, der durch Gesinnungen und Uebernahme für sein Geschlecht sich das Verdienst errang, ein allbeglückender Menschengott zu werden, wie fern ist er vom wahren Erhabnen des Dichters! Wer beim Drama das Drama vergißt, d. i. die entsprungene, fortgehende, sich aus der Verwicklung auflösende, Furcht und Mitleid erregende Handlung; dagegen aber an Sentenzen, an malerischen Situationen, an einzelnen Charakteren haftet; wie fern ist er vom Erhabnen Sophokles und Shakespears! Wer in Gedichten „reine Objektivität“ verlangt, wenn sie auch ganz ohne Wirkung auf unser Subjekt wäre, oder un-

endlich-ausströmende „Subjektivität im Leeren, ohne Objekt, Maas und Grenze," wie fern ist er von aller Dichtkunst!

12. Man zeichnet bei Dichtern erhabne Stellen, Gesinnungen, Charaktere, Situationen aus; mache man den Versuch, ob die erhabensten, die sich in aller Welt finden, nicht eben die sind, wo ans Unermessene Maas gelegt, und eben dieß Hohe, Ueberschwengliche, an Daseyn oder an Kraft, das unerreichbar schien, als erreicht dargestellt wird. Oedipus Schicksal, vor allem sein Tod, Ajax Schicksal, vor allem sein Schweigen in der Unterwelt, die Waage, womit Zevs Hektors Tod wäget, gehören zum Erhabensten der Griechen; stellen sie uns nicht ein Unbegreifliches begreiflich, ein Unermeßbares ermessen dar? So jenes uralte Buch, wo ein unbescholtener Mann nach großer Ergebung, gleichsam gezwungen, mit dem Schicksal kämpft, und auf seinem Aschenhaufen mit dem Richter der Welt rechtet. Gewiß nicht nur jene Stelle, die Burke anführt, *) ist erhaben; sondern vielmehr der Grund des Werks, sein Fort- und Ausgang. Die Rathschlüsse des Weltenschöpfers, des Allregierers, und das kleine Leben, das kleine Verdienst eines Menschen liegen auf einer wägenden Waage. Das wahre und rein-Erhabne muß es dem gesammten Menschengefühl seyn; alle kleinliche Sprach- und Zeit-Conventionen nutzen sich ab und verschwinden. Aber

*) Hiob 4, 13.

VI. Das Sittlich-Erhabne.

„Sollte in ihm ein Schwingen ins Unendliche, Unermeßliche ohne Maas und Ziel nicht nur erlaubt, sondern nicht sogar höchster Grundsatz seyn dürfen, ja seyn müssen?" Nirgend ist die Ueberspannung gefährlicher als in der Moral, wie die Geschichte der Zeiten zeiget. Wer die Menschheit hypermoralisirt, hat sie exmoralisiret; wer sie überspannt, löset sie auf.

Sitten erfordern Maas; ein moralisches Gesetz ist selbst dem Namen nach nicht leere Form, sondern bestimmte Regel. Eine Heiligkeit, die über der menschlichen Natur liegt, liegt auch außer ihr; Visionen ins Rein-Uebersinnliche zu einer Bedingungslosen Pflicht aus Bedingungsloser Freiheit nach einem Bedingungslosen Gesetz, das über meine Natur hinaus ist, und nach welchem sie doch als nach einem Unerreichbaren immer hascht und greift, sind Katheder-Erhabenheiten, die nichts als anmaaßende Schwätzer gebähren. Die kleinste wie die größeste Pflicht fordert Bedingungen, Schranken; unter je schwereren Bedingungen sie rein und ganz geschiehet, so daß in ihr ein Unermeßliches meßbar, ein Unmögliches nicht nur möglich, sondern wirklich dargestellt wird, desto erhabner ist sie; sie giebt uns in Einem Viel, mächtig, auf die energisch-stilleste Weise.

Wenn wir in unser Leben zurückgehen, welche waren uns die sittlich-Erhabensten der Menschen?

die uns das Vortrefflichste, das Edelste als Gesinnung und That, gleichsam als ihre eigne Natur, in mächtig=stiller Wirkung darstellten. Grundsätze, deren Ausführung wir für schwer oder für unmöglich hielten, wenn wir sie ohne Prunk und Affektation als herrschende Gesinnungen zu einer erhabnen Natur geworden, in ihrer ganzen stillen Kraft erblicken; sie überraschten, sie erniedrigten uns für den Augenblick, [illegible]m uns eben damit auf immer über uns selbst zu erheben. In ähnlichen Fällen, im größten Sturm der Leidenschaften werden uns diese Götterbilder als Heilbringende leitende Sterne erscheinen, uns mit ihrem hellen Anblick viel sagend. „Diese Gesinnung, sagen sie uns, ist nicht nur möglich, sondern auch die reine Natur des Menschen; sie gewährt Macht und ist weise, und schaffet Seligkeit; sie gebiert innern Frieden." Je reiner uns diese Erhabnen erscheinen, je mehr machen sie uns das Schwere leicht, das Unermessene meßbar.

Das Gefühl des Erhabnen stößt sich an nichts so sehr, als am Vielen, Vergeblichen, aus Nichts zu Nichts, an leerer Anstrengung, an kämpfender Ohnmacht. Wie eine ungeregelte blinde Macht Furcht und Schrecken oder gar Abscheu erregt: so ein Bestreben ohne Weisheit nach einer ihm unangemessenen Regel oder gar ohne Zweck und Absicht aus pur=blanker Pflicht, wirkt Geringschätzung, und selbst der gute Wille in äußerster Anstrengung ohne Macht und Weisheit Bedauren. Sind jene Drei, die im Grunde Eins sind, Macht, Weisheit, Güte in der

menschlichen Natur vereint, und in Gesinnungen sowohl als in That wirksam, dann nur dann bilden sie den *Erhabnen.* Die kritische Schule hat lange und oft jenes Epiphonem zur „Kritik der praktischen Vernunft: Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: *der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir*" als den erhabensten Spruch bewundert, den je ein Mund sagte; ich will ihm seine Würde nicht rauben. Aber beides, der gestirnte Himmel und das moralische Gesetz zusammengestellt, was will die Parallele? Ist sie ein Wunsch, daß wie droben Ein großes Gesetz alle Sterne und Sonnen ordnet, auch das Gesetz in uns eben so wirksam die moralische Welt beherrsche und ordne, so kennen wir ihn längst in der einfach-erhabnen Bitte, daß der Wille des Ewigen von uns hienieden geschehe, wie droben: *der* demüthige Wunsch schlägt zugleich aber auch unsern Blick nieder. Denn herrscht das moralische Gesetz in unsrer Brust, wie droben in allen Welten das Gesetz der Bewegung? Eine solche Zusammenstellung demüthiget uns tief. Soll sie aber, vielleicht gegen die Absicht dessen, der sie aussprach, ein *stolzer* Spruch seyn, daß wie droben der Schöpfer Heere von Welten geordnet, so der kritische Philosoph als Autonom durch sein kategorisches *Soll* auch eine Welt ordne: so lahmt die Vergleichung. Ein Gesetz, das nicht befolgt wird, das ohne Motive auch nicht befolgt werden kann, absolut aussprechen ist leicht; aber halten! halten! Die Parallele wird also ein dunkler Contrast;

das erhabne Epiphonem wird Schwulst; Schwulst aber deckt, wie wir wissen, Wind oder eine Wunde.

Die kritische Schule sondert das Sittliche nach Geschlechtern: „des Mannes Tugend sey erhaben, des Weibes Tugend schön. Sogar die Liebe Jenes sey Großmuth u. f." Gegensätze, die die Natur nicht kennet. Hat es nicht Weiber von so erhabnen Gesinnungen, von so festen Grundsätzen, als Gegenseits schwache Männer genug gegeben? und ist die kritische Heruntersetzung eines ganzen Geschlechts auch großmüthig-erhaben? Grundsätze kennen keinen Unterschied des Geschlechts; wohl aber modificirt sich die Sittlichkeit nach Geschlechtern. Ein unweiblich Weib ist so widrig, wie der lieblos-großmüthige Liebhaber.

Die Kritik hat eine Reihe „erhabner" praktischer Grundsätze aufgestellt, die bei näherer Ansicht vielleicht nur eitel oder gemein oder sich selbst widersprechend sind; z. B.

1. „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde. Oder: handle so, als ob die Maxime deiner Handlungen durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte." Der Satz klingt erhaben und ist nur eitel. Im Handeln bin ich Thäter des Gesetzes, nicht Woller oder Gesetzgeber; Befolger der Naturordnung in meinem Kreise, nicht Stifter derselben für alle mir unbekannte Vernunftwesen. Je mehr ich mich in meiner erhabnen Maxime wollend bespiegle, desto mehr unterlasse ich, demüthig nach ihr zu

handeln, und so habe ich einen stolzen Traum geträumet. Durch meinem Willen wird kein allgemeines Naturgesetz; meine That soll das allgemeine Naturgesetz, bedingt in meiner Existenz und Situation, ausdrücken, d. i. ihm folgen. Der allgemeingute Gesetzgeber-Wille ist eben so inkompetent-anmaaßend als kraftlos: denn nur im Besondern und Besondersten wird das Allgemeine, wie hier der Wille, durch That wirklich.

2. „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck niemals bloß als Mittel brauchest." Und wenn Personen, wenn Mittel und Zwecke collidiren? So wird der eitelste Egoismus daraus, der den großen Zweck der müssigen „Allbeurtheilung," unter dem Namen „Selbstschätzung, Selbstachtung," Alles unterwirft und einen ewigen Krieg zwischen lauter „Selbstzwecken und Selbst-Gesetzgebern" anspinnet. Da in der Natur alles Mittel und Zweck ist, so sagt das erhabnere, bescheidnere Gesetz: „Du selbst gehörst der Natur und der edelsten Natur, die wir kennen, der Menschheit an; angewandt werde auch dein Leben, wie aller Leben, als Mittel zum Zweck des Ganzen, der Menschheit. Nach hellen Begriffen und reinen Trieben verbrauche dich in ihrem Dienst, dich selbst vergessend, dich selbst aufopfernd."

3. „Der Mensch ist nur seiner eignen, dennoch allgemeinen Gesetzgebung unterworfen. Der Wille durch seine Maxime darf sich selbst als

allgemein-Gesetzgebend betrachten. Dies ist des Menschen Würde, Achtung für das von ihm selbst gegebne Allgemeingesetz; er achtet die Menschheit, ja das Reich aller Vernunftwesen in sich; er ist der allgemeine Selbstachter." Eitler Wahn! Nachachtung will das Gesetz; nicht speculativstolze Achtung, weil ich es mir und der ganzen Natur gab und es eben so hoch hinaussetzte, daß weder ich noch ein andres Vernunftwesen meiner Art es zu befolgen weiß. Entweder ein eitler, bald nachlassender Kampf wird aus dieser überspannten Gesetzgebung oder eine eitle moralische Kunstrichterey, die ins Beurtheilen der Maximen allen Werth setzt, und dafür das Thun (denn das heilige Gesetz ist „unerreichbar") sich als einer brechlichen, mit dem bösen Princip gesättigten Natur, verzeihet. Das wahrhaft-erhabne, bescheidne Gesetz spricht: „handle nach dem Gesetz, als ob es deine Natur wäre; mache es dir zur Natur und vergiß, daß es Gesetz sey, geschweige, daß du es dir gegeben, geschweige, daß du es für das gesammte Vernunftreich gabest. Was hast du mit dem gesammten Vernunftreich als Gesetzgeber? da du nur deine Vernunft gebrauchen und thätig anwenden sollst und kannst. Anmaßendstolze Selbstachtung ist das unlauterste Princip, worauf die Moralität gebaut werden kann; es macht egoistisch, und dabey vor lauter Kritik unthätig-eitel. Eitelkeit aber ist nach dem Ausspruch aller Zeiten das Grab der wahren Erhabenheit und Würde.

VII. Das Erhabne im Wissen.

Dieses ist nicht die „Transcendenz," deren Erhabnes uns mit Vielem Nichts giebt, geräuschvoll-ohnmächtig, leere Schemate und Formen. Nahen wir uns ihrem Pandämonium, so gelangen wir durch zwey „blinde Anschauungen," die selbst bekennen, daß sie nichts sehen und nichts geben, als durch Hüterinnen der Pforte in einen Vorhof, wo aufgehangene „Schattentafeln" selbst bekennen, daß sie „Objektlose Schemen" sind und nicht wissen, wie von Objekten abgezogne Worte auf sie zusammenflogen. Ein scharfer Zugwind von „Paralogismen" führt uns sodann durch windige Kreuzgänge von „Antinomieen" in die leere Halle der „leeren Vernunft," wo nach langer Erwartung der leere Schall, „du sollt," aus dem absoluten Nichts ertönet. Die Echo tönt das absolute „Soll" rückwärts sehr vernehmlich im Worte „Los" wieder; denn was durch übersinnlich absolute Pflicht Bedingungslos gebunden ward, kann durch übersinnlich-absolute Freiheit Bedingungslos gelöset werden. Also gehen wir leer aus dem Tempel, aber zu übersinnlichen Gesetzgebern und Naturschöpfern im absoluten Nichts aus Vollmacht der objektlosen leeren Vernunft gewürdet. Stolzes Spiel! Traum der Träume!

Erhaben im Wissen ist, was mit Wenigem Viel giebt, mich auf einfachen Wegen Viel zu erkennen leitet, hell, mächtig, sicher, nicht aufdringend Worte

sondern Kräfte erweckend in mir und Lust, Liebe, Neigung. Minimum est quod scire laboro, sagte jener Weise; nur daß dies Minimum ein Maximum werde. Jeder Punkt in der Natur ist ein solches, und die Verkettungen in ihr, die Punkte ihres Zusammenhanges, Maxima von immer höherer Art, führen uns weiter und weiter. Immer rückt ferner die Grenze und bleibt doch vor uns; *) im Absoluten außer und über der Natur hat der Verstand nichts zu schaffen, die Vernunft nichts zu ordnen. Das „kritisch Erhabne" ist hier allenthalben ein Ueberfliegen oder Ueberstürzen sein selbst ins Grenzen- und Bodenlose, den Abgrund; υπερβατον oder βαθος.

---

*) So breitet stolz die königlichen Flügel
Der Adler im Entschluß, der ihn zur Sonne führt,
Gleich Segeln aus. Von ihr allein gerührt,
Sieht er, je mehr er steigt, die immer tiefern Hügel,
Ein immer tiefres Thal, ein immer tiefres Meer,
Ein immer höh'res Sonnenheer.

Von Creuz.

II.

Vom Ideal des Schönen.

„Grundsatz" 1.

„Da es keine objektive Geschmacksregel, die durch Begriffe bestimmte, was schön sey, geben kann: so ist die allgemeine Mittheilbarkeit der Empfindung des Wohlgefallens, und zwar eine solche, die ohne Begriff Statt findet, die Einhelligkeit (so viel möglich) aller Zeiten und Völker in Ansehung dieses Gefühls in der Vorstellung gewisser Gegenstände, das empirische, wiewohl schwache und kaum zur Vermuthung gereichende Criterium der Abstammung eines so durch Beyspiele bewährten Geschmacks von dem tiefverborgnen, allen Menschen gemeinschaftlichen Grunde der Einhelligkeit in Beurtheilung der Formen, unter denen ihnen Gegenstände gegeben werden."

Zweifel.

Einhelligkeit in Beurtheilung der Formen, unter denen Gegenstände des Schönen gegeben wer-

den ohne Begriff? Einhelligkeit, so viel möglich, aller Zeiten und Völker in Ansehung des Gefühls des Wohlgefallens in der Vorstellung gewisser Gegenstände (Welcher?) ein Kriterium zwar nicht des Geschmacks, aber der Abstammung des Geschmacks vom tiefverborgnen, allen Menschen gemeinschaftlichen Grunde der Einhelligkeit in Beurtheilung der Formen? Und dies Principium, auf bloße Empirie gebaut, wäre a priori? Und welches ist der tiefverborgne Grund, worauf das Kriterium zeigt? Wir fragen eben nach diesem Grunde.

„Grundsatz“ 2.

„Daher sieht man einige Produkte des Geschmacks als exemplarisch an; nicht als ob der Geschmack könne erworben werden, indem er andre nachahmt.“

Zweifel.

Erworben nicht, wenn die Anlage dazu dem Nachahmenden fehlet, so wenig eine Geschmacklose Zunge, wenn sie das Kauen nachahmt, wird schmecken lernen; aber erweckt, geleitet und mißleitet, gebildet und mißbildet kann der Geschmack durch vorstehende oder geltende Muster allerdings werden. Dies zeigt die Geschmacks- Moden- und Kunstgeschichte in allen Perioden und Schulen. Auch zum Wohlgefallen gewöhnt man sich, gesetzt man müsse auch Anfangs kritisch fragen; „habe ich mich wirklich amusiret?“ Ob das, was der Lehrling nachahmt, wirklich schön sey? fragt er seltner; er folgt dem Meister und gewöhnt sich.

„Grundsatz“ 3.

„Hieraus (weil man einige Produkte des Geschmacks als exemplarisch ansieht) folgt aber, daß das höchste Muster, das Urbild des Geschmacks, eine bloße Idee sey, die jeder in sich selbst hervorbringen muß, und darnach er alles, was Objekt des Geschmacks, was Beispiel der Beurtheilung durch Geschmack sey, und selbst den Geschmack von Jedermann beurtheilen muß.“

Zweifel.

Wie folgt das? Weil man Produkte des Geschmacks als exemplarisch ansieht, so muß Jeder das höchste Muster, das Urbild des Geschmacks, die Idee, darnach er alle Objekte und Beispiele des Geschmacks, ja den Geschmack Jedermanns beurtheilen muß, in sich hervorbringen? Bringt Jeder die höchste Muster-Idee, das Urbild des Geschmacks zu Beurtheilung jedes Objekts in jeder Kunst aus sich hervor, da, wie ihre Werke zeigen, es so manchen namhaften Künstlern und Kunstschulen, einem Troß von Kunstrichtern und Philosophen, in ganzen Nationen fehlte?

„Grundsatz“ 4.

„Idee bedeutet eigentlich einen Vernunftbegriff; Ideal die Vorstellung eines einzelnen, als eines der Idee adäquaten Wesens.“

Zweifel.

Weder Eins, noch das Andre. Ein Vernunftbegriff läßt sich nicht darstellen; jede Kunst aber

stellt ihre Ideen dar. Kein einzelnes Wesen ist einer Vernunftidee adäquat, sondern nur unter ihr enthalten; mithin kann auch das Ideal nicht die Vorstellung eines einzelnen Menschen als eines einem unvorstellbaren Begriff adäquaten Wesens seyn. Die Begriffe heben einander auf.

„Grundsatz" 5.

„Daher kann jenes Urbild des Geschmacks, welches freilich auf der unbestimmten Idee der Vernunft von einem Maximum beruht, aber doch nicht durch Begriffe, sondern nur in einer einzelnen Darstellung kann vorgestellt werden, besser das Ideal des Schönen genannt werden, dergleichen wir, wenn wir gleich nicht im Besitz desselben sind, doch in uns hervorzubringen streben. Wie gelangen wir nun zu einem solchen Ideal der Schönheit? A priori oder empirisch? Imgleichen, welche Gattung des Schönen ist eines Ideals fähig?"

„Wir gelangen dazu 1) durch die ästhetische Normalidee;

2) Durch die Vernunftidee."

Die ästhetische Normalidee ist eine einzelne Anschauung der Einbildungskraft, die das Richtmaas der Beurtheilung des Menschen, als zu einer besondern Thierspecies gehörigen Dinges vorstellt."

Zweifel.

Daß also der Mensch ein zu einer besondern Thierspecies gehöriges Ding ist, giebt, und zwar in

einer einzelnen Anschauung, die ästhetische Normalidee zum Ideal des Schönen und der Schönheit?

„Grundsatz" 6.

„Die Normalidee muß ihre Elemente zur Gestalt eines Thiers von besondrer Gattung aus der Erfahrung nehmen; aber die größte Zweckmäßigkeit in der Construktion der Gestalt, die zum allgemeinen Richtmaas der ästhetischen Beurtheilung jedes Einzelnen dieser Species tauglich wäre; das Bild, was gleichsam absichtlich der Technik der Natur zum Grunde gelegen hat, dem nur die Gattung im Ganzen, aber kein Einzelnes abgesondert adäquat ist, liegt doch blos in der Idee des Beurtheilenden, welche (Idee) aber mit ihren Proportionen, als ästhetische Idee in keinem Musterbilde völlig in concreto dargestellt werden kann."

Zweifel.

Eine aus einzelner Erfahrung genommene Idee soll nicht nur ein allgemeines Richtmaas der ästhetischen Beurtheilung jedes Einzelnen derselben Species, sondern auch mit ihren Proportionen als ästhetische Idee ein dargestelltes Musterbild des Musters werden, das der schaffenden Natur blos für die Gattung im Ganzen vorgelegen, dem aber kein Einzelnes adäquat ist? Musterbild für die ganze Gattung, aus einem Einzelnen abgezogen, dem kein Einzelnes adäquat ist?

„Grundsatz" 7.

„Wie dieses zugehe, (denn wer kann der Natur

ihr Geheimniß gänzlich ablocken?) wollen wir eine psychologische Erklärung versuchen.*) Da auf eine uns gänzlich unbegreifliche Art die Einbildungskraft nicht allein die Zeichen für Begriffe gelegentlich, sondern auch das Bild und die Gestalt des Gegenstandes von einer unbeschreiblichen Zahl von Gegenständen verschiedner Arten, oder auch Ein und derselben Art, reproduciren kann, so weiß sie auch, wenn das Gemüth es auf Vergleichungen anlegt, allem Vermuthen nach wirklich, wenn gleich nicht hinreichend zum Bewußtseyn, Ein Bild gleichsam auf das andre fallen zu lassen, und durch die Congruenz der Mehreren von derselben Art ein Mittleres herauszubekommen, welches allen zum gemeinschaftlichen Maasstabe dient. So geben tausend gesehene Mannspersonen eine Mittelidee, die Statur einer schönen Mannsperson, wie nach der Analogie der optischen Darstellung, wenn eine große Anzahl Bilder, vielleicht alle jene tausend auf einander fallen, auf den Raum, wo die meisten sich vereinigen, innerhalb dem Umrisse, wo der Platz mit der am stärksten aufgetragenen Farbe illuminirt ist, die mittlere Größe kenntlich wird, die sowohl der Höhe als Breite nach von den äußersten Grenzen der größten und kleinsten Staturen gleich weit entfernt ist."

Zweifel.

Tausend auf einander fallende Bilder, in einem Platz zusammentreffend, der mit der am stärksten

*) S. 56.

aufgetragnen Farbe illuminirt ist? Und sie machen eine mittlere Größe kenntlich, die sowohl der Höhe als Breite nach (als ob Höhe und Breite die Gestalt bestimmten,) von den äußersten Grenzen der größten und kleinsten Staturen gleich weit entfernt, folglich die schönste Statur oder Figur, das Ideal, Urbild und Muster aller Schönheit wäre. Optisch würde bei solchen Datis auf solchem Platz nichts oder das Verworrenste erscheinen, das auch kein Kind für ein Bild geschweige für das Ideal aller Bilder erklärte.

„Grundsatz" 8.

„Man könnte eben dasselbe (Ideal) mechanisch herausbekommen, wenn man alle tausend Bilder mäße, ihre Höhen unter sich, und Breiten und Dicken für sich zusammenaddirte und die Summe durch tausend dividirte."

Zweifel.

Breiten, Dicken, Höhen von tausend Mannspersonen gemessen und addirt, sodann mit 1000 dividirt, geben das Ideal männlicher Schönheit so wenig, als (wenn unter den Tausenden auch keine Riesen und Zwerge, keine Schwindsüchtige und Falstafs in unbestimmter Zahl wären) Höhe, Breite und Dicke addirt, je ein Resultat der Schönheit geben.

„Grundsatz" 9.

„Wenn nun auf ähnliche Art für diesen mittleren Mann der mittlere Kopf, für diesen die mittlere Nase u. s. w. gesucht wird, so ist diese

Gestalt das Ideal des schönen Mannes in dem Lande, da diese Vergleichung angestellt wird: daher ein Neger nothwendig ein anderes Ideal der Schönheit haben muß, als ein Weisser, der Chinese ein anderes als der Europäer. — Diese Normalidee ist nicht aus von der Erfahrung hergenommenen Proportionen als bestimmte Regeln abgeleitet —"

Zweifel.

Wo hatte sie denn der Höhen und Dicken addirende Neger und Chineser her? Kannte er sein Geschlecht anders woher, als aus Erfahrung?

„Grundsatz" 10.

„Sondern nach ihr, der Normalidee, werden allererst Regeln der Beurtheilung möglich. Sie ist das zwischen allen Einzelnen, auf mancherlei Weise verschiedenen Anschauungen der Individuen schwebende Bild für die ganze Gattung, welches die Natur zum Urbilde ihrer Erzeugungen in derselben Species unterlegte, aber in keinem Einzelnen völlig erreicht zu haben scheint."

Zweifel.

Was ein Neger und Sinese aus einigen Gestalten seiner Zeit, seines Landes, vielleicht mit dem verworrensten, stumpfsten Blick auffaßte, ja was der Buräte und Feuerländer mit halbgeschlossenen Augen aus Dicken, Breiten und Höhen aufgefaßt haben darf, soll das himmlische Urbild seyn, das die Natur zu Bildung der ganzen Gattung, zu welcher die Gestalten aller Zeiten und Völker gehören, sich (nicht

unter- sondern) vorlegte! Addirten und dividirten die Geister der Schöpfung den Grön- und Feuerländer, mit dem Neger, Griechen und Kackerlack an Dicke, Breite und Höhe in einander, um eine Normalidee der Menschengattung zu gewinnen, die dem Ideal der Menschenschönheit zum Grunde läge?

„Grundsatz" 11.

„Die Normalidee ist keinesweges das Urbild der Schönheit in dieser Gattung, sondern nur die Form, welche die unnachläßliche Bedingung aller Schönheit ausmacht, mithin blos die Richtigkeit in Darstellung der Gattung. Sie ist, wie man Polyklets berühmten Doryphorus nannte, die Regel; eben dazu konnte auch Myrons Kuh in ihrer Gattung gebraucht werden. Die Darstellung der Normalidee ist blos Schulgerecht."

Zweifel.

Eine Normalidee also, die gleich Polyklets und Myrons Bildwerken eine ausgedrückte Regel, eine Form und doch keine Form, eine dargestellte Norm und doch zugleich kein Urbild, d. i. keine Norm seyn soll! Eher ließen sich alle Farben und Töne zusammenmischen, um die reine Normalidee der Farben und Töne zu gewinnen, oder alle Geschmäcke und Gerüche addiren und dividiren, um sich der Normalidee des Geruchs und Geschmacks zu bemeistern, als auf solchem Wege eine schulgerechte Norm zum Ideal der Schönheit aus Länge, Dicke und Breite errechnen, die mit der Schönheit selbst nichts gemein hat. In der Mathematik nimmt man zwischen zwei Extremen eine mittlere Größe oder Zahl, um ver-

muthete Fehler zu vermindern; was soll das aber hier, da bey der Gestalt des Schönen aufs kleinste poco di più und poco di meno alles ankommt?

„Grundsatz" 12.

„Von der Normalidee des Schönen ist doch noch das Ideal desselben unterschieden, welches man lediglich an der menschlichen Gestalt erwarten darf. In dieser nun besteht das Ideal in dem Ausdruck des Sittlichen, ohne welches der Gegenstand nicht allgemein und dazu positiv gefallen würde. Der sichtbare Ausdruck sittlicher Ideen, die den Menschen innerlich beherrschen, kann zwar nur aus der Erfahrung genommen werden; aber ihre Verbindung mit allem dem, was unsre Vernunft mit dem Sittlichguten in der Idee der höchsten Zweckmäßigkeit verknüpft, die Seelengüte, oder Reinigkeit, oder Stärke, oder Ruhe u. s. w. in körperlicher Aeußerung gleichsam sichtbar zu machen, dazu gehören reine Ideen der Vernunft und große Macht der Einbildungskraft in demjenigen vereinigt, der sie nur beurtheilen, vielmehr noch der sie darstellen will; welches dann beweiset, daß die Beurtheilung nach einem solchen Maasstabe niemals rein ästhetisch seyn könne, und die Beurtheilung nach einem Ideal der Schönheit kein blosses Urtheil des Geschmacks sey."

Zweifel.

Also ist die Beurtheilung des höchsten und reinsten Schönen nie rein ästhetisch, d. i. seine reinste Empfindung unrein? Also soll, was jene Normalidee, die uns in die verworrenste Mischung führte,

dem Ideal des Schönen nicht geben konnte, ein der Empfindung fremder und unfaßlicher Begriff, der Begriff des **Sittlichen** geben? Da doch, der Kritik zu Folge, die Begriffe des **Guten** und **Schönen** ganz getrennt sind. Und dann, wie Seelengüte, Reinigkeit, Stärke, Ruhe u. s. w. Ideen, die den Menschen innerlich beherrschen, in **Formen erscheinen**, um ein Ideal des Schönen zu gewähren? davon eben war ja die Frage. — Da mit allem diesem viel verwirrtes gesagt ist, überhaupt auch von diesem Zauberbilde, **Ideal des Schönen** genannt, viel Wahngestalten und Caricaturen *) umhergehn; hinweg das Buch! In den Sälen der Götter und Genien, unter den Idealen der alten Kunst wollen wir, was Ideal des Schönen sey, anschauend lernen.

---

*) Nicht Carricaturen, (S. 59.) **Ueberladen** heißt Italiänisch caricato. Daß „ganz regelmäßige **Gesichter** im Innern gemeiniglich **einen** nur mittelmäßigen Menschen verrathen, **von dem** man nichts, **von dem**, was man **Genie** nennt, erwarten dürfe, welches (Genie) nur bei Einer unter den übrigen hervorstechenden Gemüthsanlage, die sich durch **Caricatur** ausdrückt, zu erwarten sey," ist eine in Norden zwar gemeine, nichts desto weniger aber rohe, der Erfahrung widersprechende Behauptung, die die Natur mit sich selbst in Disharmonie setzt, und das echte Genie sowohl als alle regelmäßigen Gesichter beleidigt, die freilich **Caricaturgenies** weder seyn wollen, noch seyn dürfen. S. 59.

I. Ideale der bildenden Kunst.

Hier thront Zevs in freundlicher Majestät, Vater der Götter und Menschen. Sehet sein Haupt, eine Form, die ihr an keinem Sterblichen sahet. Vorgerückt ist der Schädel, daß er diese Stirn und unter der Stirn dies ernst-ruhige Antlitz bilde. Solche Form ist nur eine Idee, ein zusammenfassender Gedanke. Der Geist, der dies Haupt belebt, bewegte auch die Locke seines Haars, er erfüllt die göttliche Brust und den Bau des Körpers. Als das Bild des Olympiers vollendet war, bat Phidias den Gott um ein Zeichen des Wohlgefallens an seinem Werk; ein Blitzstrahl fuhr vor ihm nieder. Ward dies Gedankengebilde als eine Mittelidee aus tausend Gestalten hervorgegriffen, da physiologisch dem Künstler keine Menschengestalt dies Gebilde geben konnte? Das Winken des Haupts, das Bewegen der Locke bey Homer gab es ihm, Verstand dem Verstande, Geist dem Geiste. Lange mußte die Kunst geübt seyn und tiefe Studien gemacht haben, ehe sie ihren Ideen die höchste Idee, das Ideal der Majestät und Würde als ein Diadem aufsetzte.

Neben Zevs steht dies kolosalische Haupt der Juno. Wagte die Hand des Künstlers nicht, ihm das ganze Gebilde der Himmelskönigin beyzufügen? Poliklet bildete sie nach Homer, Zevs Gemahlin und Schwester. Wer sah auf Erden eine solche Gestalt, nicht etwa dem Maas sondern dem Geist nach, der dies Gebilde belebet.

Pallas, die Tochter Zevs, aus seinem Haupt gebohren. Schon in Homer erscheint die stürmende, die Städtezerstörerin; Phidias hat sie gebildet.

Phöbus und Artemis, Zevs Kinder, des Vaters würdig. Phidias bildete den Apoll, gewiß nach Homer, Praxiteles die Artemis, Phöbus Schwester.

Auf seine Brüder Posidon und Pluto, (Jupiter-Serapis) ging Zevs hohe Gestalt über. Seine Söhne Ares und Herkules bildete Phidias, würdig dem Vater.

Bacchus und Aphrodite, Kinder Zevs. Praxiteles bildete sie, so auch den Eros, den Hermes. In mehreren seiner Gebilde war Skopas ihm vorgegangen; noch sanftere Gestalten gehören dem Myron, dem Lysippus. Mit Lysipp, ja vielleicht schon vor ihm war der Kreis der Ideale geschlossen; das hohe Göttergeschlecht war vollendet. *)

Daß diese Ideale nicht durch „Addiren und Dividi-

*) S. Heyne de auctoribus formarum, quibus Dii in priscae artis opp. efficti sunt. Commentat. sec. Gotting. Vol. VIII. p. XVI. Eine vollständige Geschichte dieser Formen-Urheber läßt sich nicht geben, da uns sowohl Werke als Nachrichten darüber fehlen. Einem Griechen selbst wäre sie schwer worden; und Wir haben das meiste dazu nur durch einen Römer, und durch welchen!

Dividiren der Höhe und Dicke, nicht durch ein Zusammenwerfen der Gestalten auf den illuminirtesten Fleck als durch eine Normalidee" herausgebracht sind lehret ihr Anblick. Als Eine Götterfamilie stehen sie da, jeder nach seinem Charakter und Lebensalter, wie durch Einen Gedanken in allen seinen Formen gebildet. Daß Homer die meisten dieser Formen und Charaktere dem Geist der Künstler gab, leidet keinen Zweifel. Also gehen diese Ideale schon in drei Ideen enge zusammen:

1. Alle Ein Geschlecht, von Einem großen Vater stammend oder ihm angehörig.

2. Nach der geistigen Gestaltung Eines Dichters, des Homer.

3. Von wenigen Künstlern gebildet, denen die andern folgten.

Und sie folgten ihnen so standhaft, daß fast nichts gewisser ist, als die Gestalten dieser Götter in allen ihren Gliedern. Wenn in Trümmern ein neues Gebilde der Erde entrissen wird, so sprechen wir sicher: „dies ist Herkules Brust, dies Bacchus Hüfte, dies eine Stirn Zevs, ein Busen der Aphrodite." Und wenn ein Unwissender z. B. auf der Melpomene Leib den Kopf einer Bacchante *) setzte; wir fühlen den Mißton wir kennen das fremde schöne Haupt und zürnen dem Barbaren, der damit zwei Gestalten verwirrte. Wo-

*) Ehemals in der Rotonda des Vatikans.

her nun das erste Vater- und Mutterideal dieses Göttergeschlechts?

---

2. Ursprung dieser Ideale.

Ideal kommt von Idee; es ist die reinste Idee eines Dinges, aus seiner innern Natur geschöpft, von allem Unwesentlichen und Unlautern scharf gereinigt. Wenn jede Kunst das Vollkommenste ihrer Art sucht, so mußte die Kunst, die Organisationen leibhaft bildet, sich an die vollkommenste Organisation, die Menschengestalt vorzüglich halten, und in dieser das Vollkommenste, die reine Idee der Menschheit suchen und bilden. Welches war diese? Ohne Zweifel die Form, die den Menschen am wesentlichsten vom Thier unterscheidet und seinen geistigen Charakter ausdrückt, mithin seine aufgerichtete Gestalt, sein Antlitz und was das Antlitz bildet, seine Stirn, seinen Schädel. Wie aus Zevs Haupt die Verstandreiche Jungfrau hervorging: so war mit der Stirn und dem Oberhaupt des Gottes das sogenannte Ideal der griechischen Kunst gegeben.

1. Der Mensch allein trägt sein Haupt aufrecht; daher hat er ein Antlitz. Bei allen zur Erde gestreckten Thieren ist der Kopf nur das Ende des horizontalen Körpers; vorgeschoben sind die untern Theile desselben, Speise

suchend, Nahrung ergreifend. Stirn und Oberhaupt sind zurückgeschoben, verkürzt und bey mehreren Gattungen fast verschwindend. Je mehr das Thier sich hebt und mit erhabenem Halse den Kopf emporträgt, sondern sich auch die Formen seines Anblicks; immer dennoch vorwärts hangend, an den Nacken befestigt. Der Mensch allein hat ein Haupt; dies wird unter seinem Schädel. Der Schädel wölbt seine Stirn: unter und mit ihr bildet sich das Menschenantlitz. Je zurückgehender diese, (wie Camper sichtlich erwiesen,) desto Thierartiger; je menschlicher, desto edler gewölbt ist der Himmel des menschlichen Daseyns, Stirn und Schädel. Die Griechen, eine wohlgebildete Nation, fühlten auch hier ihren Vorzug vor andern insonderheit afrikanischen Völkern; und da sie eben so wohlgebildet dachten, so war es Natur der Sache, daß sie bey ihrer Kunst das menschlichste in der menschlichen Form, das Antlitz und in diesem den Grund aller Züge des Antlitzes, die Bildung und Stellung des Oberhaupts vorzüglich charakterisirten. Nothwendig wurden sie hierdurch auf die edelste Form geleitet, die sie, da es Götter galt, als ein Ueberschwängliches in dieser Form, sofern es mit der Wohlgestalt bestehen konnte, ausdrückten. Sowohl dem Homer, als nach und aus ihm dem Phidias erschien im Vorder-, im Oberhaupt des höchsten Gottes Größe.

— Κυανεησιν επ' οφρυσι νευσε Κρονιων·
Αμβροσιαι δ' αρα χαιται επερρωσαν το ανακτος
Κρατος απ' αθανατοιο: μεγαν δ' ελελιξεν
Ολυμπον.

2. Aus diesem Oberhaupt, wie aus einem vom Himmel entsprossenen Keim entsprang durchs ganze Gebilde eine höhere Harmonie der Glieder. Unter der heitern, ebnen, vorgesenkten Stirn trat die Gegend über den Augenbraunen, welche den Griechen der Sitz der denkenden Seele war, in ihr bedeutendes Licht. Die Augenhöhle wölbte sich erhabner; in ihr leuchtete ein volles ruhiges Auge, und sanft floß die Wange nieder. Unter der Gedankengegend der Stirn theilte die Nase das Antlitz, nicht hinausstrebend, aber breit und scharf; und unter ihr ward der Mund lieblich gebildet. Die eben genannte Form der Stirn, der Wangen und Nase schränkte diesen natürlich zu dem ein, was er im Menschenantlitz seyn sollte, zum Sitz der Svada; das thierisch-Vorragende, Nahrungsuchende, war, da die menschliche Lippe ihn umschloß, verschwunden. Ein solches Haupt und Antlitz gebot dem ganzen Bau der Glieder. Hals, und Nacke, Schultern und Arme, vorzüglich die erhabne oder sanfte Brust mußten der Bedeutung des Antlitzes würdig seyn; mithin wurden den untern Theilen des Gesichts, die die Sinnlichkeit ausdrücken, auch die Glieder des Leibes harmonisch. Nüchtern trat der Unterleib zurück und beschränkte sich zwischen Hüften, die das obere Verhältniß der Theile des Gesichts zu den Füßen hinab fortführten. Diese Harmonie der Theile war nicht etwa blos eine Zahl-Proportion ihrer Länge und Breite: sie war ein im Geist empfangenes untheilbares Ganze, das sich mit jedem Gott, mit jeder Göttin, nach Alter und Charakter modificirte, sich mithin in jeder Gestalt eigne Verhältnisse schuf, alle entsprossen aus der Wurzel der Menschheit, dem Haupt, nach des

Bildes Bedeutung. Größe, Stellung, Anstand sind hiernach wie nach einem reinen Akkorde dieser oder jener Tonart den Gebilden zugemessen, zugewogen.

3. Hieraus erklärt sich, was man in ihnen die hohe Ruhe, die stille Würde, oder erhabne Einfalt zu nennen pflegt und unrecht aus der Sittenlehre holet. Es ist die in diese rein-menschliche Gestaltung gegossene, ihr durchaus einwohnende Seele, der Zusammenklang ihrer Glieder. Da nämlich die Natur den menschlichen Körper symmetrisch gebauet und die Bewegung seiner Kräfte einen Antagonismus nicht nur beider Seiten gegen einander, sondern in jedem Theil seiner Muskeln und Glieder anvertrauet hat: so ist dieser Zusammenklang einer harmonischen Disharmonie, wie in einem melodischen Rhythmus eben das Seelenhafte, Bezaubernde, das in der ganzen Stellung der Gestalt zu uns spricht, in uns übergeht, und wie ein Gefühl göttlicher Ruhe sich uns mittheilet. Bemerkt das schwebende Gleichgewicht in allen Theilen, in allen Gliedern. Auf sanfte Gegensätze ist es gebaut, in denen dem Andern Nichts scharf entgegenstrebt, nichts aber auch welket. Freundlich unterstützen sich die Glieder, von dieser, von jener Seite; Ein Theil spricht zum andern: „ich helfe dir, du trägst mich, bis ich dich ablöse;" sie lieben einander, als Ein von Einem Geist bewegtes Ganzes. Ein erzwungener Contrast, ein Widerspruch mit sich und andern ist nirgend sichtbar; nie stehen wir auf der Zehspitze eines peinlichen Strebens. Woher hat sich diese Ruhe ergossen? Vom Haupt hinab, in Brust und Hände, in die ganze Haltung und Stellung des Körpers. Nicht todte Ruhe ists, sondern ein mit sich

selbst einiger Geist und Körper; Bewegung in Ruhe, Ruhe in Bewegung, auf der Spitze einer Goldwage dem Gebilde zugewogen; eine Melodie der Glieder.

So einfach erklärt sich das Ideal der Griechen. Es war die reine menschliche Gestalt, von allem Thierischen gesondert, ihre eigene Vollkommenheiten ausdrückend in allen Charakteren und Gliedern.

3. Folgen des Ideals.

Nach diesem Begriff sehen wir, daß die an Leib und Geist menschlich-gebildeten Griechen auf den Weg des Ideals frühe kommen und darauf glücklich seyn mußten, eben weil sie kein Hirngespinnst, keine Unform, sondern eine in der Natur vorhandene, unserm Geschlecht wesentlich einwohnende Idee und Regel, d. i. die reinmenschliche Form suchten. Frühe also sehen wir sie schon auf der Bahn dazu, in sehr alten Kunstwerken, bei noch schroffer Zeichnung. Vom Haupt hinab entsprang die Gestalt; war das griechische Haupt, (unrecht nennet man es blos das griechische Profil) in seiner geistigen Bedeutung da, so war mit und aus ihm die Gestalt des Körpers gegeben.

Mit Ruhm nennet die griechische Kunstgeschichte die Namen derer, die in einzelnen Gestalten dies

reine Ideal der menschlichen Natur vollkommener oder in höchster Vollkommenheit darstellten: Phidias und Alkamenes, sein Schüler und Mitgehülfe, vorzüglich in männlichen; Praxiteles und Lysippus in weiblichen oder weicheren Gestalten. Dem Skopas, Myron und andern vor Phidias blieb auch ihr Antheil. Als der Kreis der Gestalten vollendet war, verlor sich das Ideal nicht in die gemeine oder Unnatur (dahin konnte es sich auf einer so festen Basis bey den Griechen nie verlieren), sondern in Glätte und Zierde. Der Geist, der dem Geist nichts mehr hinzuthun konnte, diente dem Körper. Inzwischen blieb das Einmal Erfundene und Festgestellte eine glückliche Tradition der Kunstschule. Bei wie manchen fehlerhaften Werken des Alterthums schätzen wir dennoch die hohe Idee des Werkes! Der fehlerhafte Künstler erfand diese nicht; sie war da und er mußte sie, wenn auch schlecht, ausführen. Nur mit den Göttern Griechenlands und Griechenland selbst ging dies Ideal, d. i. eine reinmenschliche Kunstbildung unter.

Als nach überwundener Barbarei hölzerner Andacht und des ehernen Rittergeistes die Kunst wieder erwachte, fand sie sich in einer neuen Welt, in der die Malerei mit geistigen Idealen leichter und reiner hervortreten konnte, als die Bildnerei mit Gestalten. Blickt zu jener Decke hinauf! Angelo's ewiger Vater, seine Sibyllen und Propheten, sind große Erscheinungen, wie durch da Vinci und Raphael sich die schöne Seele der Menschheit in neuer Verklärung offenbarte. Jede der Madonnen, fast jede der Gestalten Raphaels ist von einem Geist

durchhaucht, der allenthalben, im Widerstrebenden selbst, die Anlage der Menschennatur, die man den Engel im Menschen genannt hat, zeiget. Schöne Seelengebilde, die sich seitdem in den Kunstschulen Italiens, Spaniens, Deutschlands u. f. durch Schwarz und Weiß, durch Licht und Farben vervielfältiget haben; denn Licht und Farben heben gleichsam das geistigste Daseyn des Menschen empor; Masse und Körper bleiben zurück; die Idee des Menschen, sein Genius wird sichtbar. Licht und Farben sprechen eine zartere Sprache, als leibhafte Formen, sobald das Auge des Künstlers den Geist seines Gegenstandes zu sehen, seine Hand ihn darzustellen vermochte. Glücklich ist, wer unpartheiisch und Neidlos in jeder Kunstschule das Höchste zu erfassen und zu schätzen vermag, nach welchem sie strebte, sei's in der Zeichnung oder Composition, in Farben oder im Geist der Gestalten.

---

4. Unterschied des Individuellen und des Idealen.

Seht jenen Kopf des Junius Brutus, und dies vergötterte Haupt Alexanders; dort den August und Cäsar als Menschen, hier als Heroe. Auf den Münzen der Griechen und Römer ist dem stumpfsten Auge der Unterschied des Ikonischen und des Ideals sichtbar. Worinn bestehet dieser?

Jede nicht ganz mißbildete und verworrene Gestalt trägt eine Idee mit sich, die ihr Wesen ausdrückt, was sie seyn soll. „Sprich mit der reinsten Gestalt deiner selbst, sagt uns die Moral; siehe in jedem Gegenstande die Idee desselben, saget die Kunst dem Künstler. Der idealische Mensch siehet sie allenthalben; der idealische Künstler macht sie in jeder Gestalt sichtbar. Nicht tausend Menschen darf er zusammenplacken, um den Geist dieses Menschen wahrzunehmen; vielmehr entfernt er sich, versenkt in ihn, von allen fremden Gestalten. Je ungleicher oft das Bild, vom groben Auge des Vergleichers betrachtet, dem Gegenwärtigen scheinet, desto zusprechender, und gleichender wirds dem Abwesenden vorm reineren Auge der Phantasie. Die Gestalt ging in die Seele des Künstlers und ward in ihr Idee; eine die Gestalt darstellende Geistes-Echo.

Die Griechen ordneten die Gestalten in Götter, Genien, Heroen, zuletzt kamen Satyren und Faunen; der idealische Künstler siehet in jeder Gestalt, wohin sie gehöre. „Polygnot (sagt Aristoteles) verschönert, d. i. idealisirt die Bilder; Pauson hebt das Ueberladene in ihnen hervor, sie werden Caricatur; Dionysius macht sie dem Urbilde ähnlich, d. i. er läßt diesem sein Vollkommenes und Unvollkommenes, sein Häßliches und Schönes. Diese Classifikation der Künstler dauert durch alle Zeiten.

Aus mehrerem Schönen sammlete Zeuxis nach einer bekannten Geschichte ein Ideal der Schönheit; was heißt dies? Hatte der wählende, der sammlende Künstler kein Ideal des Ganzen in seiner Seele;

so konnten ihm einzelne Ideen, wenn sie auch die schönsten waren, dazu nicht helfen; und setzte er sie ungeschickt zusammen, so verfehlte er gewiß seines Endzwecks. War aber das Ideal des Ganzen in ihm fest, so wußte er, wozu er sie wählte. Er ließ jedem Charakter das Seine; und stellte aus ihnen seine Idee dar.

Daß es auch Thierideale gebe, wer könnte daran zweifeln? Trägt nicht jede Thiergattung ihren Charakter ausgedrückt in ihrer Bildung, entschieden an sich? Gab und giebt es nicht vielleicht mehr vollkommene Thier- als Menschenmahler? Nicht tausend Löwen durfte der Künstler sehen und messen, der den Löwen zu Venedig oder im Campidoglio bildete; Ein wackerer Löwe gnügte ihm. Er durchschaute seine Natur, erfaßte seine Idee und bildete in ihm die Idee des Löwengeschlechts, den Monarch der Thiere.

6. Schlußfolgen.

Ist Ideal also das reine Verstandesbild der wesenhaften Form einer Sache, was folget?

1. Daß ihm nichts fremder, als das Nichts, die Formlosigkeit, nichts widriger als spielende Willkühr oder jenes Gemisch von Eindrücken sey, die der Phantasie gleichsam am Boden geblieben. Jedes Bestreben nach dem Ideal geht auf das lauterste Wesen des Dinges, ihm die bestimmteste Form zu

geben; so sprechen wir vom Ideal einer Kunst, einer Wissenschaft, als vom reinsten Inbegriff ihrer Regeln nach Zwecken und Mitteln, wornach der Wissende oder Ausübende strebet.

2. Kunstmäßig kommt das Wort am meisten belebten Wesen zu, deren Idee der Dichter oder Künstler ausdrückt. Kann er dies nur sofern, daß er sie, von Fremdem gesondert, in diesem Einzelnen darstellt, so ideisirt er zwar nur, ist aber deßhalb kein gemeiner Künstler; vom Portraitmahler, der ein Ideeloses, obwohl genaues Conterfait macht, wie Holbein von Denner verschieden. Hat ihm die Natur jene glückliche Gabe gegeben, im Einzelnen den Grund zu sehen, der die ganze Gattung bezeichnet: so mahlet er wesenhafter, und wenn ihm das Höchste hierinn zu erreichen gelingt, idealisch. Ohne Verlust des Bestimmten nimmt man sodann im Einzelnen ein Alles derselben Art wahr, mit idealischer Freude. Die Gabe, so zu idealisiren, läßt sich nicht erstudiren; wohl aber wird sie durch Beobachtung, Studium, Uebung erweckt, geleitet, gestärket. Wer sie nicht hat, wird sie in idealischen Werken nicht einmal gewahr oder tadelt den Künstler, daß er nicht gemeiner porträtirte. Die Griechen besaßen sie, durch eine sonderbare Harmonie ihrer Seelenkräfte und Uebungen ausgezeichnet. Homer, Sophokles, die Schöpfer ihrer Ideale in Wissenschaften und Künsten stellen uns auf dem Wege der Natur, fast ohne Anschein der Mühe mit dem Richtigsten, rein umschrieben, das Prägnanteste seiner Art dar, exemplaria Graeca. Freudig staunt man, wenn man im Anschaun des Allgemeinen im Beson-

dern zwischen beiden die Grenze sucht und sie kaum findet.

3. Auch der idealische Künstler idealisirt nicht allenthalben; in einem Werk von großer Zusammenfassung müssen diese und jene Wesen nur ideisirt seyn, um jenen höher und höher-Idealischen zu dienen. So bey Homer und Raphael; bei Polygnots großen Compositionen wars gewiß nicht minder.

4. Da die Menschennatur die Ideenvollste Form ist und Formen die Wesenhaftigkeit aufs gewisseste ausdrücken: so konnte nur in ihnen das Ideal der menschlichen Schönheit bleibend dargestellt werden. Farben verwittern, Töne verhallen, Worte verfliegen oder werden in andern Zeiten anders verstanden; Formen bleiben mit unwidersprechlicher, unaustilgbarer Bedeutung. Die griechische Kunst macht unserm innern Sinn Homer und die Griechen erst verständlich.

5. An griechischen Göttern allein konnte das Ideal der menschlichen Natur in Formen erfunden und festgestellt werden: denn das Göttliche und Gottähnliche war den Griechen nur die reinere Menschheit. In Göttern ward diese also mit höchstem Fleiß ausgebildet, mit Begeisterung verehrt, mit Eifer erhalten. Unglücklich, wer in dem sogenannten heiligen Styl nur Reste der alten hölzernen Form siehet, da eben dieser Styl eben den festen Punkt des Unterschiedes und Vorzugs unsrer Gattung scharf bezeichnet. Was Menschen zu Göttern macht, sagen diese Formen.

6. Kein andres Volk, wenn es auch Jahrtausende lang diese Künste trieb, ist zum Ideal der Griechen, als einem vom Genie und dem Verstande er-

fundnen System gelanget, wie Aegypter und Indier beweisen. Weder jene noch diese zeigen davon auch in ihren sonst feinsten Zeichnungen eine Spur; beide zeichnen zurückgehende Stirnen, die kein Homer und Phidias vergeistete, d. i. idealisirte.

7. Ungereimter Mißverstand ists, wenn man das Idealisiren mit dem Moralisiren verwechselt und z. B. in der Epopee und im Drama sogar den steifen oder stolzen moralischen Gliedermann für ein Ideal hält. Dieser wird nicht geschaffen, sondern gemacht und zusammengeschrieben; er wirkt nicht, sondern hindert und steht im Wege. Da jede Kunst Charaktere, d. i. lebendige Wesen zu ihrem Zweck, nach ihrer Weise idealisiret, so wird, wo kein Charakter sichtbar, kein Zweck und keine Weise empfindbar sind oder Eins dem Andern entgegenstrebet, der Name Ideal sowohl als Real elend gemißbraucht; denn Jenes ist nur die höchste Idee dieses; dies nur der völligste Ausdruck von Jenem. Die edelsten Geister sinds, die beide in einander sehen, beyde in einander auf ewige Zeiten hin untrennbar verbinden.

8. Das Ideal hat auch darinn etwas Zauberisches in sich, daß, weil es das reinste Wesenhafte, mithin das innerste Leben darstellt, selbst in bestehenden Formen uns mit Leben, d. i. mit einer Art Progression täuschet. Der Koloß wächst gleichsam vor unsern Augen; Apollo schreitet; das himmlische Gewächs, Aphrodite, sproßt vor unsern Augen; je länger ich ins Antlitz des ehrwürdigen Zevs, der Königin Here schaue, desto ehrwürdiger wird Jenes, desto majestätischer dieses. Den Punkt des sich offenbarenden wachsenden Lebens trafen die Griechen

sehr fein bei ihren Idealen, sowohl in der Gestalt als Größe. Im Olympischen Tempel ergriff jeden das Gefühl, daß, wenn der Gott aufstünde, er das Tempeldach weghübe; so war der Kolossus gesetzt, so wuchs er dem Anschauenden vor Augen. Mehrere Epigramme der griechischen Anthologie, wenn sie Kunstwerke beschreiben, mahlen diese dem Anblick wachsende Wirkung. Nicht anders ists uns im Lesen Homers; die Gestalten wachsen der Phantasie, je weiter wir fortlesen. Nicht anders im Drama der Griechen. Philoktet, Oedipus, Ajax, erscheinen uns von Act zu Act größer; im Drama der Neuern werden sie oft von Act zu Act kleiner. Mit Angelo's, Raphaels, da Vinci Gestalten ists nicht anders. Vollends in der Musik und Dichtkunst; unglücklich ist der Dichter, der nicht mehr Gedanken zu wecken weiß, als er ausdrückt, dessen Gestalten und Eindrücke unserm Gemüth nicht wachsen. Dies ist das immensum infinitumque, das Unermessene, Ueberschwängliche, wornach die Kunst strebt, und das nur der Genius bewirkt. Stets umgrenzt rücket er immer weiter und weiter hinaus die Grenze.

III.

Von schönen Wissenschaften und Künsten.

Vielleicht sind wenige Worte in der Sprache so unbestimmt, als die Namen „schöne Wissenschaften und Künste.“ Bei dem verworrenen Begriff, den man mit ihnen verbindet, weiß man oft nicht, was sie bedeuten, noch weniger, woher und zwar in mehreren neueren Sprachen diese Unbestimmtheit kommt? Lasset uns die Kritik darüber hören.

„Was den gewöhnlichen Ausdruck „schöne Wissenschaften“ veranlaßt hat, ist ohne Zweifel nichts anders, als daß man ganz richtig bemerkt hat, es werde zur schönen Kunst in ihrer ganzen Vollkommenheit viel Wissenschaft, als z. B. Kenntniß alter Sprachen, Belesenheit der Autoren, die für Classiker gelten, Geschichte, Kenntniß der Alterthümer u. s. w. erfordert, und um daher diese historische Wissenschaften, weil sie zur schönen Kunst die nothwendige Vorbereitung und Grundlage ausmachen, zum Theil auch, weil darunter selbst die

Kenntniß der Produkte der schönen Kunst (Beredsamkeit und Dichtkunst) begriffen worden, durch eine Wortverwechselung selbst schöne Wissenschaften genannt hat." *) Daß dies der Ursprung des Namens nicht sey, zeigt die Geschichte.

1. Weder Griechen noch Römer kannten das Wort schöne Wissenschaften in unserm Sinn. Gymnastik, Grammatik, Musik, Graphik, Rhetorik übten Jene als bildende, d. i. den Menschen und Bürger ausbildende Künste, deren keine ihr Wissenschaftliches, d. i. ein System von Vorschriften zur Ausübung entbehren konnte. Der Römer schöne Cultur und Politur war auch dahin gerichtet; Freigebohrne trieben diese Künste, weil sie sich durch solche zu bilden glaubten, wie der Name (artes liberales) saget.

2. Zu den Zeiten des Ritterthums galten die sogenannten galanten Künste, die den Richter galant, d. i. tapfer, liebreich, gefällig, artig machen sollten; die Theorie hiezu waren seine schöne, d. i. galante Wissenschaften. Sein Breviarium über diese mußte er können, seine Lehrjahre ausgestanden haben; kritische Wissenschaft ward von ihm nicht gefodert.

3. Die Zeiten änderten sich. Der gebildete Mann sollte auch lesen, schreiben, verständig sprechen können; und so wurden die belles lettres daraus, die ein Mann von Stande, sodann auch mit der Zeit ein Mann, eine Frau von guter Gesellschaft bedurfte. Zu verschiednen Zeiten bedurften sie ein Verschiedenes,

*) S. 175.

nes, wie die Romane, die Regeln für den courtois und cortesano, am deutlichsten aber die zu solchem Zweck geschriebne zahllose Bibliothek der schönen und galanten Literatur der vorigen Jahrhunderte in Italien, Spanien, vorzüglich in Frankreich zeigen. Die belles lettres sollten dem dumpfen Junker den Geist aufklären, die Sprache bilden, seinen Umgang würzen, seine Sitten mildern, wie die beaux arts seinen adelichen Körper stärkten. Hier also gingen belles lettres und beaux arts allmählich aus einander. Jene enthielten was man las, diese, was man trieb; jenes war galante und galantmachende Literatur, dieß Ritterkünste. Manchen viel jüngern Anstalten für den Adel und die sogenannten höheren Stände lag, wenn man von schönen Wissenschaften und Künsten, belles lettres et beaux arts, sprach, kein reinerer und höherer, als dieser Begriff, zum Grunde.

4. Je tiefer also eine Nation in Cultur und Politur der obern Stände stand, desto niedriger formte man sich den Begriff der schönen Wissenschaften, im gewöhnlichen Verstande. Noch in der Mitte des abgehenden Jahrhunderts machte wenig mehr als Reiten, Jagen, Fechten, Ballschlagen, Voltigiren, Tanzen das Register der schönen Künste aus, die man außer dem Pedantismus der Schulen dafür annahm; die Kenntniß dieser Künste, sammt etwa der theatralischen und edlen Wappenkunst hießen die schönen Wissenschaften unsrer Ritter und Helden. *)

*) Sie sind galant zusammengefaßt wie in mehreren Büchern, so in dem curiösen Reit-, Jagd-,

5. Als endlich die Barbarei Platz machen mußte, indem der unter mehrere Stände verbreitete bessere Geschmack keinem einzelnen Stande das Vorrecht, allein, dazu falsch und schlecht cultivirt zu seyn, schmeichlerisch weiter gestatten wollte; vielmehr laut oder thätig gesagt ward: „auch wir sind Willens, uns und zwar zu einem größern Zweck, als ihr im Sinne habt, zu bilden:" da ging von selbst der Begriff der schönen, d. i. der bildenden Wissenschaften- und Künste ins Weitere, Höhere, Freiere, Feinere. Italien und Frankreich als Vorgängern hat hierin ganz Europa manches zu danken.

6. Mehr aber noch dem erweckten Studium der Alten und der wachsenden Cultur jeder Landessprache in allen Ländern. Ein Rest des Barbarismus wäre es, zu wähnen, daß nur, „um zur schönen Kunst in ihrer ganzen Vollkommenheit; d. i. zur Beredsamkeit und Dichtkunst zu gelangen, Kenntniß alter Sprachen, Belesenheit der Classiker, Geschichte u. s. als Vorbereitungen und Grundlage oder auch als ein Theil der Produkte der schönen Kunst (Beredsamkeit und Dichtkunst) erfordert werden." *) Seit Petrarka's Zeiten sahe man in Italien zuerst, nach und nach auch in an-

Fecht-, Tanz-Ritterexercitien-Lexicon, verfasset von Valentino Trichtern, Stallmeister der G. A. Universität Göttingen, 1742. wo sich denn auch die edle Musik, vorzüglich die Jagdmusik unter den schönen Wissenschaften befindet.

*) S. 176.

dern zur Cultur aufstrebenden Ländern Europens, die Kenntniß der alten Sprachen, das Lesen der Classiker, Kenntniß der Vaterlands- und alten Geschichte anders an; zur Cultur des Verstandes und Geschmacks, der Gesinnungen und des Herzens las man (wenigstens die Verständigern lasen also, und dazu) die Alten. Man fand in ihnen, was man in den neuern nicht fand; sie sagten ihr Wort, wie es die neuern nicht sagten. Von Italiänern, Spaniern, Franzosen, Britten und Deutschen wurden Tacitus und Sallust, Plutarch und Plato, Horaz und Livius gelesen, geliebt, commentirt, nicht bloß u[illegible] von allen um Redner und Dichter zu werden, sondern ihres Verstandes und Vortrages, ihrer ganzen höheren Denkart wegen.

7. Je mehr die neuern Sprachen sich bildeten, als man die neu-aufstehenden Landesschriftsteller, Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter las und trieb, ward natürlicher Weise der Name der schönen Wissenschaften nationeller. Nothwendig, daß er damit gemeiner ward; viele Freier der Penelope warben um die Braut auf die homerische Weise. Also ward der Name Schöngeist, (bel Esprit) der Verslein machte, der witzig schrieb und sprach, bald unter allen so-gebildeten Nationen verächtlich, und von der, die ihm den Namen gab, ward er aufs sinnigste persifliret. Die „Allgemein-Geschmacks-mittheiler," nannte man bald die galants de la vieille cour, die Gemein-Amusirer.

8. Allgemach thaten sich in diesem Trupp auch Philosophen hervor, die über die schöne Natur

(la belle Nature) aus allen Künsten und der Natur selbst philosophirten. Gut und schlecht, wie es die Kreise der Versammlung gaben, worin man las und vorlas. In Frankreich ward der Akademie der Aufschriften, die ursprünglich einer Eitelkeit bestimmt war, der Name belles Lettres angehängt; die schönen Wissenschaften alle schlichen hinter den Siegsinscriptionen. Gesondert blieb diese Akademie von einer andern (Academie Françoise) die, wenn sie nützlich seyn wollte, den schönen Wissenschaften nicht nur, sondern jeder Wissenschaft nützen und dienen mußte. Indeß haben alle ge[illegible]t, was zu leisten war, fast immer jenseit der ihnen gesetzten Ministerialschranken. Ihnen und der französischen Bühne, durch die mit einer gebildeten Sprache ein besserer Geschmack allen Ständen sich mittheilte, ist das ganze Europa viel schuldig. Moliere allein hat mehr als eine Akademie geleistet.

9. So kamen denn auch die belles lettres nach Deutschland; lasset uns vergessen, wie elend sie dahin kamen.

10. Wer ihnen am standhaftesten Widerstand that, waren Lehrer der alten schönen Wissenschaften, der Humanioren. Rapin war ihnen recht; aber mit dem Batteux und den Belles Lettres, die sie vielleicht gut deutsch mit allen Buchstaben aussprachen, konnten sie sich nicht versöhnen. Hatten sie darin so ganz unrecht? Sagten die alten Autoren, sagten die Lehrer der alten Sprach- und Dichtungskünste, Aristoteles, Horaz, Quintilian u. f. ihnen nicht mehr und etwas besseres, als die gewöhnlichen Verschönerer der Na-

tur im Flitterkleide? Selbst Kritiker, Erasmus, Muret, Skaliger, Voß, Grotius, Heinsius u. s. hatten sie in ihren Bemerkungen sowohl als in ihren Nachbildungen nicht eine feinere Kunst und Wissenschaft des Schönen aus den Alten gründlicher geschöpfet?

11. In Deutschland trat ein Mann zwischen,*) der auch eine kritische Dichtkunst und Beredsamkeit schrieb, fast nach der neuen kritischen Methode. Ohne Begriffe, auf schlaffen Gemeinsinn gebauet; und das seichte Geschmacksurtheil gedieh: denn so konnte Jeder urtheilen, Jeder dichten.

12. Baumgarten trat aus der Wolfischen Schule hervor — hätte er seine Aesthetik vollendet! Die ihn umschrieben, thaten wenig hinzu als Worte, und doch stand auf diesem großen Felde der Seelenlehre in einem freieren Vortrage manches zu erwarten, das nicht leicht in einem andern Gesichtskreise entdeckt wäre. Läugnen können wirs nicht; der Wolfischen Schule sind wir Deutsche in Entwicklung der Begriffe des Schönen viel schuldig; von Breitinger bis Sulzer schloß sich an sie, was dachte, an, und auch forthin darf niemand sich einer Sprache schämen, in der Lessing und Mendelsohn schrieben. Der Begriff der schönen Wissenschaften gerieth hiemit in die Region der sogenannten untern Seelenkräfte, denen Sulzer und Mendelsohn die Empfindungen zuführten. So unvollkommen es seyn möge, dürfen wir doch fragen,

*) Gottsched.

welche andre Nation ein Werk wie Sulzers Wörterbuch der schönen Künste und Wissenschaften habe?

13. Auch die Bibliothek der schönen Wissenschaften *) hat für Deutschland kein kleines Verdienst, indem sie die Kunde des Geschmacks und Genies über mehrere cultivirte Nationen ausbreitete und die Grundsätze der Alten dabei nicht ausschloß. Der freie, alle Künste des Schönen umfassende Geschmack, zu dem mit Sache und That (denn in Einzelnen Gebildeten war er längst vorhanden) Lessing als Kritiker so viel beigetragen, bekam in ihr eine Sprachstätte. Zu eben der Zeit trat Winkelmann auf, der in Sachen der Kunst mit heller Fackel vorleuchtete; der Musik fehlte es auch nicht an Theoristen. Die Sammlung vermischter Schriften, die zu Beförderung sämmtlicher schönen Wissenschaften und Künste aus allen gebildeten Sprachen angefangen ward, **) zeigte, daß wir endlich der Ansicht andrer Nationen gleichkommen und nicht mehr im untern Stockwerk des Fecht- und Tanzbodens oder des Schulkerkers und Auditoriums saßen.

14. Für viele indeß ist der Begriff der schönen Wissenschaften noch so unbestimmt als er war, und die „Kritik" stürzt uns mit Grundsätzen sowohl als mit ihrer Eintheilung ins alte Chaos wieder. Ihre sogenannt redende Künste sind auf ein Wortspiel gebaut, das beide, und zwar nicht im Kunst-

*) Im Jahr 1757.

**) Berlin, bei Nicolai 1759.

sinn des Worts, zum Spiel macht; über die bildenden Künste sowohl, als über die Kunst, die Empfindungen wirkt, ist von ihr nichts, was zum Wesen Jeder und zum Wesen Aller dient, geredet. Ueberhaupt wie unterschieden Reden, Bilden und Empfindungwirken das Gebiet der Künste?

„Angenehme Künste sind die, welche bloß zum Genusse abgezweckt werden, dergleichen alle die Reize sind, welche die Gesellschaft an einer Tafel vergnügen können. Die Art, wie der Tisch zum Genusse ausgerüstet ist, bei großen Gelagen die Tafelmusik. Dazu gehören ferner alle Spiele, die weiter kein Interesse bei sich führen, als die Zeit unvermerkt verlaufen zu machen. *) Alle die Reize, welche die Gesellschaft an einer Tafel vergnügen können, als: unterhaltend zu erzählen, die Gesellschaft in freimüthige und unterhaltende Gesprächigkeit zu versetzen, durch Scherz und Lachen sie zu einem gewissen Ton der Lustigkeit zu stimmen, wo, wie man sagt, manches ins Gelag hinein geschwatzt werden kann u. s." Die Alten nannten diese Annehmlichkeiten Parasitenkünste.

„Schöne Kunst ist eine Vorstellungsart, die für sich selbst zweckmäßig ist, und obgleich ohne Zweck, dennoch die Cultur der Gemüthskräfte zur geselligen Mittheilung befördert." **) Kunst eine Vorstellungsart? für sich selbst zweckmäßig, dennoch ohne Zweck? die Cultur der Gemüthskräfte nur zur

*) S. 176.
**) S. 176.

geselligen Mittheilung, befördernd? Haben und cultiviren wir unsre Gemüthskräfte zu nichts Anderm?

„Schöne Kunst ist eine Kunst, sofern sie zugleich Natur zu seyn scheint. Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussahe; und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sey Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht.“ *) Und doch arbeitet in allen Künsten, die fortschreitend wirken, der Künstler darauf, daß man seine Kunst vergesse; er siehet die Augenblicke dieses Vergessens als sein höchstes Lob, der Kunst erfreute für die Momente des höchsten Genusses an. Eine Natur, die zugleich als Kunst „aussieht,“ und eine Kunst, die eines Theils nur sofern schöne Kunst ist, als sie Natur zu seyn „scheint,“ andern Theils nur sofern wir uns „bewußt sind,“ sie sey Kunst; klären diese witzigen Gegensätze, die schon oft, dazu schöner gesagt sind, **) philosophisch etwas auf? Machen sie das Zusammentreffen und den Unterschied der Natur und Kunst verständlich?

„Schön ist das, was in der bloßen Beur=

---

*) S. 177.

**) Lessing z. B. schrieb in das Stammbuch eines Schauspielers:

Wo Kunst sich in Natur verwandelt,
Da hat Natur wie Kunst gehandelt,

Vortrefflich in ein Stammbuch; in seiner Dramaturgie begnügte sich Lessing nicht mit der Antithese, geschweige, daß er sie zum Prinzipium der Kunst gemacht hätte.

theilung, nicht in der Sinnenempfindung, noch durch einen Begriff gefällt." *) Nicht in der Sinnenempfindung? Wenn es in dieser gefällt, ist es also nicht schön? Nicht durch einen Begriff; und soll doch beurtheilt werden?

„Schöne Kunst ist Kunst des Genies." **) Wohlan also wenigstens ein neues Wort. Ehe wir daran gehen, lasset uns die Charte der sogenannten schönen Künste und Wissenschaften noch einmal ansehn, ob sich kein bindender Hauptbegriff zwischen ihnen finde.

Begriff der schönen Wissenschaften und Künste.

Schöne Künste und Wissenschaften, was sagt dieß unbestimmte Wort? Jede Wissenschaft und Kunst, recht gefaßt und vorgetragen, ist dem Verständigen schön, in der Art nämlich wie eine Wissenschaft und Kunst schön seyn kann. Eine Scienz des Schönen ists nicht, was man mit dem Wort meynet: denn selten ist den Liebhabern dieser Wissenschaften an einer Scienz gelegen; auch sind wir von ihr in manchen Theorieen des Schönen noch weit entfernet.

Der Name „Künste des Schönen" sagt auch nicht, was gesagt werden wollte. Sehr un-

---

*) S. 177.
**) S. 178.

eigentlich nennt man z. B. die Musik schön und auf die mannigfaltigsten Geistes- und Kunstprodukte angewandt, wird die Bezeichnung „schön! o schön!“ so flach und unbedeutend, als der Zweck, sich durch sogenannte schöne Künste und Wissenschaften jähnend vergnügen, zerstreuen, streicheln zu lassen, unwürdig ist, für den Gestreichelten sowohl als für den Streichler. Also der wahre bindende Begriff Aller, welches ist er?

Bildend soll diese Gattung Künste und Wissenschaften werden; den Menschencharakter in uns bildend; dieß ist der Punkt, in dem alle zusammentreffen, die sich sonst in der Art ihres Wirkens nicht vereinigen. Er bezeichnet ihr Wesen sowohl als ihren der Menschheit, so lange sie dauret, würdigen Zweck. Erforschen wir uns genau, was wir bei dem Wort „schöne Künste und Wissenschaften“ meinten, so finden wir: „dieß nur haben wir gemeynet.“ Die Namen Humaniora,*) der Griechen καλον, das pulcrum der Römer, selbst die galanten Künste der Ritterzeiten, die belles lettres et beaux arts, Wissenschaften und Künste der Cultur u. s. deuten auf nichts anders. Es ist der einzig bestehende Begriff, der Trotz aller Veränderungen des Geschmacks, Trotz aller Abbie-

*) Bonae literae, humaniores artes sunt quae ad colendam et excolendam humanitatem spectant. Humaniores literae dicuntur, quia eas res augent et poliunt quibus homines differunt ab animalibus, rationem et orationem.

gungen und Verstümmelungen, hier, da und dort, einen Maasstab nicht nur, sondern auch eine Regel der Würdigung des vielartig Schönen, d. i. Bildenden giebt für alle Zeiten und Völker.

Je reiner und umfassender nämlich man den Begriff der Menschennatur nach Anlagen und Zwecken anerkannte, je bessere Mittel man wählte, die vorzüglichsten Anlagen zu den vorzüglichsten Zwecken auszubilden, und sich in Anwendung dieser Mittel aufs schicklichste nahm, desto würdiger trieb man Wissenschaften und Künste des Schönen. Dagegen, wenn man an Tändeleyen und Nebenbegriffen hing, und mit Verabsäumung des Großen und Edlen zu kleinen Zwecken niedrige, wohl gar unschickliche Mittel anwandte, desto enger und tiefer setzte man nicht nur die Menschheit hinab, sondern entwürdigte den Begriff des Schönen. Ohngeachtet aller dieser Entweihungen aber, in Rittersälen sowohl als in wissenschaftlichen und Kunstschulen konnte man so wenig der Menschheit ihre Natur, eine fortgehende Tendenz zur Ausbildung, als unter allen Abwechselungen des Werthes dieser oder jener Kunst, der Cultur dieser oder jener Seelenkräfte, den schönen Künsten überhaupt ihre Tendenz nehmen; diese ist, die Menschheit in ihrem ganzen Umfange auszubilden, was irgend in ihr und durch sie cultivabel ist, mit immer größerer Harmonie und Energie zu cultiviren. Dieser, der einzige und ewige Begriff des menschlich-Schönen ist einer Auseinandersetzung nicht unwerth.

Erste Frage.

Was ist im Menschen cultivabel, d. i. ausbildbar?

Alles, und alles erwartet an ihm diese Ausbildung. Ohne Cultur war und ist der Mensch nicht etwa nur ein rohes Holz, ein ungeformter Marmor, sondern er ist und wird ein brutum. Ausgebildet müssen in ihm werden

1. Alle Glieder seines vielgebildeten, so vieler Künste fähigen Körpers. Die Künste, die dazu angewandt werden, nannten alle Völker schöne Künste; sie geben dem Leibe Wohlgestalt und Gesundheit, fördern seine Geschicklichkeiten zu Geschicktheiten, und machen ihn zu tausend fröhlichen und nützlichen Uebungen brauchbar. Der Leib ist ein Ausdruck der Seele; mit diesem wird jene in allen Zugängen ausgebildet, für welche die Sprache selbst keinen Namen hat; eine Menge von Mängeln und Fehlern in ihr, falsche Urtheile und böse Affekten hangen unerkannt an der uncultivirten Trägheit und Ungeschicklichkeit des Körpers. In Schriften sogar, geschweige im Leben und Handeln, ist diese sichtbar. Mit welcher Art und Kunst, in welcher Harmonie und Proportion, zu welchen Zwecken endlich, der Körper, schicklich der Person, dem Ort und der Zeit, in der er lebt, ausgebildet werde, dieß ist die Kunst des Schönen dieser schönen Künste. Barbarische Zeiten und Völker bilden ihn zu barbarischen Zwecken in barbarischen Künsten; weichlich-lüsterne Zeiten zu Zwecken ihres Gefallens. Je reiner und wirksamer der Begriff der Menschheit sich gestaltet, desto mehr wird man einen Roscius und Histrio, einen

edelgebildeten Mann vom Gladiator, auch dem Werth nach, unterscheiden. Noch stehen viele sogenannt schöne Künste in zu hohem, andre ungleich mehr bildende, anständigere, nutzbarere in zu geringem Werth; die Waage des Urtheils ist in der Hand der Zeit; sie, die sich langsam besinnt und dann schnell entscheidet, wird manche Gewichte ändern.

2. Die edlen Sinne der Menschheit, Auge, Ohr, Hand und Zunge, fordern Ausbildung; Wissenschaften und Künste, die sie cultiviren, heissen schöne Wissenschaften, schöne Künste. Was dem Auge ein richtiges Maas, ein schnelles Urtheil über richtige, schickliche, schöne Gestalten giebt, und es durch die Hand, die Hand durchs Auge bildet; was das Ohr gewöhnt, verständig zu hören, nicht nur Töne, sondern auch Gedanken der menschlichen Rede; was die Zunge gewöhnt, diese Gedanken auszudrücken, wie ihre Natur und ihr Zweck es fordern; das ist schöne Kunst und cultivirt den Menschen; denn wer weder ersehen noch vernehmen kann, ob er gleich siehet und hört; wer viel zu sprechen, aber nichts zu sagen, geschweige recht und gefällig zu sagen weiß, *) ist ein Ungebildeter, wie wer Auge, Ohr, Hand, Zunge an keiner Kunst der Eurythmie versucht hat, ein Böotier heißt und den Namen verdienet. In welcher Ordnung und Proportion, zu welchen Zwecken, mit welcher Wohlanständigkeit diese Sinne geübt und ausgebildet werden,

---

*) Λαλειν αριςος, αδυνατωτατος λεγειν.

Eupolis.

ist Weisheit der Kunst, die sie ausbildet. Auch hier hängt die Waage noch ungerecht, indem wir aus den sogenannten goldnen Jahrhunderten der Vorzeit, Künsten einen Werth geben, den sie für uns nicht mehr haben, oder in Lehre und Uebung derselben, insonderheit der Rednerey und Schreibart ein Gepäck schleppen, dessen unsre Zeit nicht bedarf, unsre Sprache und Verfassung auch nicht einmal leidet. Die Zeit wirds ändern.

3. Da unsre Seelenkräfte nur durch lehrhafte Muster und Uebungen cultivirt werden können: so sind der Einbildungskraft sowohl, als dem Verstande, ja der Vernunft selbst schöne, d. i. bildende Wissenschaften und Künste unentbehrlich. Die Phantasie zu erwecken und in Schranken zu halten, ihr und der Bildungskraft menschlicher Gedanken Maas und Gestalt einzuprägen, und sie zu gewöhnen, daß sie dem Verstande gehorche; durch Muster, Lehre und Uebung die Urtheilskraft zu sichern, daß sie weder dem spielend-vergleichenden Witz, noch dem spielend-sondernden Scharfsinn, Jenem, wenn er Ungereimtes reimt, Diesem, wenn er das Lebendige zerpflückt und Fäserchen zupfet, nachgebe, sondern nach dem Verstandenen spreche und urtheile; die Vernunft endlich vor jenen Träumen der Speculation zu bewahren, denen zuletzt nicht einmal ungenannte Wortschemen zum Grunde liegen; dieß Alles kann nur durch Wissenschaften und Künste bewirkt werden, die selbst Form, Vorbild, Muster gewähren, und durch solche eben so unvermerkt als angenehm bilden. Durch Regeln ohne That wird wenig in der Welt ausgerichtet; Form-

lose Luftgebilde zerfliegen; aber Kunst, in Vorbildern sichtbar, durch Uebung eindrücklich, durch Wissenschaft gründlich, sie bildet. Wie nun Jeder nach seiner herrschenden Anlage und Seelenkraft, seinem Zweck gemäß, jedoch also gebildet werde, daß auch der Phantasiereichste nicht ohne Verstand dichte, der festeste Urtheiler nicht ohne Witz und Scharfsinn richte, der abstrakteste Vernünftler mit Wortschatten nie spiele; dieß ist das große Werk der erziehenden Pallas = Minerva. Sie übet es fortgehend durch alle Zeiten, immer mehr das Urtheil läuternd, immer mehr den Verstand befestigend und erhebend. Wie manchen Phantomen der Einbildungskraft und Vernünfteley, wie manchem falschen Witz und Scharfsinn, albernen Dichtungen, Verstandlosen Hypothesen haben wir entsagt und werden ihnen entsagen — wodurch? durch Hülfe verständiger Grundsätze, Uebungen und Muster. Wenn das Bessere dasteht, schämt sich das Schlechtere, und so sehr es der falsche Geschmack festhalten will, es verschwindet. Verzweifle niemand an der Macht des Wahren und Schönen; wie die Sonne hinter Wolken, schafft es sich Raum und leuchtet. Verzweifle niemand an der Macht der Natur im Winter; der Frühling kommt und das alte dürre Laub fällt.

4. Unsre Neigungen selbst werden nicht anders als durch Künste und Wissenschaften eines Schönen, eines Schöneren und Schönsten gebildet. Befehle sagen was zu thun sey; sie sagen aber nicht, wie es gethan, und von uns gethan werde; noch weniger geben sie Willen und Kräfte. Dieß alles erweckt ein Bild, eine Form und Uebung des

erreichbar-Schönen, des Großen, Guten und Edeln. Zweck und Regel, That und Vorbild treten uns in ihr auf Einmal einladend, auffordernd, als Idee und als Muster, zum Erlangen, zum Nacheifern, zum Uebertreffen vor Augen; unsre Gedanken und Entschlüsse, Anschläge, Handlungen, unsre ganze Lebensweise richtet und bildet sich unvermerkt oder mühsam, aber desto mächtiger nach ihr; so wird der moralische, der praktische Mensch gebildet. Allenthalben liegt eine Wohlgestalt oder Anmuth, ein Wohlstand oder Wohlanstand dem begehrenden, strebenden, thätigen Gemüth im Grunde.

Daß hier der Mensch, zu würdigen Zwecken auf richtigen Wegen, in der Gestalt des Reizenden und Schönen nur das Wahre und Gute anstrebe, liebe und wähle, daß er durch kein Hinderniß abgeschreckt, durch jede Schwierigkeit angefeuert werde, seine Idee immer reiner zu suchen, brünstiger zu verfolgen, ganz zu vollenden; dieß ist die bildende Kunst des Lebens. Wer nie weiß was er will oder auf gemeine, Nutzlose, sogar schlechte Zwecke hinausgeht; wer nie weiß, wie er zu etwas gelange, sondern stets versucht, und nimmer erprobt hat, wen Verstand- und Herzlos Lüste leiten oder Wahn, der ist ein Ungebildeter an Herz und Charakter. Dagegen, wer sich bezwinget und täglich mit sich kämpft, „wegzunehmen, was am Holz nicht seyn soll, und dadurch die Form des Bildes fördert," (wie Luther sagt) der ist Pygmalion seiner selbst; nach der Idee des Schönen und Hohen, die ihn belebet. Wie viel ungeschickte, unziemende Formen allen Ständen unter uns, aus schlechten Mustern, aus halben Begriffen, aus unreifen Uebungen vorschweben, wie viel andre ohne alle Bildung ihrer

selbst

selbst nur das sind, wozu sie Zeit und Zufall machte, lehrt die Erfahrung. Unstreitig giebt es mehr Gebildete von Kopf, Gebildete in Talenten, Sitten, im Geschmack, als von Geist, Herz und Charakter. Die schönste Kunst ist, die mit dem Verstande auch die Empfindung des Vortrefflichen in uns läutert, und unsre Neigungen zu Ihm, nur zu Ihm, dem Edelsten, dem Vortrefflichsten beflügelt. Heil Allem, was zu ihr beiträgt! zur schönsten Kunst des höchsten Schönen.

Zweite Frage.

Was ist durch Menschen bildbar?

Alles. Die Natur, die menschliche Gesellschaft, die Menschheit.

Die Natur. Wie sehr ist sie durch Verstand und Fleiß und gute Neigungen der Menschen verschönt, d. i. zu einer Harmonie und Vollkommenheit gebracht worden, die sie, sich selbst überlassen, nicht erreichte! Wer mag es läugnen, daß viele ihrer Produkte, wie die Natur sie jetzt hervorbringt, dem cultivirenden Genius der Menschen zugehören? Schöne Künste! Wer mag es aber auch läugnen, daß durch Abgeschmacktheit der Menschen die Natur verwüstet und verstümmelt, ihr Anbau und ihre Vervollkommung erschwert und aufgehalten werde; wer mag es läugnen? Wir wollen es nicht der trägen Zeit überlassen, daß sie diese Verwüster und Verstümmler der Natur, oder die trägen Zögerer ihrer Ausbildung wegräume: denn da manche sogenannten Principien, Manchen angebohrne Gesetzlosigkeiten sind, und die Neigungen dazu mit ihnen neu gebohren werden, so geschähe dies Werk niemals. Cultur wird nur

durch Cultur, Werk durch Werk: eine gebildete Natur nur durch edlere, glücklichere Naturen. Also was lebt, ist ein Agent der Zeit und muß ihr Geschäft fordern. Wer wagts die Grenzen zu bestimmen, wie weit die Natur und zwar Alles in ihr cultivirt werden könne und werde? Da von ihren Elementen an bis zu ihren höchsten Produkten Alles mit Allem unzähliger Mischungen, Umwandlungen, Anwendungen fähig ist, und Ein neugetroffener Punkt der Verbindung und Analogie mehrerer Kräfte eine Welt neuer Harmonieen und Anordnungen giebt; wie viele dergleichen noch unentdeckte Welten schlummern in dieser! Wie viel und doch wie wenig Punkte allgemeiner Verbindungen sind noch zu Tage gefördert! Die Zeit wird sie fördern, und wir wollen die träge Zeit treiben.

Die menschliche Gesellschaft, die Menschheit sogar — welcher Cultur bedarf sie noch in vielen, in allen Ständen! Gräßliche Stimmen erheben sich hier, Geschrei der Halbmenschen, der Unmenschen: Seufzer der gemißbrauchten, der dienenden, duldenden Creatur. Diese wünscht und hoffet; jene protestiren wider alle weitere Ausbildung. Die Zeit fördert sie, sie fördert gewaltig. Lasset einige Zeit einige entbehrliche Künste unbearbeitet bleiben; statt ihrer werden Kräfte geübet. Die erste und größeste Frage selbst: „wie bildet und mißbildet sich eine menschliche Gesellschaft?" trat in kühnen und schrecklichen Versuchen eben jetzt der Welt vor Augen. Wer lernen kann, lerne. Kurz und nochmals gesagt, den Menschen als Menschen zu erziehen und auszubilden, das Thierische in ihm gegen sich und die Gesellschaft unvermerkt und von allen

Seiten auf die sanfteste, wirksamste Weise hinwegzu- thun, dazu sind die Künste der Musen; oder sie sind Trödel.

Dritte Frage.

Wie wirken Wissenschaften und Künste zur Cultur der Menschheit?

Jede durch das, was sie ist, Wissenschaft durch Wissen, durch Können Kunst. Beide Worte bezeichnen die Sache selbst mit Nachdruck.

Was ich weiß, weiß ich; niemand als Krankheit, Alter oder der Tod können mir die Wissenschaft rauben. Ein mehreres Wissen zerstört sie nicht, sondern vermehrt sie, gründet sie tiefer, hellet sie auf. Was ich weiß, kann ich auch mittheilen, klar und deutlich, wie ichs weiß; jede Unklarheit ist des Nichtwissens Tochter. Wer wollte nun eben dem, was die Menschheit bilden soll, dem Schönen, die Wissenschaft nehmen? Bilde ich durch das, was ich nicht weiß? Ward nicht allein durch das, was als Wissenschaft in den andern übergieng und von ihm als solche angewandt ward, die Menschheit gebildet? eben das Wissenschaftliche der Wissenschaft gab ihr Form, Reiz; eben dies machte den Empfangenden (denn das Formlose theilt sich nicht mit) zum Erfassen und Anwenden derselben geschickt und munter. Dadurch ward die Wissenschaft ihm schön und bildend.

Ehe das Monochord, oder auch nur Pans Hirtenflöte erfunden ward, wer hätte an eine Wissenschaft der Töne gedacht oder sie möglich erachtet? Ehe die Buchstabenschrift erfunden ward, wer träumte von einer Wissenschaft articulirter Rede, wie wir

sie jetzt für eine Welt der Leser aufs vielartigste anwenden? So zeigte das Prisma die Farbenleiter u. s. Wer darf irgend einer Reihe von Kenntnissen, die noch nicht Wissenschaft worden ist, die Hoffnung rauben, daß sie ihr Clavichord, ihr Alphabet, ihren Calcul, ihr Prisma finde? Eine Wissenschaft dahin deduciren, daß man sie von Begriff und Zweck entfernt, mithin ihr Grund und Absicht raubt, damit sie ein seichter, unbestimmt-platter Gemeinsinn werde, heißt sie aus dem Lande des Wissens verbannen. Und wer sie bei dieser Nichtwissenschaft zur Allgemein-Mittheilerin macht, ja auf dies Allgemein-Mittheilen ihr Wesen, ihre Kunst setzt, was hat er anders als eine Krähenkunst errichtet?

Eben das was bildet, sollte Wissenschaftlos seyn? und sollte bilden, ohne daß man wüßte? Aristoteles, Shaftesburi, Winkelmann, Lessing u. s. dachten nicht also; auf eine Wissenschaft des Schönen arbeiteten sie; und wer freuet sich nicht ihrer Principien, an denen er mit gewonnener Ueberzeugung sich selbst bildet? Auf eine mathematische Methode, die in der Mathematik selbst nicht allenthalben auf gleiche Art angewandt wird, kommt es hier nicht an; jede Wissenschaft hat, wie ihren Gegenstand, so auch ihre Methode; überzeugt sie, aus Gründen, und erprobt sich; so hat sie ihren Zweck erreichet.

Künste bilden durch Können, d. i. durch das was sie als Wirkung oder als Werk leisten. Sie bildeten den Künstler durch alles, was in ihm vorgieng, ehe er sein Werk zu Stande bringen konnte; sie bilden andre, die mit Verstand und Genuß an seinem Werk Theil nehmen; der Unverständige, be-

säße er es gleich selbst, bleibt davon ungebildet. Daß man diese Wirkungen nicht immer richtig unterschied noch weniger sie auf der Waage der Cultur wägte, hat den Künsten selbst geschadet. Denn kann man ihnen empfindlicher schaden, als wenn man ihnen einen unrechten Ort bestimmet und einen falschen Werth beilegt? sey es zu hoch oder zu niedrig. Auf ihm können sie sodann weder gedeihen, noch fortwirken. Soll der Musikus zum Tafelgespräch blasen; ist das Schauspiel zur Zeitkürzung da; singt man, wo man heulen, und heult, wo man singen sollte — ach der Anwendung so mancher unsrer schönen Künste, der Musik, der Schauspiele, der Dichtkunst u. s. Ach!

Woher die Verachtung, die man mit dem Wort schöne Wissenschaften und Künste verbindet? Dem Schönen ohne Begriff und Zweck, dem Spiel mit Empfindungen oder Phantomen zur Zeitkürzung und Langenweile, was gebührt ihnen anders als Verachtung? Cultivirende Künste aber mit Ernst und anwendendem Verstande behandelt, kann nur der Thor verachten.

IV.

Schönheit als Symbol der Sittlichkeit betrachtet.

Schönheit als Symbol der Sittlichkeit betrachtet: Wen lockt diese Aufschrift nicht? und wer fühlt nicht bald das Schwere derselben? Sittlichkeit ist ein abstrakter Begriff, sowohl als Schönheit; wie könnte Eine Abstraktion Symbol einer andern werden?

Was ist Symbol? Die Kritik sagt: „Alle Hypotypose (Darstellung) als Versinnlichung ist zwiefach, entweder schematisch, da einem Begriffe, den der Verstand faßt, die correspondirende Anschauung a priori gegeben wird *)." Einem Verstandesbegriff läßt sich keine correspondirende Anschauung a priori geben; verwischte Vorstellungen der Phantasie oder in Buchstaben oder Lauten angenommene Charaktere, mit denen wir Traumbegriffe verknüpfen, sind keine Anschauungen, sondern blinde Schemen.

„Die symbolische Darstellung ist, da einem Begriffe, den nur die Vernunft denken, dem aber keine sinnliche Anschauung angemessen seyn kann, ei,

---

*) S. 251.

ne solche untergelegt wird, mit welcher das Verfahren der Urtheilskraft, demjenigen, was sie im Schematisiren beobachtet, blos analogisch ist, d. i. mit ihm blos der Regel dieses Verfahrens, nicht der Anschauung selbst, mithin blos der Form der Reflexion, nicht dem Inhalt nach übereinkommt. Es ist ein von den neuern Logikern zwar angenommener, aber Sinnverkehrender, unrechter Gebrauch des Worts symbolisch, wenn man es der intuitiven Vorstellungsart entgegensetzt: denn die symbolische ist nur eine Art der intuitiven."

Jedes Merkmal, woran man sich erkannte, hieß ursprünglich Symbol*); (συμβολον) da aber schon von den Pythagoräern dies Wort zur Bezeichnung eines geheimen höheren Sinnes gebraucht ward, so behielt es in der Philosophie diese engere Bedeutung. Besonders bezeichnete es in der Kunst den Ausdruck allgemeiner Begriffe durch angenommene bedeutende Merkzeichen. Die Gerechtigkeit z. B. die in abstracto nicht dargestellt werden kann, trat als eine Figur mit Schwerdt und Waage daher, an der man den allgemeinen Begriff erkannte. An ihr erkannte man den Begriff; nicht in ihr: denn die Gestalt selbst blieb was sie war, eine Figur mit Schwerdt und Waage. Stand der Anschauende bei der angenommenen Tradition dieser Bedeutung des Bildes still: so erfaßte er den Begriff symbolisch, d. i. im dargestellten Merkzeichen; ging er ihm weiter nach, was Schwerdt und Waage in der Hand der Gerechtigkeit bezeichnen sollten, so machte er sich

*) Wort, Feldzeichen, angenommenes Zeichen der Gesellschaft u. s.

auf den Weg der Intuition, wie weit oder unweit er darauf gelangen mochte. Beyde Worte verstand niemand anders.

Nicht jeder Begriff aber, den ich mit einer Sache verbinden will, instituirt Symbole. Wenn es z. E. der „Kritik" gefällt, bei der „Handmühle eine despotische Regierungsart" zu denken: so denkt dies nicht jeder dabey; ein solcher, nicht der angenommene Begriff des Symbols, ist ein „Sinnverkehrender" Gebrauch des Wortes. Im Symbol muß entweder durch natürliche oder durch eine eingesetzte Bedeutung, Jeder, für den das Symbol ist, den dadurch bedeuteten Begriff anerkennen. Je natürlicher, vollständiger, eindrucksvoller er sich darstellt, desto trefflicher ist er symbolisirt; die vollkommensten also sind die Natursymbole; sie sind durchaus bedeutend.

„Nun sage ich: das Schöne ist ein Symbol des Sittlichguten, und auch nur in dieser Rücksicht gefällt es, mit einem Anspruch auf jedes Andern Beistimmung." Auch nur in dieser Rücksicht? Da es vorher nach vier kategorischen Momenten ohne Begriff und Interesse, ohne Vorstellung des Zwecks u. f. nicht nur allgemein gefallen mußte, sondern sogleich vom Schönen hinabsank, sobald man an Güte dachte. Jetzt im letzten Paragraph des Werks wird das Schöne ein Symbol des Guten, des Sittlichen sogar, und zwar alles Schöne; schöne Formen, schöne Kleider, schöne Farben, schöne Gebäude. „Wir nennen Gebäude oder Bäume majestätisch und prächtig, oder Gefilde lachend oder fröhlich; selbst Farben werden unschuldig, bescheiden, zärtlich genannt, weil sie Empfindungen

erregen, die etwas mit dem Bewußtseyn eines durch moralische Urtheile bewirkten Gemüthszustandes Analogisches enthalten." Wie? Das weiße Kleid, weil es (etwa bei jeder Nymphe, die es trägt) die Unschuld bedeutet, „gefällt mit einem Anspruch auf jedes Andern Beistimmung, in einer Beziehung, die jedermann natürlich ist und die auch jedermann andern als Pflicht zumuthet *)," die weiße Farbe für unschuldig und auch nur in dieser Rücksicht für schön zu halten? Längst hat die Philosophie, sowohl in Zeichen überhaupt, als in Sprache und Kunst unterschieden, was darstellende und blos durch einen Nebenbegriff erinnernde Zeichen, was Denkmahle oder einer Sache anhaftende Charaktere, was Bild (εικων) Emblem oder bloße Redefigur sey, und auch bei diesen hat sie Figur und Tropus, Metapher, Allegorie, Gleichniß, endlich bildliche Spielwerke, Rebus, Scharaden, Logogryphen u. s. sorgfältig unterschieden. Diesen Unterschied verkennen, unter dem Namen Symbol das Verschiedenste werfen, setzt uns in eine Wortverwirrung zurück, der wir uns längst entkommen glaubten. Nur dem Zöglinge der kritisch-despotischen Schule kann es als „natürliche Pflicht zugemuthet werden, die weiße Farbe als ein Symbol der Unschuld, die rosenrothe als ein Bild sittlicher Zärtlichkeit, so wie die Handmühle als ein Symbol der Despotie anzusehen, und jene, auch nur deßhalb, schön zu finden."

Und was will diese durch Kleider und Farben symbolisirte Sittlichkeit sagen? „Das Gemüth

---

*) S. 264.

ist sich dabey einer gewissen Veredelung und Erhebung über die bloße Empfänglichkeit einer Lust durch Sinneneindrücke bewußt, und schätzt andrer Werth auch nach einer ähnlichen Maxime ihrer Urtheilskraft." Kleine Erhebung, bei der Sinnenlust sich auch etwas dazu Ungehöriges zu denken! Unsittliche Anmaaßung, den Werth andrer darnach schätzen zu wollen, daß sie, nach einer ähnlichen „Maxime ihrer Urtheilskraft" mit Nebenbegriffen tändeln. „Das ist das Intelligible, worauf, wie der vorige Paragraph Anzeige that, der Geschmack hinaussieht, wozu nämlich selbst unsere obere Erkenntnißvermögen zusammenstimmen, ohne welches zwischen ihrer Natur, verglichen mit den Ansprüchen, die der Geschmack macht, lauter Widersprüche erwachsen würden." So wie der klarste Widerspruch erwächst, wenn der Geschmack, der im Anfange des Buchs ohne Begriff urtheilen sollte, im letzten Paragraph sogar ins Intelligible hinaussieht, und dies Intelligible, als den Vereinigungspunkt unsrer Vermögen, das übersinnliche „Substrat der Menschheit" in einem Spiel von Nebenideen, worauf er leere und stolze Ansprüche an Jedermann stützt, gründet.

„In Ansehung der Gegenstände eines so reinen Wohlgefallens giebt die Urtheilskraft ihr selbst das Gesetz, so wie die Vernunft es in Ansehung des Begehrungsvermögens thut, und sieht sich sowohl wegen dieser innern Möglichkeit im Subjekte, als wegen der äußern Möglichkeit einer damit übereinstimmenden Natur, auf etwas im Subjekte selbst und außer ihm, was nicht Natur, auch nicht Freiheit, doch aber mit dem Grunde der letztern, nehmlich dem Uebersinnlichen verknüpft ist, bezogen, in

welchem das theoretische Vermögen mit dem prakti- schen auf gemeinschaftliche und unbekannte Art zur Einheit verbunden wird." Abstrahirt von Gegenständen und wider ihre Natur darf sich die Urtheilskraft so wenig als die Vernunft ein Gesetz geben, das außer der Natur im tauben Grunde einer übersinnlich=unbegreiflichen Freiheit läge. Die Uebereinstimmung der Gegenstände mit unsern Kräften, die Harmonie unsrer Kräfte mit den Gegenständen, weiset uns nicht jenseit, sondern hält uns innerhalb der Grenzen der Natur fest; und wo ist das Sittliche in diesen übersinnlich=arroganten Gefühlen? „Der Geschmack macht gleichsam den Uebergang vom Sinnenreiz zum habituellen moralischen Interesse, ohne einen zu gewaltsamen Sprung möglich, indem er die Einbildungskraft auch in ihrer Freiheit als Zweckmäßig für den Verstand bestimmbar vorstellt, und sogar an Gegenständen der Sinne auch ohne Sinnenreiz ein freies Wohlgefallen zu finden lehrt." Da dies freie Wohlgefallen an Gegenständen der Sinne ohne Sinnenreiz, wenn diesen keine andre Gründe des Wohlgefallens ersetzen, eine Grundlose Jactanz, und jedes Spiel der Einbildungskraft, das der Verstand nicht bestimmt, eine bloße Licenz ist; bin ich, wenn ich etwas nicht ganz ohne Verstand ansehe und meiner Einbildungskraft nicht die tollesten Sprünge erlaube, deßhalb sittlich? Kann Geschmack je der Uebergang zum habituellen moralischen Interesse werden, wenn sein Principium ist, ohne Begriff, ohne Vorstellung des Zwecks einer Sache, blind und dreust urtheilen?

„Da der Geschmack im Grunde ein Beur-

theilungsvermögen der Versinnlichung sittlicher Ideen ist, so leuchtet ein, daß die wahre Propädevtik zur Gründung des Geschmacks die Entwicklung sittlicher Ideen und die Cultur des moralischen Gefühls sey; mit welchem in Einstimmung die Sinnlichkeit gebracht, der ächte Geschmack allein eine bestimmte unveränderliche Form annehmen kann." Von welcher Propädevtik die gesammte Kritik der Urtheilskraft nicht nur nichts enthält, sondern der sie auch ihren Principien nach durchaus widerspricht, indem sie eine Verstand- und Begrifflose, jedoch allgemeingültige Beurtheilung, ein Objektloses Spiel der Einbildungskraft und der Mittheilung gründet. Grab aller ächten Kenntniß, Kritik und Empfindung.

* * *

Da das Feld der menschlichen Symbolik ungeheuergroß und vielartig ist, so sind uns hier nur wenige Linien erlaubt; man ziehe sie weiter.

I. Das Schöne betrachtet als Symbol.

---

1. Jedes Ding bedeutet, d. i. es trägt die Gestalt dessen, was es ist; die darstellendsten, ausdrückendsten, prägnantsten sind also die Natursymbole. Die weiße Farbe zeigt an, was sie selbst ist, eine ungemischte, das Roth die schnellste lebhafteste Farbe; so blau, grün und ferner. Wer

diesen Natursinn in ihnen erkennet, spricht ihre Prädikate verständig aus; wer blos aus Tradition das beständige Blau als ein Symbol der Beständigkeit, Roth der Liebe und Jugend, Grün der Hoffnung, Weiß der Unschuld u. s. angiebt, spricht conventionelle Begriffe, (polite discurses) Worte. Jede echte Convention hatte in der Natur ihren Grund; der Verständige sucht sie auf; und auch ein abgegriffenes Symbol gebraucht er nicht ohne Bedeutung. Der „majestätische" Baum trägt seine anschaulichen Begriffe mit sich, indem er in Einem Stamm, mit vielen Zweigen ein weites Gebiet überschattet und aussaugt, dagegen aber Vielem auf ihm Lebende, einem Staat von Blättern, Blüthen, Früchten, Zweigen, Bienen, Vögeln und Insekten eine Hofstatt giebt. Das Wort darf also nicht etwa nur „majestätisch," d. i. als ein unverstandenes Symbol genannt werden. Die „lachenden Fluren" lachten nicht, wenn sie nicht grünten, nicht blühten.

2. In allen lebendigen Organisationen erscheint uns also im Aeußeren das Innere, die Seele des Gegenstandes. Das stumpfe Auge, das am Aeußern verweilt, nennet und unterscheidet blos Gestalten; das schärfere, das ergreifende, schauet an Geist in der Gestalt, Seele im Körper. Eben deßhalb aber schauet es nichts als prägnante Anlagen der Natur zu mehr oder minderer Wirkung; ob jede dieser Anlagen zur Wirkung gekommen, ob z. B. in der so vielseitigen menschlichen Organisation die Kräfte, die der Körper andeutet, zu einem großen oder guten Zweck, in gegenseitigem Verhältniß angewandt worden, darüber entscheidet eine feinere Form, Hand-

tung. Von Haltung der Glieder, selbst von denen zur Gewohnheit gewordnen Lineamenten des Gesichts fängt Form als Handlung an und reicht, alle Stellungen hindurch, bis zum Moment des schwersten Entschlusses, des innigsten Affekts, der herzlichsten Theilnahme oder Mißhandlung. Das ruhigste Charakterbild einer einfach-menschlichen Vorstellung wird uns nicht minder Spiegel der Seele als die größte historische Composition einer Begebenheit, an der jeder doch nur nach seiner Art, in seinem Charakter Theil nahm. Jedem Gesicht, jeder Miene und Stellung ahnen wir gleichsam ab, was es thun könne, was es thun würde; und sind um so glücklicher, wenn dieses uns in Handlung gezeigt wird. Daher die hohe Zufriedenheit, wenn in einer Darstellung bis aufs Kleinste, bis aufs Todte sogar, sich dieser Handlungsvolle Charakter der Lebenden verbreitet. Nichts bleibt uns sodann zu wünschen übrig: denn Alles, sagen wir, ist Geist und Seele. Das sonst unbedeutende symbolisiret.

3. Giebt also das Lebende dem Todten Bedeutung: so konnte es nicht fehlen, daß an sehr merkwürdigen-Geist und Bedeutungsvollen Charakteren Alles bedeutend ward. An geliebten Personen gewinnt Alles Reiz; an Anakreons Knaben gehörte auch das ihn auszeichnende Maal zu seiner eigenthümlichen Schönheit. So stieg das conventionelle Symbolische zum Natursymbol hinauf; es ward nicht anbefohlen, noch weniger kalt verabredet; stillschweigend, aus Bewunderung, aus Liebe und Nachahmung wards angenommen und erhielt sich durch Gewohnheit, bis

man entweder sein Unbedeutendes einsah oder sonst desselben müde ward, und vielleicht gar ein andres noch Bedeutungsleereres, aber Jüngeres, Geliebteres an seine Stelle setzte. Der Gedankenlose Theil der Menschen hangt am Symbol; je leerer, desto willkommener ist ihm dies; für das Leerste streitet er am hitzigsten, am stärksten. Zeugen davon sind in jeder Kunst und Wissenschaft jene Weltgepriesene leere Wortschälle, Terminologieen, Schemen; mittelst dieser faßt man den Pöbel an beiden Ohren und hält ihn fest, bis andre Klänge den stumpf-verwöhnten Sinn ablösen. In jedem Stande sind leere Ceremonien, Wort- und Gebehrdensymbole, der Kitt ihrer Verbindung; nehmet ihn weg und manches Gebäude zerfällt Geistlos. An Ohren und Augen wird der Pöbel festgehalten durch Symbole.

4. Symbole fürs Auge und fürs Ohr sind von verschiedner Wirkung. Ist ein Symbol dem Auge leer oder unverständlich, so spricht das Auge: du gehörst nicht für mich; „du bist mir zu gelehrt, und du mir unbedeutend, ich darf eurer entbehren." Die Kunst also, die am Naturausdruck lebendiger Formen haftet, ist äußerst strenge und sparsam mit Symbolen; wo sie kann, läßt sie statt ihrer Handlung sprechen und gebraucht selbst die angenommene Sprache der sogenannten Attribute frei und Geistvoll. In der Malerei, weil sie ihrer noch leichter als die bildende Kunst entbehrt, sind uns die bloßen Symbole, wo sie nicht von der Composition belebt werden, als todtes, fremdes Beiwerk zur Last; selbst die belebtere Allegorie, Personifikationen sogar wollen die ver-

ständigste Behandlung, oder sie erscheinen zwischen historischen Personen wie Gespenster. Widriger ist nichts als wo diese unter den Lebendigen umherwandeln, so daß man nicht weiß, ob man mit einem Menschen oder einem Dämon spricht, ob man eine Geschichte oder einen Traum vor sich siehet. Gestaltete Begriffe können nicht anders als mit feierlicher Abzeichnung, wie aus einem höheren Reich erscheinen; und doch müssen sie Naturgestalten so nahe kommen, daß sie zur Geschichte gehören, mithin Symbole und Nicht-Symbole zu seyn scheinen.

Auch hierin waren die Griechen die weisesten Meister. Ihre Allegorien und Personifikationen, geschweige ihre untergeordnete Merkzeichen, sind fast Natursymbole. Daher die reichen Auslegungen ihrer Mythologie, moralisch und physisch; nur durch die innig-bedeutende Naturwahrheit der Vorstellungen wurden sie möglich und sind uns wohlgefällig, auch als Träume. Nirgend schweift in ihnen das Auge der Phantasie jenseit der Natur hinaus; auch die erdichteten Prädikate erscheinen anschaulich-schön, mit Kunst- und Naturweisheit geordnet. Dies befriedigt das Auge, indem es den Geist erhebt: denn Unnatur ist dem gebildeten Auge in anschaulichen Symbolen unerträglich.

5. Dem Ohr dagegen sind Symbole von einer andern Art; sie legen ihre Natur ab und werden selbst, was sie bedeuten. So Töne; ihr Klang und Gang und Rhythmus bedeuten nicht nur, sondern sind Schwingungen des Mediums sowohl als unsrer Empfindungen; daher ihre innigere Wahrheit, ihre

tiefere Wirkung. So die Worte der Sprache; das Symbolische der Laute oder gar der Buchstaben bleibt in einer uns geläufigen Sprache außerhalb der Seele; diese schaffet und bildet sich aus Worten eine diesen ganz fremde, ihr selbst aber eigne Welt, Ideen, Bilder, wesenhafte Gestalten. Führt diese der Dichter energisch vor, d. i. giebt er unsrer Seele Kraft, sie mit innrer Bestandheit zweckhaft vor sich erscheinen zu lassen; wer mag ihm Grenzen setzen? wer seinem Zauberstabe widerstreben? Nicht für den Meissel oder Pinsel dichtete er, sondern für die innere Kraft der Seele; traurig für uns und für ihn, wenn er, (wie eine nachbarliche Poesie es im Gebrauch hat); Wortallegorien hinpflanzt, die der Phantasie kein Bild geben, indem Ein Zug den andern zerstöret, oder wenn er mit Buchstaben spricht, als ob sie der poetischen Phantasie Symbole wären. Alle Symbole des Dichters von Worten, Tönen und dem Rhythmus an bis zum Abstraktsten seiner Bilder sind ihm Nicht- oder Natur-Symbole; er erfüllet sie mit Leben.

6. Sogleich aber wird sein Werk andrer Art, wenn es vorstellbar seyn soll. Ein Allegorisches Drama ist das kälteste Schattenspiel, worin mit fortgehendem Widerspruch Nichtigkeiten sprechen, Nichtigkeiten handeln. Im Drame tritt der Dichter unter das Gesetz eines andern klärerern Sinnes, des Gesichts, und muß ihm gehorchen.

II. Wie also kann eine schöne Gestalt Symbol der Sittlichkeit werden?

1. Symbol einer Sittlichkeit im kritischen abstracto nie; wohl aber kann und muß sie sittlich erscheinen, im Wohllaut ihrer Glieder sowohl, als in Stellung und Handlung. Und da der feinste Punkt des Wohlgefallens der Schönheit, Reiz ist; was hat das sittlich-Schöne am sorgsamsten zu vermeiden? Das Lüsterne. Vor ihm flieht die sittliche Grazie. Lüsternheit, je gröber sie dargestellt wird, um so mehr vernichtet sie, Gesetzen der Natur und Kunst zufolge, die Schönheit; daher die Griechen sie geradezu dahin, wo sie dem Ausdruck nach gehört, ins Geschlecht der Faunen setzten. Kein üppiges, geschweige gewaltthätiges Gemälde ist schön, nach innern Regeln der Kunstschönheit; je mehr es den verdorbenen Geschmack oder die Lüste reizt, desto mehr entsagte es der Kunst. Gegentheils je sittlichreizender ein Gemälde die reine Grazie belebet, desto mehr entzückt es den innern Sinn; es weckt Empfindungen einer höheren Ordnung. Und welcher?

2. Etwa des Stolzes, daß ich moralisch fühle und es jedem als Pflicht zumuthe, auch so zu fühlen? Des Stolzes, daß ich mich über die Sinnenlast erhoben, ins unbekannte Intelligible schauend wähne? Der reine Genuß des Sittlichschönen tilgt, und zwar vielleicht zuerst, Eitelkeit aus. Daß jedermann mit mir gleich genösse und empfände die reine unumschränkte Himmelsgabe, wünsche ich zwar, mein Gefühl aber dränge ich niemanden auf: denn

diese Wohlordnung, diesen Reiz, erhaben über niedrige Reize, empfinde ich edler, d. i. sympathetisch, ihr gleich zu denken, ihr gleich zu handeln. Nicht in Andern, im unbekannten Fremden nicht, in Ihr, der Schönheit, als ob sie Alles wäre, wohnt des Anschauenden Seele.

3. In jeder Kunst zeigt diese sittliche Grazie sich auf eigne Weise. In den heiligen Formen der Plastik am völligsten; sodann in Gemälden, die ihr als Ausdruck reinmenschlicher Empfindungen nahe kommen und im Zauber der Farben gar vorangehn. Giebt es eine sittlichere Grazie als im Gemälde der mütterlichen Liebe, verschmolzen mit jungfräulicher Unschuld? So in den Spielen der Kinder, in Lustübungen der Jugend, in frohen Thaten des Mannes, in der ruhigen Betrachtung des Greises. Die heilige Andacht endlich hebt das Gemüth zu einer Höhe empor, in der sich die Grazie in den Demuthsvollen Engel verlieret.

4. Da große Compositionen eine Abstufung der Sitten und Charaktere fodern, so muß in ihnen die Ethopöie jeder Gestalt ihr Maas der Sittlichkeit zuwägen. Dieß um so mehr in der Dichtkunst, da Worte, gleichsam mit zurückgelassenem Symbol, als unmittelbare Eingebungen so mächtig wirken. Unsittliche Gemälde der Dichter regen tiefer und daurender auf als unzüchtige Farbengemälde. Dieser wird das Auge satt, vielleicht waren sie ihm schon im ersten Moment ekel; das Gemälde des Dichters zeigt und verhüllet; es reizt und lockt, indem es innig-progressiv wirket. Der Einbildungskraft hält es verstohlen ein Unendliches vor; ein Zauberbild in den Lüften. Selbst aus Liebe zu

Des leeren, muthwilligen Spieles satt, wünscht Jedermann Ernst dem langweiligen Spiele. Der naiven Muse können wir nicht entbehren, so lange wir Natur und offne Unschuld auch nur in Resten lieben; sie ist nicht ausgestorben, so lange dem Menschengeschlecht die Kindheit grünet, die Jugend blühet. Statt abgelebter steifer Formen lasset uns mit Kunstsinn und Kunstfleiß die Natur sprechen, die aus Theokrits und Aesops, aus Ibykus und Bacchylides Munde jetzt sprechen würde, nach unsrer Zeiten Empfindung. In allen Ständen leben Naturmenschen; laßt ihre Stimmen erschallen, laßt ihre Seufzer ertönen. Die naive Muse darf sprechen, was außer ihr niemand spricht.

9. Die Muse des Sentiments nicht minder. Vorüber mögen die Zeiten seyn, da man unter diesem Wort gaukelnden Witz verstand oder kranke Gefühle. Triebe der Wohlanständigkeit und Milde, Regungen der Ehre und Liebe fodert unsre Zeit, wie sie Horaz und Pindar, Terenz und Menander jetzt singen würden. Reizender ist nichts als die Muse des sittlichen, des häuslichen Umgangs; und was bedarf in unsrer Zeit mehr der Erweckung als der entschlafne Trieb der Ehre? was bedarf einer sittlichen Richtung mehr als der verwilderte Trieb der Liebe? So manches hat die Poesie, so manches die Kunst zu vergüten, was sie hier übels gestiftet, und womit sie sich selbst geschadet haben. Ernste Zeiten rufen von Buhlereyen zurück; sie fodern eine frische, eine zu Anstrengungen und Entbehrungen gebildete Jugend; und was bildet inniger den Charakter als bei Vorbildern und Beispielen die Stimme der Muse? Aus Euren Gräbern tönt hervor, ihr Gesänge edlerer

Gemüther, festerer Nerven, zu Zwecken unsrer Zeit mit schärferem Reiz gewürzt und mit süßerer Anmuth. Die Verkündigerin der Ehre hat durch ihr leidiges Spiel Macht und Glauben verloren; Macht, Glaubwürdigkeit und Ehre kommen der Entweiheten wieder!

10. Die Zeit großmüthiger sowohl als guter Thaten ist nie vorüber; noch minder die Zeit der Gefahren. Reich an allen ist die unsrige; wer darf sagen, daß er sie umfasse? Und sie ist schwanger von einer großen Zukunft; das Häßlichste steht in ihr neben dem Schönsten. Manchen Auftritten und Begebenheiten leben wir ohne Zweifel noch zu nah; die Jahrhunderte aber, aus denen sie entsprangen, sind vor uns, und wir sehen, was diese bewirket. Jede Unvernunft und Unsittlichkeit hat in ihren Folgen sich selbst gestraft; diese Folgen kläre die Muse auf vor den Augen der Welt und Nachwelt.

In manchen schönen Formen alter Zeiten ist der Geist ihrer Grundsätze und Sitten uns so fremde, dazu in sich so roh, so Vernunftlos und unmenschlich, daß wir uns Zwang anthun müssen, sie noch zu verehren oder zu lieben. Einmal höre dieser heuchlerische Zwang auf; nur das Wahre ist schön; nur das Gute werde geliebet. Abgötterey und Aberglauben, Erschlaffung und Willkühr, an welchen Formen sie hängen mögen, diese Feinde des Menschengeschlechts, auf Wegen und Stegen verfolge sie die Muse, statt nach alten Formularen ihnen Lob zu heucheln. Wie lange wollen wir einer verweseten Galanterie fröhnen? Ihr edlen Schatten der Vorzeit, (zahlreich sind eure Namen) steiget herauf, Oel- und Lorbeerkränze, Nesseln und Dornzweige in euren

Händen. Die Muse, die Thaten darstellt und Gesinnungen richtet, sey eine Freundin der Menschlichkeit und Wahrheit.

11. Die Musik trete ihr nach, das Lobwürdige zu singen und nichts zu singen, als was Lob verdienet; es mit gehaltener Kraft in unsre Herzen zu verschmelzen, nicht zum tändelnden, sich selbst verwirrenden Spiel. Was sie in Sprüngen vermöge, wissen wir gnügsam; längst und zu lange hat sie ihre Kunst gaukelnd gezeiget; welche neue Welt ernster Zwecke liegt vor ihr!

12. Und die Poesie der Natur mit der sittlichen Poesie vereinigt; — leben wir denn vergebens hinter allen den großen Offenbarungen, die uns von Herschels letztem Sternennebel an, bis zur Pflanze des Meers, von Galvani's zuckendem Frosch, bis zur feinsten Erfahrung der Seelenlehre zu Theil worden sind, um immer am alten galanten Spielwerk der sieben schönen Künste fortzuklöppeln und uns damit recht amusant zu ennuiren? Wenn der Pythagoräischen, der Orphischen Schule, wenn einem Empedokles, Parmenides und Lukrez die Wunder der Natur, die wir kennen, bekannt gewesen wären, würden sie mit ihnen gespielt haben? Wodurch unterscheidet sich der Affe vom Menschen? Des Menschen Spiel, wie das Spiel der Natur ist sinniger Ernst; die Aefferey spielt ohne Begriffe und Empfindungen mit Formen, wie mit der Kritik, um zu spielen.

Sammlung der vorzüglichsten deutschen Classiker.

Ein Hundert und neunter Band.

J. G. v. Herders Werke.

Herders Leben XVI.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigsten Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1822.

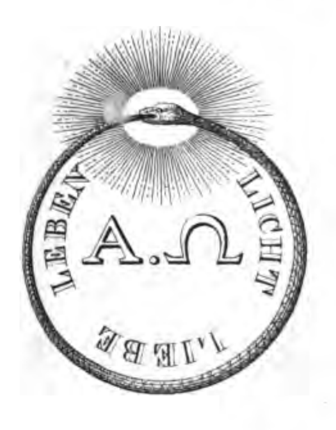


Neubearbeitet

von

Carl Ludwig Ring

Grosherzl. Badischem Geheimen Referendär.



Mit Grosh. Badisch. gnäd. Privilegio.

CARLSRUHE,

in der Müller'schen Hofbuchhandlung.

1822.

J. G. v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur Philosophie und Geschichte.

Sechzehnter Theil.



Herders Leben.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigsten Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1 8 2 2.



Johann Gottfried von Herder's

würdiger Tochter:

Der Frau Geheimen Kammeräthin

Luise Stichling

zu Weimar,

Dankbar gewidmet

vom

Verfasser.



Vorrede.

Johannes von Müller sagt, in seinem Vorwort zu Persepolis: *) „Herders Leben, wie er gegen die Widrigkeit des Glückes, manche Mißverständnisse, manchen verstimmenden Einfluß der Menschen, mit innwohnender Kraft sich durchgekämpft; wie reichlich eine hohe umfassende Idee, worüber er die Welt vergaß, ihn oft belohnt, wie er in der That war, und die Summe der Mühe aller seiner Tage, und die Frucht seiner schönsten Stunden: „Diese Darstellung wird schließen!“ —

*) S. Herders sämmtliche Werke, zur Philosophie und Geschichte. Erster Theil: die Vorwelt. Herausgegeben von Johann v. Müller. Band I.

Eine solche Biographie, wie dieser nun auch längst dahin gegangene Heros der deutschen Literatur, noch bis in die letzten Monathe seines Lebens, dem Andenken seines Freundes Herder, am Schluß einer besorgten neuen Ausgabe seiner Werke, zu widmen gedachte; und wie nur Wenige, noch unter uns wandlende, durch vertrauten persönlichen Umgang dazu besonders berufene, verwandte Geister, vielleicht noch zu liefern im Stande seyn würden: eine solche — darf der Leser hier nicht erwarten.

Nur eine Zusammenstellung und Bearbeitung der reichhaltigen Materialien, welche die würdige und geistreiche Gattin mit so viel Liebe gesammelt, mit so viel Zartheit gesichtet, und der edle Hausfreund Johann Georg Müller, unter dem bescheidenen Titel: Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder rc. mit vielen Anmerkungen und Zusätzen bereichert, als Vermächtniß seines Bruders, in zwey Bänden herausgegeben hat; — mit möglichster Benutzung alles dessen, was hie und da, über Herders Leben und Wirken in neueren Zeiten erschienen und gesagt,

oder was durch freundschaftliche literarische Verbindungen des Verfassers, an neuen, einzelne Perioden seines Lebens mehr aufklärenden Bemerkungen, noch ungedruckten Briefen und Familien-Nachrichten, demselben zugekommen und zum Theil auch selbst von den Angehörigen des großen Verklärten, mit so viel Güte und schmeichelhaftem Zutrauen, mitgetheilt worden ist; nur dieses, in einen Band zusammengedrängt, war die Aufgabe, deren Lösung der Verfasser sich bey gegenwärtiger Lebens-Beschreibung zum Ziele setzen konnte und mußte.

Wenn ihm der Vorwurf gemacht werden wollte, seinen Gegenstand vielleicht mit all zu viel Vorliebe behandelt zu haben; so kann er dabey auf den Schutz derer rechnen, die in den Geist des unwiderstehlich zu sich hinreißenden, erhabenen Priesters der Humanität und unermüdlichen Forschers nach Wahrheit und Schönheit, einzudringen der Mühe werth gehalten haben.

Und wenn er auf der andern Seite, da — wo die zärtlich liebende Gattin, mit dem edelsten weiblichen Gefühl, zu entschuldigen,

zu mildern und abzurunden bemüht war, sich erlaubt hat, den eigenthümlichen Charakter des Mannes, mit seinen schärfern, oft rauheren Umrissen, und mit seinen eigenen, kräftigen Worten mehr hervortreten zu lassen: so kann ihm nur billige Nachsicht seiner achtungswerthen Familie, nur gerechte Würdigung des Lesers zu Theil werden.

Inhalt.

Seite

Herders Leben.

Johann Gottfried von Herder — der Sohn eines Mädchen-Schullehrers Gottfried Herder und einer Huf- und Waffenschmidts-Tochter Anna Elisabeth Pels, von Mohrungen in Ost-Preußen, ward gebohren am 25. August 1744. und starb zu Weimar am 18. December 1803. als Herzogl. Sachsen-Weimarischer Oberhofprediger, General-Superintendent, Ober-Pfarrer an der Weimarer Stadtkirche, Ephorus der Schulen und Präsident des Ober-Consistoriums; als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, so wie der dortigen königl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften; der Societ letteraria de Volsci zu Velletri; und der physikalischen- und lateinischen Gesellschaft zu Jena; — zugleich aber auch, als einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und verdienstvollsten Schriftsteller seiner Zeit! —

Sein Vater war ein ernster, seine Pflichten gewissenhaft erfüllender Biedermann, der in Allem auf pünktliche Ordnung hielt, dabey gutmüthig aber von wenig Worten. Die Mutter, eine verständige, fleissige und stille Hausfrau, mit der zärtlichsten Liebe und Frömmigkeit an ihren Kindern hängend; durch Geistes- und Gemüths-Gaben, so wie durch ihr Betragen ausgezeichnet vor andern ihres Geschlechtes und niedrigen Standes.

Ein Bruder und eine Schwester starben früh; zwey Schwestern verheuratheten sich, die eine an Fleischer Neumann, und die andere an Bäcker Güldenhorn, beyde Bürger zu Mohrungen. Der Vater starb dort 1763 die Mutter 1772 und die zartere Schwester Güldenhorn, die von ihrem Manne nicht gut behandelt wurde — später bey Herder in Weimar, wohin er sie, mit großen Kosten und Beschwerden hatte kommen lassen.

Der Großvater Herders war aus Schlesien gebürtig — und wahrscheinlich wegen Religions-Verfolgungen im Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgewandert.

Eltern, Kinder und Geschwister verband eine fromme Anhänglichkeit an die Religion der Väter, Fleiß, Ordnung in Geschäften und treue gegenseitige Liebe erleichterten ihnen eine zwar nicht dürftige — doch nahe an Armuth gränzende häusliche Lage.

Jugend-Geschichte Herders, bis zum Jahr 1762.

Auch Herders Jugend-Geschichte giebt das immer wiederkehrende Resultat: daß unterdrückte Geistes-Entwickelung, Kampf mit Bedrängnissen und Entbehrungen — das angeborne Talent nur um so kräftiger hervorrufen und vielseitiger ausbilden; den natürlichen Hang des Menschen zur Trägheit leichter besiegen — und eine anhaltendere Thätigkeit zur andern Natur und nützlichen Gewohnheit machen: während die häufig mißverstandene neuere Methode, der Jugend alles leichter machen zu wollen — nicht selten unordentliche, sich selbst zu viel vertrauende, weniger gediegene Menschen bildet.

Seiner Eltern gedachte Herder immer mit frommer Liebe und Zärtlichkeit, obgleich die Erinnerung an seine durch Armuth verkümmerte Erziehung ihm gewöhnlich nur Schmerzgefühle erregte.

Dem Vater verdankte er vorzüglich das auch von ihm beobachtete Regelmaas strenger Ordnung, welches er in allen seinen Geschäften stets beobachtete; das ihm früher die Erfüllung seiner Pflichten erleichterte und später zur angenehmen und nützlichen Gewohnheit wurde. Oft konnte er zu seinen Kindern sagen: „Ach, welch eine andere glückliche Jugend habt ihr vor der meinigen voraus! Bey meinem Vater waren alle häuslichen Geschäfte, so wie die Lektionen, an Zeit und Ordnung streng gebunden. Wenn das Geschäft jetzt gethan werden mußte, so durfte kei-

nes der Kinder sich entschuldigen, es mußte gethan werden. Nur bey einer so strengen Ordnung konnten meine Eltern mit ihrer geringen Einnahme auskommen. — Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, so verklärte sich sein Gesicht, er legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und nannte mich: Gottes Friede! dieß war meine größte, süßeste Belohnung. Streng und gerecht in hohem Grade, aber eben so gutmüthig war er; sein ernstes schweigendes Gesicht — mit dem kahlen Scheitel — vergesse ich nie! —"

Der Mutter Gesichts-Züge und Charakter: ein schnelles Auffassen des Gehörten, Liebe zur Stille, Gutmüthigkeit und herzliche Theilnahme an der nächsten Verwandten Leiden und Freuden — waren gleichsam als mütterliches Erbtheil auf den Sohn übergegangen.

Schon als vierjähriger Knabe verhielt er sich still und ernst. Laufen, springen oder laut aufschreyen — war seine Sache nicht; nur abgesondert von andern Kindern, die ihm nicht zusagten, konnte man den kleinen, dicken, rothwangigten Jungen spielend an der Hausschwelle beobachten. Die patriarchalische Lebensart der Familie Herder, die jeden, im Fleiß und Beruf vollbrachten Tag mit gemeinsamer Absingung eines geistlichen Liedes zu schließen pflegte, — machte einen tiefen bleibenden Eindruck bey dem Sohne. Noch in spätern Jahren erinnerte er sich oft mit Rührung und wehmüthiger Sehnsucht an jenen frommen häuslichen Abendgesang. Ueberhaupt hat die fromme Weise seiner Eltern, ihr einfacher stiller Lebenswandel

ihre häusliche Zufriedenheit bey Erfüllung ihrer Pflichten, ihre Anhänglichkeit und Liebe zu einander — den Keim der Religion und der Liebe zur Tugend früh in ihm geweckt. Auch erklärt, in Verbindung mit Obigem, das in der ersten Entwickelungs-Zeit vom Vater beynahe ausschließlich gebotene Lesen in der Bibel und im Gesangbuch — zum Theil, jene mit religiöser Andacht verschwisterte Sentimentalität Herders — und jene entschiedne Vorliebe desselben für den Innhalt und Geist der orientalischen Poesie.

In diesem seng geschlossenen häuslichen Paradies, mit den Dornen der Armuth umzäunt, war er im Schutz gegen manche Verschwendung und üble Anwendung seiner Jugendzeit. Auch erkannte er in der Folge dankbar diese wohlthätige Beschränkung und bedauerte nur darum die Armuth seiner Eltern, weil sie ihn mancher Mittel zu seinem Studieren, und einer mehr für ihn passenden Erziehung so bitter beraubte.

Auch in der Diät übte der alte Vater Herder, zur Erhaltung der Gesundheit seiner Kinder, strenge Regeln: zu bestimmten Jahrs-Zeiten mußte nemlich von sämmtlichen Kindern ein Pulver gegen die Würmer genommen, im Frühling Thee von Schwarzdornblüthen getrunken und bey Erkältungen, Fliedermuß zum Schwitzen geschluckt werden. Lächlend erwähnte zuweilen Herder dieser gesetzlichen Arzney-Taxe, deren er bey seiner gesunden kraftvollen Natur nicht bedurfte; und die auch unter uns noch Manchen an bittere Stunden ähnlicher hausärztlicher Vorsorge früherer Zeiten erinnern werden.

Den ersten Schul-Unterricht genoß er bey dem an der Mohrung'schen Stadtschule damals angestellten Rektor Grimm; einem im ehelosen Stande, einsam lebenden, finstern, durch blasse Gesichtsfarbe und eine schwarze Perücke noch finsterer gemachten, zwischen 60 und 70 Jahre alten Manne; der jedoch wegen seines gründlichen Unterrichts und seiner Rechtschaffenheit, als verdienter Schulmann, auch lange nach seinem Tode noch bey seinen Mitbürgern in Achtung stand. Latein und etwas Griechisch, Geschichte und Erdbeschreibung der Jugend beyzubringen, hatte er durch lange Uebung gelernt; doch mehr nur als Gedächtnißsache behandelt, nicht als Uebung des Urtheils und des Verstandes. Mit Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und Strenge, und durch wiederholtes Ausfragen des Gelernten, wußte er es dahin zu bringen, daß seine Schüler im Examen gut genug bestanden. Auf Veredlung des Herzens und Verfeinerung der Sitten konnte er jedoch nur so weit wirken, daß er neben gewöhnlicher Belehrung über die Pflichten der Jugend, nicht die geringste Unsittlichkeit vergab.

Als pedantischer Schulmann, übte er häufig eine übertriebene Strenge, weswegen er seine früher zu Salfeld bekleidete Rektors-Stelle aufgeben mußte. Ohne Peitsche und Ruthe — als der vermeintlich wirksamsten Triebfedern einer durchgreifenden Schul-Disciplin — glaubte der gute Mann nicht bestehen zu können; daher die Anekdote eines muthwilligen Mohrunger Schulknaben, der einem, mit Kälberfellen beladenen Bauern, auf die Nach-

frage nach einem Rothgerber — die Wohnung seines Schul-Rektors Grimm nachwies; der ihm wahrscheinlich kurz vorher den Rücken roth gegerbt haben mochte.

Der scheue, furchtsame Anstrich in des Knaben Herders ganzem Aeußerem, — den er auch in den Jünglingsjahren lange noch beybehielt, mag wohl zum Theil eine Folge dieser Schultyranney gewesen seyn. Kinder von lebhaftem Geist pflegen zwar unter solchen Verhältnissen wilder, ausgelassener und boshafter zu werden; doch Herders gute Gemüthsart verhütete diese nachtheilige Folge, die sich bey ihm mehr in etwas heimlich Grämliches, in Verschlossenheit und Mißtrauen umwandelte, und aus dem Druck, in welchem er zu Hause — wie bey seinen Jugendlehrern gehalten wurde, leicht zu erklären ist.

Ein vortreffliches Gedächtniß, Nachdenken und scharfe Urtheils-Kraft — ließen ihn schnelle und große Fortschritte auch im Griechischen, besonders in den letzten Schuljahren machen. Im Lateinischen, worin Grimm besonders gut bewandert war, bekam auch Herder vorzügliche Fertigkeit. Moldenhauers deutsche Einleitung in die Alterthümer wurde damals von Grimms Schülern ins Lateinische übersetzt und an gewissen Tagen die Reden Alexanders aus Curtius deklamirt.

Gegen seinen Schul-Rektor hegte der junge Herder, aller Strenge ungeachtet, die größte Hochachtung; dagegen war auch er dem Knaben ausserordentlich gewogen, stellte ihn häufig als Beyspiel

zur Nachahmung in der Schule auf, und soll jederzeit viel Gutes über ihn prophezeiht haben. Die Zahl der Schüler belief sich damals auf dreyßig; doch war Herder unter diesen nicht der Erste, sondern sein treuer Freund — Johann Christian Emmerich. Auch der nachherige Amtmann Krüger zu Lochstädt, war sein damaliger Schulfreund, der manche Erinnerungen aus Herders Jugend, als Beytrag zu seiner Lebens-Geschichte lieferte.

„So streng er war“ pflegte oft Herder von seinem ersten Schullehrer zu sagen, „und so grimmig er aussah, wie sein Name hieß, so verdanke ich ihm doch den Grund meiner Kenntnisse. Auf Erlernung der grammatischen Regeln hielt er streng und unerbittlich. Jede Lektion, welche es auch war, ließ er so lang und oft wiederholen, bis wir ihren ganzen Sinn mit Verstand und Gedächtniß gefaßt hatten. Während dem Hersagen der Lektionen mußten wir stehen; diese Weise lehrt den Schüler Ehrerbietung gegen den Lehrer und Aufmerksamkeit auf die Lektion. Er forderte Ehrerbietung und erhielt sie auch von uns Schülern in hohem Grad; wir zogen schon unsre Hüte ab, so bald wir ihn und seine Wohnung von ferne erblickten. Dagegen bezeugte er auch den Fleißigen, ungeachtet seiner strengen Forderungen, gerne seine Zufriedenheit, und zeichnete einige Wenige, worunter auch ich war, dadurch aus, daß er uns auf seine Spaziergänge mitnahm, wo wir ihm Ehrenpreiß und Schlüsselblümchen zu seinem Thee, den er täglich trank, suchen mußten. Immer sind mir daher Ehrenpreiß- und Schlüssel-

blümchen so werth geblieben: sie erinnern mich an jene Spaziergänge, an die Ehre und Belohnung meines unvergeßlichen Rektors. Zuweilen gab er einem oder dem andern Schüler, dem er seine Zufriedenheit ganz besonders zeigen wollte, auf seiner Studierstube eine Tasse solchen Thees, mit einem kleinen Stückchen Zucker; dieß war eine ehrenvolle Auszeichnung. Mit mir war er meist zufrieden, schenkte mir seine Aufmerksamkeit und war mir gut."

Indessen mißbilligte doch Herder zuweilen seines ehemaligen Rektors allzu pedantische Lehr-Methode, ohne welche sein Geist eine freiere Bildung durch praktisch anschaulichen Unterricht erhalten haben würde.

Seine große Lern- und Lese-Begierde zeigte sich schon frühe; die Schwester Güldenhorn erzählte davon: er habe oft das Buch mit zum Mittag- und Abendessen genommen, vom Vater aber gewöhnlich darüber einen Verweis erhalten. Ganz buchstäblich wird jedoch die, in Jördens- im Conv.-Lexikon und a. O. enthaltene Angabe nicht zu nehmen seyn: daß ihm sein Vater nur Bibel und Gesangbuch zum Lesen gestattet habe. Auch Jemand aus Mohrungen, der Herdern noch als Knaben gekannt hatte, erzählt von ihm: er seye, wenn er in der Stadt irgend ein Buch, etwa auf einem Fenster im Vorbeygehen habe liegen sehen, sogleich in das Haus mit der freundlichen Bitte eingetreten: ihm doch dieses Buch zum Lesen zu leihen! Seiner Schwester zeigte er einst auf der Landkarte — Italien, mit

unbeschreiblicher Freude, und rief dabey aus: O mein Italien! dich muß ich einmal sehen! —

Die liebsten Erholungen waren ihm, einsame Orte in der freien Natur. Mit einem Buch in der Hand, unter Blüthen und unter dem Gesang der Vögel, auf einem Kirschbaum seines väterlichen Gartens mit einem Riemen festgeschnallt, brachte er manche Stunden hin, die ihm bis ins Alter in der Erinnerung werth geblieben sind. Sein Lieblings-Gang war um den Mohrunger See und durch das sogenannte Paradies-Wäldchen. In dem Gedicht: „Fliegt ihr meiner Jugend-Träume“ (B. 31. p. 5.) hat er diesem See ein wehmüthig, süßes Denkmal gesetzt. Mit welcher Empfindung er schon damals die Alten gelesen habe, beweist die Stelle eines Briefes an seine Braut (1771.), wo er sagt: er erinnere sich, als er noch ganz jung im Homer — die Vergleichung des Frühlings und der abfallenden Blätter im Herbst, mit dem Verschwinden eines ganzen Menschengeschlechts, gelesen habe: ihm, was einem Schulknaben selten zu kommen pflege, unwillkührlich die Thränen aus den Augen getreten seyen.

Musik und Gesang ergötzten ihn schon von früher Kindheit an. Zwar erhielt er nur in der Schule, mit vielen andern Schülern zugleich, sehr dürftigen Unterricht im Klavier-Spielen, wozu ein armseliges Instrument jedesmal aus einer Schulstube in die andere geschleppt werden mußte. Dennoch hatte er sich, durch besondere Bemühung seines Schul-Rektors Grimm, im Generalbaß gründ-

liche Kenntnisse erworben und liebte vorzugsweise die ernsten, einfachen und erhabenen Töne der Kirchenmusik, welche das Gefühl des Feierlichen erregen; und schmerzlich empfand er es, wenn in solchen Augenblicken des starken Eindrucks einfach rührender Choral-Töne, der Strom seines Gefühls unterbrochen wurde. Immer bedauerte er, in seiner Jugend keinen bessern Unterricht in der Musik und im Zeichnen erhalten zu haben.

In der Religion wurde Herder von dem damaligen, wegen seiner Seelengüte und Wohlthätigkeit allgemein beliebten Prediger Willamov zu Mohrungen, dem Vater des bekannten Dichters Joh. Gottlob Willamov — unterrichtet; von welchem er auch confirmirt wurde.

Mit ganzer Seele hieng der junge Herder an diesem würdigen Geistlichen, dessen Familie, mit der Familie Herder, durch Armuth und edle Denkungsart gleich verwandt, in vertrauter Freundschaft lebte. Hier fand er als Knabe und Jüngling reiche Nahrung für Verstand und Herz — denn hier war er wahrhaft geliebt.

Unter Herders nachgelassenen Papieren fand sich ein Aufsatz mit der Aufschrift: „der Redner Gottes" den er im Anfang seiner Studien-Jahre zu Königsberg verfaßt und worin er die Hauptzüge zum Ideal eines Predigers und Seelsorgers — aus dem Leben und Wirken Willamovs entlehnt hatte; so wie überhaupt seine prosaischen und dichterischen Arbeiten immer durch lebendigen Eindruck von Aussen veranlaßt wurden und nur selten aus der reinen Phantasie entsprangen.

Eine neue, für die Entwickelung des Geistes und Charakters des jungen Herders entscheidende Periode seiner Jugendgeschichte fing mit der Erscheinung des Predigers Sebastian Friedrich Trescho — in Mohrungen an. Hatte der finstere Charakter seines Schul-Rektors Grimm nachtheilig auf seine Bildung gewirkt, so war dieß noch weit mehr der Fall, bey dem Einfluß, welchen Trescho auf seine Erziehung, seit dem Jahr 1760 erhielt; wo dieser, in der theologischen Literatur-Geschichte nicht ganz unbekannt gebliebene Geistliche als Diakonus in Mohrungen angestellt und der 16jährige Jüngling Herder, in das einsame Haus dieses kränklichen, hypochondrischen, ehelosen und unfreundlichen Mannes — als Famulus aufgenommen und als Abschreiber seiner damals herausgegebenen, in der allgemeinen deutschen Bibliothek bitter heruntergemachten ascetischen Schriften — mißbraucht wurde.

Das in Jördens Lexikon gerühmte Verdienst Trescho's um die Bildung Herders — erscheint hiernach und aus weiter unten vorkommenden Thatumständen, sehr problematisch; und irrig ist offenbar die dort, und in vielen literarischen Blättern, ja selbst in der Charakteristik Herders von Danz und Gruber pag. 189. enthaltene Angabe: „daß Trescho ihm, mit seinen Söhnen — Unterricht im Lateinischen und Griechischen gegeben habe" — da er keine Söhne hatte — und immer unverheurathet geblieben ist.

Trescho hatte Herdern schon in seiner Kindheit

gesehen, da er in Willamovs Hause zu Mohrungen einige Zeit als Zögling zugebracht hatte — und fand ihn nun, zu seinem Erstaunen als einen der ersten Schüler der lateinischen Schule wieder, der fertig und besonnen auf seine katechetischen Fragen zu antworten wußte. — Da die Mädchenschule im elterlichen Hause viel Unruhe und Geräusch verursachte — und der Knabe dadurch vielfältig am Lernen verhindert wurde, so nahm ihn Trescho, gegen Obdach und Schlafstätte — zu seinem Famulus an, ohne ihn deßwegen in seinen Schulstunden zu beschränken, aber auch ohne ihm selbst einigen Unterricht zu ertheilen; um damit den Rektor Grimm nicht zu beleidigen.

„Wenn er von den Eltern nicht zu ihren häuslichen Verrichtungen gebraucht wurde," erzählt Trescho selbst — „so saß er Abends bey mir, an meinem Schreibtisch, lernte seine Lektion, gieng zum Speisen zu seinen Eltern und hernach still in seine Schlafkammer, nahe an meiner Wohnstube."

Von einigem Nutzen war ihm zwar der Gebrauch seiner Bibliothek und die Uebung im Abschreiben; — allein Trescho gesteht selbst, daß er ihm den Gebrauch seiner Bücher nur dazu gestattet habe, um ihm abzumerken, wohin etwa seine Neigung gehen möchte. „Aber hier stand mir" wie Trescho sich ausdrückt — „sein durch die Schul-Sclaverey furchtsam gemachter Geist entgegen; nie sprach er etwas mit dreister Gebehrde; sondern beantwortete meist schüchtern, was ich ihm etwa zu bestellen auftrug; — seine Stimme war nur halb

laut und er blieb tief in sich verschlossen. Nie sprach er von selbst und es war ihm nichts zu entlocken, woraus ich ihn für etwas mehr, als ein ganz gewöhnliches Geschöpf hätte halten können. Daher, und wegen der Armuth seiner Eltern, habe er den Sohn von seiner leidenschaftlichen Neigung zum Studieren abzubringen und ihn zu Erlernung eines Handwerks zu bestimmen gesucht." — Dazu hatte jedoch Herder durchaus keine Neigung und kein Geschick — und gedachte in spätern Jahren öfter mit Unmuth der unfreundlichen Behandlung Trescho's und der Hindernisse, welche dieser seinem Hang zum Studieren entgegen gesetzt hatte; aber er vergab ihm bald wieder und sein Dankgefühl für den gestatteten Gebrauch seiner Bibliothek gewann immer die Oberhand: denn hier lernte er seinen unvergeßlichen Dichter Kleist, mehrere ältere deutsche Dichter und seinen Landsmann Simon Dach, den er so hoch hielt, zuerst kennen. Nach allen Spuren war seine Dienstzeit bey Trescho — die niederschlagendste Periode seines Jugend-Lebens.

Sein heißer Durst nach Erweiterung seiner Kenntnisse ließ sich jedoch durch keine Schwierigkeit unterdrücken und manche nächtliche Stunde opferte er der Befriedigung seiner Wißbegierde. „An einem Abend" erzählt Trescho in seinen Fragmenten zur Jugendgeschichte des Herrn Präsidenten von Herder, welche er der Wittwe im Jahr 1804 übersandte — „da Herder mit brennendem Licht in seine Schlafkammer gegangen war, em-

pfand ich eine geheime Unruhe: ob er nicht etwa beym zu Bette gehen das Licht auszulöschen vergessen haben könnte? ich schlich mich daher später in seine Schlafkammer und fand ihn da, zu meinem Schrecken entkleidet, auf dem Deckbette liegend — in tiefem Schlafe! Um ihn her zerstreut auf dem Fußboden lagen eine Menge, zum Theil aufgeschlagene, griechische und lateinische Klassiker, auch mehrere deutsche Dichter — und in der Mitte stand das noch brennende Licht! — Natürlich mußte mir hierbey die Ueberraschung, was eigentlich für ein Geist in meinem lieben Herder athme, über alles angenehm — und doch zugleich kummervoll seyn. Die kleine Warnung die ich ihm am Morgen wegen seiner Unvorsichtigkeit gab, war bald vorüber und als ich ihn hierauf fragte: Ob er fähig sey, diese Bücher zu benutzen? — antwortete er einsilbig: Er gebe sich Mühe, sie zu verstehen! — Nun entdeckte ich, daß ich, statt eines Möhrungischen lateinischen Schülers, einen Mann vor mir habe, der durchaus in eine ganz andere Entwickelungs-Schule seines großen Geistes versetzt werden müsse, wenn nicht eine Art von Geistes-Mord an ihm verübt und sein Leben in seinen ersten Athemzügen erstickt werden sollte, welches zu großen Zwecken geschaffen schien. Ich beschäftigte ihn von da an, in seinen müßigen Stunden wenigstens so — daß er Kenntnisse erlangen konnte, die er vorher zu sammeln keine Gelegenheit hatte." — Dem ungeachtet scheint Trescho auch jetzo noch wenig in seinem Benehmen geändert — vielmehr eine gewisse Unterdrückung des in dem jungen Herder aufstrebenden Genies fortgesetzt

zu haben — und es bleibt in jedem Fall höchst bedauerlich, daß er die Entdeckung der vorzüglichen Geistes-Gaben an seinem Famulus nur erst so spät gemacht hat! —

„Bald darauf" erzählt Trescho weiter — „fand sich ein neuer Anlaß, das große Talent Herders kennen zu lernen: ich hatte ein Flugblatt, Geschichte meines Herzens, an den Buchhändler Kanter in Königsberg zu schicken. Der junge Herder übernahm das Abschreiben, Versiegeln und Absenden desselben. Ein paar Posttage hernach schrieb mir Kanter: er habe in einem Paket ein Gedicht: „An Cyrus, den Enkel Astyages"*) voll Geist und Salbung gefunden, es sogleich abgedruckt und mit großem Beyfall der Kenner ausgegeben; er bäte mich, ihm den Verfasser zu nennen: Und wer konnte dieses anders seyn — als Herder? Er läugnete es auch nicht, als ich ihn darüber fragte, ward roth — und lächelte!"

Wenn Herder später an die Bekanntmachung dieses seines ersten Gedichts, als Jüngling von 17½ Jahren erinnert wurde — beklagte er lächelnd seine damalige Unkunde der Welt und Menschen. „Er habe fest geglaubt, daß er durch das heimliche

Beylegen

*) Auf Kaiser Peter III. Enkel Peters des Großen anspielend; der damals Friede mit Preußen gemacht und mehreren nach Sibirien Verwiesenen — die Freiheit geschenkt hatte. (B. 31. pag. 98.)

Beylegen des Gedichts zu Trescho's Schrift unbekannt bleiben, und Niemand nach dem Verfasser fragen würde." —

Eine frühere Begebenheit erzählt Trescho noch, von welcher zweifelhaft ist, ob sie Herder wirklich zugeschrieben werden kann; deren Zusammenstellung jedoch, so wie sie Trescho gibt, das Verhältniß zwischen beyden aufklärt. Als Trescho nämlich an einem Sonnabend in den Beichtstuhl trat, fand er dort einen versiegelten Brief liegen, dessen Handschrift ihm unbekannt war. Er enthielt wehmüthige Selbstgeständnisse der Fehler und Naturverdorbenheit des Briefstellers, nebst einer Erzählung, wie er Sonntags vorher, durch Trescho's Predigt innigst wäre betroffen und wie aus dem Schlafe geweckt worden. Trescho hatte nämlich nach Lucä VII. 36 — 42. von dem leichten Weg des Evangeliums Christi, zur Seelenruhe und Besserung zu gelangen, gehandelt. Nebst dem Wunsch, auch auf diesem Wege geleitet zu werden, enthielt dieser Brief Ausdrücke der innigsten Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion, Klagen über fehlgeschlagene Versuche, jenen Weg zu betreten und viele gute Vorsätze für die Zukunft. Zugleich wurde darinn gebeten, die Antwort eben so verschlossen in den Beichtstuhl zu legen. Dieß geschah, und erst nach einiger Zeit glaubte Trescho Aehnlichkeit mit Herders Handschrift, wenn er flüchtig schrieb, in jenem Briefe zu entdecken; und erwartete nun von einer Zeit zur andern, ob er ihm etwas von den Wirkungen seiner Antwort mündlich oder schriftlich entdecken werde. Allein keines von beyden erfolgte, und Trescho will auch keine Ver-

änderung in ihm bemerkt haben, „er blieb immer der stille, eingezogene, vorsichtige und gut handlende Jüngling."

Herder selbst, wenn er auf seine Jugendgeschichte zu sprechen kam, erwähnte niemals dieser Begebenheit, auch fand sich Trescho's Antwort nicht unter Herders nachgelassenen Papieren. Wenn aber auch der junge Herder jenes Schreiben wirklich verfaßt, und die Antwort Trescho's unerwiedert gelassen hat, so läßt sich beydes leicht erklären. Der geistliche Stand war dem Jüngling in seinem lieben Willamov, als der ehrwürdigste und wohlthätigste erschienen; auch auf Trescho trug er diese tiefe Verehrung als Geistlichen über, und durch eine seiner mystisch-frommen Predigten, zu unbekannten Gefühlen aufgeregt, hoffte die junge feurige Seele sich inniger mit dem ewigen Quell der Ruhe und Weisheit zu vereinigen, und in ihm den weisesten Rathgeber für die innersten Angelegenheiten seiner Seele zu finden. Allein Ton und Innhalt der Antwort, die nicht bekannt geworden ist, mögen den Jüngling nicht mehr angesprochen haben; sein durch die hohe Einfachheit der biblischen Sprache längst gerührtes Herz und sein durch das Studium der Alten damals schon gebildeter Geschmack, konnte wahrscheinlich jene Antwort nicht mehr genießbar finden: daher sein Schweigen! — und je mehr Herder das Betragen und die Gesinnungen Trescho's gegen ihn bemerken und beurtheilen konnte, je mehr mußte er sich von einem Mann zurückziehen, der seinen Geist in Fesseln zu halten bemüht war, und der nie sein wahrer, ih-

richtig schätzender Gönner gewesen zu seyn scheint. Auf eine Stelle eines Briefes, welchen Trescho im Jahr 1765 an Herder nach Königsberg schrieb, bezieht sich wahrscheinlich folgendes Gedicht Herders aus jener Zeit, das seine Empfindung über das Benehmen Trescho's gegen ihn ausdrückt:

„Du willst Vereinigung jenseits des Grabes? Du?
Und für gehabte Müh' Respekt und Dank dazu?
Ja Dank! Du warst der Stock, der starr das Bäumchen bog
Der Rosenstrauch, der sie, die Rose auferzog,
Das Marter-Kreuz, an dem der Engel aufwärts flog."

Noch ein anderer Druck lag schwer auf Herders Entwickelungs-Periode, der auf seine Charakter-Bildung Einfluß gehabt und schon so manchen hoffnungsvollen jungen Mann in älteren und neueren Zeiten gequält und von seiner bessern Bestimmung abgezogen hat: Er war in seinem Kantons-Bezirk in das Militär eingeschrieben, und hatte täglich die peinigende Aussicht als Rekrut ausgehoben zu werden! —

Zum Glück war seine kleine, schmale Gestalt und sein krankes rechtes Auge, an welchem er seit seinem fünften Jahre an einer Thränenfistel litt, keine Empfehlung zum Soldatenstand, und daher mag es auch gekommen seyn, daß so lange er in Mohrungen lebte, seine Aushebung nicht erfolgte. Dennoch schwebte er mehrere Jahre hindurch in beständiger Unruhe und Furcht, wegen der täglichen Gefahr seiner vorherrschenden Neigung zum Studieren auf immer entrissen zu werden. Diesem Umsta-

ist es zum Theil zuzuschreiben, daß seine Jugend so scheu und verschlossen war; und diese frühen Eindrücke militärischer Gewalt und Sklaverey wirkten auf sein zart fühlendes Gemüth so tief, daß er eine Abneigung gegen die damalige militärische Verfassung seines Vaterlandes nie ganz zu unterdrücken vermochte. Mit Bitterkeit nannte er oft diese Militär-Masregeln roh, inhuman, die Sitten im Grund verderbend, Unwissenheit und Müßiggang pflanzend und meistens nur auf Spielerey hinaus laufend! — Eines seiner frühesten Gedichte „der Säugling“ (B. 31. p. 44.) ist in diesem Gefühl entstanden. Oft beklagte er, daß diese frühen Eindrücke, diese Furcht vor dem Soldatenstand, diese beschränkte Schul-Erziehung, seiner Seele eine gewisse Furchtsamkeit und zu weit getriebene Demuth eingeprägt hätten, die ihm in der Folge, wo es auf augenblickliche Entscheidung, auf schnelle Benutzung günstiger Momente ankam, sehr nachtheilig gewesen sey.

Eine höhere Fügung lies endlich dem jungen Herder seinen Rettungs-Engel erscheinen! Ein aus dem siebenjährigen Krieg zurückkehrendes Regiment Russen stand damals, zu Anfang des Jahrs 1762 zu Mohrungen im Winterquartier. Der Wundarzt dieses Regiments kam oft zu Trescho und auch zu Herders Eltern; er soll ein Kurländer gewesen seyn und Schwarzerloh geheißen haben. Doch ist dieses sehr ungewiß. Herdern selbst war sein Name gänzlich entfallen; nur sagte er, daß er ein Schwede, ein Mann zwischen 40 bis 50 Jahren gewesen sey und in Abo studiert habe. Er besaß bey einer freundlichen Gesichtsbildung viel Geschick-

lichkeit in seinem Fach als Wundarzt, sprach gern von literarischen Gegenständen und lebte nach den Regeln der strengsten Sittlichkeit. Bey Trescho auf dem Zimmer, verlangte er eines Tages ein Glas Wasser, welches ihm der junge Herder — als Trescho's Famulus, reichen mußte. Beym Hereintreten sah er ihn aufmerksam an, und fragte nachher, als er sich wieder aus dem Zimmer entfernt hatte, wer er sey und was er lerne? Auf Trescho's Antwort, sagte er sogleich: „Ich nehme ihn zu mir!" — Ob vielleicht durch der Mutter Fürbitte der Wundarzt zu diesem Entschluß bewogen wurde, ist ungewiß; indessen war er ein Freund von Herders Eltern, und that es also doch wahrscheinlich aus Liebe für sie und ihren Sohn. Herder sagt selbst in einem Brief an seine Braut vom 22. Sept. 1770. „Nachdem der Regiments-Chirurgus sich von meinen Kenntnissen näher unterrichtet und mich im Latein gut gefunden hatte, that er mir den Vorschlag: er wolle mich nach Königsberg mitnehmen, mich die Chirurgie lehren und mir für mein krankes Auge Hülfe verschaffen; dafür sollte ich ihm gleich nach unsrer Ankunft in Königsberg eine medicinische Abhandlung ins Lateinische übersetzen; auch wolle er in der Folge, wenn ich mehr Lust zur Medicin hätte, mir dazu helfen, daß ich sie in Petersburg unentgeldlich studieren könne." —

Wie ein Licht vom Himmel in dunkler Nacht, erschien ihm und seinen Eltern dieser Vorschlag! Ohngeachtet er keine Neigung zur Chirurgie hatte, so nahm er doch das Anerbieten des Regiments-Chirurgus als eine Erlösung aus seinem qualvollen

Zustand mit Freuden an; und alle Freunde und Bekannte in Mohrungen nahmen Theil an der, für den hoffnungsvollen Jüngling sich eröffnenden, vortheilhaften Aussicht; trugen thätig und nach Vermögen bey, um den jungen Herder in reisefertigen Stand zu setzen und wünschten ihm Glück auf den Weg! —

Eines seiner frühesten, in der Sammlung nicht abgedruckten, Jugend-Gedichte: „An meinen Genius, am Geburtstage 25. Aug." hat ohne Zweifel Bezug auf diese, für ihn entscheidende Wendung seines Schicksals.

Im Vertrauen auf eine unsichtbar vorsorgende Leitung, reis'te er im Sommer 1762 mit seinem Erretter von Mohrungen ab, und sah seine guten Eltern nie wieder!

Aufenthalt in Königsberg, von 1762 bis zur Berufung als Mitarbeiter an der Domschule zu Riga im Herbst 1764.

Welchen Eindruck der Uebergang aus dem armseligen, finstern Mohrungen, in die große, volkreiche und gewerbsame Stadt Königsberg — auf den gleichsam dem Kerker entronnenen, wißbegierigen

aber beschränkten Jüngling machen mußte, der nun der Erfüllung seiner schönsten Wünsche entgegen gieng: läßt sich nur dann recht wahr und lebhaft fühlen, wenn man selbst sich mehr oder weniger in ähnlichen Jugend-Lagen befunden hat. — Je kleiner der Maasstab ist, den man aus seinem häuslichen Leben mit herausbringt in die Welt, je größer und gigantischer erscheinen die Gegenstände die das physische und moralische Auge des Neulings zuerst erblickt; — und nur erst nach oft wiederholter ruhiger Vergleichung wird endlich das wohlorganisirte Aug und Herz den richtigen Maasstab zu finden wissen, nach welchem der Weise das Treiben und Schaffen der sogenannten großen Welt zu betrachten und zu beurtheilen hat.

Dem Gedächtniß Herders waren die Straßen Königsbergs, seine Kirchen, das Collegium Fridericianum, die Häuser seiner Freunde und Bekannten, die großen öffentlichen Gebäude, der Hafen, die Plätze und Gärten, noch in spätern Jahren so lebendig gegenwärtig, als ob er sie gestern erst gesehen hätte.

Schon vor seinem Abgang nach Königsberg hatte er, unter der Leitung seines neuen Lehrers, des Russischen Regiments-Chirurgus, angefangen, sich auf die Kräuterkunde zu legen; jetzt, in Königsberg, sollte es auch rasch an das Studium der Chirurgie gehen. Sein Befreier und Wohlthäter führte ihn daher bald nach ihrer Ankunft zu einer anatomischen Sektion; allein Herder sank hier vor Graußen in Ohnmacht! — Dieser natürliche Zufall entschied für

seine künftige Bestimmung. Es war nicht etwa Verstellung oder nur ein vorübergehender Eindruck, denn auch später konnte er nie bey einer Sektion aushalten, und schon das Sprechen über eine chirurgische Operation erschütterte sein zartes Nervensystem.

Traurig nachdenkend, was nun aus ihm werden sollte? begegnete ihm sein alter Schulfreund Emmerich; *) — diesem entdeckte er seinen Kummer, seine Abneigung gegen die Wundarzneykunde, und seinen Wunsch, bey seinem unveränderlichen Hang zum Studium der Theologie zu bleiben. Emmerich billigte seinen Vorsatz und gab ihm den Rath, sich unverzüglich als Akademiker einschreiben zu lassen. Seine Zweifel, ob er auch wohl hinlängliche Kenntnisse zum Examen haben würde? wußte ihm Emmerich bald zu benehmen; und über seine Besorgniß daß seine, zu 3 Thlr 8 Gr. preußisch Courant bestehende ganze Barschaft — für die Einschreibgebühr kaum hinreichen würde, konnte er ihn mit der Versicherung beruhigen: daß nach Abzug der Inscriptions-Gebühren selbst noch etwas übrig bleiben würde. Nun giengen beyde sogleich zum Prorektor, wo Emmerich die Bitte seines Freundes, um ein Examen und um Aufnahme als Akademiker vorbrachte. Das Examen wurde angesetzt, Herder bestand mit großem Lob, und erhielt die gewöhnlichen Zeugnisse; das eine, wegen bestandener Prü-

---

*) Damals Kantor bey der Tragheimischen Kirche, nachher Feldprediger und später Dorfpfarrer.

fung vom 7. August datirt und das andere, über seine Aufnahme als Student vom 9. August, unter dem Prorektorat des M. D. Bohl.

Nun mußte aber auch dem Russischen Regiments-Chirurg der rasche Entschluß verkündet werden! — der, wie natürlich, darüber sehr ungehalten war; ihm das verscherzte Glück, welches er einst als Arzt in Petersburg hätte machen können, mit lebhaften Farben schilderte, und dagegen die dürftige Lage eines Preußischen Dorfpfarrers, als das höchste erreichbare Ziel seiner neu gewählten Laufbahn, damit in grelle Vergleichung brachte. — Allein, der junge Herder blieb standhaft! — Die versprochene Uebersetzung der medicinischen Abhandlung ins Lateinische, womit der Regiments-Chirurg Glück zu machen hoffte, wurde noch vor der Trennung gewissenhaft gefertigt und an seinen Wohlthäter abgeliefert; und dieser soll in der Folge auch wirklich damit seine Wünsche erreicht und sich zum Arzt in Petersburg emporgeschwungen haben! — Auch seinen Eltern und dem Diakonus Trescho meldete er unverzüglich seinen veränderten Studien-Plan, mit dem Beyfügen: „daß er zu seinem weitern Unterhalt nichts verlange, sondern durch eigenen Fleiß sich fortzuhelfen getraue!" — und er hat redlich Wort gehalten! —

Freund Emmerich besorgte ihm eine Wohnung und einige Informationen. Mit einem bisher noch nie gekannten Gefühl innerer Zufriedenheit trat er in sein neu gewähltes Verhältniß ein, und sein ganzes Leben hindurch blieb er seinem Freund und

dem Regiments-Chirurg dankbar, für die erwünschte Richtung, die beyde seiner künftigen Bestimmung gegeben hatten.

Durch Geschenke wohlthätiger Freunde aus Mohrungen, hatte sich zwar seine Barschaft um etwas vermehrt, worüber er die strengste Oekonomie führte; dennoch blieb seine Lage drückend, bis zur Anstellung im Collegium Fridericianum. Oft erzählte er später den Seinigen, daß er sich damals manchen Tag, nur mit einigen Semmeln hingehalten habe! —

Neben seinem Privat-Unterricht, besuchte er die Akademischen Vorlesungen fleißig. Bey Lilienthal hörte er Dogmatik; bey Arnold Kirchengeschichte; bey Kypke Philologie; bey Kant Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physische Geographie; bey Teske Physik.

Obgleich Lilienthal und Kant von ihm vorzüglich hochgeachtet wurden, so ehrte er doch auch die andern dankbar — denn er verstand schon früh die Kunst, von allen zu lernen und ehrte in Jedem die Wissenschaft.

Herder scheint sehr bald die Bekanntschaft des dortigen Buchhändlers Kanter gemacht zu haben, der schon früher, durch das eingelegte und in Königsberg bewunderte Gedicht: „An Cyrus, den Enkel Astyages" — auf den jungen Mann aufmerksam gemacht worden war. In diesem Hause fand Herder Nahrung für seine Wißbegierde, Kanter verstattete ihm den Gebrauch der Bücher seines Buchladens; und da er überhaupt damals vieles zur Auf-

nahme der Literatur in Königsberg beytrug und täglich die dortigen vorzüglichsten Gelehrten bey sich sah — so konnte er dem jungen hoffnungsvollen Mann leicht Gönner und Freunde verschaffen. Hier brachte er mit dem Lesen ungebundener Bücher oft halbe und ganze Tage zu; dagegen ermunterte ihn Kanter zu kleinen Aufsätzen und Gedichten für die Königsberger Zeitung, die bey ihm damals heraus kam: und Herder erzeigte sich auch dadurch so wie auf jede andere Weise gern dankbar gegen ihn. Am Grabe einer unverheuratheten Schwester Kanters, hielt er im Frühjahr 1764 eine Gedächtniß=Rede voll Feuer, die nachher gedruckt erschien und allgemeines Aufsehen erregte. *)

Seine Anstellung als Lehrer am dortigen Friedrichs=Collegium, in welchem er als Aufseher einiger Pensionärs, schon einige Zeit freie Wohnung genossen hatte, erfolgte gegen Ostern 1763. Sein ausgezeichnetes Talent und seine vielen Gönner hatten ihm dazu verholfen. Die blühende Lehranstalt stand damals unter dem Direktor Dr. Daniel Heinrich Arnold, und unter zwey Inspektoren: Schiffert und Domsien. Jener stellte ihn bey der zweyten untern lateinischen Klasse, bey der ersten

*) Sie ist, als erste vielversprechende Blüthe seines Redner=Talents in den „Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder, gesammelt und beschrieben von Maria Carolina von Herder, geb. Flachsland ꝛc." 1. Theil S. 70. größtentheils abgedruckt.

historischen, der philosophischen, der dritten mathematischen und der dritten französischen Klasse an. Durch gründlichen Unterricht, gewissenhafte Amtsführung, bescheidenes Betragen, so wie durch seine öffentlichen Reden und Gelegenheits-Gedichte und seine Katechisationen — die er bisweilen in der Kirche dieser Lehranstalt auf besondere Aufforderung hielt — wußte er sich allgemeine Achtung zu erwerben.

Als ernster, aber doch gegen die Jugend stets theilnehmend und liebevoll handlender Lehrer, der sehr auf Fleiß und Aufmerksamkeit in seinen Klassen, aber auch gegen sich selbst auf gewissenhafte Beobachtung seiner Lehrer-Pflichten hielt, konnte er die Liebe der Trägen nicht gewinnen; wogegen er bey Würdigern stets in dankbarem Andenken blieb.

Mit dem Inspektor Domsien, einem sonst gut denkenden aber etwas pedantischen Manne, konnte er sich nicht ganz vertragen; unter andern soll dieser, eine Perücke auf dem Kopfe, als nothwendiges Requisit eines tüchtigen Lehrers von ihm verlangt, und Herder ihm sein natürliches schlicht getragenes Haar, als wohlfeilere Kopfbedeckung, entgegen gehalten haben.

Noch weniger konnte er sich in die, damals bey jener Lehr-Anstalt herrschende Frömmeley fügen, die seinen aufrichtigen, religiösen Gesinnungen durchaus zuwider war. Hippel erzählt in seiner Jugendgeschichte, man habe das Collegium Fridericianum, in welchem auch Kant seine frühere Bildung erhalten hat, gewöhnlich nur die Pietisten-Herberge genannt.

Ein gräflich dohnaisches Stipendium, das Herder als ein gebohrner Mohrunger von Ostern 1763 an genoß, und obige Anstellung am Friederichs-Collegium hatten ihm einige Erleichterung in seiner ökonomischen Lage gewährt; und so sehr ihn das Unterrichtgeben an seinen eigenen Studien verhindern mochte, so verkannte er doch die Vortheile des Selbst-Lehrens nie, und hielt den Wirkungskreis eines Lehrers über alles hoch, würdig und folgenreich.

Während eines beynahe zweyjährigen Aufenthalts zu Königsberg genoß Herder allgemeine Liebe und Achtung. Mehrere angesehene und gebildete Familien zogen ihn in ihre Gesellschaften, und diese ehrenvolle Auszeichnung mußte auf den Mohrungischen scheuen Jüngling sehr vortheilhaft würken. Tresch schreibt hierüber: „Im Jahr 1764 besuchte ich Königsberg, und Herder eilte mir froh entgegen. Welch ein ganz anderer Jüngling! — Nur wenig Spuren von Scheu und Blödigkeit im Sprechen. Von seinem Fleiß und guten Sitten erhielt ich die rühmlichsten Zeugnisse. Umgang mit feinern Menschen hatte mild und wohlthätig auf ihn gewirkt, daß er für die große Welt gemacht da stand. Auch die höfische, hochverfeinte, freimüthig unbefangene, in Blick und Sprache ungenirte Lebens-Manier stand ihm später zu Gebot, wenn Ort und Umstände sie erforderten. — Aber dieß junge Genie erhielt gleich beynahe zu viele Bewunderer und Schmeichler; und Dank sey seiner Festigkeit, daß er nicht dadurch verdorben ward." —

Aber auch jugendliche Freundschafts-Verbindungen von gleichem Alter waren ihm hier zum

Bedürfniß geworden, um dasjenige, was seinen Geist und sein Herz ansprach, gleichfühlenden Gemüthern freimüthig mitzutheilen. Seine erwählten akademischen Freunde waren ausgezeichnete, edle Jünglinge. Das Andenken an seine reizenden und belebenden Verbindungen auf der Universität, die von gemeinsamer Liebe zu den Wissenschaften, von gegenseitig sich ansprechenden und anziehenden Charakteren in den romantischen Jünglings-Jahren geschlossen werden, blieben ihm stets theuer und unvergeßlich. Unter seinen Königsberger Jugend-Freunden nannte er vorzüglich den nachherigen Kriegsrath Kurella, Kriegs- und Admiralitäts-Rath Bock, Hospitalprediger Fischer von Königsberg; sodann Buchhändler Hartknoch und Bürgermeister Wilpert aus Riga. Kriegsrath Kurella schreibt an Pastor Puttlich zu Herzogswalde am 2. April 1805. „Der verewigte Herder war mein innigst geliebter Umgangs-Freund. Wir waren die Zeit, da er Lehrer im Collegio Fridericiano war, fast täglich beysammen und es war uns dieser Umgang ein ordentliches Bedürfniß. Ein Mann von dem Geiste des Verewigten, genährt und gereift im Umgang der alten Klassiker und der besten deutschen Schriftsteller; von dem hellsten Kopfe, von einem glücklichen Temperament und gefühlvollen Herzen, voll glühender Einbildungskraft, die nie in Schwärmerey ausartete, voll der edelsten Gesinnungen und recht geschaffen zur Freundschaft, der mußte einen Jüngling fesseln, der mit seiner Denkart völlig harmonirend und von ähnlichem Temperament, ganz con corde und con amore an ihm hieng. — Die gewöhnlichen Gegenstände unsrer Unterhaltung

waren die schöne Literatur und die neusten kritischen Journale. Seine Superiorität benutzte ich mit Heishunger, er war schon damals eine lebendige Bibliothek. Ich habe Herdern immer sich gleich, immer heiter und froh sich mittheilend gefunden, stets strenge sittlich. Wenn zuweilen meine muntere Laune muthwillig ward, so lächelte er zwar auch, wußte aber sogleich durch die zarteste Wendung sie in ihre Schranken zurück zuführen. Der Geist der Religion und Humanität umwehte ihn überall."

Ein Gedicht: „Fragment zweyer dunkler Abendgespräche, an Herrn Kurella, bey dem Tode seines Vaters" hat seine Entstehung der Erzählung seines Freundes bey einer solchen Abend-Unterhaltung, in der rührenden Empfindung die ihn dabey ergriff, zu verdanken. Es wurde nachher in der Klozischen deutschen Bibliothek abgedruckt und gelobt.

Bürgermeister Wilpert zu Riga, sagt von Herder in einem Brief: „Zu Königsberg hörte ich mit ihm bey Lilienthal Dogmatik, bey Kant Metaphysik, Moral, Logik und physische Geographie. Wir saßen an einem Tisch; er war damals schüchtern und still, sein Gang gebückt und schnell, sein eines Auge mehrentheils krank; seinem Aeußern sah man an, daß er arm war; sein Geist war aber schon damals reich, und wenn er sich über den Vortrag des Lehrers mittheilte, so war das so gründlich und entschieden, daß er seinen Commilitonen Achtung und Liebe abnöthigte. — Herder lies damals bisweilen in die Königsberger Zeitung Gedichte einrücken, die mehren-

theils etwas schwärmerisches hatten. Ich erinnere mich, daß Kant einmal bey Gelegenheit eines Charfreytags-Gedichts von ihm sagte: Wenn dieses brausende Genie wird abgegohren haben, so wird bey seinen großen Talenten ein nützlicher Mann daraus werden."

Auch Kriegsrath Bock in Königsberg schreibt: „In den Jahren 1763 und 1764 lernte ich Herdern in Kants Vorlesungen kennen; und er schrieb mir über diese noch im August 1788 auf dem Weg nach Italien. Ich hatte im Felde der schönen Literatur mehrere Kenntnisse gesammelt und theilte ihm aus meiner Armuth mit. Besonders erinnere ich mich noch, daß ich ihm auf die Frage: wie er doch in diesem Fach, vornehmlich in der neuern Literatur am leichtesten theoretische Kenntnisse und Geschmack erlangen könne? den Rammler'schen Batteux, die Literatur-Briefe und die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften, die damals ihren Anfang genommen hatte, empfahl. Er war, wie jeder studierender Jüngling thun sollte, gewohnt, sich gehaltreiche Auszüge aus dem, was er las, zu machen; und das unterlies er am wenigsten bey den Literatur-Briefen, die ihn durch Innhalt und lebendigen Vortrag sonderlich anzogen. Schon damals gieng er mit dem Vorsatz um, fragmentarische Zusätze zu diesem Werk zu machen, und noch vor seiner Abreise nach Riga gab er mir einige Bemerkungen zu lesen, die ich hernach, in den gedruckten Fragmenten zur deutschen Literatur wieder erkannte. Kant lies ihn alle seine Vorlesungen unentgeldlich hören. Mit gespannter Aufmerksamkeit faßte er jede Idee,

jedes

jedes Wort des grossen Philosophen auf und ordnete zu Hause Gedanken und Ausdruck. Oft theilte er mir diese seine Nachschrift mit und wir besprachen uns darüber in einer abgelegenen Sommerlaube eines wenig besuchten öffentlichen Gartens, an der Alt-Roßgärtischen Kirche. Einst in einer heiteren Frühstunde, wo Kant mit vorzüglicher Geisteserhebung, und wenn die Materie die Hand bot, wohl gar mit poetischer Begeisterung zu sprechen, und aus seinen Lieblingsdichtern Pope und Haller Stellen anzuführen pflegte, war es, wo der geistvolle Mann sich über Zeit und Ewigkeit mit seinen kühnen Hypothesen ergoß. Herder wurde sichtbarlich und so mächtig davon ergriffen, daß, als er nach Hause kam, er die Ideen seines Lehrers in Verse kleidete, die Hallern Ehre gemacht hätten. Kant, dem er sie am folgenden Morgen vor Eröffnung der Stunde überreichte, war eben so betroffen von der meisterhaften poetischen Darstellung seiner Gedanken, und las sie mit lobpreißendem Feuer im Auditorium vor." Dieses Gedicht hat sich unter dem Herderschen Nachlaß nicht gefunden und ist vielleicht unter den Kantischen Papieren zu entdecken — auch ohne Zweifel das nemliche, dessen Kant in einem Brief an Herder gedenkt und worauf dieser in seiner Antwort d. d. Riga 1767 sagt: „Lassen Sie doch das dunkle raue Gedicht, an das Sie gedenken, in seiner Nacht umkommen." *) Herder selbst erzählte oft: „er habe zuweilen seine Ideen über Kants Vor-

*) Der Brief ist in den Erinnerungen, Th. II. pag. 246 abgedruckt.

lesungen, demselben nachher mitgetheilt, und so sehr seine Achtung genoßen, daß ihm Kant mehrere seiner Arbeiten im Manuscript anvertraut habe, um seine Meinung darüber zu vernehmen. Am liebsten habe er ihn über Astronomie, physische Geographie und über die großen Gesetze der Natur reden hören: da seye sein Vortrag vortrefflich gewesen. An seiner Metaphysik hingegen, die er richtiger gefaßt zu haben glaube, als seine spätere Schule, und die Kant damals noch mit aller Jugend-Beredsamkeit, in einer viel helleren Sprache, als der spätern scholastischen Kunstsprache, vortrug; habe er weniger Geschmack finden können, und seye nach mancher metaphysischen Vorlesung, mit einem Dichter oder mit Rousseau ins Freie hinaus geeilt, um jener Eindrücke wiederum los zu werden, die seinem Gemüth nicht zugesagt hätten."

Für Kants Persönlichkeit hegte Herder jederzeit die größte Hochachtung und bezeugte mündlich und schriftlich seine hohe Dankbarkeit gegen seinen vormaligen Lehrer. Aber er verbarg ihm auch seine eigene, oft sehr von ihm abweichende Art zu denken nie; er wollte und konnte sein blinder Nachbeter nicht seyn und werden! Eine eigentliche Sympathie konnte daher auch zwischen beyden Gemüthern niemals entstehen.

Einen der merkwürdigsten Jugendfreunde Herders, mit dem er am meisten sympathisirte, und den er, wie er selbst erzählt, im Beichtstuhl zuerst sah, wahrscheinlich aber im Kanterischen Hause genauer kennen lernte: war Johann Georg Ha-

mann, ein origineller Kopf, der damals schon durch mancherley Welterfahrungen geprüft, auch als Schriftsteller zwar bekannt, aber von seinen Zeitgenossen nicht gehörig gewürdiget und nur später erst — durch Herder, Göthe, Jean Paul Richter und Jakobi mehr empor gehoben wurde. In diesem Mann fand Herder, was er suchte und bedurfte: ein mitempfindendes, für alles Große und Gute glühendes Herz, einen mit den Weltverhältnissen vertrauten, an Geist und Gemüth reichen Genius, an den er sich als Freund für die Ewigkeit anschließen konnte.

Hamann, dessen Brodstudien — Theologie und Rechtswissenschaft — ihm niemals ganz zusagten, bekleidete damals gerade in den Jahren 1763 — 1764 eine unbedeutende Kanzleystelle in seiner Vaterstadt Königsberg und beschäftigte sich vorzüglich mit der schönen Literatur. Bey seinem regen Eifer, studierenden Jünglingen nützlich zu seyn, konnte Herders emporstrebendes Talent ihm nicht lange verborgen bleiben, und nun suchte er gemeinschaftlich mit Kanter, zur Fortbildung dieses aufkeimenden aber schüchternen und unerfahrnen Genies beyzuwirken. Sie lasen zusammen neue und vorzügliche Werke und durch Ideen-Mittheilung und Auswechslung gegenseitiger Empfindungen mußte sich die Harmonie ihrer Gesinnungen sehr bald entwickeln. Besonders die Bekanntschaft der englischen Sprache, die Hamann — bey einem längern Aufenthalt in London sich erworben hatte, war Herder sehr willkommen. Mit ihm studirte er diese Sprache — Shakespears Hamlet, war sein erstes Lese-

buch; noch in spätern Jahren konnte er die schönsten Stellen auswendig deklamiren. Shakespear und Ossian, seine Lieblingsdichter, entwickelten seine eigenthümliche Vorliebe für die einfache rührende Natursprache der Volks-Lieder, deren Keim durch die morgenländische Poesie in früher Jugend schon in ihm geweckt wurde.

Mit Hamann war Herder in Königsberg am meisten zusammen. Seine hohe Religiosität und Moralität fand bey ihm stets Nahrung und sein tiefsinnig edler Geist zog ihn besonders an, er war und blieb für ihn ein heiliges Wesen! Ihr Briefwechsel, worin sie sich in der Folge alles Merkwürdige ihres Lebens und Herzens mittheilten, enthält die treueste Darstellung ihrer Gesinnungen, Verhältnisse und Schicksale. Hamanns Briefe an Herder sind alle sorgfältig bey seiner Familie aufbewahrt; und es ist sehr zu bedauern, daß Herders Briefe an Hamann nicht mit gleicher Sorgfalt behandelt wurden — nur wenige, aus den frühsten Zeiten sollen erhalten seyn. Ein eingelaufener Brief von Hamann — war immer ein Fest für Herder; im Zimmer konnte er dann nicht mehr bleiben, er mußte hinaus in die große, freie Natur — seine ganze Seele war bewegt, und Freuden-Thränen glänzten in seinen Augen! — Nach seinem Abgang von Königsberg sah er diesen Freund seines Herzens nie wieder; als Hamann im Begriff war, ihn später noch in Weimar zu besuchen — starb er in Münster an 21. Juny 1788. Mit diesem Freunde seiner Jugend war ihm viel versunken; im bittern

Gefühl über diesen Verlust — eilte er damals nach Italien *).

Während Herders Aufenthalt in Königsberg starb sein Vater, und hinterließ seiner Familie ein kleines Haus mit einigen Güterstücken. Das einzige, was damals der arme Sohn der verlassenen geliebten Mutter bieten konnte; war dieses sein spärliches, väterliches Erbtheil, das er ihr zum einstweiligen Unterhalt überlies. In der Folge konnte er die gute Mutter kräftiger unterstützen.

Im Spätjahr 1764 erhielt Herder den Ruf als Collaborator an der Domschule zu Riga, den er vorzüglich dem damaligen Rektor jener Domschule, dem nachmaligen Professor und KirchenRath zu Kö-

---

*) Göthe sagt, im 3ten Theil: Aus seinem Leben „er besitze eine meist vollständige Sammlung von Hamanns Schriften und einen sehr bedeutenden handschriftlichen Aufsatz über Herders Preisschrift, den Ursprung der Sprache betreffend, worin dieses Herder'sche Probestück, auf die eigenste Art, mit wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet werde." — Die von Göthe bey dieser Gelegenheit erregte Hoffnung zu einer neuen Herausgabe der beynahe verlornen Werke Hamanns geht nun in Erfüllung: indem Hamanns Schriften von Friedrich Roth in München — Berlin bey G. Reimer 1821 in zwey Bänden bereits erschienen sind, und in einem Zeitraum von 3 Jahren zusammen in 8 Bänden — vollständig herauskommen werden.

nigsberg, Johann Gotthelf Lindner; vielleicht auch zum Theil seinem Mitarbeiter am Collegio Fridericiano, Schlegel; gewiß aber auch, seinem Freund Hamann, der mit Lindner in Riga in freundschaftlicher Verbindung stand, zu verdanken hat. Ueber Letzteres drückt sich Herder selbst, in einem Brief an seinen Freund Hamann vom 16. Jänner 1765 deutlich aus, indem er darin sagt: „Ich habe meine jetzige Lage Ihnen zu danken, und bey jedem Guten und Bösen erinnere ich mich also Ihrer; und zum Glück, daß es bisher meistens Gutes gewesen." Aber auch Ersteres, und besonders daß er durch seine Bekanntschaft mit Hamann, zuerst in Briefwechsel mit Lindner kam, dessen Ruf als Professor nach Königsberg, Herdern schon damals bekannt geworden war, und daß er die Erlangung der Lehrer-Stelle zu Riga zuerst an den dortigen Rektor, Magister Lindner gesucht, und durch dessen vorzügliche Verwendung erhalten habe, geht aus Folgendem noch deutlicher hervor.

Am 29. August 1764 schrieb nemlich Herder von Königsberg aus an den damaligen Magister Lindner in Riga: „Sie werden sich wundern, daß ein Unbekannter Sie mit einem Briefe beschicket, worin er nichts anders zu thun hat, als Ihnen seine Ergebenheit zu bezeugen; allein meine Kühnheit wird, wie ich hoffe, eine kleine Entschuldigung verdienen, da Ihr Charakter, den ich Gelegenheit hatte kennen zu lernen, mich dazu aufgemuntert. Ich meine: Ihr Charakter, nicht blos als Autor, sondern insonderheit als Mensch, als Freund, als Gesell-

schafter. Von jenem überzeugten mich Dero Schriften; von diesem, die öfteren Gespräche, die ich in dem Umgang des Herrn Hamanns von Ihnen hörte, und in beyden lernte ich Sie hochachten und verehren. Da Herr Hamann mir nun bey seiner Abreise noch mit dem letzten Kuß es aufgab, an Sie gelegenheitlich zu schreiben: so ergreife ich diese Zeit um Eurer ꝛc. meine Hochachtung ergebenst zu bezeugen und in meinem und in meines abwesenden Freundes Namen Dero Gewogenheit mir auszubitten. Ich freue mich ganz besonders auf Dero Ankunft hieselbst, und noch mehr vergnügte mich die Hoffnung, Sie auf unserm Collegio vielleicht erwarten zu können. Da ich auf diesem einige Classen in Prima und Secunda habe: so würde Ihre Anwesenheit hieselbst auf mich von einigen nähern Folgen gewesen seyn, als auf die, die auf der Akademie Ihre Ankunft wünschen. Herr Hamann befindet sich jetzt in Frankfurt am Main, wo er den Herrn von Moser erwarten will, *) der sich jetzo in Angelegenheiten des Landgrafen in Holland aufhält." ꝛc.

---

*) Friedrich Karl von Moser hatte Hamann kurz vorher eine vortheilhafte Anstellung in Darmstadt angeboten, auf die er damals nicht eingieng; nun wollte er diesen seinen Gönner in Frankfurt treffen, kam aber ohne ihn gesprochen zu haben, nach Königsberg zurück. (S. Vorbericht zu Hamanns Schriften, herausgegeben von Friedrich Roth 1821.)

In einem kurz darauf an Magister Lindner erlassenen zweiten Brief d. d. Königsberg den 5. Oktober 1764 bringt Herder das förmliche Gesuch bey ihm an, ihm durch seine Verwendung die Lehrer-Stelle in Riga zu verschaffen; und giebt damit einen merkwürdigen Beweis seiner ausserordentlichen Geistes-Entwickelung, womit der, noch kaum vor 2 Jahren von Mohrungen nach Königsberg gekommene, unerfahrne Jüngling schon damals gelehrte Verbindungen zu knüpfen und für sich zu benutzen verstand. Es wird daher die wirkliche Einrückung des folgenden und dreyer weiteren, die Geschichte seines Rufes nach Riga erläuternden, sehr charakteristischen und noch ungedruckten Briefe Herders, hier nicht unwillkommen seyn; die der Bearbeiter dieser Biographie der freundschaftlichen Mittheilung des würdigen Neffen des vormaligen Professors Lindner zu Königsberg zu verdanken hat.

Hochedelgebohrner

Hochzuehrender Herr Magister!

Verehrungswerther Freund!

„Eben fing ich schon an, über Dero langes Stillschweigen unruhig zu werden, die Schuld bald auf Riga, bald auf wer weiß, was? zu schieben, ohne einmal auf den Gedanken zu kommen, daß mein Kanal selbst sich könnte verschlemmt haben; als ich Ihren allerliebsten Brief unvermuthet empfing. Ich las ihn hüpfend, und hüpfte noch mehr, da ich ihn gelesen hatte, ihn, in dem mir jede Zeile theuer ist. Zum Vermächtniß kommen Sie

indessen mit Ihrem Briefe beynahe zu spät, weil unser gemeinschaftlicher Freund, (kann ich ihn nicht mit Entzücken so nennen, da ich durch ihn Eure ꝛc. meinen Freund heißen kann?) schon seit 3 Tagen den vorigen Besitz von mir genommen hatte. Indessen, da ich kein Bathyll bin, um den sich Polykrates und Anakreon zanken werden, so gebe ich mich mit ganzem Herzen Ihnen hin, um zween Herren zu dienen. Nicht alle Vermächtnisse sind von gleichem Werth und Pandorens Büchse gehört eben so gut dazu, als der falsche Schlüssel Petri. — Nur immer gut, daß Hr. Hamann wieder zurück ist, und daß alle Ihre Wünsche meistens erfüllt sind, die Sie in Ihrem Briefe thun. Seine Wolke der Hypochondrie ist etwas verstreut, und er ist so heiter, als Bion, da er einen Theil seines Goldes ins Meer warf, um hernach leichter springen zu können. Kommen Sie insonderheit nach Königsberg, so wird er gewiß wie ein berauschter Riese völlig vom Schlafe aufwachen, und Ihnen Bewillkommung zujauchzen. Was für eine neue Sphäre wird sich Ihnen hier aufthun; hier, wo der Nebel unsrer böotischen Luft so dick ist, daß er sogar Schlaftrunkene machen kann, die sich gegen die Aufwecker sträuben. — Und vollends auf unserm Kollegio! Diese ehrliche, alte, sechzigjährige Friderike mag vormals eine Schmarre der Religion und eine Runzel der Pedanterie zu Schönfleckchen gehabt haben; aber jetzt ist alle Jugend weg; und jene Schminke läßt desto übler *). — Ich strecke meine

*) Auf die hier erscheinende Vorliebe Herders für die Sprache der Ironie — in jugendlicher Ueberfüllung — darf wohl kaum aufmerksam gemacht werden.

beyden Hände nach Ihnen aus; und ich gewiß nicht allein! — — und Ihren Rigischen Schuldienst? — Beynahe hätte ich Lust, den Einfall von Dr. Luthers Brautwerberey hier anzubringen, wenn er nicht schon öfters verunglückt wäre. — Mir gefällts in der That nicht sehr sonderlich hier in Königsberg und noch etwas minder auf unserm Fridericiano. Sollten Eure rc. hier mein Vorgesetzter werden, so weiß ich, daß ich beydes nicht geschrieben hätte; aber — kurz in der Latinität habe ich hier groß Secunda, in der Mathematik Secunda, auch im Französischen bisher eine Classe gehabt. Im letztern habe ich nun zwar nicht Uebung im Sprechen gehabt: aber die Grundsätze beyzubringen getraue ich mir ganz leicht. Geduld habe ich hier schon ein wenig gelernt, und da es in gewissen Fällen allerdings wahr ist: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; so entstand schon seit einiger Zeit bey mir eine gewisse kalte Zuneigung zu dieser Stelle. Ich biete mich an, und fange also durch diese Dreustigkeit Eure rc auch an zu usurpiren. Ich bitte mir nämlich zuerst ein etwas genaueres Detail der Arbeiten, Verbindungen, Beschwerden, Vortheile und Aussichten bey dieser Stelle aus, um mich darnach bestimmen zu können. Eure rc. thun dieses nicht als der, dem ich mich vorschlage, sondern als mein Privatgönner; und so bleibts bey alle dem noch immer unausgemacht, ob ich Ihnen gefalle oder nicht. Sollte das erstere seyn, so käme ich alsdann in einen Kampf meiner Wünsche, ob ich Sie lieber Ihren Königsberger Freunden oder mir gönnen soll: denn Gott! welch ein Vortheil wäre es, unter Ihnen zu arbeiten, Sie genießen zu können. Wer weiß,

wen der Himmel alsdann in Ihre Stelle setzte? — doch dieser Strich ist zu viel, und vielleicht das Ganze ein Projekt. Schreiben Sie mir, allerschönster Herr Magister! Ihre Gedanken drüber, die mir sehr rathen werden. Aber bey alle dem bitte ich auch recht sehr, den ganzen Briefwechsel dieser Sache etwas geheim zu halten, da ich alles leere Gerücht verabscheue, und das ganze Ding mir hier noch in manchen kleinen Planen einen Queerstrich machen könnte. Ihr Hamann empfiehlt sich Ihnen und erwartet Ihre Antwort. — — Endlich schöpfe ich Athem, von meinem steifen, ewigen Plaudern, um Ihnen noch meine ganze Hochachtung zu bezeigen und mich Dero Liebe zu empfehlen als

Eurer rc.

ergebenster Diener

J. G. Herder.

Königsberg den 5. Oct. 1764.

P. P.

„Ich danke Ihnen ergebenst für den sorgfältigen, getreuen Brief, der mich über meine Anfrage so genau unterrichtet, und meine Berathschlagung sicherer macht. Da ich bisher beynahe nur in einem ernsthaften Traum daran gedacht habe, so denke ich jetzt wachend darüber, und fange an Ihre Punkte reiflich zu beantworten. Die Arbeiten gefallen mir, ihrer Menge und Beschaffenheit nach und die meisten sind für mich ein unverändertes Feld, worinn ich

mich schon hier beschäftige. Sie möchten wohl nicht völlig das Ziel seyn, was ich mir in den Beschäftigungen meiner Willkühr festsetze; aber Sachen bestimmen uns mehr, als Entschlüsse. Ueberdem hoffe ich, daß ein gewisser Ernst, zu dem ich mich in 3 Schuljahren habe gewöhnen können, und den man in Privat-Informationen, insonderheit invito genio langsamer, als öffentlich lernt, meine Arbeiten befestigen werde. Die kleine Uebung, die ich bisher im Erfahren und Beobachten vielleicht nicht blos des Handwerks wegen, angestellt haben mag, dürfte sie erleichtern und die Handleitung Eurer ꝛc. vornehmlich im Anfange unterstützen. Auch hier habe ich schon längst es erfahren, wie nicht blos eine gemeine Faßlichkeit dazu gehört, die Saiten der Aufmerksamkeit bey Kindern zu treffen und der Anfangs-Versuch wäre hier schon überwunden. Die Verbindungen und Beschwerden sind theils gewöhnlich, theils in Vergleichung mit vielen andern klein; überhaupt aber am besten aus der Erfahrung kennen zu lernen. Da Eure ꝛc. blos einem Unbekannten das Bild haben zeichnen müssen: so bleibt dieser ausgebreitete Artikel immer im ganzen ein versiegelt Buch, dazu blos Zeit und Ort den Schlüssel geben kann. Der Arbeiter in einem fremden Felde arbeitet zu Versuchen; und mein neuer Schritt ist ein Anfang zu Proben über mich selbst. Wer kann immer bestimmen, ob eine Sache Zweck oder Mittel seyn werde; ich urtheile vorläufig, und verspreche immer gemäß meiner Verbindungen zu handlen. Eben so urtheile ich von den Einkünften, bis ich Riga mit mir und mich mit ihm vergleiche. Die Bewilligung der Reisekosten Eines hochweisen Magi-

[illegible] auch für mich; und da ich überhaupt eine Abneigung gegen alle Veränderung trage; so wird, wie ich glaube Riga mich lange festhalten können. Ich hinterlasse in meinem ganzen Lande nichts von besonderer Anziehungskraft; nichts was meine Sehnsucht zurückriefe, keine Muse, keinen Apoll; und um weiter zu kommen, muß man jederzeit da seyn, wo man ist. Eben jetzo bekomme ich erst die Nachricht, von der Eure ꝛc. meinen, daß ich sie schon längst bekommen hätte. Sie ist mir wirklich sehr merklich in jedem Wort; und in dem Fall Ihrer Wegrückung, bin ich sehr geneigt, mir in Gedanken die Verwickelung noch zu vergrößern. Hätte jemand einen Rath und Freund hiebei nöthig, so bin ich's gewiß. — — Eure ꝛc. werden immer hieraus meine größere Neigung, für als gegen Riga erkennen; und sollte ich die Stelle durch Ihre gütige Beihülfe erlangen: so entschließe ich mich, im Namen dessen, der Lehrer ausstößt in seine Ernte, mit Munterkeit in mein Feld zu gehen. Da es aber noch immer eine öffentliche Sache bleibt, so bin ich auch zum Gegentheil gefaßt und werde mit Pedaret sagen; ich freue mich, daß es hundert Bessere gibt, als ich bin. Meine Jugend und meine hiesige gesetzte und gemäßigte Lage werden mich auch das Gegentheil hören lassen. — In der Eil schicke das Erste, das Beste; das eine ist eine Rede, die ich hier habe deklamiren lassen: das zweyte eine Schulmaterie; das übrige — — ich hoffe, man wird die Nachsicht beweisen, mich hieraus einigermaßen beurtheilen, nicht aber messen zu wollen. Im Fall die Sache nicht rückgängig würde, so bitte mir von Eurer ꝛc. einen gütigen Rath wegen

meiner specielleren Einrichtung aus, empfehle mich in Dero Gewogenheit und bin mit aller Achtung

Eurer rc.

ergebenster Diener

J. G. Herder."

Königsberg den 16. Oct.

P. P.

„Wie viel Verbindlichkeiten bin ich nicht Eurer rc. schuldig, da Sie aus bloßer Güte so viel Bemühungen für mich übernehmen — für einen Unbekannten, der Ihnen kaum durch einen kleinen Schall empfohlen ist, und noch nie die Ehre gehabt, Ihnen persönlich die mindeste Achtung zu bezeigen. Würden alle Ihre Bemühungen so geendigt, daß Sie Ihrer Schule ein geschicktes, fleißiges und ausdaurendes Subjekt verschafften, was die Zufriedenheit seiner Oberen erhielte, so, weiß ich, würde das für Sie der beste Dank seyn; und eben so wünschte ichs, daß es durch mich geschähe, wenn ein hochedler und hochweiser Rath mir die Stelle anvertraute. Da ich an Geschicklichkeit mich so wie ich bin, hingeben muß, in der Hoffnung, die Lücken durch Fleiß und Uebung ersetzen zu können: so stößt's sich vielleicht blos an dem Einen — wie lange ich ausdauren würde. — Und hierin bitte Eure rc. ergebenst, Einem hochedlen und hochweisen Rath zu insinuiren, wie ich mir vest vornehme und eben so aufrichtig verspreche (so viel als menschliche Augen in

die Zukunft sehen können) daß ich, in Hoffnung einer geneigten Zufriedenheit mit meinen Arbeiten, von Seiten meiner Obern, und an meinem Theil, in Erwartung einer fortdaurenden Gesundheit und Munterkeit, wenigstens 3 Jahre der Domschule zu dienen gedenke: wobey ich aber auch hoffe, daß ein hochedler Rath in Krankheiten und wichtigen Angelegenheiten, die Niemand voraussehen und hindern kann, gütige Nachsicht beweisen, und durch Dero sicheres Versprechen eines freien Logis, nebst der spe succedendi innerhalb der Schule, und gütigen Beförderungen außerhalb nach der Lage der Umstände meinen Stand erleichtern werden. Da ich dieses Versprechen frei und entschlossen thue: so hoffe ich eine geneigte Aufnahme von Seiten Eines hochweisen Raths, und wegen meines Verhaltens fernere Instruktionen. So bald als ich über diese Sache völlige Gewißheit bekomme, so halte ichs vor meine erste Amts-Pflicht: zu thun was ich thue und ich hoffe, daß ich hiesigen Orts keine Verwickelungen in Absicht meiner Ausreise außer Land, und noch weniger aus meiner jetzigen Schule haben dürfte — — und so viel hievon! —

Von Hrn. Hamann überschicke Eurer x. eine Umarmung. Er sucht im Jordanus Brunus, und im Saxo-Grammaticus, im Euklid und Caßiodor die Ruhe, die er auf seinem Kreuzzuge gesucht hat: und nicht gefunden hat, und nicht findet, und — wie Sie und ich wünschen — finden mag. Die unendlichen Schwärmereyen des Schwedenborgs hat er auch letztens durchwandert. Ihn, den keine Muse mehr trösten kann, die

aus staubigten Büchern blickt, wird gewiß Ihre Umarmung, die Umarmung einer lebenden Muse aufheitern und sammlen können. Er wünscht Sie also sehr; und o möchte der Gott Ihres Schicksals das Loos so geschwinde aus seinem Schoos werfen, als Sie meines befördert haben — doch ja nicht eher, bis mein Standpunkt festgestellt ist: so eigennützig bleibt immer mein Wunsch. Eure rc. werden mir, da Sie das Größere geschaffen haben, auch das Kleinere mit ausbilden helfen, und Vorsorge, Rath und Antwort mir in Absicht meines ersten Etablissements ertheilen, wo ich Ihnen keine Fragen und Bitten vorzulegen weiß. Auch in Absicht meines Logis vor der Hand erbitte ich mir Dero Vorsorge, und in den ersten Zeiten meiner dortigen Haushaltung Ihre gütige Privat-Unterstützung, da ich nicht gleich öffentlicher Pflege benöthigt seyn wollte. — O Gott wie viel hat man immer zu wünschen und zu hoffen und zu fürchten, und vielleicht alles ins Blinde! Nochmals statte Euer rc. den ergebensten Dank ab und bin

Dero

ergebenster Diener

Herder.

Königsberg den 31. Oct. 1764.

P. P.

den 7. Nov. Königsb.

Durch Dero gütige Bemühungen ist meine Sache so unvermuthet geeilet, daß ich die Vokation

zu

zu einer Zeit erhielt, da ich sie am wenigsten erwartete, weil Eurer ꝛc. Brief mir dazu keine Hoffnung gab. Eben daher muß sich meine Reise wider meinen Willen etwas verzögern, weil, ob ich gleich meine bisherigen Arbeiten sogleich im Collegio aufsagte, ich mich noch diese Woche zu Ende (wenigstens!) an die Classen gekettet sehe, die, da sie die wichtigsten beynahe sind, sich schwer besetzen lassen. Ich eile indessen mit Hand und Fuß, und am meisten in Gedanken, nach meiner neuen Sphäre, und nach dem Vergnügen Eurer ꝛc. mündlich den lebhaftesten und vielleicht stummsten Dank vor Ihre Güte, Zutrauen und Vorsorge sagen zu können. Den geraden Punkt weiß ich nicht, heut über 8 Tage ist beynahe zu früh und über 14 immer zu spät; und selbst bey der frühsten Abreise würde mich Alt Martin überholen. An Einen Hochedeln und Hochweisen Rath antworte eben jetzt, und lege die Kopie bey, (sie enthält Acceptation, Dank und Versprechen zu Treue und Fleiß im Amt.) So viel vom Aeußern, und zu dem übrigen, dem wichtigsten, dem ganzen Schritt; wie sehr wünsche ich mir hier Eurer ꝛc. Zufriedenheit und überhaupt ein Schicksal, das mir angemessen wäre. Dies ist vermuthlich der letzte Brief vor meiner Abreise, auf den aber, ach wer weiß, welch' kurzer persönlicher Umgang mich beglücken wird, da eben jetzt die große Rede geht, von Ihrer Gewißheit in Absicht der Profession, desto mehr eile ich, um dies Glück wenigstens auf eine kurze Zeit mir auszukaufen. Schließen Sie mich ferner, und immer unverdient, in Ihre Gewogenheit und Vorsorge, sowohl diesseits

der Reise, als post Rubiconis aquas verharre ich mit der dankvollesten Hochachtung

Eurer ꝛc.

ergebenster Diener

Herder.

Schon zu Anfang des Jahrs 1765 gieng Lindner als Professor nach Königsberg, und Herder konnte also nur noch kurze Zeit mit ihm in Riga zusammen seyn, schrieb aber in der Folge von Riga aus öfters an Lindner in Königsberg, der im Jahr 1776 dort starb.

Noch vor seiner Abreise mußte Herder in Königsberg die erschütternden Scenen einer am 11. November 1764 ausgebrochenen verheerenden Feuersbrunst erleben, und trennte sich wenige Tage nachher von seinen dortigen Freunden, um in seine neue Stelle in Riga einzutreten. Mit Schaudern hörten ihn die Seinigen in der Folge oft, von den schrecklichen Wirkungen der 5 — 6 Tage lang fortwüthenden Flammen erzählen, und von dem tiefen Eindruck dieser Schreckens-Bilder auf sein zart empfindendes Gemüth, zeugt sein Gedicht: *) „die Asche Königsbergs" als bleibendes Denkmal.

Kurz vor seinem Abzug wurde ihm von dem dortigen Militär-Gericht ein Eid abgefordert: „Zu-

*) Band 31. S. 104.

rückkehren zu wollen, wenn er als Soldat requirirt werden sollte." Mit dem tiefsten Unwillen, mußte er sich dazu bequemen; aber nie konnte seine Seele des schmerzlichen Eindruckes wieder los werden, den diese Behandlung auf ihn gemacht hatte. Er eilte an die Gränze und sagte dort, seinem preußischen Vaterlande ein bitteres — Lebewohl!

Herder, als Lehrer und Prediger zu Riga, vom Ende Nov. 1764 bis zum 24. May 1769.

Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte sein aufstrebender Geist sich von der niederen Stufe emporgeschwungen, auf welcher damals noch der größere Theil der protestantischen Geistlichkeit stand; kein Wunder also, wenn die Verfolgungswuth dieser Schwachen, ihn auch damals schon erreichte.

Ungeachtet einer, nothgedrungen, nun endlich beygelegten Perücke, um sich damit ein ältres und geistlicheres Ansehen zu geben: mußte er sich dennoch, nach seiner Ende Novembers erfolgten Ankunft in Riga, einem verfänglichen Examen der gegen ihn Eingenommenen, unterwerfen; wobey er jedoch durch große Überlegenheit, sich die Achtung seiner Herrn Examinatoren zu erwerben wußte.

In den Annalen des geistlichen Stadtministeriums heißt es hierüber unterm 24. Februar 1765:

„Eodem wird Herr Herder über willkührliche Artikel der Theologie tentirt, und ward darin, wie in der lateinischen und griechischen Sprache wohlgeübt befunden; im Ebräischen aber verbat er sich das Tentamen. In seiner ersten Predigt am 15. März über einen Abschnitt aus der Leidens-Geschichte Jesu, sprach er von der Unschuld Jesu Christi.“

Schon am 7. December 1764 wurde er als Collaborator der dortigen Domschule vorläufig angestellt, seine öffentliche und feierliche Introduktion aber erfolgte erst im Juny, zugleich mit dem nachmaligen Superintendenten Schlegel in Greifswalde, welcher damals als Rektor der Rigaer Domschule, an die Stelle des nach Königsberg abgegangenen Professors Lindner, eingeführt wurde.

Als Lehrer und Prediger gewann er bald aller Herzen. Ueber seinen Unterricht war in Riga, wie früher in Königsberg, nur eine Stimme des Beyfalls, die nach vielen Jahren noch, ihm schriftlich und mündlich nachhallte. Ober-Pastor Bergmann zu Riga schrieb hierüber an Herders Wittwe: „Auch ich war Herders Schüler, und habe sowohl in der Schule als privatim in der lateinischen Sprache rc. seinen Unterricht genossen. Seine Lehrmethode war so vortrefflich, der Umgang mit seinen Schülern so human, daß sie keiner Lektion mit größerer Lust beiwohnten, als derjenigen, die von ihm gegeben wurde.“

Eben so Bürgermeister Wilpert zu Riga: „Die ich hier, als Herders Schüler gekannt, wovon noch einige leben und Mitglieder des Magistrats und des Ministerii sind, erinnern sich der Jahre seines Unterrichts mit großem Vergnügen; eben so drey Töchter aus angesehenen Familien unsrer Stadt, denen er Privat-Unterricht gab. Lange hat er in den Seelen dieser Frauen gelebt.“ 2c.

Mit wahrer Religiosität wußte er in seinen Predigten Geist und Herz zu beleben und zu befriedigen; zur Ausübung jeder Tugend, zur Liebe zu Gott und den Menschen aufzumuntern und das Gefühl der Unsterblichkeit zu erwecken. Diese Themata, vorgetragen mit seiner seelenvollen Beredsamkeit, mit dem Schmuck jugendlicher Phantasie, in wohlklingender, anmuthiger und gefühlvoller Sprache, ergriffen unwiderstehlich das Herz. Seine Predigten schrieb er sorgfältig wörtlich auf, jedoch mit abgekürzter Schrift und jedesmal beygefügter tabellarischer Disposition. In späteren Jahren schrieb er nur letztere auf. In einer Zeitschrift vom Jahr 1806 sagt Jemand, der ihn in Weimar oft predigen hörte: „Herders ausdrucksvolles, feines, durchaus sprechendes Gesicht, seine klaren, sprechenden und lieblichen Augen, das Edle und Schöne seiner Haltung und seines Anstandes, der wohlwollende Ton seiner Stimme, erhöhte den Eindruck, den der Inhalt seiner Predigten machte.“ 2c. Es waren immer biblische Begriffe, die er vortrug, und er blieb immer genau beym Text, den er nach analytischer Methode entwickelte. Dogmatische und ascetische Ausdrücke, die nur irgend an eine Sekte erinnern

und hinter welchen sich die wahre Empfindung verliert, vermied er sorgfältig.

Obgleich er seine Kanzel-Vorträge in Riga immer nur Nachmittags und in einer entlegenen Kirche in der Vorstadt hielt, so war sie von den Städtern, und besonders auch von jungen Leuten dennoch sehr häufig besucht. Ein Faktor der Hofmannischen Buchhandlung zu Weimar, der zu gleicher Zeit mit Herder in Riga gewesen war, bat ihn in spätern Zeiten, als er sich selbst etabliren wollte, um einen Band seiner Predigten zum ersten Verlag: nannte aber ausdrücklich solche, die er in Riga gehalten habe. Herder lächelte und bemerkte dabey: „Freilich waren meine Predigten damals mit jugendlicher Phantasie und Beredsamkeit ausgeschmückt; dergleichen Blüthen und Blätter fallen nach und nach ab." Von diesen schönen Blüthen zeugen die trefflichen Worte einer in Riga gehaltenen Predigt über die Unsterblichkeit:

„Wir leben nicht für diese Welt allein. Es kömmt der Augenblick, da alles von uns genommen wird, da unsre Freuden und Vergnügungen hinter uns sind, da alle lachende Farben vor unsern Augen sterben, da alles Glück und Hoheit der Welt sich in Thränen hüllt, da alle Lorbeeren und Freudenkränze um unser Haupt verwelken; es kömmt die Zeit, da der Tod uns aus dem Schooße unsrer Freunde, und von dem Busen unsrer Geliebten, und aus den Armen unsrer Kinder, und aus den Planen unsrer irdischen Hoffnungen herausreißen wird. O! lasset uns machen, daß wir nicht

mit schwerem Herzen, mit Selbstvorwürfen, mit Thränen in den Augen, mit Seufzern in der Brust, mit Blut an unsern Händen, mit Flecken in unsrer Seele weg müssen! Wir wollen hier für unsre Seelen sorgen, in ihren Boden Tugenden pflanzen: denn das bleibt uns und soll ausgebildet werden; Mäßigkeit, Güte, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Menschlichkeit bleiben uns im Tode, und alle gute Werke folgen uns nach in die Ewigkeit."

In Riga fand Herder ein neues Vaterland! Seine Lage wurde nun mehr sorgenfrei. In dem süßen Gefühl einer ganz andern Freiheit, als selbst auf der Universität Königsberg, wo drückende Nahrungssorgen seine Muse beschränkten, konnte er nun, im Besitz seiner Selbst, ganz den Pflichten seines Amtes und seiner Liebe zu den Wissenschaften leben.

Freundschaft und Geselligkeit erhöhten und beförderten den Aufschwung seines Talents, das allgemeine Bewunderung erregte. Seine reinen Sitten, sein edler Charakter, sein scharfes Gefühl für Recht und Wahrheit, für das Schöne und Wohlanständige; sein zartes Mitgefühl bey Anderer Leiden, seine geistvolle Laune im Umgang, mit heiterem Ernst gemischt, erwarben ihm Liebe und Hochachtung. Auch die allgemeinen Angelegenheiten der Stadt und des Landes, waren die Seinigen! Bey der Einweihung des neuen Rathhauses zu Riga 1765 hielt er die Rede: Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? — (Adrastea 3. B. 11. pag. 176.)

Riga's gefällige Bewohner suchten ihm als Freund und Lehrer ihrer Kinder, als treuer Theilnehmer ihres moralischen und häuslichen Wohlstandes, das Leben angenehm zu machen, und in nie getrübten Verhältnissen genoß er vier und ein halbes Jahr hindurch dieses beneidenswerthe Glück. Hier fand Herder noch die schönen Reste jenes hanseatischen Gemeingeistes (common spirit der Engländer) der seine Grundsätze über bürgerliche und Staatsverhältnisse noch mehr befestigte. Die Handelswelt, wie sie damals noch in Riga, mit unbeengter Freiheit und mit einer gewissen Liberalität ihre Geschäfte betreiben konnte, mußte seine Lebens-Ansichten erweitern, seine Ideen über bürgerliche Freiheit und über das wohlthätige Wirken dafür erhöhen. Unter Kaufleuten fand der Fremde hier seinen ersten Eintritt in die Gesellschaft, und unter ihnen seine ersten Freunde.

Dort fand er ausser Hartknoch, den nachherigen Bürgermeister Karl Wilpert, die Brüder Berens, die Familien Schwarz, Grave, Zuckerbecker, Busch rc. als thätige Freunde, in deren Umgang er manche fröhliche Abendstunde zubrachte. In diesen Häusern gewann er das Rigaische Familien-Leben lieb; wo damals ein männlich freier Geist, mit Offenheit und Gutmüthigkeit verbunden, herrschte und nach vielen Jahren schrieb er einem dorthin berufenen Rektor hierüber folgende Worte: „Der Umgang in Riga ist leicht und gefällig; der Kaufmann gibt den Ton an und der Gelehrte bequemt sich dem Kaufmann. Die Jugend ist milden Temperaments, faßt leicht, ver-

gibt leicht, gehorcht leicht, und will mit Liebe behandelt seyn, ist auch größtentheils von guten angenehmen Sitten; so wie überhaupt guter Umgang mit Würde und Anstand viel gilt." —

Mit Hartknoch hatte er schon zu Königsberg, wo dieser Theologie studierte, Freundschaft geschlossen, und ihm den ersten Gedanken, einen Buchhandel einzurichten an die Hand gegeben. Dieser gieng in die Idee ein, und führte sie nachher in seiner Vaterstadt glücklich aus. Auch war er Herdern dafür stets dankbar, nannte ihn den Stifter seines Glücks und benutzte jede Gelegenheit ihm wieder nützlich zu seyn. Hartknoch ward sein Verleger, und erwies ihm auf seiner Reise nach Frankreich wichtige Dienste. Sie blieben Freunde bis zum Tod, und auch auf Hartknochs Sohn gieng diese Freundschaft über, der den Buchhandel seines Vaters übernahm. —

Im Jahr 1766 wurde Herder auch in den dortigen Freimaurer-Orden aufgenommen und selbst zum Sekretair der Loge ernannt, ohngeachtet er nicht den dazu erforderlichen Grad hatte. Vielleicht mag ihm durch diese Verbindung seine nachherige Reise nach Frankreich erleichtert worden seyn, in seinen Briefen und Papieren findet sich jedoch nicht die mindeste Spur davon.

Was später behauptet wurde: daß Herder für seine ältteste Urkunde des Menschen-Geschlechts von den Freimaurern ein Geschenk von Einhundert Friedrichsd'or erhalten habe, und was vielleicht durch die ihm in Weimar, von unbekannter Hand, zugekommene bedeutende Geldsumme, wovon

weiter unten die Rede seyn wird, irrig verbreitet worden seyn mag; wird von seiner Gattin, die damals schon mit ihm verheurathet zu Bükeburg lebte, als die befragte Schrift heraus kam, bestimmt und mit dem Beysaz widersprochen: Hartknoch habe dafür das verabredete Honorar, mit einem Friedrichsd'or für den Bogen bezahlt; etwas Weiteres aber seye dafür nicht eingegangen. Auch widerspricht die Annahme eines solchen Geschenks dem Charakter Herders, der, auf das ihm von Bode in Weimar gemachte Anerbieten: Seine Schriften, besonders aber die Philosophie der Geschichte, nach ähnlichen Beyspielen jener Zeit, durch die Freimaurerey in lebhafteren Umlauf bringen zu wollen, die Antwort gab: „Meine Schriften sollen durch sich, durch ihren innern Werth allein wirken; jenes sind Nebenwege und fremde Maschinerien, die ich für mich verwerfe!"

In Weimar, sagt seine Gattin, hat er sich aus wichtigen Gründen, nie als Freimaurer bekannt und nur mit auswärtigen Ordens-Gliedern von anerkannt gutem Charakter, in Gespräche darüber eingelassen: was ihm vielleicht den Unwillen Mehrerer zugezogen hat. Er wußte aber alles wichtige, was in der dortigen Loge vorgieng und sprach allein mit Bode über diese Verhältnisse sehr vertraut.

Mit dem Geiste des Orients und mit dem Sinn der Symbole und Bilder der alten Zeit bekannt, hatte er sich wichtige Data, auch aus dem Mittelalter gesammelt und glaubte den Sinn und Grund der Entstehung dieses Ordens und seiner Sym-

bole gefunden zu haben. Er hatte sein eigenes System darüber, das er einst ausarbeiten wollte und glaubte, daß auch bey diesem Institut ein neuer, unsrer Zeit gemäser Geist geweckt und die veralteten Gebräuche wieder belebt werden sollten. Es war ihm zuwider, wenn er verständige, durch Zeit, Wissenschaft und Religion aufgeklärte Männer mit diesen Gebräuchen gleichsam nur spielen sah, ohne ihnen einen, für unsre Zeit dringend bedürftigen Zweck zu geben. Er hielt auf Bündnisse anerkannt rechtschaffener Männer zu edlen Zwecken sehr viel, denn, wie er oft sagte: nur durch vereinigte Kräfte kann etwas Großes gedeihen; und daß man auch ihn für den Mann hielt, durch den solche Zwecke erreicht werden konnten, davon werden im Verfolg seiner Lebens-Geschichte merkwürdige Belege vorkommen.

Seine Gespräche in der Adrastea über die Freimaurerey sind nur der Anfang dessen, was er hierüber Umfassenderes mittheilen wollte. Er suchte und sammelte dazu aus vielen Büchern, die er aus der Göttinger und Dresdner Bibliothek sich zu verschaffen wußte. Der Orden, sagte er, müsse in unsrer Zeit, am Lichte des Tages, offen und frei handlen, sein Einfluß würde dadurch nur gewinnen und mehrere Theilnehmer dadurch sich erwerben. Das Gute, was übrigens der Orden auch jetzt noch, durch edle und thätige Vorsteher wirkt, war ihm stets ehrwürdig, nur schmerzte ihn die Aufnahme unwürdiger Mitglieder in ein Institut, das ohnehin für unser Zeitalter nicht mehr ganz paßt und in seiner Wirksamkeit dadurch noch mehr geschwächt wird. —

Einen Ruf nach St. Petersburg, als Direktor der dortigen Peters-Schule, den er im April 1767 erhielt, schlug er aus; da der Rath von Riga, um ihn nicht zu verlieren, nach seinem Wunsche, eine besondere Prediger-Stelle für ihn stiftete.

Jene Stelle in St. Petersburg erhielt in der Folge der bekannte Dichter Willamov, der auch dort starb.

Vor dem Antritt seiner neuen Predigers-Stelle wurde er über ein selbst gewähltes und verfertigtes Schediasma: De Spiritu S. salutis humanae auctore, im Juny examinirt, hierauf im July ordinirt, und unter Beybehaltung seines Schulamtes und Ernennung zum Adjunct des Stadt-Ministerii, in zwey Kirchen, der Jesus- und Gertruden-Kirche, als Nachmittags-Prediger, von dem damaligen Oberpastor von Essen, feierlich introducirt.

In diese Zeit fällt auch die Herausgabe seiner Fragmente über die neue deutsche Literatur (B. 17. u. 18.) womit er sich an Winkelmann, Leßing und an die damaligen Verfasser und Herausgeber der Literatur-Briefe, gegen die Klotzianer anschloß; und sich dadurch manche würdige Freunde, aber auch sehr viele Feinde erwarb, unter andern selbst Schlözer in Göttingen, durch die Streitigkeiten, in welche er, über diese Fragmente, mit der damaligen Gegenparthie gerieth.

Die zweite Ausgabe davon sollte schon im Jahr 1768 erscheinen, und war bereits gedruckt, als Herder, unzufrieden darüber, daß im 3. Theil der Klotzischen Bibliothek der schönen Wis-

senschaften und freien Künste bereits eine Recension derselben erschien, ehe noch ein Exemplar dieser Ausgabe ins Publikum gekommen seyn konnte, solche vom Verleger nicht ausgeben lies.

Auch das Denkmal auf Thomas Abbt, kam im Jahr 1768 heraus, das, unter seiner Nachlese historischer Schriften (B. 13, p. 5 — 64.) unter dem Titel zu finden ist: Ueber Thomas Abbts Schriften — und in der Vorrede des Herausgebers, Johannes von Müller, „als Muster der Analyse solch' eines Mannes geschildert wird: der Kennern lieb seyn muß, so lange der Kampf nach Verdienst unter uns besteht und Tod für's Vaterland nicht ganz für schwärmerische Grille gilt."

Eine Schrift, die noch weit mehr, als alles bisher von Herder Erschienene, den polemischen Ton annahm, und in den Jahren 1768 und 1769 unter dem sonderbaren, nach Statius und Jakob Balde gewählten Titel: Kritische Wälder heraus kam; (B. 20 und 21) würdigte im ersten Stück Lessings Laokoon. Das zweite und dritte Stück dieser kritischen Wälder sollte Klotzen züchtigen; und zog ihn noch weit mehr, als seine Fragmente in höchst unangenehme persönliche Verhältnisse hinein.

Viel hat die polemische Methode, was sie empfiehlt; manches, was Schaden stiften kann. Wetteifer wird der Geistesstreit, oft unvermuthet entspringt aus dem Reiben der Geister ein neues Licht; ganz sicher wird Einseitigkeit verhütet, und durch das Leben, das in jeder polemischen Dar-

stellung sich regt, das Interesse gefesselt: schlimm nur, wendet der Streit sich gegen den Mann, nicht gegen die Sache, ein unwürdiges Spiel — giebt sie dann dem Muthwillen ein Fest, der Wahrheit keinen Sieg. —

Die Schrift erschien zwar anonym, und er mißbilligte selbst später den darinn herrschenden Ton, bekannte sich auch nie gern dazu, und sagte in der Vorrede zum zweiten und dritten Wäldchen: „Der Verfasser darf seinen Namen nicht, und wird ihn auch nie entdecken; er wird nie das Buch unter die Kinder seines Namens aufnehmen: denn es war nicht dazu, es war blos für eine Zeitverbindung geschrieben, die in der Literatur schädlich ward; in einem Tone geschrieben, der für das Ohr dieser Zeitverbindung eingerichtet werden mußte." Sein rasches, jugendliches Feuer hatte ihn jedoch hier zu weit geführt, auch hatte er später sich vorgenommen sie umzuarbeiten, kam aber nie dazu.

Nach seinem Tode erst fiel seinem Freunde Heyne das traurige Loos, diese Wälder, die eine Ausbesserung von der eigenen Hand des Verfassers hätten erhalten sollen, revidirt, und in der Vorrede sehr zart und treffend gewürdiget, herauszugeben.

Alle diese literarischen Arbeiten zeugen von Herders großer Thätigkeit in Riga, wobey er den geselligen Umgang zu seiner Ausbildung und Erholung keineswegs vernachläßigte. Seine angenehmsten Erholungsstunden brachte er auf dem Landsitze Heidevogels, zu Grafenheide, und des Baron Budberg, zu Treffenhof zu, denen er gefühlvolle dichte-

rische Denkmale dankbar widmete, und die sich in der Sammlung seiner Gedichte aufbewahrt finden. (B. 31. p. 113.)

So wohlthätig aber auch diese glückliche Lebensperiode, gleichsam sein goldenes Zeitalter, auf seine feurige gefühlvolle Seele so wie auf seine körperliche Gesundheit wirkte; so konnte dennoch der Aufenthalt in Riga, diesem aufstrebenden Riesen-Geist nicht genügen! Der Gebrauch einer großen Bibliothek und der Umgang mit eigentlichen und ausgezeichneten Gelehrten, war das Einzige, für ihn unentbehrlichste, was er in Riga vermißte.

Zu dem kam noch, daß die widersprechendsten Urtheile über seine Schriften, unangenehme, anonyme Briefe, die er darüber erhielt; vorzüglich aber Klotzens pöbelhafte Ausfälle und Beschuldigungen, wegen angeblicher Sprachfehler im Lateinischen und Griechischen, sein empfindliches Ehrgefühl kränken und aufreizen mußten, da er sich nur der reinsten Zwecke bewußt, nur die Wissenschaft bereichern, den Geschmack verbessern, nicht persönlich beleidigen wollte. Nur einmal erwiderte er die Angriffe der Klotzianer in der Berliner priv. Zeitung vom Jahr 1767 Nro. 154, und als er eines Tages, in Weimar, von einem elend gekleideten Reisenden, der in seine Stube trat, um ein Viaticum angesprochen wurde, und dieser auf die Frage, wie er heiße: den Namen Klotz angab, drückte Herder dem in ihm entdeckten unglücklichen Sohn seines Gegners, ein Goldstück in die Hand, gieng tief ergriffen in ein anderes Zimmer und sprach denselben Nachmittag nur sehr wenig! —

Um allen Aergernissen auszuweichen, und um nichts mehr davon hören zu müssen, ergriff er den raschen, jedoch lange schon in seinem Innern vorbereiteten Entschluß, eine Reise ins Ausland zu unternehmen.

Sein Hauptzweck dabey war, wie er seiner Gattin in der Folge oft mündlich erzählte: die besten Erziehungs-Anstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland und Deutschland kennen zu lernen und wo möglich auch Italien zu sehen; bey seiner vorgehabten Rückkehr nach Riga aber, ein Liefländisches National-Erziehungs-Institut, unterstützt von der dortigen Regierung und seinem Gönner dem Gouverneur von Campenhausen, zu errichten.

Die Reise war nun einmal dringendes Bedürfniß seines Geistes und Gemüths geworden. Er konnte die unwürdigen Schmähungen, die wegen der begonnenen literarischen Fehde, über ihn ausgegossen wurden, in seinem Verhältniß als Geistlicher und Lehrer, in Riga, wo es ihm auch nicht an Neidern und Gegnern fehlte, nicht länger ertragen.

In einem Brief an seine nachherige Gattin schrieb er im Jahr 1770. „Ich gieng nach Riga, dort besaß ich in kurzer Zeit die Liebe der Stadt, die Freundschaft dreyer der würdigsten Männer, die ich kenne; die Hochachtung der originellsten Köpfe, die mir in meinem Leben aufgestoßen sind, und von denen, und ihrem wunderbaren Zutrauen ich Bücher schreiben könnte: auf der andern Seite den Haß mehrerer Geistlichen, ohne daß sie doch gegen mich einen Finger regen wollten oder konnten, und den

schaalen

schaalen Neid einiger kriechenden Geschöpfe. Bey alle dem, habe ich in Liefland so frei und ungebunden gelebt, gelehrt und gehandelt, als ich vielleicht nie mehr im Stande seyn werde. Geliebt von Stadt und Gemeinde, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten; der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich zu großen Ab- und Aussichten bestimmten, gieng ich demungeachtet vom Gipfel dieses Beyfalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen aller, die mich kannten, weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Zeit und blicke in die Welt! — Und noch hat es mich keinen Augenblick gereut!" —

Unter diesen, und manchen andern zusammenwirkenden Ursachen, die Herdern zu einer Reise, vorzüglich nach Frankreich, bestimmt haben mögen, war ohne Zweifel auch das Studium der französischen Sprache und die kühn und treffend aufgefaßte Idee: Sich von dortaus seinen höheren Standpunkt zu nehmen, um über unsre deutsche Literatur ein unbefangenes Urtheil fällen zu können. „Sie glauben nicht," schrieb er an Hartknoch, „wie viel Neues man sieht, wenn man aus seiner Situation heraus ist. Das ist der Punkt, den Archimed außerhalb der Welt verlangte, um die Welt bewegen zu können! und das ist in Bezug auf meine bisherige Lage des Lebens, meine Reise!" —

Sein Reise-Journal fängt mit den Worten an: „Den 23 May 1769 reisete ich von Riga ab, um, ich weiß nicht wohin? zu gehen. Ein großer

Theil unsrer Lebensbegebenheiten hängt wirklich vom Wurf, von Zufällen ab. So kam ich nach Riga, so in mein geistliches Amt und so ward ich desselben los, so gieng ich auf Reisen. Ich gefiel mir nicht als Schul-Lehrer, die Sphäre war mir zu enge, zu fremd, zu unpassend und ich für sie zu weit, zu fremd, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart, Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten, und eine faule oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich gefiel ich mir als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande eben so nachtheilig, als meiner Person empfindlich war. Alles war mir zuwider! Muth und Kräfte genug hatte ich nicht, alle diese Miß-Situationen zu zerstören und mich ganz in eine andere Laufbahn hinein zu schwingen. Ich mußte also reisen; und da ich an der Möglichkeit hiezu verzweifelte, so schleunig, übertäubend und fast so abentheuerlich reisen als ich konnte." —

Weiter hin, nachdem er in eine Art Selbst-Anklage darüber ausgebrochen war, was er bisher zu thun versäumt zu haben glaubt; sich aber zugleich darüber deutlich ausdrückt, was er noch zu thun vorhabe, und was er größtentheils in der Folge wirklich gethan, oder selbst umfassender und gründlicher, durch stete Verbindung mit dem Studium der Alten und der neueren klassischen Literatur, geleistet hat; fährt er mit den Worten fort: „und die französische Sprache, mit allem diesem verbunden, zum Hauptzweck gemacht! und von da aus die Henault's, die Belly's, die Montesquieu's, die Voltair's, die St. Marc's, die La-Combe, die Coyers, die

St. Reals, die Duclos, die Linguets und selbst die Hûmes französisch studiert; dann die Büffons, die d'Alemberts; die Maupertuis, die La-Caille, die Eulers, die Kästners, die Newtone, die Keile, die Mariette, die Toricelli, die Nollets studiert; und endlich die Original-Geister des Ausdrucks, die Crebillons, die Sevigne, die Moliere, die Ninons ꝛc. hinzu gethan, das wäre eine Laufbahn, das hieße seine Situation genützt, und ihrer würdig geworden! Dann wäre diese mein Vergnügen, und meine eigene Bildung nie ermüdend, nie vernachläßiget gewesen! Geschichte, Natur-Kenntniß, Mathematik, Zeichnung, Musik, Umgang mit Frauenzimmern, Talents des lebendigen Vortrags, in welche Gesellschaften hätten sie mich nicht bringen können! — Autor wäre ich alsdann Gottlob! nicht geworden, nicht ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerey, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften die ich nicht gesehen habe und nicht verstehe. Ich wäre Situationen entgangen, die meinen Geist einschlossen." —

Ein so hohes und glänzendes Ideal schwebte ihm vor Augen! wie er anders hätte seyn sollen, und wie er, man kann es wohl sagen, bey strenger Verfolgung dieses Ziels, das nicht geworden wäre, was er wirklich ward! Und auch hierinn ist das Eigenthümliche und Außerordentliche im Charakter des, in das Heiligthum der Wissenschaften mit Ungestüm eindringenden Jünglings treffend bezeichnet, indem er sich, wie der Weisheit ächter Jünger, das höchste, beynahe unerreichbare Ziel aussteckte! — während oft andere — sonst talentvolle Jünglinge,

ihre Kräfte zu überschätzen nur gar zu leicht geneigt sind nnd in ihrem genialischen Dünkel, der vollen Spannkraft nicht zu bedürfen wähnen; aber auch vom sich selbst mißtrauenden und darum jede Sehne schraffer spannenden, nur mittelmäßigen Kopf, nicht selten überflügelt werden! —

Mit Wahrheit kann daher auch von Herder gesagt werden, was Tacitus im Bilde Agrikola's so schön ausdrückt: „Ein stolzer und hoher Geist strebte er nach Schönheit und Glanz erhabenen und großen Ruhmes, heftiger als behutsam. Bald milderten Vernunft und Zeit, und nur das Schwerste in der Weisheit blieb zurück — das Maas.“ —

„Was verliert man nicht in gewissen Jahren durch Leidenschaft, Leichtsinn und Hinreißung in die Laufbahn des blinden Zufalls!“ Diesen Ausruf Herders, sollte jeder aufblühende junge Mann sich recht oft wiederholen, um strenger gegen sich selbst in Verfolgung eines hoch gesteckten, festen Lebensziels zu seyn! Er kann dabey nur gewinnen, und erspart sich das bittere Gefühl zu später Reue! —

Die Freunde und Gönner Herders boten Alles auf, um ihn zu bewegen, von seiner vorhabenden Reise abzustehen und unter ihnen zu bleiben; als sie aber sahen, daß sein Entschluß fest und unerschütterlich stehe, so vereinigten sie sich, um ihn gemeinschaftlich zu unterstützen. Hartknoch war darunter der erste, der alles mit treuer Thätigkeit leitete.

Am 5. May 1769 bat Herder bey dem Rath von Riga um Entlassung von seinen Aemtern und erhielt, nach mehrmalig vergeblichen Versuchen ihn

von seinem Vorhaben abzubringen, am 8. May sein Entlassungs-Dekret unter nachstehenden ehrenvollen Ausdrücken:

„Es wird dem Herrn Pastor, Adjunctus und Collaborator J. G. Herder in seinem Gesuche gefuget, derselbe seiner bisher mit Ruhm und bestem Beyfall bekleideten Aemter, angeführter Ursachen halber entlassen, ihm zu seiner vorhabenden Reise und künftigen Unternehmungen alles Glück und des Höchsten Beystand angewünschet; wornächst derselbe in Absicht seiner vorzüglichen Geschicklichkeit sich auch in seiner Abwesenheit der ferneren Wohlgewogenheit Eines wohledlen Rathes versichert halten kann."

Es ist daher eine entstellende hämische Bemerkung seiner Gegner, wenn es in Gadebusch's zweitem Theil seiner Liefländischen Bibliothek S. 45, nachdem vorher von der allgemeinen Achtung Herders in Riga die Rede gewesen, daselbst weiter heißt: „Er gerieth auf den Gedanken, eine langwierige gelehrte Reise vorzunehmen, als er deßhalb beym Rathe die Erlaubniß suchte, gab man ihm kurz und gut seinen Abschied. So sehr hatten sich die guten Gesinnungen geändert." — Vielmehr ließ die Regierung von Riga ihm auch nach erhaltener Entlassung, neue Einladungen zum Bleiben machen. Geheime Rath von Campenhausen hatte ihm das Rektorat bey dem Kaiserlichen Lyceum, nach dem bald zu erwartenden Tode des kränklichen Rektors Lober zugesichert, mit der Aussicht auf die Nachfolge in der Superintendur. Herder versprach auch,

nach seinem aufrichtigen Wunsche, wieder zu kommen, aber seine Reise wollte und konnte er nun einmal nicht mehr aufgeben.

Am 17. May hielt er seine Abschiedspredigt, und am 25. May ging er in Begleitung seines Freundes Gustav Berens, mit einem Schiff nach Nantes, in Frankreich ab. Ein Ungewitter schied ihn von Riga und von seinen Freunden auf immer! — dem Andenken an sie, auf der See, widmete er die Ode: „Sieh, Freund! da flieh'n sie hin im Ungewitter!" — (B. 31. p. 126.)

Reise zur See nach Nantes; von da nach Paris, Brüssel, Antwerpen, Haag, Amsterdam und Leiden; und über Hamburg nach Kiel und Eutin; vom 5. Juny 1769 bis zum Frühjahr 1770.

Herders Freunde, unter andern auch Hartknoch und seine Gattin, hatten ihn noch an einem Sonntage in einer Schaluppe nach der Boldera, und von da auf die Rhede hinaus an Bord des Schiffes begleitet; noch einmal schrieb er am folgenden Tag vom Schiffe aus, muntere und herzliche

Briefe an diese Lieben, die, auf der Heimfahrt vom Gewitter verfolgt und wohl durchnäßt, ihm Stoff zu scherzhaften Bemerkungen und zugleich Linderung seines Schmerzgefühls über den Abschied gewährten.

Am 5. Juny gieng er mit Gustav Berens unter Seegel, anfangs betrübt und schwermüthig, bald aber aufgeheitert, durch die wohlthätig auf ihn wirkende Seeluft. Auf dem Verdeck, in freier Luft und durch den Genuß meist trockener kalter Speisen, wußte er sich, bis auf eine „anderhalbtägige Uebelkeit, oder vielmehr nur Vorschmack von Uebelkeit," von der eigentlichen Seekrankheit frei zu erhalten, und nie fühlte er sich gesunder, als auf dem Meer.

Die großen Gegenstände von Meer und Himmel; das einzige Schauspiel der auf- und niedergehenden Sonne zur See; die Nächte; die elektrisch-funkelnden Meereswellen; der Sternen-Himmel, der Mond; Regen, Ungewitter, Gefahr — alles wirkte groß und mächtig auf seine empfängliche Seele. Diese Reise, und Italien, waren ihm das Merkwürdigste, nach der Größe des Eindrucks auf sein Gemüth. Hier, auf dem Schiffe, an der Seite seines Freundes, überdachte er Vergangenheit und Zukunft und entwarf Plane seines künftigen Lebens. Das Gedicht: „der Genius der Zukunft," (B. 31. p. 129.) ist Erguß seiner damaligen Empfindungen, Hoffnungen und Ahndungen. Er selbst sagt darüber in seinem Tagebuch: „Welch weite Sphäre zum Denken, auf dem Schiff, das zwischen Himmel und Meer schwebt! Alles giebt hier dem Gedanken Flügel! Das flatternde Seegel, das immer wankende

Haus, der rauschende Wellenstrom, die fliegende Wolke, der weite unendliche Luftkreis! — wo ist das feste Land, auf dem ich so ruhig stand? und die kleine Kanzel oder das Katheder worauf ich mich brüstete? wo sind die, vor denen ich mich fürchtete und die ich liebte? —

So schiffte er ohne besondere Begegnungen an den Küsten von Kurland, Preußen, Schweden, an der Klippe des Olaus, an Dänemark, Jütland, Schottland, Holland, England und an den Niederlanden vorbey. Einer seiner Briefe zur See geschrieben, an Hartknoch, sagt unter andern: „Wir sind morgen vierzehen Tage aus Riga, und jetzt der Insel Meene nahe. Schöne Tage und Abende und oft eine spiegelglatte helle See, dabey aber langsame Fahrt! — geben Sie mir Nachricht von dem, was die Klotzischen sieben Journale künftig über mich belieben werden und was diese Urtheile und Pasquillen in Riga für Eindruck machen? — Ich wünschte sehr zu meiner Reise Klopstocks Messias, Lieder, Hermannsschlacht rc. gehabt zu haben; ich bin wie ein Betäubter gereist, zur See mit dem Kopfe zu arbeiten, habe ich noch nicht gelernt; es ruhet also alles, wo es ruht!" — „Man bildet sich ein, wenn man auf Meeren, Länder und Welttheile vorbey fliegt, viel von ihnen denken zu können. Allein diese Länder und Welttheile sieht man nicht, sie sind nur fernher stehende Nebel, und so sind auch meistens die Ideen von ihnen. Die Schiffarth der Alten war hierinn anders: Sie zeigte Küsten und Menschen-Gattungen; in ihren Schlachten redeten Charaktere und Menschen, jetzt ist alles Kunst, Schlacht und

Krieg und Seefahrt. Ich wollte den Reisebeschreiber zu Hülfe nehmen, um an den Küsten jedes Landes dasselbe zu denken, als ob ichs sähe; aber noch vergebens. Ich fand nichts, als Okular-Verzeichnisse und sahe nichts, als entfernte Küsten!"

Am 17. Juny war er vor Kopenhagen, am 19. bey Helsingör; am 2. July im Kanal, am 12. bey Dovesende, ankerte am 15. bey Paimboeuf und fuhr am 16. nach Nantes.

In seinem Reise-Journal bedauert er, nicht zu Kopenhagen gelandet, Klopstock, Gerstenberg, Kramer, Resewitz kennen gelernt, und von da, nach Deutschland sich gewendet zu haben.

Unter der Aufschrift: „Journal meiner Reise im Jahr 1769," ist eine, schon mehrmals erwähnte Handschrift Herders, von 72 enggeschriebenen Quartseiten vorhanden, an der jedoch das Ende und in der Mitte einige Bogen fehlen. Sie enthält wenig Historisches, und mehr Selbstgespräche über sein voriges Leben, auch ausführliche Plane für seine künftige Wirksamkeit in Riga, wohin er zurückzukommen nicht zweifelte. „Liefland, du Provinz der Barbarey und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemaßten Geschmacks, der Freiheit und der Sclaverey, wie viel wäre in dir zu thun!" heißt es in einer Stelle dieser Handschrift, „was muß ich thun, um ein zweiter Zwingli, Calvin oder Luther dieser Provinz zu werden? Unnütze Kritiken und todte Untersuchungen

aufgeben, mich zum Nutzen und zur Bildung der lebenden Welt einweihen; Frankreich, England, Italien und Deutschland in diesem Betracht durchreisen; französische Sprache und Wohlanstand, englischen Geist der Realität und Freiheit, italienischen Geschmack feiner Erfindungen, deutsche Gründlichkeit und Kenntnisse und holländische Gelehrsamkeit einsammeln rc. Doch, die Kleinheit deiner Erziehung, die Sclaverey deines Geburtslandes, der Bagatellen-Kram deines Jahrhunderts, die Unstätigkeit deiner Laufbahn hat dich eingeschränkt. In kritischen, unnützen, groben Wäldern verlierst du das Feuer deiner Jugend" rc.

Im Anhang zum Sophron, B. 12. ist einiges aus obiger Handschrift enthalten; Urtheile über die französische Literatur rc. finden sich in der Adrastea, zum Theil mehr ausgearbeitet; und was noch sonst daraus als Beitrag zur Kenntniß seiner Gemüths- und Denkungsart dienen kann, ist in einem Anhang zum ersten Band der Erinnerungen rc. abgedruckt, auch hie und da, in gegenwärtiger Lebens-Beschreibung benutzt.

Einige treffliche Gedanken, während seiner Seefahrt, sind in dem Aufsatz: „Ossian und die Lieder alter Völker", B. 24. pag. 14, 16 und 17 aufbewahrt.

Herders Vorsatz war, einige Monate in Nantes zuzubringen und sich dort vorzüglich die, für den Deutschen so schwere französische Conversations-Sprache mehr eigen zu machen. In ein dortiges

angesehenes Handlungshaus empfohlen, wußte die Frau des Hauses, Madam Babût, selbst eine angenehme, geistreiche Gesellschafterin, ihm durch Einführung in die ausgewähltesten Familien-Cirkel der Stadt, so wie bey kleinen Landparthien, durch Bekanntmachung mit dem in Frankreich so liebenswürdigen und gastfreundlichen Ton der gebildeten Bewohner schöner Landhäuser, hierzu die angenehmste Gelegenheit zu verschaffen.

Hier lernte er die vortheilhafteste Seite des französischen Charakters, wie er noch unverdorbener in der Provinz zu finden ist, kennen und schätzen; und gefiel sich in dem Umgang mit diesen naiven, geistvollen und achtungswerthen Menschen, die ihm überall mit Frohsinn und Freundschaft entgegen kamen und denen er selbst seine eigensten Gefühle, seine reine und theilnehmende Seele offen mittheilen konnte.

Seinen schriftstellerischen Charakter, konnte er, bey der lobenswerthen, uns Deutschen weniger eigenen Art der Franzosen: sich wenig um die Individualität des Fremden zu bekümmern, wenn er nur angenehmer Gesellschafter ist, leicht verbergen; auch passirte er lange Zeit für Mr. Erdèr schlechtweg: bis endlich ein junger Schwede, Namens Koch, der als Freund der deutschen Literatur, Herders Bekanntschaft in deutschen Journalen gemacht hatte, ihn bey den dortigen Damen verrieth, und ihm dadurch zwar noch mehr Achtung, aber auch mehr Zwang in seinem Benehmen und was ihm am schätzbarsten war, die Bekanntschaft mit

seinem talentvollen Verräther zuzog, der ihn als seinen in Nantes gefundenen guten Genius verehrte und jeden Morgen um 5 Uhr zu angenehmen Spaziergängen abzuholen pflegte.

Kleine Abstecher in die Provinz, besonders nach Angers, beschreibt er in einem Brief an Hartknoch mit den Worten: „In Angers bin ich an ein Mitglied der Akademie de belles lettres adressirt gewesen, aber eine Academie de belles lettres mit 30 Mitgliedern, die keine Mitglieder sind, ohne Memoires seit einigen Jahren und ohne Bibliothek, ohne Plan und fast ohne Sitzungen ist immer wenig reitzend! Fast in eben dem Zustande ist die Academie des Exercices daselbst, sonst ist die Lebensart familiair und artig.“ Als Hartknoch ihm über seinen bis zu Anfang Novembers verlängerten Aufenthalt in Nantes freundschaftliche Vorwürfe machte, antwortete er ihm: „Laßt uns aus der Welt gehen, wie ich aus Nantes, so ist es nicht unnütz und nicht ganz ohne Achtung!“ —

Nachdem er leicht und ungehemmt sich französisch auszudrücken gelernt hatte, gieng er am 4. November von Nantes ab, und kam schon am 8. in Paris an.

Als Central-Punkt der ganzen Nation, mußte Paris für ihn vorzügliches Interesse haben. Gleich nach seiner Ankunft, schrieb er an Hartknoch: „Sie können nicht glauben, wie oft Yorik im Shandy, und in seinen sentimentalen Träumen, der französischen Nation bis auf Herz und Busen

gegriffen hat! Es ist eine Lüge, daß er nicht ausser England gewesen, er hat gereiset, und hätte sonst nicht so schreiben können. Wille mahnt mich an, einen Winter hier zu bleiben, denn in einem Monath ließe sich in Paris wenig sehen und nichts anknüpfen; ich glaube nicht, daß ich in den Geschmack kommen werde."

Schon im December 1769. schilderte er seinen Aufenthalt in Paris mit folgenden Worten: „Meine Zeit habe ich hier, in Bekanntschaften mit Gelehrten, in Besuche der Bibliotheken, Gallerien, Antiquitäten- und Kupferstich-Sammlungen, Schauspiele und Gebäude, die des Anschauens werth sind und dann, in Studien und Verdauen getheilt. Alles, was Geschmack und Pracht ist, in Künsten und Anstalten, ist in Paris im Mittelpunkt. So wie aber der Geschmack nur der leichteste Begriff der Schönheit, und Pracht nichts als ein Schein und oft eine Ersetzung des Mangels derselben ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen, und ich bin seiner auch herzlich müde. Indessen wollt' ich um vieles nicht, es nicht gesehen zu haben, und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über seine Sprache, Sitten, Geschmack, Geschichte, Künste, Wissenschaften, in Zustand und Ursprung derselben gesammelt habe. Ich habe gesucht, Bücher und Menschen, Deklamation und Schauspiele, Tänze und Malereyen, Musik und Publikum zu studieren. Die Saamenkörner sind aber verscharrt, bis auf einen Frühling der Zukunft. Von Gelehrten kenne ich Diderot (der ihm vorzüglich gefiel) d'Alembert, Thomas, d'Ar-

naud, du Clos, Barthelemy, de Guignes, d'Aubenton, Garnier, und wie sie weiter heißen. Büffon, Marmontel, Grimm rc. sind auf dem Lande."

„Von Künstlern kenne ich Wille, er ist hier mein bester und einziger Freund, nur zu zerstreut und zu sehr Liebhaber von Plaisanterien."

Auch in Versailles sah er alles Merkwürdige und nutzte seine kurze Zeit aufs sorgfältigste, wozu ihm seine nähere Verbindung mit den sogenannten Encyclopädisten sehr förderlich war.

Das französische Theater interessirte ihn als Darstellung des Charkters und Geschmacks der Nation und ihrer Kultur; so wie als Studium der Sprache. Er bewunderte die Talente einer Dumenil, Clairon und eines Le Cain, jedoch weniges ausgenommen, war das Ganze für ihn nur conventionelle Kunst. Es konnte noch in späteren Jahren seinen Unwillen und Tadel erregen, wenn man französische Stücke mit der so eigenthümlich angenommenen Repräsentation des französischen Theaters auf die deutsche Bühne verpflanzen wollte; die, bey unsern schwerfälligen Aeusserungen, als gewagte Nachahmungen ihrer feinen Pointen und ihrer französischen Gewandtheit, nur als lächerliche Karrikaturen erscheinen müssen, und unserm ruhigen und ernsten National-Charakter gänzlich zuwider sind. Die schöne Simplicität der griechischen Kunst, die einfache Natur und Wahrheit des Menschen-Charakters, und Shakespeare lagen zu tief in seiner Seele, als daß er dem französischen Theater, die pantomi-

mischen Tänze ausgenommen, die gänz aus dem Charakter der Nation hervorgehen, im allgemeinen hätte Geschmack abgewinnen können.

Doch verkannte er nie das Gute irgend einer Nation, und seine Bekanntschaft mit der Provinz sowohl als mit der Hauptstadt, gab ihm den sichersten und gerechtesten Maasstab zur Würdigung des französischen National-Charakters. Nur das Nachäffen der Franzosen und Engländer, das uns Deutschen damals noch so sehr anhieng, war ihm ein Greuel, weil er nur Zernichtung seiner Nation daraus hervorgehen sah.

Herder war kaum in Paris angekommen, so erhielt er schon unterm 11. November 1769 durch den Prediger Resewitz zu Koppenhagen den Antrag: den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, Sohn des Fürst Bischoffs Herzogs Friedrich August von Hollstein-Oldenburg zu Eutin, als Instructor und Reise-Prediger, in Gesellschaft des Oberhofmeisters des Prinzen, Baron von Cappelmann, drey Jahre auf Reisen zu begleiten.

Dieser Antrag mußte ihm auf der einen Seite höchst erwünscht seyn, da er damit seine eigenen Reise-Zweke sehr vortheilhaft und ausgedehnter verbinden konnte; und nun die Güte seiner Rigaer Freunde, die ihn bisher auf seiner Reise unterstützt hatten, nicht länger mehr in Anspruch zu nehmen nöthig hatte; auf der andern Seite hing er mit ganzem Herzen an seinem lieben Riga und an dem Erziehungsplan, den er dort auszuführen gedach-

te, und nun, durch diesen Ruf, in die weite Zukunft und ins Ungewisse hinausgesetzt sehen mußte.

Sehr natürlich war unter diesen Umständen seine Verlegenheit über die Wahl seines künftigen Schicksals. Ein schneller Entschluß war ihm jedoch so dringend gemacht, und die Entfernung von seinen vertrauten Freunden war so groß, daß er wohl schreiben, aber ihre entscheidende Stimme nicht erwarten konnte.

An Hartknoch schrieb er aus Paris: „Wenn man in einer Verlegenheit, oder unmittelbar vor einer wichtigen Veränderung, ohne Freunde in der Fremde sich befindet, durch Situationen und Befürchtungen sich umlagert sieht, und sucht alsdann die Meinung seiner Freunde, — und die sind stumm — das schmerzt!" —

In die Umstände selbst scheint er gegen seinen Freund nicht eingegangen zu seyn, theils weil er nun doch einmal keine Antwort darauf erwarten konnte, theils weil er besorgt haben mag, seine Rigaer Freunde durch Hinneigung zu dem Entschluß, der ihn für mehrere Jahre von dort entfernt halten mußte, empfindlich zu kränken.

Die Bedingungen des erhaltenen Rufes waren höchst reitzend und vortheilhaft, sie mußten seinen augenblicklichen Entschluß bestimmen. Resewitz schrieb ihm darüber: „der Prinz seye 16 Jahre alt,*) gutherzig und besitze für sein Alter und Stand

*) Geboren den 3. Jänner 1754.

Stand Wissenschaften genug. Man erwarte von Herder, daß er an Orten, wo keine Evangelische Kirche sey, predige, die philosophischen Lektionen, die der Prinz etwa noch hören könnte, mit ihm wiederhole, lateinische Autoren mit ihm lese, und seinen deutschen Styl bilde. Dafür verspreche ihm der Vater freie Station, 300 Rthlr. Hamburger Curant jährlichen Gehalt und nach 3 Jahren Anwartschaft auf eine Prediger- oder Professor-Stelle zu Kiel." Dabey rieth ihm Resewitz vertraulich, aus eigener Erfahrung, statt der angebotenen 300 sogleich 400 Reichsthaler — und Fortsetzung dieses Gehalts, bis er später eine jener Stellen wirklich erhalten habe, zu fordern; auch Hoffnung auf ein Geschenk für die Ausrüstung zur Reise dabey zu äußern. Herder folgte diesem freundschaftlichen Wink, und erhielt vom Herzog alle gemachten Bedingungen in einer schriftlichen Zusicherung bewilligt. Für die Kosten der Reise nach Eutin wurden ihm 100 Rthlr. ausgesetzt; auch versprach ihm der Fürst, einem nach 3 Jahren an ihn erfolgenden Rufe nach Riga nicht im Wege seyn, und ihn auch in Petersburg empfehlen zu wollen. Er hat also, wie man hieraus deutlich sieht, auch bey dieser gefaßten Entschließung, den Ruf anzunehmen, dennoch seine Lieblingswünsche im Auge behalten und den Pflichten gegen seine Rigaer Freunde so viel möglich Genüge gethan.

Schon im December 1769 reiste er von Paris ab; nachdem er noch von dortaus an Hartknoch, die so wahren Worte geschrieben hatte: „Wie anders lernt man die Welt kennen, je weiter man

in sie tritt. Jeder Schritt ist Erfahrung, und jede Erfahrung bildet. Die Sachen der Menschen gehen wahrlich so bunt durcheinander, daß manchmal metaphysische Tröstungen gerufen werden müssen, um uns zu sagen: daß Alles gut sey. Meinen Charakter zu bilden, ist mein Werk auf der Reise, alles übrige, sehe ich, kann man zurücklassen, nur den nimmt man mit! und verliere ich den, so habe ich alles verloren!"

Um Weihnachten traf er in Brüssel ein, sah dort und in Antwerpen alles Sehenswürdige der niederländischen Kunst und gieng von da, auf einem Schiff nach Amsterdam. Während der Ueberfahrt entstand ein heftiger Sturm, das Schiff stieß auf eine Sandbank ohnweit der Gegend vom Haag. Man that Nothschüsse und steckte die Nothflagge auf; die ganze Nacht saß das Schiff auf der Sandbank, in beständiger Gefahr zu sinken. Nur erst Morgens kamen die Fischer von der Küste mit Booten zur Rettung. „Ja, das Gefühl jener Nacht ist noch in mir," sagt er (B. 24. pag. 17.) „wo ich auf scheiterndem Schiff, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, mit Meer bespühlt und mit Mitternachts-Wind umschauert, Fingal las — und Morgen hoffte!" Unter heftigem Regen und schäumenden Meereswellen, kam er und seine Gefährten endlich ans Ufer, und sahen von da aus, nachdem alles gerettet war, das Schiff versinken. Mit lebendigem Gefühl des Dankes gegen die Vorsehung wendete er sich von jenem erschütternden Anblick, und erzählte in der Folge oft seiner theilnehmend auf ihn horchenden Familie, die schauerliche Geschichte dieser gefahrvollen Nacht.

Am 20. Jenner 1770 war er im Haag. In Leiden und Amsterdam machte er die Bekanntschaft mehrerer Gelehrten und gieng von da, durch Friesland über Hamburg nach Kiel, wo sich der junge Prinz von Oldenburg mit seinem Oberhofmeister damals aufhielt.

In Hamburg lernte er Leßing persönlich kennen, und schwärmte dort mit ihm vierzehen Tage lang höchst beglückt herum. Da Leßing eben so wenig als Herder Freund vom Briefschreiben war, so wurde ihr Briefwechsel nie regelmäßig und anhaltend. Die wenigen Briefe, die Leßing an Herder schrieb, schickte dieser nach Leßings Tod, auf Verlangen der Erben zurück; auch sind sie unter dessen nachgelassenen Schriften aufgenommen und gedruckt.

Auch Claudius, Bode, Reimarus, und der Senior Joh. Melchior Göze, gehören unter seine dort gemachten Bekanntschaften; besonders mit den beiden erstern, schloß sich hier der Bund treuer Freundschaft, der selbst nach dem Tode sich noch lange unter ihren Familien forterhalten hat.

Indessen verflossen ihm die wenigen Monathe seines Aufenthalts zu Eutin sehr angenehm in dieser edlen Fürsten-Familie, die das häusliche Glück kannte, und werth war, durch ihre beyde Kinder beglückt zu werden. Die jüngere Prinzeßin Hedwig Elisabeth Charlotte, des verstorbenen Herzogs von Südermannland, Karl XIII. Königs von Schweden nachherige Gemahlin, schrieb noch im Jahr 1805, nach dem Tode Herders, in sehr gnädigen Ausdrücken an seine Wittwe und bezeugte ihr hohe Achtung für den Verstorbenen.

Die schöne Natur der Umgebungen von Eutin, das frische Grün der hollsteinischen Wiesen und der Umgang mit vielen edlen Menschen ließen den angenehmsten Eindruck in ihm zurück: „das schöne grüne Hollstein!" pflegte er immer auszurufen, wenn er von den dort verlebten frohen Tagen zu sprechen anfieng.

In Kiel erwarb er sich die Freundschaft des durch Wissenschaft und Charakter, besonders durch astronomische Kenntnisse ausgezeichneten, nachmaligen ErblandMarschalls Grafen von Hahn, an welchen seine Ode: „Orion" (B. 9. Adrastea 1. pag. 426.) gerichtet ist; — und der ihm auch später noch Beweise seiner fortwährenden Freundschaft gegeben hat.

In der Schloßkirche zu Eutin predigte er zuweilen mit vielem Beyfall; doch fehlte es ihm auch dort nicht an Gegnern, unter der Geistlichkeit: der damalige Hofprediger Wolff, klagte ihn als So-

cinianer an, ohne jedoch bey Hofe damit besondern Eindruck zu machen.

Am 15. July 1770 hielt er seine Abschieds-predigt zu Eutin und trat hierauf mit dem Prinzen und dessen Oberhofmeister die Reise wirklich an.

Der Weg gieng vorerst über Hamburg, Hannover, Göttingen, Cassel, Hanau, Darmstadt, Karlsruhe bis Straßburg, wo der Prinz den Winter über bleiben sollte.

In Darmstadt, als am verwandten Hofe und wo sich eine Verlobung mit einer dortigen Prinzeßin anknüpfen sollte, verweilte der Prinz vierzehen Tage. Hier konnte Herder, ohngeachtet er Lehrer und Kabinetsprediger des Prinzen war, nicht an die Hoftafel gelangen, und war glücklich genug, mit der Gouvernantin der Prinzeßinnen, Demoiselle Ravanell, speißen zu dürfen! — Diese sonderbare, in neuern Zeiten etwas milder gewordene Hofsitte, sollte ihm zufällig genug, sein künftiges häusliches Lebens-Glück, seine nachmalige vortreffliche Gattin zuführen!

Durch Mademoiselle Ravanell wurde nemlich Herder mit dem dortigen Kriegsrath Merk, in Göthe's Leben trefflich geschildert, und durch diesen, mit dem Geheimen-Rath Heß daselbst bekannt, der eine jüngere ledige Schwester seiner Gattin, eine geborne Flachsland, bey sich auf Besuch hatte. Göthe sagt von diesen beyden Schwestern: „die Geheime-Räthin von Heß und ihre Schwester, Demoiselle Flachsland waren Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen; letztere, Herders

Braut, doppelt interessant, durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne."

Wir lassen hier Frau von Herder forterzählen: solche Verhältnisse können nur aus dem innig fühlenden Herzen der Gattin, nur von so zarter weiblicher Hand, mit Wahrheit geschildert werden! —

„Man fand in Herders Umgang," sagt diese, „so viel Unterhaltendes und Geistvolles, daß unser kleiner Kreis — Merk, mein Schwager und Mademoiselle Ravanell sich verabredeten, ihm seinen Aufenthalt in Darmstadt so angenehm wie möglich zu machen; oder vielmehr uns selbst den schönsten Genuß zu bereiten. Wir sahen ihn also fast jeden Nachmittag in unsern Wohnungen, in kleinen Gesellschaften oder auf den angenehmen Spaziergängen der nahen Wälder um Darmstadt. Statt daß wir ihn unterhalten wollten, unterhielt er uns auf die manchfaltigste geistvolleste Weise. Sein Urtheil, sein Gefühl war überall das richtige, verbesserte und erhöhte das unsrige. Aus Klopstocks Messias, die schönsten, menschlichen Scenen, aus seinen Oden, aus Kleist, seinem und meinem Lieblings-Dichter, aus den Minnesängern, las er uns vor. Unvergeßlich ist mir die Darmstädter Fasanerie, wo er in der Stille des Waldes, in der feierlichen Einsamkeit des Ortes, Klopstocks Ode: „Als ich unter Menschen noch war," mit seiner seelenvollen Stimme aus dem Gedächtniß deklamirte! — In Klopstock und Kleist haben auch unsre Seelen sich gefunden!"

„Am 19. Aug. predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! — Zu diesem großen, einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte, ein Himmlischer, in Menschengestalt stand er vor mir! — Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank, von dieser Zeit an waren unsre Seelen nur Eins und sind Eins: Unser Zusammenfinden war Gottes Werk. Inniger können sich die Seelen nicht zusammen verstehen, zusammen gehören! — Er hörte von andern, wie ich meine Geschwister liebe, und auch hierinn war unsre Liebe nur Ein Gefühl, Harmonie, Dank zu Gott. Ach, gewiß hat Niemand seine heilige Seele so gekannt wie ich!" —

„Von diesem Tage an sahen wir uns täglich. Ich fühlte ein nie empfundenes Glück, aber auch eine unbeschreibliche Wehmuth und Schwermuth; — ich glaubte ich würde ihn nie wiedersehen."

„Den 25. August feierten wir seinen Geburtstag in dem kleinen Kreis der Freunde bey Mamselle Ravanell im Schloß; — d a g a b e r m i r s e i n e n e r s t e n B r i e f, ach ich empfing mit diesem Brief das Heiligste, was diese Erde für mich hatte! ich konnte nur Gott und ihm danken." —

Einige Nachrichten von der Herkunft der nachmaligen Gattin Herders, werden wohl hier nicht am unrechten Orte stehen. Nach ihren eigenen Angaben, war sie die nachgelassene jüngste Tochter eines Herzogl. Würtembergischen Amtsschaffners zu Reichen-

weier im Elsaß, Namens Joh. Friedrich Flachsland. Sie war geboren den 28. Jänner 1750 und verlor ihren Vater schon 5 Jahre nachher, in der Blüthe seines Alters, an einem hitzigen Fieber. Ihre Mutter, eine geb. Mauritii, Schwester des ehemaligen Kirchenraths Mauritii zu Karlsruhe, war vierzehn Tage Wöchnerin, als der Vater, mit Hinterlassung von 8 unerzogenen Kindern in Armuth starb.

Ursprünglich scheint die Familie Flachsland von Bern oder Basel abzustammen. Sie war adelich. Nach einer Familien-Sage sollen zwey Brüder von Flachsland zur Zeit der Reformation oder etwas später, ihre Familie und Vaterstadt aus unbekannten Gründen verlassen haben. Der eine wurde katholisch, blieb adelich und lies sich im Elsaß nieder; der andere wurde lutherisch, legte den Adel ab, trat in den Bürgerstand und wohnte in der Markgrafschaft Baden. Er hinterlies seinen Kindern die Geschichte seiner Abkunft und das adeliche Flachslandische Siegel; aber die älteren Geschlechts-Register giengen im 30jährigen Krieg durch Brand zu Grunde. Von diesem lutherischen Flachsland stammte der Vater der Frau von Herder ab.

Während seines Aufenthalts in Darmstadt erhielt Herder einen wiederholten Ruf nach Bückeburg, zum geistlichen Primariat mit einer Consistorial-Raths-Stelle bey dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Der erste Einladungs-Brief des gräflichen Rent-Kammerraths und Polizey-Direktors Westfeld zu Bückeburg

vom 1. Febr. 1770 war nach Riga gelaufen, und kam Herdern erst im Augenblick der Abreise in Eutin zu, wo er ihn nicht mehr beantworten konnte.

Er fühlte zwar damals schon das Mißverhältniß lebhaft, in welches er durch den Oberhofmeister von Cappelmann, bey dem Prinzen von Eutin gesetzt worden war; getraute sich aber doch in jenem Augenblick noch nicht, einen so raschen Entschluß zu fassen. — Nun, bey dem Empfang des zweiten Briefes in Darmstadt, mag wohl das Zusammenfinden mit seiner nachherigen Gattin, für die Annahme des sehr dringend gemachten und schmeichelhaften Rufes nach Bückeburg entschieden haben.

Am 24. Aug. schrieb er vorläufig zusagend, nach Bückeburg, jedoch unter dem Vorbehalt, sich über die Zeit seines Amts-Antritts noch näher bestimmen zu dürfen. Auch scheint er sich zugleich einen verlängerten Aufenthalt in Straßburg, zur Vornahme einer Augen-Kur, und nach Verlauf einiger Jahre die Erlaubniß zu einer Reise nach Italien ausbedungen zu haben, indem auch diese beyden Punkte ihm in einem rückantwortlichen Handschreiben des Grafen vom 30. Aug. unter sehr schmeichelhaften Ausdrücken zugesichert wurden.

Schon im Jahr 1768, aus Anlaß der Zufriedenheit des Grafen mit dem literarischen Denkmal Herders für Thomas Abbt, der Freund und täglicher Gesellschafter des Grafen gewesen war, hätte Westfeld ein sehr verbindliches Schreiben Namens des Grafen an Herdern erlassen müssen. Nun sollte

er, in gewisser Art, die Stelle des, für die Welt und den Grafen zu frühe Verblichenen, ersetzen. Sehr ehrenvoll war dieses für Herdern, aber auch besonders anlockend waren für ihn die Worte des Einladungs-Schreibens: „In der Theologie haben Sie völlige Freiheit zu lehren, was Sie denken. Ich soll Ihnen auch erklären, daß wenn es Zeit und Umstände zulassen werden, Sie, auf die Aeußerung Ihres Wunsches wohl ganz in den weltlichen Stand versetzt werden können, woferne Sie es wollen." — Eine Einwirkung in politische Regierungs-Geschäfte scheint jedoch Herders Absicht nie gewesen zu seyn; da er seinen geistlichen Stand und seinen Wirkungskreis als Lehrer und Schriftsteller zu sehr liebte.

Herders Abschied von Darmstadt wird von seiner Gattin mit folgenden Worten geschildert: „Am 27. August reisten sie von Darmstadt nach Straßburg ab. Ich sprach ihn noch am Morgen der Abreise bey Merk, in dem Augenblick der Trennung, zum erstenmal allein! — Keine Worte bedarf es hier, wir waren Ein Herz, Eine Seele, die Trennung konnte uns nicht trennen!" —

Am folgenden Tag schrieb Herder an Demoiselle Flachsland aus Heidelberg und am 30. aus Karlsruhe. Die Briefe giengen durch die Hände des Kriegsraths Merk *), bey dem sich Herder und seine Verlobte am häufigsten sahen.

*) Den damals schon kränklichen Merk brachten Hypochondrie und fehlgeschlagene merkantilische Projekte, bald nachher zu einem frühen, gewaltsamen Tode.

In einem seiner Briefe aus Karlsruhe sagt Herder vom verewigten Großherzog Carl Friederich: „Der Markgraf, mit dem ich die erste Viertelstunde sprach, ohne ihn zu kennen, suchte mich auf eine sehr gute Art, Mittags und Abends zu seiner Unterhaltung auf; und da er der erste Fürst ist, den ich ganz ohne Fürsten-Miene kenne, so fallen unsre Gespräche meistens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menschlichen Geschlechts gehören, und über die ich mich so frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürsten spräche. — Ich bin in Karlsruhe von Tag zu Tage mehr mit Gnade, insonderheit des Markgrafen, ausgezeichnet; aber ich selbst bin in solcher Zerstreuung und Wüstheit des Kopfes gewesen, daß im besondern Umgang kein Mensch aus mir hat klug werden können; nur die Einsamkeit, der Wald und die Abenddämmerung sind die Sammelplätze meiner zerstreuten Gedanken geworden. Da mich jetzt nichts, was blos für den Kopf ist, interessirt, urtheilen Sie wie froh ich war, da ich hier einige Klopstockische Oden fand, die mir neu waren und ganz, ganz Gefühl sind!" —

Bald nach seiner Ankunft in Straßburg, schrieb er über seine Lage mit dem Prinzen, an seine Verlobte: „Meine hiesige Situation, die mir durchaus nicht gefällt, die allen Absichten des Eutiner Hofes und meiner Bestimmung entgegen lauft und mich jeden Tag mit empfindlichen Busenstichen kränkt, ist eben die Ursache meiner Schwermuth und die Sache lauft so, daß ich, ohne ganz aufzuhören ich selbst zu seyn, alles umwerfen muß. Der Entschluß ist genommen, die Nothwendigkeit ist da und

es stößt sich jetzt blos daran, wie der genommene Entschluß mit aller Schicklichkeit für mich, für den Prinzen, seine Eltern und das Publikum auszuführen sey und das muß sich bald zeigen. Doch warum martere ich Sie mit Situationen, die an sich zu klein wären mich zu martern, wenn ich nicht fühlte, daß meine offene, unschuldige Güte des Herzens an vielem Schuld gewesen und freilich das sticht nachher empfindlicher."

Nach wenigen Wochen bat Herder um seine Entlassung beym Eutiner Hof, die man ihm nur ungerne zugestand. Die Trennung vom Prinzen, den er liebte, und von der humansten fürstlichen Familie, hatte ihn Kampf gekostet. Es lag nicht an ihm, das, was er schon vor der Reise sah und ahndete und täglich zunahm, jetzt durch einseitige Vorkehrungen plötzlich anders zu lenken. Unerfahren in politischen und Hof-Verhältnissen, wie er war, und blieb, lag es durchaus nicht in seinem Charakter, eine heimliche Gegen-Parthie zu bilden, oder sich in die Pflichten eines andern einzudrängen. Er war zum Instruktor und Reise-Prediger berufen, und in diesen Schranken hielt er sich gewissenhaft. Da er aber die Folgen unzweckmäßiger Behandlung des Prinzen täglich wachsen und keine Möglichkeit dagegen zu wirken vor sich sah, so blieb ihm nichts übrig, als nach seinem offenen Charakter zu handeln und aus dem Verhältniß heraus zu treten.

Herder schrieb darüber an seine Verlobte: „Eben jetzt komme ich vom Prinzen; ich habe ihm mit weinenden Augen meine Trennung angekündiget.

Er war eben so gerührt wie ich, und ich habe ihn blaß wie eine Leiche verlassen, er sucht wenigstens noch Wochen und Monate Aufschub, fühlt aber mit mir alle Beweggründe und Veranlassungen, so wie ich sie selbst fühle." — Später von Bückeburg aus schrieb er hierüber weiter: „Sie wissen die halb schiefe freundschaftliche Art, mit der sich der Prinz, den ich begleitete, von mir trennte, da ich, ohnerachtet seines vierteljährigen Stürmens, nicht länger bey ihm bleiben wollte. — Schon bey meiner Anwesenheit in Eutin war die Hauptkrankheit, an der meine Mitgefährten schleichend laborirten — Neid! Ich war bey Hof auf solchen Ton gewesen, daß mein Zutrauen und die Freundschaft, die ich genoß, gegen die Kälte, mit der sie behandelt wurden, wenigstens wie 99 zu 1 war, und oft minder. So wars auf der Reise noch mehr, weil der Prinz in manchem Betracht blos mit mir reisete, und da ich nun weggieng, ist alles bald gebrochen. Als ich nach Bückeburg kam, fand ich einen Brief vom Prinzen aus Brüssel, ich schrieb nach Eutin, und da hörte ich nun eben, der Prinz seye mit Allem auf der Reise brouillirt, habe sich mit dem Gouverneur überworfen, sey melancholisch, in Religions-Zweifeln und hundert andern Ideen — kurz, ihm seye befohlen worden, so schleunig als möglich nach Hause zu kommen. Sie können nun denken, daß alles auf den Gouverneur gelegt worden, nun hieß es, das alles hätte ich vorausgesehen und wäre deßhalb weggegangen, es hieß, wenn ich nur da geblieben wäre rc. Unterdessen lies mir die Herzogin sagen, daß die Hofprediger-Stelle offen wäre rc. Aber ich fand nicht gut, hierauf zu antworten. Der Prinz kommt

an, im elendesten Zustande, blaß, gelb, melancholisch, voll unsinnigem Zeug im Kopf. — Er und die Erzieherin (Fräulein Dühamel) schreiben mir im Namen der Mutter, und da er mich für den Einzigen hält, mit dem er sich einlassen wollte, so antwortete ich ihm auch gleich, wo ich mich weniger an seine Fragen kehrte, als den Zustand seiner Seele ihm mit der Wahrheit malte, mit der ich allein fast ihn kenne, und mit der Freiheit, die ich mir immer gegeben, ihn malen konnte. Dies hat gut angeschlagen, er hat sich erholt, das heißt aber immer blos seine Gedanken in den Wald gejagt, er ist ein sonderbar grüblender Kopf, und eben dadurch bin ich in Briefwechsel gerathen, der tiefer zu werden anfängt, als ich wollte. Sein Hofmeister ist sogleich entfernt. Sie suchen jetzt einen andern, Keiner, scheints, will gegen mich das erste Wort haben (als Begleiter nämlich.) Der Briefwechsel selbst hat von dorther, ich weiß nicht welche misterieuse Miene. — Indessen so wenig ich mich hier im mindesten auf meinem Platz fühle, so bescheiden und furchtsam würde ich doch seyn, mich je wieder mit dem Prinzen näher einzulassen ꝛc."

In der Folge wurde Herder noch einmal von der Herzogin Mutter über die Lage ihres Sohnes consultirt, und selbst zu einer geheimen Reise nach Darmstadt, zu dem damals sich dort aufhaltenden Prinzen, mußte er sich im Jahr 1776 aus dringendem Auftrag der fürstlichen Eltern bequemen, ohne damit etwas Nützliches bewirken zu können. Es war zu spät! Bey dem überhandnehmenden Gemüthszustand des Prinzen, war weder zu rathen noch zu

helfen. Er wurde im Jahr 1785 der Regierung unfähig erklärt und lebte nachher zurückgezogen in Ploen.

Mit Herders Antretung seiner neuen Stelle in Bückeburg stand es indessen volle drey viertel Jahre an, da seine Entlassung von Eutin erst Anfang Octobers erfolgte, und er nun die gute Gelegenheit benutzen wollte, durch den berühmten Arzt Lobstein zu Straßburg seine Thränenfistel operiren zu lassen, was ihm dieser als eine leichte, in wenigen Wochen zu vollbringende Sache dargestellt hatte. „Dieses Uebel," sagt Göthe, „ist eines der beschwerlichsten und unangenehmsten und nur desto lästiger, als es nur durch eine schmerzliche, höchst verdrießliche und unsichere Operation geheilt werden kann. Das Thränensäckchen nämlich ist nach unten zu verschlossen, so daß die darinn enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Nase hin um so weniger abfließen kann, als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch diese Absonderung naturgemäs erfolgen sollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeschnitten und der Knochen durchbohrt werden, da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung gesetzten neuen Kanal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Communikation zwischen beyden Theilen herzustellen, welches alles nicht gethan und erreicht werden kann, wenn nicht erst in jener Gegend äußerlich ein Einschnitt gemacht worden."

Lobstein unternahm diese Operation, verfehlte aber die rechte Stelle, kam auf den Nasenknochen,

wollte mit Gewalt durchdrücken und — das Instrument brach! — Die Operation wurde zweymal wiederholt, ohne zu gelingen.

Um die Mitte Octobers schrieb er darüber an seine Braut: „Morgen sollen die Präparationen zur Kur meines Auges anfangen. Heute ist der Schade sondirt, gar nicht gefährlich gefunden; die Kur ists auch ganz und gar nicht, und ich sehe ihr also zu Ende folgender Woche mit Ruhe und neuer Hoffnung entgegen. Die Operation hat eigentlich mit dem Auge nichts zu thun, sondern ist nur am Auge; sie kann, im Fall sie auch nicht hülfe, wenigstens nicht schaden, und meine Seele weissaget mir eigentlich auch gar nichts Böses. Nur ists vielmehr noch immer, als wenn nichts daraus werden sollte, mir in der Ahndung; und das macht mich auf den Ausgang eher neugierig als furchtsam erwartend. Es ist überhaupt mit meinem Auge sonderbar gegangen, jetzt ists zum siebentenmal, daß ich mich auf eine Operation fertig mache, in Preußen, in Riga, in Frankreich, in Hollstein, immer wurden Versuche und Anstalten gemacht; ein paarmal habe ich schon gesessen und der Operator stand schon bereit, und immer kamen zum Theil wunderbare Zwischenfälle dazu, die meine schöne Zubereitungen, oft von einem Vierteljahr her, vergeblich machten. Dieß sonderbare Spiel von Umständen macht mich, da ich überhaupt in meinem Leben eine gewisse frappante Aehnlichkeit wiederkommender Umstände bemerke, auch für jetzt zweifeln, ob nicht wieder so eine Hand aus den Wolken sich zwischen das Instrument und mein Auge plötzlich stelle und rufe: „Du sollst nicht!“

Wird aber was daraus, so hoffe ich alles Gute und will thun, was ich kann, um von mir den Vorwurf der Schuld abzuwenden."

Nach vollzogener Operation schreibt er darüber am 28. Oct. weiter: „Von meiner Operation werden Sie bereits Nachricht erhalten haben. Ich habe 6 Tage die Bleistange, die ich zum ewigen Andenken aufhebe, in der Nase getragen. Seit gestern ist sie heraus, und es wird in die Wunde, die fast zwey Zoll tief ist, täglich zweymal eine Wike gesteckt und gespritzt; dieß geht nun zwar ohne alle Schmerzen nicht ab; seit gestern Abend ist mir auch das Auge und die ganze rechte Seite des Gesichts geschwollen."

Unter Beyhülfe eines zweyten Arztes, wahrscheinlich des damals in Straßburg bekannten und geschickten Chirurgen Marschall, rückte die Kur endlich mehr vorwärts, nachdem dieser einen scheinbar glücklichern Versuch gemacht hatte. „Mit meinem Auge" schrieb Herder im December, „geht es, seitdem ich den andern Chirurgus dazu genommen, ernstlicher, und die Eine gefährliche Operation, um die Lobstein so lange umhergezogen war, ist glücklich, glücklich gemacht. Ich sehe jetzt im Ernst der völligen Besserung bald entgegen." — und im Frühjahr 1771. „Meine Kur ist jetzt zu Ende! Aber haben Sie mit mir Mitleiden! nach allen Schmerzen, Kosten, Abmattungen, Versäumnissen, Verdruß und Kränkungen ists schlechter, als es voraus gewesen! Die Kur ist fehlgeschlagen!" —

„Ach mit welchen Ideen gedachte ich zu Ihnen zu kommen, und wie komme ich? — Ich heiße

Dieser verlängerte, allerdings traurige Aufenthalt Herders in Straßburg, war jedoch nicht ganz ohne heitere Stunden; nicht ganz für seine wissenschaftliche Ausbildung verloren.

Ossian und Shakespeare, die Griechen und Klopstock, waren in dieser traurigen Zeit seine Erholung und Aufmunterung. Die Preisschrift: „über den Ursprung der Sprachen," beschäftigte ihn hier in schmerzlosen Stunden, die er ernsterer Arbeit widmen konnte; und die dortige öffentliche Bibliothek benützte er, so weit es seine Augenkur erlaubte.

Vorzüglich aber erheiterte ihn der Umgang mit den dortigen ausgezeichneten Gelehrten, und mit den zufällig der Vollendung ihrer Studien halber dort zusammengekommenen talentvollen jungen Männern, unter andern eines Göthe und Jung-Stilling die ihn fast täglich besuchten. Ein schöneres und richtiger gezeichnetes Bild, über dieses Zusammenseyn und Wirken mit Herder rc. in Straßburg, wird man vergebens zu entwerfen sich bemühen, als es uns Göthe im X. Buch „Aus seinem Leben" gegeben hat; es verdient daher diese im Auszug verlierende Schilderung, hier noch einmal im Zusammenhang, zur Beurtheilung dieser ausgezeichneten Männer nachgelesen zu werden.

Ein Andenken dieses Zusammenlebens in Straßburg ist der Aufsatz Göthe's: „Von deutscher Baukunst" in Herders fliegenden Blättern über deutsche Art und Kunst. Seine Bekanntschaft mit

Göthe, auf der Treppe im Gasthof zum Geist in Straßburg angeknüpft, und während seines gramvollen Aufenthalts daselbst mit gegenseitiger Achtung und Liebe gepflegt, wurde auch nach dem Abgang Herders durch Briefwechsel fortgesetzt und bis zur engeren Freundschaft gesteigert. „Es waltete zwischen uns" sagt Göthe „ein gemüthlich literarischer Verkehr höchst lebhaft fort; nur Schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sein Necken und Schelten nicht!" — Herder selbst gesteht auch dieses charakterisch genug, in einem Brief an seine Braut: „Göthe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spazenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mit unter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gerne sahe; auch glaube ich ihm ohne Lobrednerey, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können."

Das hohe Ideal, das in Herders Seele lag, nach welchem er unermüdlich strebte, und sich oft selbst anklagte, nicht alles gethan zu haben, was zu dessen Erreichung führen sollte, erklärt zum Theil jene Strenge, die er auch gegen andere übte, und mit der er selbst die besseren Leistungen genialer Köpfe, namentlich eines Göthe, nicht immer voll anerkennen, sondern durch den Reiz des Tadels, ihre Kräfte noch höher spannen wollte. Es geht auch hieraus klar hervor, was der erste Grund des, in späteren Zeiten zwischen Göthe und Herder, an ein und dem nämlichen Ort eingetretenen, entfernteren, durch Verschiedenheit der Lagen und Ansichten, genährten Verhältnisses in Weimar gewesen seyn mag.

Mit Jung-Stilling, dessen schwärmerisch religiöser Charakter, und dessen treues gemüthliches Streben auch für Herdern anziehend seyn mußte, erhielt sich der in Straßburg geschlossene Freundschafts-Bund schon mehr und fester. Die spätere Lebens-Periode Jungs, hat freilich Herder nicht mehr erlebt; aber eine große Meinungs-Verschiedenheit mußte auch schon früher zwischen diesen beyden, an Geisteskraft so sehr von einander abstehenden Männern, nothwendig eintreten, die bey der, mit so viel gutem Willen gepaarten Umschränktheit Jungs, von Herder eine weit nachsichtigere Behandlung zu gewarten hatte, als seine übrigen geistvolleren Freunde von ihm nicht erfuhren; indem er die Gegenwirkung auf Andere, stets mit der Kraft-Aeußerung die auf ihn geschah, im Verhältniß zu erhalten suchte.

Im Frühjahr 1771 reiste Herder endlich von Straßburg ab, um seine neue Dienststelle als Consistorialrath in Bückeburg anzutreten. Sein Weg führte ihn über Karlsruhe, wo ihn der damalige Markgraf Karl Friederich, eben so wohlwollend, als das erstemal aufnahm, und wo er auch, nach dem ausgedrückten Wunsche des Fürsten und seiner Gemahlin, in der dortigen Schloßkirche predigte. Daß man auch hier, Herders vorzügliches Prediger-Talent zu würdigen, und gegen die ihn überall hin verfolgende Tadelsucht seiner schwachen orthodoxen Amtsbrüder zu schützen wußte, beweisen die damals von einem aufgeweckten Geistes-Verwandten, nach angehörter Predigt niedergeschriebenen Zeilen:

„Ach, zürnt doch über Herdern nicht
Ihr Stümper! denn wenn Herder spricht,

So reißt er durch sein mächtig Wort
Verstand, Herz und Gefühl, auch wider Willen fort;
Wenn ihr sprecht, ist's — ach, leider! so gedehnt —
Daß man auch wider Willen gähnt!" —

Von da kam er nach Darmstadt, wo er seine Verlobte, Demoiselle Flachsland wieder fand, und kurze glückliche Stunden mit ihr zubrachte, die leider! wie seine Gattin sich ausdrückt: „nur durch das Kritisiren einiger Freunde, die sich in ihr beyderseitiges Verhältniß mischten und es nach ihrer Denkart modeln wollten, gestört wurden." — Ein gewisser Mann zu Darmstadt, den Göthe in seinem Leben geschildert hat, soll Herdern gegen seine Braut, als habe sie zu wenig Geist und Bildung für ihn, und umgekehrt auch die Braut gegen ihn, als habe er keinen festen Charakter, einzunehmen gesucht haben. Allein keine fremde Stimme konnte die Liebenden trennen, ihre Herzen waren auf ewig vereint; und Herder schied mit dem festen Vorsatz aus Darmstadt, seine Verlobte bald möglichst nach Bückeburg heimzuholen.

Verhältnisse Herders in Bückeburg vom May 1771 bis zu seiner Verheurathung im May 1773.

Herders Freunde freuten sich über seine ehrenvolle Anstellung in Bückeburg, denn sein neuer Patron hatte, wie Göthe sagt, „den höchsten Ruf als ein einsichtiger, tapferer, obwohl sonderbarer Mann gewonnen." Thomas Abbt war in des Grafen Diensten bekannt und berühmt geworden. Dem früh Verstorbenen klagte das Vaterland nach, und freute sich an dem Denkmal, das ihm sein erhabener Gönner, der Graf, und sein unbekannter Freund, Herder gestiftet hatten. Nun sollte Herder an der Stelle des Verblichenen, alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche sein Vorgänger so würdig erregt hatte.

Ueberhaupt waren zu jener Zeit mehrere deutsche Fürsten, unter andern auch ein Karl Friedrich von Baden, hochherzig und aufgeklärt genug, um aus dem gewöhnlichen Hofzwang herauszutreten, und statt, meist unwissender Hofleute, nicht nur Geschäftsmänner, sondern auch geistreiche und vielseitig gebildete Gelehrte, z. B. einen Klopstock, Lavater, Schloßer und Andere, deren historischer Name, von ihnen selbst als ersten Erwerbern aus gieng, sich zum täglichen und belehrenden Umgang zu wählen. —

In der gespanntesten Erwartung, kam daher auch Herder im May 1771 in Bückeburg an, um

in sein neues, ausgezeichnetes Verhältniß mit dem Grafen von der Lippe einzutreten.

Abends gegen 7 Uhr war er mit Westfeld, der ihm entgegen gefahren war, in Bückeburg angelangt, ohne die geringste Ahndung, vielleicht noch am nämlichen Abend beym Grafen seine Aufwartung machen zu müssen. Plötzlich kam die Einladung des Grafen: sogleich zu kommen! — Darüber entstand einige Verlegenheit; bey seinem aus Frankreich mitgebrachten Gefühl von Anstand, wollte er nicht unrasirt und unfrisirt erscheinen, allein in der späten Abendstunde waren die Leute dazu nur erst nach langem Aufsuchen zu finden! — sein sorgfältiger Anzug nach dem Schnitt eines französischen Abbés, mit langem schwarz seidenen Mantel, sein gepudertes Haar, in eine runde Locke aufgesteckt rc. erforderten Zeit (was später weniger der Fall war, wo er keine lange Toilette mehr machte und dabey niemals in den Spiegel sah) so daß er erst gegen 9 Uhr beym Grafen erscheinen konnte! —

Dieser an sich unbedeutende Umstand, zog ihm einen sehr kalten Empfang bey seinem neuen, durch das lange Ausbleiben verstimmten Herrn zu, der an schnelle militärische Vollziehung seiner Befehle gewohnt, vielleicht auch den mehr bey süddeutschen Höfen gebräuchlichen französischen Anzug eines deutschen Weltgeistlichen etwas auffallend fand. Auf der andern Seite mußte das gravitätische Aeußere und Innere, des um 20 Jahre älteren, durch manche außerordentliche Katastrophe des Lebens ernst gewordenen Grafen, auf die zarte, unbefangene, aber doch

schüchterne Natur des 27jährigen lebhaften Jünglings, der zwar nicht anmasend oder hervortretend war, aber doch durch sein Aeußeres imponiren wollte, empfindlich wirken; indem ein mächtiges Ehrgefühl nur um so tiefer in dem reizbaren und leicht beweglichen aber gutartigen Gemüth Herders verborgen lag. Zwey sehr entgegengesetzte aber edle Charaktere, standen hier, jeder Etwas anderes erwartend, sich gegenüber! —

Bey näherer Beleuchtung der gegenseitigen Verhältnisse wird diese nachtheilige Wechselwirkung beym ersten Empfang, deren Eindruck nur die Zeit langsam mildern, nie ganz verwischen konnte, sehr natürlich und erklärbar erscheinen.

Der Graf, vielleicht in ganz Deutschland, durch Naturanlage, Erziehung, Lebens-Erfahrungen und Selbstständigkeit, Einzig in seiner Art, bedurfte einer steten Huldigung. Sein Freund, Thomas Abbt war, bey seinen wissenschaftlichen Verdiensten, auch Menschen-Kenner; er verstand, dem Grafen auf eine leichte Art zu huldigen. Auch war er mit ihm mehr in persönlichen Verhältnissen; er wohnte im Schloß, speiste an seiner Tafel und war des Grafen täglicher Gesellschafter. Doch soll er bey dieser angestrengten ganz sich hingebenden Aufopferung viel gelitten haben und würde sicher, wenn nicht der Tod schon nach fünfviertel Jahren diesem drückenden Verhältniß mit dem Grafen ein Ende gemacht hätte, sehr bald genöthiget gewesen seyn, auf andere schickliche Weise abzubrechen.

Ein solches Verhältniß konnte zwischen dem Grafen und Herder niemals statt finden; Herders

geistliches Amt hatte kein Interesse für den Grafen, der nur eines wissenschaftlich gebildeten Freundes bedurfte, dem er seine philosophischen Meinungen und Grundsätze, seine Ideen, aus Lebens-Erfahrung und Lektüre geschöpft, mittheilen wollte. Er wünschte selbst, daß Herder sich mehr mit der Literatur, und weniger mit seinem Pastor-Amt beschäftigen möchte. Amts-Pflichten zu erfüllen, hielt der Graf für ein Geschäft subalterner Menschen, und suchte Herdern immer zu überzeugen, daß auch in höherer Ansicht, bey Verbesserung gesellschaftlicher Einrichtungen, trotz aller unsrer menschlichen Bemühungen Nichts heraus komme. Gegen diesen, die Bestimmung des Menschen entwürdigenden Grundsatz, einer moralischen Stabilität! kämpfte Herder mit stets reger Seelenkraft: er wollte fortschreiten, nicht stehen bleiben; er fühlte und wollte das Bessere, und liebte sein geistliches Amt, für das er vorzüglich zu leben und zu wirken sich vorgesetzt hatte. Geschmeidiges Hingeben gegen die Großen, wobey der Hingebende meist verborgene Absichten zu erreichen sucht, war nie seine Sache. Was er von ihnen wollte, das wollte er auf offenem Wege der Gerechtigkeit und Pflicht. Verlust der Zeit bey einem solchen Umgang, war ihm peinlich und diesen Eindruck konnte er äußerlich nicht verbergen. Dagegen war es ihm innigst angelegen, für den höheren Beruf, den er in sich fühlte, für Beförderung des Menschenglücks durch sein Talent zu wirken, und durch seinen festen Glauben an einen guten Erfolg, sich dazu zu stärken. Das blos spekulative philosophische Leben, wozu ihn der Graf so gerne hinziehen wollte, war seiner innern Neigung

zuwider; nur lebendiges Wirken war für ihn Bedürfniß, nur dieses hatte für ihn vollen Werth! —

Die Lage Herders war unter diesen Umständen nichts weniger als angenehm und keineswegs so, wie er sie mit Recht hätte erwarten können. Im geselligen Umgang mit den Menschen, die er dort fand, die größtentheils aus herrschaftlichen Dienern und Offizieren bestanden, und die ihn als neuen Ankömmling am Hofe mit Neid verfolgten, mußte die Mißstimmung über seine getäuschten Erwartungen nur vergrößert werden.

Von den Männern, die ihm die Eigenschaften des Grafen aus der Entfernung so anlockend geschildert hatten, mußte er nun gerade das Gegentheil vernehmen. Die Eigenheiten und despotischen Grundsätze des Grafen wurden ihm durch das gefärbte Glas zurückgesetzter und mißstimmter ehemaliger Günstlinge mit grellen Farben dargestellt; und freilich konnte die selbst gemachte Erfahrung beym ersten Empfang, verbunden mit der damals in ganz Deutschland bekannt gewordenen Thatsache: daß die kostspielige Unterhaltung der Festung Wilhelmstein im Steinhuder See, des Grafen unheilbringendes Steckenpferd sey, dem er seine ganze Aufmerksamkeit widmete und alle Sorgen für das Wohl seines Landes aufopferte; ihm wenig Hoffnung übrig lassen, hier etwas Gutes nach seinem Sinn zu stiften.

Der Graf hatte wirklich im sogenannten Steinhuder Meer, an der Gränze seines kleinen Ländchens, gegen das Hannöversche hin, eine starke Festung

erbauen lassen, wozu der See-Grund zuerst mit grosen Kosten pilotirt werden muste. Diese, der Feuchtigkeit des Bodens halber, dem steten Verderben ausgesetzte gräfliche Landes-Festung, auch im tiefen Frieden auf dem Kriegsfuß zu unterhalten und zu verproviantiren, kostete unverhältnißmäßige Summen, die dem Lande auch durch die zufällig damit verbundene und wohlthätig wirkende Austrocknung, Urbarmachung und Anbauung des sumpfigten, moorigten Landes der See-Umgebung nicht wieder ersetzt werden konnten.

Unter solchen Verhältnissen, mußten Herders schöne Plane und Hoffnungen sehr verkümmert, auch die Heimholung seiner Braut, durch eigene ökonomische Bedenklichkeiten schon verzögert, unter diesen ungünstigen Aussichten noch weiter hinaus geschoben werden; da er das, vom Grafen voraus empfangene Geld auf seinen theuren Aufenthalt in Straßburg verwenden und noch Schulden dazu machen mußte, deren Heimzahlung erst nach abverdienter Besoldung erfolgen konnte. Auch in seinem Amts-Verhältniß konnte er anfänglich nicht zur gewünschten Wirksamkeit gelangen.

Als Geistlicher war er zwar Haupt-Pastor an der Kirche, allein seine eigentliche Gemeinde bestand kaum aus zwanzig Personen, und da die Pfarrstelle ungewöhnlich lange unbesetzt geblieben war, so waren ihm auch diese wenigen Beichtkinder entgangen. Auf die Herzen der Einwohner konnte er als Fremder, nur nach und nach, durch seine Predigten, durch Confirmationen der Kinder und durch sein streng moralisches Betragen Einfluß gewinnen.

Das verfallene Gymnasium zu Bückeburg und die Schulen wollte er neu organisirt herstellen und sprach darüber oft mit dem Grafen, der auch die Nothwendigkeit davon wohl einsah; aber es war nie Geld dazu vorhanden, da der Kammer-Direktor genug zu thun hatte, um die Kosten zur Unterhaltung der Landes-Festung herbeyzuschaffen! Der Graf vertröstete ihn daher von Zeit zu Zeit auf das Absterben des alten Rektors, was jedoch während Herders Anwesenheit in Bückeburg nicht erfolgen wollte.

Als weltlicher Consistorial-Rath lernte er den gerichtlichen Gang der Geschäfte, nur von der nachtheiligen Seite kennen, da er beynahe in jeder Sitzung gegen Ungerechtigkeiten, die sich hinter juristische Formen zu verbergen suchten, zu kämpfen hatte.

Demungeachtet ließ er sich über seine damalige Stimmung, seine innersten Gefühle und seine überhandnehmende Muthlosigkeit, immer nur sehr schonend aus, und trug sein augenblickliches Mißgeschick, mit dem unerschütterlichen Glauben an eine höhere Leitung, die auch hieraus etwas Gutes für ihn zu Tag fördern werde, und mit dem Vorsatz: nur so lange zu bleiben, als Pflicht und Dankbarkeit gegen den Grafen es fordern.

Von der, in stiller Verborgenheit lebenden edlen Gemahlin des Grafen, erfuhr er damals noch sehr wenig, so daß auch von dieser Seite, keine Aussicht zum Besserwerden sich für ihn zu eröffnen schien.

Um

Um das sonderbare Verhältniß Herders zum Grafen in seinem ganzen Umfang beurtheilen zu können, das er selbst in einem Brief an seine Verlobte im August 1772 mit den Worten schildert:

„Meine Situation gegen den Grafen ist noch immer dieselbe, unkenntlich, entfernt, nicht für einander! — Ein edler Herr, aber äusserst verwöhnt. Ein großer Herr! aber für sein Land zu groß! Ein philosophischer Geist, unter dessen Philosophie ich erliege! Im Lande ist für mich nichts zu thun. Ein Pastor, ohne Gemeinde! Ein Patron der Schulen, ohne Schulen! Ein Consistorialrath ohne Consistorium!" —

dürfte eine interessante historische Schilderung des in der Europäischen Staaten-Geschichte nicht unbekannt gebliebenen Grafen, und des Herder'schen Amtsantritts in Bückeburg, so wie sie aus der Feder des damaligen Rentkammerraths und Polizeydirectors Westfeld *) zu Bückeburg geflossen, und von demselben im Jahr 1805 der verwittweten Frau von Herder zum öffentlichen Gebrauch mitgetheilt, auch in ihren „Erinnerungen" wirklich abgedruckt worden ist, hier im Auszug, gewiß nicht am unrechten Orte stehen:

*) Er trat in der Folge in Königl. Hannöversche Dienste und wurde später Oberamtmann in Wehnde, bey Göttingen.

„Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe war im Jahr 1724 in London, von einer natürlichen Tochter Königs Georg I. — einer Gräfin Oynhausen, vermählten Gräfin von Bückeburg gebohren, und hatte dort einen Theil seiner Erziehung, oder doch die Eindrücke, die nachher zur Bildung seines Geistes das meiste beygetragen haben, erhalten."

„Von der Natur mit großen Fähigkeiten ausgerüstet, hätte er sich leicht zu Allem machen können, was er nur gewollt hätte. Aber da er bis gegen sein 18. Jahr, als der zweyte Sohn keine Hoffnung hatte, zur Regierung seines kleinen Landes zu gelangen, blieb seinem Ehrgeitze, besonders unter den Umständen, worunter er seine ersten Jugend-Jahre zugebracht hatte, fast keine andere Laufbahn übrig, als die militärische. An seiner früheren Unterweisung war nichts versäumt worden; man hatte ihm alle Wissenschaften beyzubringen gesucht, die ihm in seinem Stande nur irgend hätten nützlich seyn können. In der That hatte er sich aber nur mit der Mathematik, so weit, als ihrer der Militär bedarf, mit etwas Physik, mit der Kriegskunst und mit der römischen Geschichte bekannt gemacht. Dabey sprach er sehr gut englisch, französisch, italienisch und portugiesisch. Dagegen lernte er nur erst in späteren Jahren, wahrscheinlich durch Abbts Schriften und persönlichen Umgang, sich ungemein gedacht, kräftig und edel, aber nie richtig, in seiner deutschen Muttersprache ausdrükken. Von sehr vielen Wissenschaften hatte er nur fragmentarische Kenntnisse."

„Seinem Charakter hatte sich der Seelen-Adel, wodurch sich die vornehmen Engländer gemeiniglich so vortheilhaft auszeichnen, tief eingedrückt. In seinen Handlungen bestimmte er sich mit der größten Rechtschaffenheit, die er so gerne „Probität“ und „Droiture“ nannte. Ehrgeiz war dabey aber die Leidenschaft, der er ganz lebte. Zur Vollendung seiner Studien war er in Genf gewesen und nachher hatte er sich in Wien aufgehalten, und von da, große Reisen nach Italien, nach Ungarn und bis in die Türkey gemacht.“

„Als sein älterer Bruder starb, war er etwa 18 Jahre alt. Der Vater rief ihn nun nach Hause, um ihn zum Nachfolger zu erhalten und um ihn mit seiner Bestimmung zum Regenten des Landes, näher bekannt zu machen. Der Plan, in irgend einem großen Lande Militärdienste anzunehmen, wurde ihm dadurch, wenigstens damals vereitelt; jedoch für seine Bildung zum Regenten, auch nichts gewonnen. Der Vater war zwar ein guter Regent; er war so aufgeklärt, als es ein Herr seines Standes in jenen Zeiten seyn konnte. Er verstand das Allgemeine der Regierungs-Wissenschaft und hatte sich für jeden Zweig der Geschäfte tüchtige Diener zu verschaffen gewußt. Die Geschäfte wurden mit Kenntniß, mit Ueberlegung, mit Thätigkeit, mit Ordnung und mit Rechtlichkeit verhandelt. Das eigene Haus des alten Grafen war aber schlecht bestellt. Seine ungemäßigte Liebe zur ceremoniösen deutschen Pracht, und seine Anhänglichkeit an die Weiber verdarben inwendig alles, was auswendig gut gemacht wurde.“

„So einträglich auch das kleine Land war, denn 100,000 Reichsthaler mochte es auch wohl damals schon jährlich abwerfen, so konnte doch der Aufwand des Hofes davon nicht bestritten werden. Man mußte aufleihen; ein großer Theil der Einkünfte gieng in Zinsen weg. Die Diener, die sich nach dem Hofe richten mußten, konnten mit ihren, ohnedies nicht großen Besoldungen, nicht auskommen. Der Graf lebte in der zweiten, aber kinderlosen Ehe mit einer Prinzeßinn von Nassau-Siegen in sehr gespannten Verhältnissen. Eine Gräfin Bentink, die sich an dem kleinen Hofe nicht aufhielt, war die Frau seines Herzens, und herrschte durch die Ueberlegenheit ihres Geistes, durch Kenntnisse und Intriken."

„In dieser Lage denke man sich nun den Erbgrafen, wie er das Regieren lernen sollte; den, an englische Sitten und Ungebundenheit gewöhnten jungen Mann, in dem Zwange des kleinen, steifen, ceremoniösen Hofes; den, der die Pracht des Wiener und Londner Hofes kannte, in der, des winzigen Bückenburgischen; den Sohn neben dem Vater, der die Welt aus einem ganz andern Gesichtspunkt ansah, als er; neben der Stiefmutter, einer stolzen, und doch gerade gar nichts bedeutenden deutschen Fürstin, die sich in dem Umgange mit Frömmlingen für alle die Glückseligkeit schadlos hielt, die ihr, wie sie glaubte, gebührte, und die sie doch nicht hatte: neben der Maitresse des Vaters, die die Einkünfte des Landes vergeudete, die die Ursache war, daß die Schulden von Tage zu Tage noch mehr gehäuft werden mußten, und daß auch

er, der Sohn, sich so vieles entziehen mußte, was er so gerne gehabt hätte; man denke sich ihn, der für alle Regierung noch gar keinen Sinn hätte, in der Lage, eine Regierung hier anschaulich studieren zu sollen; und zwar eine Regierung, die er verachtete, weil er nur die Fehler des Hofes sah, und das Gute, was im Lande geschah, zu beachten sich nicht einmal die Mühe gab."

„Doch kaum war der Graf Wilhelm 24 Jahr alt, als der Vater starb und er nun selbst die Regierung antrat. Was ein jeder vorher denken konnte, geschah. Nicht das Gute der väterlichen Regierung wurde beybehalten, und das Fehlerhafte verbessert, der ganze Zustand der Dinge wurde mit einem Male um= und umgeworfen. Die Fürstin Mutter verließ den Hof und bezog ihren Wittwensitz zu Stadthagen. Die Gräfin Bentink gieng nach ihrer Heimath. Alle vorhandene Pracht wurde, nicht abgestellt, sondern mit einer Art von Wuth vertilgt. Gebäude wurden ohne allen Grund und ohne alle Schonung niedergerissen und die Ruinen zu Jedermanns Schau und nachtheiliger Beurtheilung des Zerstörers liegen gelassen; Gärten wurden verwüstet; die kostbaren Geräthe und Meublen verschenkt, verkauft, verworfen, vernichtet; das Personale verändert, die Regierungs=Grundsätze verschwanden und die Diener, die das Ruder ergriffen, konnten, so weit als sie die Reichsgerichte und die Glaubiger nicht zu fürchten hatten, es so ziemlich nach ihrem Belieben führen. Der Graf meinte zwar zu regieren, aber er kannte die Regierungskunst nicht, studierte sie nicht und ordnete sie seiner Lieblingsneigung, eine

Kriegsmacht zu seyn und zu werden, gänzlich unter. Das Land hatte durch die im Westphälischen Frieden angeordnete Theilung mit Hessen, seine Landstände verloren; und hatte also keine Fürsprecher mehr. Der Graf konnte despotisiren so viel er wollte; wenn er nur verhütete, daß an die Reichsgerichte keine Klagen gebracht wurden. Die Bedienten eines souverainen Herrn, sind sehr schwache Vertreter des Volks. Wenn der Fürst sie auch ihrer Dienste willkührlich nicht entlassen kann, wozu das Publikum sein Recht, vor Erscheinung der Schlözerischen Zeitschriften eben nicht bezweifelte: so kann er ihnen ihre Räthe gegen seine Grundsätze doch auf tausenderley Art verleiden; und wenn sie auch damit noch nicht zu zwingen sind, so kann er sie, wie Friedrich Wilhelm II. den Minister Hetzberg, in Unthätigkeit sinken lassen, und bald gefälligere Menschen an ihre Stelle bringen. Die rechtschaffenen Diener, die der Graf Wilhelm beim Antritt seiner Regierung fand, unterließen anfangs nicht, sich gegen das neue Regierungssystem zu erheben; sie wurden aber mit Ehre und Wohlthaten überhäuft, und entfernt; — und mit einem Male standen andere an ihrer Stelle, die gefälliger waren! diese hatten den Plan, die Landes-Regierung mit allen ihren Ehren und Nutzungen an sich zu ziehen, und um damit zum Zwecke zu kommen, bedurfte es nichts weiter, als dem Grafen in seiner Leidenschaft für das Militärsystem nachzugeben. Bald ward also das Land ein militärischer Staat; ohngefähr der 16te Mensch des Landes, wurde zum Soldaten gemacht. Festungen wurden erbaut, Stückgießereyen angelegt, Kriegsübungen vorgenommen und militäri-

sche Wissenschaften studiert. Die Regierung gieng, wie sie die ersten Diener gehen lassen wollten; und mußten sie oft schlecht gehen lassen, um die militärischen Plane des Grafen erfüllen zu können. Es konnte nicht fehlen, daß das Land dabey in seiner Verfassung, seiner Industrie, seinen Sitten und seinem Wohlstand verwilderte: nur plötzlich arm konnte es nicht werden, weil seine militärische Umwandlung, eine größere Geldmasse für den Augenblick in Umlauf brachte. Und ausser dem militärischen Druck konnte keine schreiende Ungerechtigkeit vorgehen, weil der Graf von Natur mild, gut und populair war. Das Land verwilderte aber und verlor nach und nach alle Achtung, die es sonst bey den Nachbarn gehabt hatte."

„Der Graf selbst erreichte jedoch dabey seinen persönlichen Zweck, er bildete sich zu einem großen Militär sehr glücklich aus, und erwarb sich sogar als militärische Macht einiges Ansehen. Da der siebenjährige Krieg entstand, konnte Hannover ihn nicht übersehen, es mußte sich ihm, wie er es nannte, alliiren, oder seine Truppen in Sold nehmen und ihm selbst eine hohe militärische Charge geben. Und gewiß, er hat die alliirten Mächte reichlich dafür belohnt. Er und seine Leute haben die besten Dienste gethan und das mit einer Uneigennützigkeit und einer Aufopferung, die man von Hülfstruppen jetzt nicht mehr gewöhnt ist. Eifersucht und Schwäche führte jedoch Verhältnisse herbey, unter welchen der Graf nicht bis zum Frieden bey der Armee bleiben konnte; und ein glücklicher Zufall

zerschnitt den Knoten besser als menschliche Klugheit hätte lösen können:"

„Spanien hatte an Portugall den Krieg erklärt, und England mußte diesem Lande einen General geben, der eine portugiesische Armee nicht nur commandiren, sondern auch erschaffen konnte: Zu diesem großen Zweck wurde Graf Wilhelm mehr durch seine Feinde, als durch seine Freunde empfohlen. Er übernahm das Werk, und wie herrlich er es vollführt hat, ist bekannt."

„Aus Portugall kehrte er endlich nach einer Reihe von Jahren in sein Land zurück, in seinen Gesinnungen ungemein verändert. Er war um so viel älter und gesetzter geworden, aber er hatte auch die Welt und die Menschen aus andern Gesichtspunkten zu betrachten gelernt. Er hatte den Grafen Pombal das so viel größere Reich nach ganz andern Grundsätzen regieren gesehen, als nach denen er sein kleines Land seither regiert hatte. Dadurch war sein Nachdenken geweckt, und so manche bessere Entschließung in ihm rege gemacht worden. Zwar war er noch Militär, nach wie vor, obgleich auf eine, in jedem Betracht viel reellere Weise. Aber er hatte nun doch auch den Vorsatz, seine bürgerliche Regierung gut zu führen. Er hieng gern Betrachtungen nach über die Bestimmung der Menschen und über die erhabensten Gegenstände der Philosophie; er faßte für manche unmilitärische Wissenschaft und die Kenner derselben, Achtung. Seine Sitten waren unendlich viel sanfter und dem Geist der Zeit angemessener; in seiner Denkungsart

näherte er sich den Menschen mehr, und theilte kleine Freuden und Leiden mit ihnen; ja, er that sogar was seinem Lebensplane von Jugend auf gänzlich entgegen gewesen war, er heurathete — und zwar nicht aus Leidenschaft, denn er hatte das gute, seiner so würdige Geschöpf vorher nie gesehen, er heurathete nach einem Bildniß und nach einem Briefe, der ihm zufällig in die Hände fiel und den seine nachherige Gemahlin (eine gebohrne Gräfin von Lippe-Bisterfeld) mit der ihr so natürlichen Herzensgüte und Unschuld an ihren Zwillingsbruder geschrieben hatte."

„Der Graf war jetzt ein guter, edler, vortrefflicher Mensch, und er wollte von Grund seines Herzens ein guter Regent seyn, und war es auch wirklich, so weit er es nach seinem besten Wissen und Gewissen seyn konnte."

„Um diese Zeit war es, daß er Abbten, der damals als Professor der Philosophie in Rinteln stand, kennen lernte; nicht aus seinen Schriften, denn damals las der Graf noch keine deutschen Bücher, sondern die Persönlichkeit des Mannes war es, die auf ihn den großen Eindruck gemacht hatte, daß er ihn sogleich als Regierungsrath in seine Dienste nahm. Es mag seyn, daß Abbt, der sehr wohl wußte, wie man Menschen gewinnen konnte, diese Entschließung bei dem Grafen geweckt und bestärkt hatte. Da er in seiner Lage höchst unzufrieden war, den Professorstand, wie wir uns aus den Literaturbriefen erinnern, überhaupt nicht liebte, und hier eine in allem Betracht gute Aussicht vor

sich fand: wer wollte es ihm übel deuten, daß er diese benutzte? Kurz, der Graf nahm ihn als Regierungsrath, oder vielmehr als Rathgeber, Gesellschafter und Freund in seine Dienste. Daß ein bloßer Professor der Philosophie zum Regierungsrath nicht vorbereitet sey, und daß er wenigstens die Rechtsgelehrsamkeit studiert haben müsse: das fiel dem Grafen nicht ein; indem er ganz im Ernst glaubte, daß man sich mit Talenten von selbst zu allem machen könne und weil er besonders der Rechtsgelehrsamkeit, unter der er sich gerne nichts weiter, als die Kunst des schikanirenden Advokaten dachte, nie gut war. Abbt hatte aber die viel größere Klugheit, die Rechtsgelehrsamkeit geschwind, noch im Stillen zu studieren; und er würde gewiß auch als Richter und Rechts-Consulent des kleinen Staates seine Bestimmung vollkommen erfüllt haben, wenn ihm sein Schicksal ein längeres Leben vergönnt hätte."

„Der Graf und Abbt lebten nun zusammen, lebten sogar unter einem Dache und lebten (wenigstens dem äußern Schein nach) unaussprechlich glücklich. Der Graf fand an ihm den Mann, dessen sein Geist und sein Herz bedurfte. Abbt verstand ihn und faßte seine Ideen auf; gab ihm aber auch Ideen zurück, die ihn interessirten und sein Nachdenken beschäftigten. Die beyden Menschen erbaueten sich einer aus dem andern; und was Abbten dem Grafen so ganz vorzüglich werth machen mußte, war die große Klugheit, womit er die Schwächen des Grafen schonte, seinen ältern Neigungen nicht gerade zu in den Weg trat, und seiner Eitelkeit

nachgab. Schmeicheley konnte man seine Nachgiebigkeit durchaus nicht nennen; denn er erhielt ihn nicht bey seinen Vorurtheilen, sondern brachte ihn nach und nach davon zurück. Unverkennbar war es, wie sich der Graf in seiner Art zu denken, seinen Grundsätzen, seinen Neigungen, seiner Art zu handeln, umstimmte. Abbt zeigte sich hier als handelnder Mann wohl noch viel größer, als er sich als Schriftsteller gezeigt hatte. Abbt starb jedoch schon im Anfang des zweiten Jahrs dieser glücklichen Verbindung."

„Wenn je ein Verlust aufrichtig betrauert wurde, so ist es der gewesen, den der Graf an Abbten erlitten hat. Mit ihm war ihm der Freund seines Herzens gestorben; ein Freund, der ihm auch nachher nie wieder ersetzt worden ist. Der Graf ehrte das Andenken des Verstorbenen auf eine Weise, wie man es damals von den Großen nicht gewohnt war; *) und auch damit hatte er sich selbst bey

---

*) Herder sagt hierüber in seiner Abhandlung „Ueber Thomas Abbts Schriften" (1768.) „Der erhabene Fürst, der unsern Abbt kannte, besaß und zu schätzen wußte, hat gezeigt, auf welche vorzügliche Art ein regierender Herr das Verdienst ehren könne: Er, der mit der Tapferkeit eines römischen Helden, und mit der Sorgfalt eines deutschen Landesvaters, die Gesinnung eines griechischen Weisen zu verbinden wußte, hat bey Abbts Tode, jene goldene symbolische Zeit erneuert, da auch für das stille und

weitem noch nicht genug gethan. Er sprach nachher wenig von Abbt, aber er behielt die Stimmung, worein ihn dieser vortreffliche Mann versetzt hatte und handelte in diesem Geist bis an sein Ende."

---

betrachtende Verdienst Denkmale und Bildsäulen und festliche Gebräuche bereit standen. Das Monument das er errichtete, spricht mehr, als alle Denkmale von Papier erbaut."

In der Schloßkapelle zu Bückeburg, an einem Platz wo sonst Niemand je beerdiget wurde, steht auf einer schwarzmarmornen Tafel mit vergoldeten Buchstaben, folgende von dem Grafen selbst verfertigte Grabschrift:

Hier ruht der Leichnam von Thomas Abbt,
Gräflich Schaumburg-Lippischen Hof-Regierungs- und Consistorialrath, auch Patronus Scholarum.
Gest. den 3. Nov. 1766 im 28. Jahr seines Alters.

Wenn vernünftige Ehrfurcht vor Gott, Weisheit, thätige Tugend, aufrichtige und anmuthige Freundschaft und glänzende Gaben — Verdienste sind: so besaß derjenige, dessen Gebeine hier ruhen, was er der Welt angepriesen hat.

Wilhelm I. regierender Graf zu Schaumburg-Lippe, der an dem Verstorbenen einen Rath-

„Unter manchem Guten, wozu der Graf durch Abbt gebracht worden war, war auch das: daß er nun deutsche Bücher las und deutsche Gelehrte schätzte. Bey den Verhältnissen in denen ich (Westfeld) zu ihm stand, konnte ich dieser seiner Neigung immer neue Nahrung geben; und ich that es gewiß eben so gerne, als er es von mir annahm. Es war um diese Zeit, als Herders „Thomas Abbt, ein Torso" heraus kam."

„Ich kannte von diesem jungen Schriftsteller damals noch nichts als die kritischen Wälder; aber auch daraus hatte ich schon eine so hohe Meinung von seinen Talenten gefaßt, daß ich in dem „Thomas Abbt" ein Werk erwartete, das den Grafen durch seinen geistigen Innhalt eben so sehr anziehen würde, als es ihn durch die Erinnerung an seinen alten Freund interessiren müßte. Ich gab es also dem Grafen, und erreichte dabey meinen Zweck vollkommen."

„Der Graf las es mit dem größten Vergnügen, erkannte in dem Verfaßer den großen Geist, den wir

---

geber von den vortrefflichsten Eigenschaften, und was noch mehr ist, einen Freund verlor, hat mehr zum Denkmal seines eigenen Schmerzes, als zur Ehre eines Mannes, dessen Name schon ein Lobspruch ist, die entseelte Leiche allhier beerdigen lassen.

alle nachher immer mehr und mehr an ihm bewundert haben, und wünschte nun nichts mehr, als einen so vortrefflichen Mann, ganz als den Seinigen besitzen zu können. Zwar war damals in dem kleinen Lande keine Stelle für ihn offen; aber das war kein Grund gegen seine Berufung. Für einen solchen Mann lies sich wohl eine außerordentliche Besoldung aussetzen; der Graf war auf diesen Punkt ohnedies gar nicht knauserig. Zwar waren seine Finanzen in schlechten Umständen; aber es lag ihm auch gar nicht am Herzen, sie zu verbessern. Er hatte die Hoffnung aufgegeben, sich noch beerbt zu sehen. Das Land fiel nach seinem Tode an einen entfernten Vetter, dem er nicht wohl wollte; und sein Allodial-Vermögen, an Anverwandte mütterlicher Seite, die sich so wenig um ihn bekümmerten, als er sich um sie. Er hatte also keine Ursache etwas zu hinterlassen, sondern brauchte nur so zu wirthschaften, daß er bis an sein Ende auskommen konnte und seine Glaubiger gedeckt blieben. Ausgaben zu edlen Zwecken waren also sehr wohl angewendet, und wenn er je hie und da etwas zu viel darauf verwandte, so nahm er zu der großen Hülfe seine Zuflucht, es an sich selbst wieder zu ersparen. Die Aussetzung einer ausserordentlichen Besoldung kostete den Grafen also keine große Ueberwindung. Sie wurde zu 600 Reichsthaler bestimmt, als wie viel man damals in dem kleinen Lande für einen jungen Mann vom ersten Rang für sehr annehmlich und auch für hinlänglich hielt. Mir aber gab der Graf den Auftrag: Herdern seine Dienste mit dieser Besoldung ohne alle Verpflichtung zu irgend einer Beschäftigung anzubieten. Ich schrieb es ihm

nach Riga, wo ich glaubte, daß er, wie vorhin, noch bey der Schule stände."

„Wirklich war er aber nicht mehr da, sondern er war an den Hof von Eutin berufen worden 2c. In dieser Lage nun, war Herdern der Ruf in Bükeburgische Dienste, von Riga nach Eutin nachgeschickt worden. Hätte er bey dem Eutinischen Hofe in guten Verhältnissen gestanden, so würde dieser Ruf durchaus nicht annehmlich für ihn gewesen seyn. So groß auch die Achtung war, worin der Graf damals bey den deutschen Gelehrten stand, so gewährte Herdern doch eine Stelle in Bückeburg keine Aussicht. Wenn auch der Eutiner Hof keiner der prächtigsten, und das Land so sehr groß nicht war, so war er doch weit mehr Hof, als der kleine philosophisch-soldatische zu Bückeburg. Die nächste Perspective für ihn, war eine Reise, und zwar eine Reise mit einem Prinzen. Der Reisepredigar, der wohl wußte, was in ihm lag, und wie er sich geltend zu machen verstand, hatte gewiß nicht übersehen, wie sich die Verhältnisse an den Höfen, die der Prinz besuchen würde, und mit den Großen für ihn nutzen lassen würden. Zunächst vor ihm, stand Darmstadt, wo der Prinz sich vermählen sollte; und im Hintergrunde lag ihm endlich Petersburg, worauf er von seiner Stelle in Riga her gar wohl manche Absicht haben konnte. Kurz, in dieser Lage konnte ihm der Bückeburgische Ruf nicht annehmlich seyn; und ein Anderer würde denselben gleich abgelehnt haben. Ob aber seine Eutinsche Verhältnisse damals etwa schon gespannt, (wie sie es denn wirklich) waren, oder was sonst

die Ursache seyn mochte? Herder nahm einen andern Ausweg, er ließ die Sache unentschieden. Ich schrieb Briefe auf Briefe, jedoch alle blieben unbeantwortet. Der Graf, der bey seiner großen Lebhaftigkeit nie warten konnte, wurde freilich ungeduldig, mußte sich aber beruhigen; weil in der Reise Herders mit dem Prinzen doch auch manche Entschuldigung lag. Endlich nach vollen drey Vierteljahren schrieb Herder zum erstenmal; erklärte sich gleich zur Annahme des Antrags und verlangte Reisegeld. Hocherfreut über diese Willfährigkeit, wurde dieses sogleich überschickt; mit Herders Ueberkunft fing es sich aber von neuem an zu verzögern."

„Indessen eröffnete sich eine Stelle zu Bückeburg, wovon der Graf meinte, daß sie Herdern noch angenehmer seyn würde, als die ihm angetragene bestimmungslose. Es starb nemlich der erste lutherische Prediger und Consistorialrath, dessen Stelle auf 800 Reichsthaler jährliche Einnahme geschätzt wurde. Diese mußte ich ihm also antragen, mit der Erklärung, daß wann die Einnahme wegen der Ungewißheit der Accidentien wirklich nicht auf 800 Reichsthaler kommen würde, das Fehlende baar aus den Kammer-Einnahmen zugeschossen werden sollte. Herder nahm den Antrag an, kam aber noch nicht; und schrieb auch lange nicht."

„Indessen hatte er sich von dem Prinzen getrennt und seinen Aufenthalt in Straßburg genommen. Hier nutzte er die Gelegenheit, sich die Thränenfistel, womit er behaftet war, operiren zu

lassen.

lassen. Seine Ueberkunft verzögerte sich darüber nun zwar aufs neue; erfolgte aber, nachdem ihm noch ein Zuschuß zum Reisegeld geschickt worden war, am Ende des zweiten Jahrs nach der ersten Berufung doch wirklich." —

„Sobald man in Bückeburg gewiß wußte, daß Herder kommen würde, sah ihm alles mit der größten Erwartung entgegen. Am redlichsten freute sich wohl der Graf auf den Mann von so großem Geiste, dem er sich würde mittheilen, und von dem er so manche neue Ideen und interessante Aufschlüsse würde erhalten können. Die fromme, sanfte, gute und doch aufgeklärte Gräfin, lebte der süßen Hoffnung, daß ihr Gemahl durch den Besitz dieses seines so würdigen Freundes, zu dem Genusse der Glückseligkeit gelangen würde, die ihm in seiner Abgeschiedenheit von geistigen und herzlichen Menschen gänzlich fehlte; und dabey rechnete sie für sich auf die Veredlung und Erhöhung ihrer Religionsbegriffe. Die herrschaftlichen Diener und Offiziere, woraus die höheren Stände des kleinen Landes damals allein bestanden, hätten viel lieber gesehen, Herder wäre gar nicht gekommen. Zwar waren unter erstern einige redliche, gute Geschäftsmänner; kein einziger war aber durch Wissenschaften merklich gebildet, und kein einziger liebte und schätzte die Wissenschaften. Gelehrte wurden für Leute angesehen, deren man bey der Verwaltung eines Staats gar füglich entbehren könne; und deren man zum Besten des Staats durchaus entbehren solle: denn Sie seyen es, die die Sachen aus dem bisherigen guten, ordentlichen Gang bringen, die immer

Neuerungen einführen, und Projekte realisiren wollen, aus denen doch am Ende nie etwas anderes herauskomme, als Zerrüttung; Geldverlust und Unzufriedenheit! *) Noch war den Bückeburgern gar zu gegenwärtig, was alles für Unheil Abbt anzurichten im Begriffe gewesen war, und in ihrem Herzen erklärten sie es für eine besondere Gnade der Vorsehung gegen das arme Land, daß sie diesen gefährlichen Mann von dem Schauplatze abgerufen hatte, ehe von seinen Planen noch viel zur Ausführung gekommen war. – Herder, fürchteten sie nun, würde bald des Grafen anderer Abbt werden und die unglückliche Periode der Projektemacherey von neuem angehen! Die Geistlichkeit des Landes, unter der sich nur ein oder höchstens zwey vorurtheilsfreie Männer befanden, zitterte bey der Ankunft des neuen Chefs. Der erklärteste Freigeist, das war das wenigste, wofür sie ihn hielten. Der Untergang der Religion in der Grafschaft, meinten alle, seye unvermeidlich, wenn nicht Gott von oben herab darein sehe, und das Unglück wende. Das Volk konnte so, wie die Dienerschaft, Gelehrte, Neuerer, Projektemacher, nicht von einander unterscheiden, und fürchtete und haßte sie also; hatte auch wohl Ursache dazu, denn Neuerungen und Projekte waren, wenn auch nicht immer von Gelehrten, doch mit einem Schein von Gelehrsamkeit

*) Eine Ansicht, die sich in unserm Jahrhundert, unter ganz veränderten Umständen, und bey einer ganz andern Klasse von Menschen erneuert hat! —

gekommen. So war die Stimmung des Landes gegen den Kommenden!"

„Herder hatte feinen Sinn und Welt- und Menschenkenntniß genug, um wahrzunehmen, daß der Eindruck, den er zu machen gehofft hatte, gänzlich verfehlt sey. Aber er traute es sich wohl zu, daß er mit der Ueberlegenheit seines Geistes in der Folge noch manches wieder werde ändern können; und es war auch nie seine Absicht, sich in Bückeburg zu vergraben; er sah daher seine ganze jetzige Lage nur als ein Standquartier an, das er sobald, als sich irgend günstige Winde erheben würden, wieder verlassen wolle."

„Ehe ich zu erzählen fortfahre, muß ich eines Mannes erwähnen, der einige Wochen vor Herders Ankunft in Bückeburg auch auf die Bühne getreten war. Es war ein sächsischer Edelmann von Zanthier, ein Mann von ungemein vielem Kopf, einer Menge von Kenntnissen, sehr aufgeklärt und vorurtheilsfrei und auch Schriftsteller. Er hatte sich früh dem Militärstand gewidmet, hatte Sachsen, Preußen, Dänemark und vielleicht auch noch mehrern Ländern als Offizier gedient, nirgends aber, ich weiß nicht, ob durch seine oder fremde Schuld, zu einem hohen Posten gelangen können. Avanturier und dienstlos, hatte er einen Anschlag auf Portugall gemacht; und suchte nun da, durch den Grafen, angestellt zu werden. Ob ihm der Graf nicht gleich eine Stelle in der dortigen Armee verschaffen konnte, oder ob er ihn dazu erst selbst noch besser vorbereiten wollte, kurz er nahm ihn zuerst nach Bücke,

burg in seine eigene Dienste. Hier kam derselbe nun an, als man Herdern eben zunächst erwartete. Von Zanthiers Ankunft wußte vorher Niemand etwas; es war also in der kleinen Stadt, worin die Ankunft eines Fremden schon eine Seltenheit war, sehr natürlich, daß man den einfahrenden Zanthier für Herder ansah. Zwar hätte das Port d'epée und die merkliche Narbe von einer Stichwunde unter dem Auge so eine Täuschung hindern sollen; aber man vermuthete einmal im Herderschen Anzuge etwas Ausserordentliches, und dann machte die Narbe die Sache noch viel mehr wahrscheinlich, indem man sie für ein Ueberbleibsel der Thränenfistel ansah, wovon man wußte, daß Herder operirt war. Der gemeine Mann hielt also einige Tage, den von Zanthier für Herdern; und dieser Irrthum hat wirklich viel dazu beygetragen, daß Herder als Geistlicher bey dem Publikum die Achtung nicht erhielt, auf die er sonst doch noch mehr hätte rechnen können."

„Herder wandte nun die ersten Wochen nach seiner Ankunft dazu an, sich mit dem Grafen, den verschiedenen Klassen des Publikums und mit seiner Lage und Bestimmung näher bekannt zu machen. Den Grafen sah er oft, und er ließ sich gewiß sehr angelegen seyn, den ersten widrigen Eindruck, den er auf ihn gemacht hatte, wieder zu verbessern, und ihm Beweise von der Größe seiner Kenntnisse, der Erhabenheit seines Geistes und von seiner Freiheit von Vorurtheilen zu geben. Der Graf erkannte diese Vorzüge, unterließ nicht, seine eigenen Talente auch gegen Herdern in ihr wahres Licht zu

setzen; aber Zutrauen und Zuneigung konnte er nun einmal nicht zu ihm gewinnen. Beyde sahen sich gegenseitig als vorzügliche Männer an, aber sie fühlten auch beyde, daß sie nicht für einander waren. Die Richtung des Herderschen Geistes war von ganz anderer Art als die, worauf der Geist des Grafen gestimmt war. Auch fühlte der Graf wohl Herders Ueberlegenheit nicht ganz ohne Eifersucht, und endlich überzeugte er sich, daß Herder der Mann nicht sey, der zu den Zwecken die er in seinem kleinen Lande noch ausführen wollte, mitwirken könnte und wollte. Es war ein Unglück für den Grafen wie für Herdern, daß ihre beyderley Zwecke verfehlt waren."

„Einige Wochen nach seiner Ankunft hielt Herder seine Antrittspredigt, nach der Schilderung der Einwohner zu Bückeburg, (die jedoch Frau von Herder für zu hart und von einer Mißstimmung des Verfassers eingegeben, erklärt) konnte man sich schon im voraus sagen, daß er keinen großen Eindruck machen würde. Seinen Geist verstand Niemand und wollte Niemand verstehen. Mit Rednerkünsten wollte er eigentlich nicht wirken, ob er es gleich vermöge seiner vortrefflichen Darstellungsgabe und der Schönheit und Lebhaftigkeit seines Vortrags in einem hohen Grade vermocht hätte. Er wurde mit Gleichgültigkeit gehört, seine Zuhörer merkten zwar wohl, daß er kein Alltagsprediger war, aber sie fühlten sich durch seine Rede doch auch nicht erschüttert, gerührt, zu Entschließungen hingerissen. Sie giengen so kalt aus der Kirche als sie hineingegangen waren. Zum Kirchenredner fehlte es ihm

auch wirklich an körperlichen Talenten: er war fast klein, war sehr schmal und zart gebaut, hatte kein blühendes, sondern vielmehr ein schwächliches Ansehen, eine blasse schwärzliche Gesichtsfarbe; gab sich, indem er sich stark pudern ließ, ein noch todtenhafteres Aussehen. In seinen körperlichen Bewegungen zeigte er zwar viel Gesetztheit und Anstand, aber doch wenig Leben. Der Ton seiner Stimme war schwach und einförmig. Für das Zimmer deklamirte er äusserst schön und gefällig; aber in einer grossen Kirche machte seine Deklamation keinen Effekt" rc.

„Mit der Predigerstelle war die eines wirklichen Consistorialraths verbunden; aber das Consistorium kann in einem so kleinen Lande nicht sehr bedeutend seyn, und die kleinen mechanischen Geschäfte der Stelle waren theils unter Herders Würde, theils hatten sie die beyden rechtsgelehrten Räthe des Collegiums schon an sich genommen; und Herder ließ sie ihnen gerne, weil sie doch einige Kenntnisse der juristischen Praxis erforderten, die er damals nicht hatte."

„So war Herder als Staatsdiener, selbst in diesem kleinen Staate auf allen Seiten beschränkt und durch die Umstände gehindert, mit seinem Geiste und mit seiner Kraft einzuwirken." rc. rc. —

Sein äusseres Verhältniß zum Grafen blieb indessen immer würdig und achtungsvoll. Er wurde oft nach Hof zur Tafel und zum Concert eingeladen, wo der Graf sich meist allein mit ihm unterhielt

Alles, was zur Aufklärung des menschlichen Geistes beytragen konnte, und in älteren und neuern Schriften ihm vorkam, war für den Grafen Gegenstand seiner Unterhaltungen mit Herder. Eine seiner Lieblings-Ideen, worüber der Graf oft und gerne sprach, die diesen merkwürdigen, für einen größern Wirkungskreis geschaffenen Mann von seiner schönsten Seite schildert, und die auch zu unsrer Zeit, besonders in konstitutionellen Staaten wiederum lebhafter erörtert worden, war: „daß keine angreifenden Kriege mehr seyn, daß jedes Land seine Kräfte nur zur eigenen Vertheidigung ausbilden und anwenden, und überhaupt die ganze Kriegskunst nur auf Vertheidigung gelenkt werden sollte; als das einzige Mittel die Kriege zu vermindern und sie weniger zerstörend zu machen." — Diese schöne Idee hatte der Graf in einer besondern Schrift näher ausgeführt; sie ist aber leider mit andern handschriftlichen Aufsätzen des Grafen in die Hände seines Nachfolgers in der Regierung, und da auch dieser nach wenigen Jahren starb, in die Hände der hannöverschen Vormundschaft, unter Graf Wallmoden, gerathen. Als Herder aus diesen zurückgelassenen Handschriften des Grafen, demselben später ein Denkmal stiften wollte, und sich darnach erkundigte, wollte Niemand mehr wissen wo diese Handschriften hingekommen waren!

Ganz besonders stieg Herder in der Achtung beym Grafen, als ihm wenige Wochen nach seiner Ankunft in Bückeburg, im Juny 1771., von der

Berliner Akademie der Preis für seine Abhandlung: „Ueber den Ursprung der Sprache" (B. 2. Propyläen pag. 1 — 166.) zuerkannt wurde. Die Preisfrage der Berliner Akademie: Ob Menschen, ihren natürlichen Fähigkeiten allein überlassen, im Stande seyn würden, eine Sprache von selbst zu erfinden? wurde durch den damals in Frankreich und Deutschland ventilirten Streit: Ob die Sprache göttlichen oder menschlichen Ursprungs sey? veranlaßt; und es mußte dem Grafen schmeichlen, den berühmten Schriftsteller, der den Preis davongetragen hatte, in seinen Diensten zu haben; er konnte damals oft sagen: Ich wundere mich, daß man mir Herdern in Bückeburg noch läßt!

Für Herdern hatte damals, in seiner verstimmten und sich einsam fühlenden Lage, nichts besonderen Reiz, auch war er gar nicht aufgelegt neue Geistesarbeiten vorzunehmen. Desto fleißiger beschäftigte er sich, Materialien zu künftigen literarischen Arbeiten, zur ältesten Urkunde, der Philosophie der Geschichte der Menschheit ꝛc. zu sammeln.

Einige Recensionen für die allgemeine deutsche Bibliothek, die Lemgoer Bibliothek und Beyträge für den Wandsbecker Boten, waren das einzige was er damals drucken ließ. Zum Mitarbeiter an den Frankfurter gelehrten Zeitungen hatten ihn Merk und Göthe angeworben. Seine Gemüths-Erholung bestand, neben seinen Predigten an jedem Sonntage, in der Lektüre der Alten, der großen Dichter

jedes Zeitalters, der alt deutschen Dichter und der englischen Volkslieder.

Einige Auszüge aus Briefen, die er um diese Zeit an seine Verlobte nach Darmstadt schrieb, bestätigen theils, was Westfeld über seine damalige Lage in Bückeburg mit etwas starken Farben auftrug, theils geben sie Kunde darüber, was damals in seiner Seele vorging und was er zu Begründung eines festen Platzes für die Zukunft gethan hat.

Im Juny 1771. „Ich bin Ihnen ein Bekenntniß des Herzens schuldig, wie es mir hier gefällt? und ich glaube, daß wenn ich länger damit ganz zögere, so sehen Sie die schwache Seite mehr, als wenn ich sie geradezu zeige. Wissen Sie also, daß Alles das wahr ist, was ich Ihnen von meiner guten, ruhigen, angesehenen Stelle und von der Achtung die ich hier genieße, geschrieben habe. Warum ich aber vom Grafen geschwiegen? — weil ich von ihm wahrhaftig noch nicht urtheilen mag. Wir leben so entfernt von einander; er ist so sehr, so ganz übertäubende Achtung und Aufmerksamkeit für mich, daß ich noch so wenig von seinem näheren Charakter weiß, als er vom meinigen. Uebrigens herrscht hier in dem kleinen Ländchen ein solcher Despotismus, eine solche kriechende und garstige Kleinheit, als ich selten in den despotischsten Orten nicht gefunden. Sieben bis acht Leute, die sich rühmen können, Lieblinge des Grafen gewesen zu seyn, und es auch sehr gut genützt haben, wollen durchaus, wenn ich sie sämmtlich von oben bis unten betrachte, daß ich nicht von ihrer Zahl werde. Ich lasse mich also an der

entfernten Achtung, die tausendmal sicherer ist, begnügen rc. — Bey der Hoftafel oder bey Concerten, bin ich der nächste zum Herrn, habe ihn ganz allein zum Gespräch, in welchem er ein bischen zu sehr sich selbst hört und auf alte Lieblingssätze das ihm Gesagte reducirt. Nur von weltlichen Geschäften habe ich mich bisher ganz zurückgezogen, und denke es auch hier zu thun, so lange ich kann; ob es mir gleich ein leichtes und nur die Mühe eines Winkes wäre, in der Regierungsconferenz Stelle zu haben rc. — Die Gräfin, die beste menschenfreundlichste Dame, die sonst aber nicht die grösseste Einwirkung hat, ist meine große Gönnerin. Die Leute in der Stadt halten mich für einen großen Gelehrten, weil ich morgens 4 Uhr in den Wäldern umhertreibe; und für den größten Hofmann, weil ich so ziemlich machen kann, was ich will; und für den berühmtesten Mann, weil ich den Preis bekommen habe."

Am 2. July 1771. „Ehegestern ist die Gräfin niedergekommen, zu Aller Leidwesen mit einer Gräfin! Unsre Gratulation beym Grafen ist also sehr schief angekommen, und die Leute alle, die sich auf Freudensbezeugungen gefaßt gemacht hatten, sehen auch schief!" —

Der Graf hatte sich auf die Nachricht, daß ihm eine Tochter geboren sey, beynahe einen ganzen Tag in sein Zimmer eingeschlossen und durchaus Niemand vor sich kommen lassen; doch vergütete er es nachher seiner Gemahlin durch die zärtlichste Theilnahme.

„Ich kann jetzt gar nichts zusammenhängendes arbeiten, Shakespeare und Plastik und Moses, liegen

noch. Ist unter den Stücken, die Sie von Shakespeare gelesen, auch Julius Cäsar? wo nicht, so haben Sie noch nicht Einen der edelsten Sterblichen kennen gelernt, Brutus! In allem edel, mehr will ich von ihm nicht sagen, aber in meinem Herzen ist sein Bild sehr tief!" — Er scheint damals die erste Idee gefaßt zu haben, diesen Charakter zu einem Melodrama zu benutzen; und hat sie auch im folgenden Jahr unter dem Titel: Brutus wirklich ausgeführt. Der damalige Kapellmeister des Grafen, der würdige deutsche Tonsetzer Christian Bach, Freund Herders, setzte die Musik dazu, und auch der Graf, der aus Höflichkeit des Herzens dem Autor gerne ein Interesse an seinen kleinen Schöpfungen beweisen wollte, übersetzte einige Stellen daraus, die ihm vorzüglich gefielen, in französische Verse.

Ende Augusts 1771. „Die Muse ist ein Unding! aber der Blick, der Wink aus der Seele eines Freundes, einer Freundin, die man kennt und die uns im Herzen lebt, das ist Gottheit und Eingebung! — Freilich ists wahr, daß ich in meinem Leben noch nie so betrogen worden bin, als in den meisten Erwartungen dieses Orts; aber das sind doch einmal Führungen Gottes, die Niemand voraussehen kann. Das Einzige, was mir dabey am nächsten geht, ist der völlige Mangel an Freunden und Gesellschaft, da ich auch selbst in dem Hause, wo ich bisher gespeist, es kaum mehr ertragen kann und vielleicht in kurzem gar auf meiner Stube werde essen müssen. Ein solches Schicksal ist nicht viel von Bastille oder Bicetre unterschieden."

Im September 1771. „Sie gedenken an eine Versorgung für mich in jenen Gegenden; ich erkenne das ganze gute Herz Ihrer Freundin, aber diese Ideen sind auf hundert Meilen nicht für mich. Meine Stelle ist und bleibt hier dreymal vortrefflicher, als sie dort seyn kann. — Zudem fehlts mir nicht an anderweitiger Beförderung. Aber eigentlich ist, da ich jetzt ungemein anders und ruhig zu denken anfange, mein Entschluß kein anderer, als mich für eine sichere Stelle auf Lebenszeit zu verändern. Dieses könnte im Hannöverschen oder in Berlin seyn." (Wohin ihm seine auswärtigen Freunde wenigstens Aussichten eröffneten.) „Nach Gießen etwa hin, wär einmal Zeit, wenn ich das Unglück hätte, nur als Gelehrter leben zu müssen, und alsdann wäre es freilich ein guter Platz." —

„Wer sonst in vielen Sachen am harmonischsten mit mir denkt, wäre vielleicht im ganzen Lande Niemand anders, als der Landesherr selbst; allein ein Landesherr, zu wie vielen Stunden kann er Mensch seyn! und dabey bleibt er doch immer zu sehr Fürst! Und der unsrige ist gegen mich ruhigen, weichen Philosophen zu sehr Held; und dazu haben wir uns beyde schon so viel Eigensinn bewiesen, und wenn das Alles auch nicht wäre, Alter, und Stand verdirbt alles!" —

So verging das Jahr 1771 für Herdern traurig, unbefriedigt und einsam; nur erst mit dem Jahr 1772 fieng seine Lage an, durch Vermittelung der Gemahlin des Grafen, eine günstigere Wendung zu nehmen. Eine gewisse Schüchternheit der Gräfin,

ihre Schwangerschaft und Niederkunft und eine vierteljährige Abwesenheit, waren zufällige Ursachen, daß Herder bisher noch sehr wenig mit ihr in Verbindung gekommen war. Am Neujahrs-Tag endlich wußte sie dem an ihn, als ihren Beichtvater, gerichteten gewöhnlichen Neujahrs-Geschenk, durch Beylegung des Bildnisses ihres Gemahls einen höheren Werth zu geben und nahm davon zugleich auf eine sehr zarte Weise Anlaß, einen verbindlichen Brief an Herder zu schreiben; ihn darinn zu Fortsetzung seiner Amts-Bemühungen als Geistlichen aufzumuntern und zugleich zu ersuchen, sie auf dem Wege der Tugend und Gottseligkeit fernerhin, sowohl durch seinen öffentlichen Vortrag, als auch durch schriftliche Belehrung fortzuleiten. Dadurch kam nun Herder in Briefwechsel mit der Gräfin. Mit offener Unbefangenheit machte er sie sogleich mit seiner innern und äußern Lage in Bückeburg bekannt, und dadurch entstand auch nach und nach ein näheres und offeneres Verhältniß mit dem Grafen selbst; indem die Gräfin die Briefe Herders ihrem Gemahl jedesmal mittheilte. Den Grafen beschäftigte die allmählig erkannte Mißlage Herders, und er bemühte sich, mitunter auch durch Gründe seiner Philosophie, die nun Herder auch mit mehr Geduld anhörte, dieselbe zu mildern. Ueber dieses neue Verhältniß schrieb er sogleich an seine Verlobte: „Ich fange seit vierzehn Tagen in Bükkeburg zu leben an und alles scheint sich mir zu verändern, durch die Veränderung e i n e r Seele. Nehmen Sie an meiner Freude Theil! Die hiesige regierende Gräfin, wollen Sie sich ein Bild der Carità, der Sanftmuth, Liebe und Engels-Demuth in einer Person denken, so denken Sie sich, s i e.

Sie hat sonderbare Schicksale des Lebens gehabt; eine geborne Gräfin von Lippe-Biesterfeld, aber eine verlassene Waise von Kindheit an; sie ist unter Andere, Verwandte, Freunde weggekommen, nach Magdeburg, Schlesien; da ist sie Pietisten in die Hände gefallen: ein weiches, fühlbares Herz unter solchen Umständen! — Sie können sich die Eindrücke selbst denken. Unser Herr hat sie darauf auf ihr Portrait geheurathet. Ich lernte sie erst unbedeutend kennen. Ihre natürliche Blödigkeit theils, theils die hier angenommene Rückhaltung ꝛc. ließen mir ungemein wenig Züge ihrer Seele, und alle nur durch einen Schleier sehen. Ich hörte zwar von ihrer allgemeinen Wohlthätigkeit, Liebe und Sanftmuth, ich bewunderte sie mehr als einmal, wie sie sich bey dem Herrn so lang erhalten konnte, aber, wie es schon ist, wenn man um etwas sich nur mit der Idee bekümmert, man verliert es unter der Menge. Ich glaubte, daß ihr nach ihrer Denkart weder ich noch meine Predigten gefallen könnten; ja da sie theils einmal meinen Besuch nicht annahm, theils aus andern Ursachen, fing ich mich an zu ärgern; und, denken Sie, wie ich mich betrogen fand, da sie im Anfang dieses Jahrs Gelegenheit suchte, selbst an mich zu schreiben. Und einen Brief von solcher Denkart, Vernunft und gutem Herzen und süßer Seele, wer war mehr erstaunt als ich! — Ich antwortete ihr gleich, sagte ihr alles Unnütze, wozu ich hier wäre und, Sie können nicht denken, wie ich sie den Abend darauf, zum Concert eingeladen, fand, so schüchtern, unruhig. Der Graf hielt mir darauf eine lange philosophisch-moralische Predigt, und entweder weil ich nun hörsamer und faßlicher

war, oder weil sie ihm davon gesagt haben muß, kurz, er ist ganz anders! Ich habe sie darauf besucht. Sie hatte die Sternheim gelesen. Sie bat mich, ihr eine Predigt zu geben, mit welcher Art! Ihre Anmerkungen über die Sternheim, Spalding u. a. waren voll des feinsten Gefühls. — Ihr Bild hat gleichsam durchaus die Miene, daß sie für diese Welt zu gut ist; sie ist zart und schwächlich; seit ihrem Wochenbette liegt eine kleine Blässe auf ihrem Gesicht, wie ein himmlischer Schleier, daß sie schon zu einer höheren Welt eingeweiht ist. So kommt sie mir immer vor, sie wird nicht lange leben. Oft mit ihr zu sprechen, geht nicht an, es bleibt mir also nur übrig, von der Kanzel mit ihr zu reden. Ich will ihr einige Stunden widmen, und etwas über die Unsterblichkeit der Seele, über das Vorgefühl eines künftigen Lebens schon in dieser Welt, in Form einiger Sokratischen Gespräche schreiben." —

Dieses neue Verhältniß mit der Gräfin Maria, wurde durch Briefwechsel, Mittheilung von Büchern, mündliche Aufmunterung und gegenseitige Theilnahme, sorgfältig gepflegt, und gewährte auch Herdern neuen Muth zum Ausharren, und zum religiösen Vertrauen in die Leitung einer höheren Hand, die seine künftige Lage und Bestimmung zur baldigen Reife bringen werde.

Durch den im Frühjahr 1772 erfolgten Tod des Zwillings-Bruders der Gräfin, der mit seiner Familie sich damals zu Bückeburg aufgehalten hatte, wurde ihr Herz tief erschüttert und auf immer gebrochen! — Herder bemühte sich durch Privat-

Unterredungen und besonders durch die Gedächtniß-Predigt am Grabe des Verblichenen, die unter dem Titel: „Ueber die dunkeln und hellen Aussichten an einem menschlichen Grabe," im ersten Theil seiner Predigten abgedruckt ist; und durch seine thätige innige Theilnahme, die Gräfin nach und nach wiederum aufzurichten. Es gelang ihm auch in so weit, daß sie mit Ergebung, ihren Verlust ohne Klage in tiefbewegter Seele trug, und ihren manchfaltigen, oft schwer zu übenden Pflichten fortlebte; allein, wie Herder sehr bald und richtig sah, ihr zarter Körper, der nach ihrer Entbindung nie wieder zur vollen Gesundheit gelangte, reifte mit ihrer tiefempfindenden Seele zusehends einer höheren Welt entgegen.

Einen rührenden Beweis ihrer zarten Denkungsart und ihres besondern Zutrauens zu Herdern, gab sie nach jener Zeit, durch nachstehenden Brief vom October 1772 womit sie die Bildung ihres Edelknaben von Zeschau Herders Sorgfalt empfahl:

„Eurer Hochehrwürden die Freude meiner Seele zu beschreiben, in welcher ich Ueberbringern dieses Ihren Unterweisungen übergebe, ist mir gar nicht möglich, da ich ihn keinen bessern Händen als den Ihrigen anempfehlen kann. Denken Sie sich indessen, daß derselbe von den würdigsten, redlichsten Eltern auf das andringendste meiner vorzüglichsten Sorge anvertraut worden; daß er der Erste ist, den ich aus der Taufe gehoben; daß ich ihn von Kindheit an kenne, und dann beurtheilen Sie selbst den

Antheil,

Antheil, den ich nehme und nehmen muß. Ich habe, um Sie nicht zu geniren, nicht eher selbst gegen Sie davon sprechen mögen; nun Sie aber so gütig sind, sich seiner anzunehmen, hat meine Freude auch keine Gränzen. Wie Sie bemerkt haben, sein Herz ist gut und er zeigt die hoffnungsvollsten Anlagen. Aber er läßt sich auch noch wenden wie man will. Kann man ihn nun nicht aller Verführung entnehmen, so wird er doch lernen solcher zu begegnen, und nicht sein letztes Werk seyn zu lassen, was sein erstes seyn sollte. Manche schwere Stunden hat mir dieser junge Mensch schon gemacht, allein in diesem Augenblick, da ich ihn Ihnen übergeben darf, sehe ich nichts, als die Erfüllung meiner Wünsche für ihn, da ich hoffe, die göttliche Gnade wird geben, daß unter Ihrer Anleitung das Gute, was in seiner unausgebildeten zarten Seele ist, zu solcher Stärke und Festigkeit kommen könne, als es bey einem Menschen möglich ist, und Sie die Freude an ihm sehen, die Sie von Ihren gütigen Bemühungen erwarten können. — Alles, was Sie für ihn thun, erzeigen Sie sehr edel denkenden rechtschaffenen Eltern, denen die Wohlfahrt dieses jungen Menschen, ihres liebsten und jüngsten Sohnes, vorzüglich anliegt und jede ihm geschenkte Stunde wird mit zwiefachen Segnungen des Himmels auf Sie zurückkommen."

Der Unterrichts-Plan, den Herder sich hierzu ntwarf, ist im Anhang zum Sophron, Band 12.

p. 277 unter der Aufschrift: „Grundriß des Unterrichts für einen jungen Adelichen" abgedruckt, und der Graf, dem dieser Erziehungs-Plan von seiner Gemahlin mitgetheilt wurde, machte die Bemerkung dabey: „So ist wohl noch kein König unterrichtet worden!" — Herders Bemühungen an diesem hoffnungsvollen Jüngling sind auch nicht ohne schöne Früchte geblieben. Er trat in der Folge in Kur-Sächsische Militär-Dienste, stand im Jahr 1805 als Major zu Zeiz, und hat erst neuerlich, als General-Lieutenant und erster General-Adjutant des Königs, unter Enthebung von seinen bisher bekleideten Stellen: als Staats-Sekretair der Militär-Commando-Angelegenheiten und als Präsident der Kriegs-Verwaltungs-Kammer zu Dresden, und unter Bezeugung der höchsten Zufriedenheit seines edlen Königs mit seinen bisher geleisteten Diensten, die Dekoration des K. S. Hausordens der Rauten-Krone erhalten.

Bey all dieser Begünstigung und zarten Behandlung von Seiten seiner beyden hohen Gönner, blieb jedoch Herders Lage in Bückeburg immer noch sehr beschränkt. Sein Streben nach einem höheren Wirkungskreis konnte hier keine Befriedigung finde[n]. Die Wahl zwischen dem Professor-Leben auf ein[er] Universität und einem festen, einträglichen Platze i[m] Staat, wo er mehr unmittelbar ins große Leb[en] einwirken und zugleich sein häusliches Verhältniß be[s]ser begründen konnte, scheint zu jener Zeit sta[rk] in ihm hin und her gekämpft zu haben.

Seine schnelle Reise nach Göttingen zu Anfa[ng] des Jahrs 1772, wo er Heyne und seine Fami[lie]

persönlich kennen lernte, hatte offenbar hierauf Bezug, wenn auch vielleicht literarische Untersuchungen in der dortigen Bibliothek mit Zweck davon gewesen seyn mögen. Im Februar 1772 schrieb er darüber an seine Braut:

„Der Zustand meiner Seele machte mir die Reise nach Göttingen nothwendig, und wenn ich je eine nützlich und vergnügt zurückgelegt habe, so ists diese. Nicht nützlich an Gelehrsamkeit: denn ob ich gleich mit zu einem großen und wichtigen Plan hinreiste, und zu ihm auch Nächte zu Hülfe nahm, so sind doch sieben Tage voller Störung nichts, aber ich fand statt dieses einen Freund und eine Freundin!" —

Er war damals voll Enthusiasmus über seine neu geschlossene Freundschaft mit Heyne und seiner Gattin; und schilderte beyde seiner Braut mit folgenden Worten:

„Er ist die edelste, feinste, wohlklingendste Seele, die man je in einem lateinischen Manne suchen, und auch vielleicht in Jahrhunderten nicht finden wird; ein Feind der Ränke, und des kleinsten Grades von zu Freiem, sanft und bescheiden; worunter er die tiefste Gelehrsamkeit, Sentiment und Selbstdenken verbirgt, sorgfältig, daß es ja kein unheiliges Auge sehe. — Sie, das starke, innigst empfindende Weib und die beste Mutter. Ihr ganzes Gesicht ist in einem Zuge der Empfindung gebil-

det, die die unregelmäßigsten Züge ihr eingeprägt hat." —

Später scheint seine Hoffnung, die auf Heyne's Verwendungen gebaut gewesen seyn mag, wiederum gesunken zu seyn; zwar tröstete er sich und seine Verlobte mit den Worten: „Von Göttingen, von dem vortrefflichen Paar, habe ich noch nichts, kann auch noch nichts haben" und fügt denn weiter bey: „Ich fühle, seit ich aus Göttingen bin, es um so mehr, daß ich hier auch keine Situation habe. Der Graf sieht's, glaube ich, so tief wie ich ein, daß ich kein guter Schaumburger seyn kann."

Auch nach Ostern 1772 war er noch immer des Glaubens, daß ihm von Göttingen her eine bessere Aussicht werde eröffnet werden. „Wenn ich daran denke," schrieb er damals, „den Wanderstab anders wohin setzen zu wollen, so weiß ich nicht, wie zitternd ich ihn jetzt setze, um ihn gewiß zu setzen. Man hat mich in Göttingen auf alle Weise dahin bereden wollen. Es ist wahr, der Ort hat mir jetzt auch sehr gefallen; das Professor-Leben selbst jetzt auch weit mehr als sonst: da ich hier die ganze elende Nichtigkeit des Pastorlebens fühle, und jenes doch für mich und zu wahrem Zwecke auf der Welt, freiere Anwendung meiner Kräfte in Lebens- und Denkart ist. Vier Stunde wöchentlich zu lesen, ist eine leichte Sache, und übrigens ist man frei, ich habe die ganze Welt vor mir zum Wirken." —

Im August hingegen, nachdem er noch immer keine Nachricht von Göttingen erhalten hatte, bricht

er in die bittern Worte aus: „Heyne ist ein kleiner, guter, aber in allem etwas furchtsamer Mann. Wenn er gefragt würde, spräche er wohl, aber soll ichs seyn, der's mache, daß er gefragt würde? — Wir sind jetzt auf sonderbare Weise gegen einander stille. Oft sind die elendsten Sachen, Titel und Scherben, Hindernisse und Glaskörner, die man sich in den Fuß tritt, daß man nachher nicht aus der Stelle kann. Ohne Titel können sie mich nicht rufen, und gibt das dumme Ding Brod und Leben?" —

Zwischen durch kam auch „der leidige Beelzebub, Mammon und Leviathan, der die ganze Welt verschlingt — Geld!" mit ins Spiel, das ihn in seinen Planen zur häuslichen Einrichtung störte; „arm gebohren und erzogen, fährt er nach obigem Ausruf fort, bin ich auch weiterhin durch die Welt blos durch mich und fast ohne Geld, gekommen. Meinen Charakter, Temperament, Unbedachtsamkeit, Jugend, Freithulichkeit ꝛc. dazu genommen, so habe ich immer nur mit dem Metall gespielt, so bin ich zum Theil gereist, auf anderer Leute, wie es jetzt mir vorkommt, Beutel; wie es damals hieß, Kopf und Herz. Meine dumme Situation hier hat mich aus allem heraus gesetzt. — Denken Sie sich jedoch nicht, daß ich hier Noth leide; das Aeußere ist nur immer Lumperey, die sich durch einen Coup ändern läßt oder nur eine mäßige Geduld fordert. — Einrichtung bin ich Ihnen, mir, der Welt, Allem schuldig. Und das ist das elende, kleine Hinderniß, zu dem ich, wieder selbst durch meine Unbedachtsamkeit so vieles beygetragen habe. Ich habe vom Prinzen frei und großmüthig gehen wollen, und mußte

also arm von ihm gehen, ohne daß das Jemand bedachte. Ich wollte in Liefland vom Publikum unabhängig reisen, und entsagte also einem Gehalt, den ich ja kaum verdiente. Ich traute Freunden mehr zu, als ich sollte oder verdiente; ich habe mich an diesem Ort hier, so geirrt! Dabey habe ich, in meiner Hitze eines Plans hier im Anfange, ehe ich den Ort kannte, weil hier kein Buch zu haben ist, hübsch Bücher-Schulden gemacht, so manches Lehrgeld geben müssen ꝛc.

Im Spätjahr 1772 schreibt er weiter: „Ich war abwesend, zerstreut, sechzig Lachter in der Erde, auf den Gebirgen umher und da ich wieder kam, lag ein Brief auf dem Tische, daß meine Mutter todt sey! Sie ist wohl versorgt und besser als irgend ein Mensch hier auf der Welt; aber so manche Zurückerinnerungen — ich muß abbrechen. Ich bin in allen diesen Tagen meistens außer dieser Welt gewesen und immer nur mit mattem Flügel allein wieder zurückgekommen!" —

„Wir müssen durchgreifen, sonst wird des Wartens kein Ende und wir verderben! Ich Thor, hätte gleich meine Augenkur unterlassen, gleich kommen, Sie mit mir fortreißen sollen! o wie thöricht, wenn man immer noch an Neben-Sachen hängt, sich abschrecken, locken, abwenden läßt, man kömmt nie zur Hauptsache. Gott, wo wären wir jetzt! Aus dem Trödeln und Säumen wird Nichts in aller Welt. Drey Jahre vergnügt gelebt und auch ein bischen gedarbt und sich gequält, ist besser, als drey Jahre unthätig, müßig, unlustig, wo Leib und

Seele verdirbt. Ich bin in den lumpen zwey Jahren, wie Dr. Swift in Irland, zwanzig Jahre älter geworden." —

Eine Anfrage der Herzogin von Hollstein, ob er nicht die Hofprediger Stelle in Eutin anzunehmen gedenke? und eine Aufforderung des Geheimen-Raths Heß zu Darmstadt, als damaligem Curator der Universität Gießen, zur Annahme einer Professors- und Predigers-Stelle daselbst fiel noch in jene Zeit; allein beyde Vokationen konnten seiner Neigung um so weniger entsprechen, da auch damals noch immer der Wunsch nach Riga zurück, tief in seiner Seele lag.

Unter solchem Hin- und Herschwanken verfloß das Jahr 1772, doch schien der Entschluß seine Braut im Frühjahr nach Bückeburg heimzuholen sich allmählig in ihm zu befestigen und in diesem Sinn schrieb er wohl die charakteristische Stelle an dieselbe nieder: „Der Stand eines edeln treuen Weibes und Priester-Weibes ist, ohne Eigenheit und Selbstheit gesprochen, der würdigste und schönste auf der Welt; und mit guten Kindern muß er ein himmlischer Stand werden können. Aber auch selbst ohne sie, ob es gleich für mich ein böser Gedanke wäre, noch immer himmlisch, wenn er wirksam ist, wenn er zwey Menschen zusammen knüpft, die ohne einander ermattet wären, aber sich so stärken und tausendfachen Beruf Gottes von einander lernen. Luther, dessen Lebens-Umstände ich jetzt recht mit innerer Stärkung lese, heirathete eben in den mißlichsten Umständen seines Lebens: da der Kurfürst starb und der Herzog von Sachsen ihn verfolgte, und der König von England gegen ihn

schrieb und Pabst und Kaiser wütheten und der Bauernkrieg anbrach: da heirathete er, und lernte säen und drechslen. Verzeihen Sie die Vergleichung. Ich habe noch in der Welt nichts gethan, diesem großen Mann seine Schuriemen aufzulösen, aber ich hoffe es zu werden!" —

In diese Zeit fällt die Anknüpfung eines Briefwechsels Herders mit Lavater. Dieser hatte schon früher nach Liefland und nach Paris Briefe an Herder gerichtet, die unbeantwortet blieben. Nun las er seine „Aussichten in die Ewigkeit" *) und einige andere Sachen, die ihn aufmerksamer auf den Mann machten; und schrieb ihm in Beziehung auf dieses in vier Bänden erschienene Werk Lavaters einen langen Brief, mit allem was er davon dachte, und wie er sich darüber ausdrückte: „mit der schärfsten und lindesten Hand, der ich ihn werth glaubte." Hierauf erhielt er eine Antwort voll Wahrheit und Güte des Herzens, und eine freundschaftliche Einladung zu einer Schweizer-Reise. Sein damaliges Urtheil über Lavater ist eben so merkwürdig als richtig aufgefaßt, indem er ihn „nach Klopstock, für eines der ausgezeichnetsten Genies von Deutschland, nur nicht zum Dichter, erklärt; der jede alte und neue Wahrheit mit einer Anschauung erfaßt, die selbst alle seine Schwärmereyen übersehen macht und in Alles, auch wo er wähnt und schwärmt, eine

*) Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Hrn. Joh. Georg Zimmermann K. Großbritanischen Leibarzt in Hannover. 1778. 4 Bände.

Wahrheit des Herzens bringt, die jeden Gleichfühlenden bezaubert." —

„Eine Schweizer-Reise," schreibt er hierüber an seine Braut, „ist für mich, ein guter, lieber Freundes-Einfall; aber aus zehen Gründen jetzt nicht mehr. Ich habe schon viel zu viel in der Welt gesehen; nun habe ich nichts so nöthig zu thun, als was ich noch wenig gethan habe, zu leben! Heil dem, der mich in das Land des Lebens führt! und das ist allein meine Freundin!" —

Eheliches Verhältniß und fortgesetzter Aufenthalt in Bückeburg bis zur Berufung nach Weimar, vom Frühjahr 1773 bis ins Spätjahr 1776.

Bis ins Frühjahr 1773 verzog sich die Reise Herders nach Darmstadt, um dort seine geliebte Freundin und Braut, Demoiselle Maria Karoline Flachsland, die unterdessen bey ihrer Schwester der Geheimen Räthin Heß daselbst geblieben war, als seine Gattin nach Bückeburg heimzuholen.

Die Gräfin, die an allem warmen Antheil nahm, was Herders Zufriedenheit mit seiner Lage

befördern konnte, und eine vortheilhafte Schilderung seiner künftigen Gattin von auswärts her erhalten hatte; schrieb an Herder, der mit seiner vorhabenden Verbindung immer noch etwas zurückhaltend gewesen zu seyn scheint, am 31. März 1773 nachstehenden verbindlichen Brief:

„Jetzt haben Sie wohl nicht viel Zeit zum Lesen? worüber ich Sie nicht beklage, sondern mich sehr Ihrer Zerstreuung freue, die ja, ich darf's nach dem, was ich gehört, mit Zuversicht von Gott erwarten, Verkündigerin vergnügterer, glücklicherer Tage auf lange, lange Lebenszeit seyn wird; da nun lange genug alles düster um Ihnen geschienen. Ungesucht, unerwartet, von unbekannter Hand, wie darf ich und kann ich meine Freude verheelen? wird mir letzthin ein Lob einer lieben Ungenannten zugeschrieben, das mein Verlangen nach deren Bekanntschaft ungemein erhöhet, wenn sie Sie auch nichts angienge, und in meiner Verweisung mich hoffen macht, wieder Freunde verehren zu dürfen, deren Freundschaft mir die Bitterkeit meines Verlustes lindern wird. Wie glücklich, wenn Sie mich würdigten, jetzt irgendwo in Etwas dienen zu können; da ich weiß, was es ist um ein uneingerichtetes Haus, dürfte ich nicht wenigstens diese Meubles überreichen?" — (Damit war ein ansehnliches Geschenk zur Haus-Einrichtung verbunden.)

„Hier sollte ich nun der Etikette gemäs eine Reihe von Wünschen hersetzen; aber eben weil es den Anschein der Etikette hätte, und ich nicht nach derselben wünsche, thu ichs nicht, weiß aber wohl, was schon lange und seit der Zeit ich das erste Wort von Ihnen gehört, in meiner Stille oft gewünscht

habe und täglich von Gott wünsche. Glücklich werde ich seyn, an Ihrem beyderseitigen Vergnügen Theil nehmen zu dürfen, oder Gelegenheit zu finden, wo ich zu Dero Zufriedenheit beytragen kann."

„Sehr erfreut auch meinen Herrn Ihr Entschluß; kaum ist es Ihnen zu vergeben, daß Sie uns diese Freude und die Bekanntschaft einer so edeln, vortrefflichen Freundin so lange entzogen! aber so groß der Antheil an Ihrer bisher unangenehmen Situation war, um desto größer wird er in den künftig zufriedenen Tagen seyn, die Ihnen Ihre würdige Braut entgegen bringt." Und noch kurz vor Herders Abreise nach Darmstadt richtete die Gräfin am 18. April 1773 folgende Zeilen an ihn: „Sie verlassen uns, um Ihrer vortrefflichen Freundin willen, um mit neuer Freude zurück zu kommen, zufriedenere Tage bey uns zu leben. Auch der trübe Gedanke, daß man Sie von uns anderwärts hin berufen möchte, soll mein Vergnügen über Ihr Glück nicht stören; schlimm genug, wenn die traurige Zeit, wovor mir graut, für uns erschiene, die ich immer lieber noch entfernt denken will; doch auch alsdann, geht es Ihnen nur nach Wunsch und Verdienst, so will ich mich dennoch freuen 2c." —

Am 2. May wurde die Hochzeit zu Darmstadt gefeiert. „Ein ehrwürdiger alter Geistlicher, sagt Frau von Herder, kopulirte uns im Kreis meiner Verwandten, bey einer schönen Abendröthe. Es war Gottes Seegen, den er über uns aussprach. Die Liebe meiner Geschwister und die heitersten Maytage verschönerten unser Freudenfest; es war uns, als

fühlten wir Gottes bestätigende Stimme zu unserm Bündniß."

„Der Abschied von meinen guten Geschwistern war mir schmerzlich; aber Er ersetzte mir mehr als Alles, gab mir tausendfältig mehr, als ich je verdiente, je hätte ahnen können! Mit Schmerzen denke ich jetzt noch daran, wie ich ihn während meines Brautstandes mit meinen Vorstellungen quälte: mich zu vergessen, da ich weder Vermögen noch andere Vorzüge besitze, ihn so glücklich zu machen, wie ers verdiene! In jedem Brief sagte er mir, daß ich das Glück seines Lebens sey, ich dürfe ihn nicht, ich solle ihn nicht verlassen, er wäre sonst allein in der Welt; Gott werde uns nicht verlassen! —

Aus den Aeußerungen der Frau von Herder geht deutlich hervor, daß in der langen Zwischen-Zeit, wo Herder zauderte seine Braut heimzuholen, mancherley nachtheilige Einstreuungen von Freunden und Bekannten, gegen diese Verbindung gemacht worden seyn mögen; die unter andern auch Herders Charakter und sein langes Zögern tadeln wollten und daher beyden empfindlichen Kummer verursachten. Ueberhaupt hatte Herder das Schicksal aller außerordentlichen, nach ihrer Eigenthümlichkeit handlenden Menschen, von Andern stets getadelt und nach fremdem Masstab beurtheilt zu werden. Sein Charakter war streng rechtlich, wobey jedoch die Güte des Herzens stets die Oberhand behielt, und sein lebhaft männliches Ehrgefühl konnte durch ungerechten Tadel empfindlich gekränkt werden.

Um so mehr eilte er nun mit seiner Gattin aus Darmstadt weg, in seine stille Häuslichkeit nach

Bückeburg; wo er drey und ein halbes Jahr das Glück der Ehe, unter Liebe, Theilnahme und Freundschaft edler, seltener Menschen genoß.

Für Herder begann nun ein ganz verändertes schöneres Leben in Bückeburg. Die Bewohner faßten neues Zutrauen zu ihm und eine liebevolle Theilnahme an seinem ehelich häuslichen Glück sprach sich allgemein und sichtbar aus; und auch er lernte nun seine Bückeburger auf der besseren Seite kennen.

Eine Dame, die sich längst im Stillen als theilnehmende Freundin Herders bewiesen hatte, Frau von Bescheffer, wurde nun auch die erste, leitende Freundin und Rathgeberin seiner jungen Gattin; der sie um so mehr mit Dank und Liebe entgegen kommen mußte, da sie ihre älteste Tochter aus Darmstadt zum Besuch nach Bückeburg ihr zugebracht hatte. An dieser seltenen, rastlos thätigen und durch manche Leiden geprüften frommen Seele fand Herders Gattin eine zweite Mutter und theilnehmende Freundin.

Der Graf und die Gräfin wohnten damals auf ihrem Landsitz zum Baum, und ließen die Neuangekommenen sogleich hinaus zur Mittagtafel laden, wo sie ausgezeichnet gnädig und theilnehmend empfangen wurden.

Zwischen den beyden weiblichen Seelen entspann sich bald ein zartes, wie Frau von Herder sagt: „heiliges Verhältniß, das Worte nicht ausdrücken."

Die Gräfin selbst sagt darüber in einem Brief an Herder vom 2. Juny 1773. „Mehr als Jemand,

mehr als jemals nehme ich wahren Antheil an Ihrer gerechten Freude, und danke Gott, dessen Verheißungen sich als Ja und Amen auch hierinn verherrlichen. Glauben Sie mir, wie mein Inneres jetzt für Ihre Freundin spricht, ist in keinem Vergleich mit dem, wozu der allgemeine Ruf mich zog. Jener 26. May wo ich sie zuerst sah, wird einer der frohesten Tage meines Lebens seyn; ich kenne noch keine, die ihr gleich wäre, keine Bekanntschaft, deren erste Stunden mich so beseeligt hätten ꝛc." —

Herder war nun seiner eigenthümlichen Natur, die durch nichts fremdartiges gestört wurde, ganz wiedergegeben. Er stand auf sicherm Grund und Boden, mit einem Wesen, das ganz mit ihm harmonirte und das er sich, als ganz ihm angehörig, zubilden konnte. Seine Kräfte waren neu belebt, rasch und mit Freude gieng er daher nun an die Ausführung seiner Geistes-Plane.

Zwar mit etwas Schulden mußte der Ehestand begonnen werden; allein dieß gab ihm nur neuen Trieb und erhöhte sein fröhliches Vertrauen in die allwaltende Vorsehung.

Früher schon zu Riga, hatte er die erste Idee zu dem Werke: „Aelteste Urkunde des Menschen-Geschlechts" gefaßt, aufgesetzt und verschiedenemale umgearbeitet; jetzt, im August und September 1773 wurde an eine ganz neue Bearbeitung desselben geschritten. Der erste Theil erschien Ostern 1774; der zweite erst 1776, denen noch einige Theile folgen sollten. Die glückliche Veränderung seiner Lage, seine feurige Phantasie, sein glühender Eifer für das Gute, hoben ihn zum Gipfel der Begeiste-

rung für die Religion und für die Läuterung ihrer Begriffe aus den Urquellen. Wie aus einer Empfindung, in einem Guß und Athem nieder geschrieben, wurde der erste Theil schon in sechs Wochen an heiteren schönen Sommertagen, wo er sich öfters schon um 4 Uhr Morgens zur Arbeit schlich, in der schönsten Stimmung vollendet.

Auch seine Freundschaft mit Heyne, seine Aussichten und Hoffnungen nach Göttingen hin, belebten zum Theil seine Arbeiten.

Man wünschte in Hannover von seinen theologischen Meinungen durch eine Schrift unterrichtet zu seyn, und dieses mag die Entstehung der Provinzial-Blätter an Prediger, die er im Winter von 1773 auf 1774 schrieb, veranlaßt haben. Sie gehören zwar unter die originellsten seiner Schriften, allein sie sind in einer gereizten Stimmung geschrieben, im heiligen Eifer über die damals zu weit getriebene Exegese, womit das Erhabene des hohen Alterthums, das Heilige und Göttliche in der Bibel, das Positive der Religion, zu stark angegriffen, verunstaltet und herabgewürdiget wurde. Zu heftig für die damalige Zeit, zwar kräftig und durchschlagend, aber oft etwas zu hart war der Ton, der darinn herrschte; so daß er selbst darüber erschrak, als er diese Blätter gedruckt erblickte. „Er war zu sehr Dichter, um guter Exeget zu seyn!" konnten ihm seine damaligen Gegner, schonend genug entgegen halten, wenn er gegen ihre gewagten Auslegungen der heiligen Schriften zu Felde zog.

Er wollte nicht gerade gegen Spalding schreiben, dessen Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamts

kurz vorher erschienen war, sondern nur gegen die damals herrschenden Meinungen und gegen die neuen, zu sehr dem Zeitgeist sich schmiegenden Herabwürdiger der Kirche und des geistlichen Lehramtes, besonders im Preußischen Staate.

Er nahm zwar einige Motto's zu seinen Briefen aus Spaldings Schrift, allein er sagte in seiner Vorrede deutlich genug: „Wenn hier vor manchen Blättern Stellen aus einem bekannten Buche angeführt werden, so müßte es nur ein des Buches und der vielverbreiteten neusten theologischen Literatur Unkundiger seyn, der diese Stellen anders, als Gelegenheiten ansähe, über gewisse ähnliche Materien weiter hinein zu gehen und zu forschen. Man kann uneinig in Meinungen seyn, und doch die Denkart eines Mannes, selbst mit dem, was uns Mangel oder Irrthum dünkt, sehr ehren, und vielleicht als Mensch sich gar die Denkart mit allen Fehlern wünschen. Vergiß also Personen Leser, und suche Wahrheit!" —

In diesem Gefühl schickte er das erste Exemplar der Provinzialblätter an Spalding selbst, mit einem hochachtungsvollen unbefangenen Brief. Der aber bey Spalding einen ganz entgegengesetzten Eindruck machte. In Berlin, Braunschweig und an andern Orten wurde darüber viel zum Nachtheil Herders gesprochen und der Brief selbst entstellt. Dieses veranlaßte ihn, den Brief von Spalding zurückzufordern, der, Herders eigentliche wahre Meinung wenig berücksichtigend, nur allein seine vermeintlich beleidigte Person vor Augen hatte. Ganz

eigenthümlich war nun einmal Herdern, ein sonderbares Vergessen und Nichtachten der Personen und Umstände, wenn er im Feuer über eine Materie schrieb.

Jene Weltklugheit besaß er durchaus nicht, mit der man sich, bey einem Wunsch oder Zweck zu politischen Rücksichten bequemt; und wollte er es auch, gegen sein Naturell, so gelang es ihm nicht! So gieng es ihm bey seiner ältesten Urkunde: er wünschte damals nach Göttingen berufen zu werden, und dennoch schrieb er im Jugendfeuer und im Drang für Wahrheit, gegen Michaelis und Schlözer, die beyde damals sehr viel für ihn thun konnten! So gieng es ihm nun auch mit Spalding; er hatte alle Achtung für Spaldings Verdienste, wollte nicht gegen ihn schreiben, und hätte also nur keine Stellen aus Spaldings Werk zu Motto's wählen sollen. Um dieses wieder gut zu machen, begieng er den weiteren doppelten Fehler: daß er selbst an Spalding schrieb, und nachdem er das anscheinend Widersprechende in seiner Handlungsweise, seinen Feinden als Waffe gegen ihn in die Hände gegeben hatte, seinen Brief zurückforderte und damit das Uebel noch ärger machte!

Durch den sanften Einfluß seiner Gattin, hat er in späteren Jahren angefangen, gemäßigter und minder beleidigend zu schreiben; wurde er bey der zweiten Durchsicht seiner Arbeit kälter und besonnener, oder von seiner Gattin auf solche Härten aufmerksam gemacht, so fühlte er seinen Fehler und strich die Stellen gerne aus.

Der Mißverstand und Mißbrauch jenes Spalding'schen Briefes, wirkte übrigens mit, zu jener Scheue vor gelehrtem Briefwechsel, die er in der Folge immer mehr beybehielt.

In den Jahren 1773 — 1775 hielt er eine Reihe von Predigten über das Leben Jesu, die bey der ganzen Gemeinde und selbst bey den in die Bückeburger Kirche eingepfarrten Bauern, eines nahe gelegenen Dorfes, die jedesmal ihre Bibeln zur Bemerkung der Texte in die Kirche mitbrachten, den größten Eindruck machten.

Zur nemlichen Zeit war Kleuker, nachmals Professor der Theologie zu Kiel, als Hauslehrer in Bückeburg, und jene Predigten schienen ein näheres Verhältniß zwischen ihm und Herder veranlaßt zu haben. Herder schätzte an ihm die warme Liebe für alles Gute, trug viel dazu bey, daß er als Rektor nach Lemgo berufen wurde, und nahm an seinem Schicksal immer redlichen Antheil. Von Weimar aus aber blieb er ihm auf mehrere Briefe Antwort schuldig; und dieses zur Gewohnheit gewordene Nichtantworten auf Briefe, das ihm manche gute Menschen zu Unzufriedenen, und selbst zu Gegnern umbildete, scheint auch Kleukern von ihm entfernt zu haben.

Im Jahr 1774 schrieb er die Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, ein Werk, in dem sich ohne Zweifel die schönsten Strahlen seines Geistes vereinigt haben; und man kann wohl sagen, der größere Theil sei-

ner Schriften sind Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Er war Humanist, im schönsten Sinn des Worts, und spricht jeden in diesem unvergänglichen Denkmal seines Geistes, in seinen „Ideen" schön, rührend und erhaben an. Was auch im Einzelnen gegen dieses Werk, aus welchem Galls Lehre hervorgieng, sich sagen läßt, es bleibt im Ganzen ein klassisches Werk, das in dem Strom der Vergessenheit so leicht nicht untergehen, und hellere Gedanken in den Seelen der Nachlebenden erwecken wird.

Auch an der Uebertragung der Volkslieder verschiedener Nationen arbeitete er damals schon, und lebte in diesem vollen Garten der Poesie aller Völker höchst genußreich, an der Seite seiner mitfühlenden Gattin, die die schönen Stunden dieser Beschäftigung, selbst durch Aushülfe im Abschreiben, mit ihm theilte. Die wirkliche Herausgabe derselben erfolgte erst später im Jahr 1778.

Mit Gleim stand Herder schon früher in freundschaftlich literarischem Briefwechsel; nun machte er im Sommer 1774 in Pyrmont, seine persönliche Bekanntschaft und schloß dort mit ihm den Bund der Freundschaft für die Ewigkeit! Auch Herders Gattin wurde in diesen Bund mit aufgenommen; und alles was er that und schrieb, was für ihn geschah, oder geschehen sollte, war von nun an Gleims eigene Angelegenheit! der ihn nur überall gerne an der rechten Stelle für die Wirksamkeit seines Genius wissen, und sein möglichstes dazu beytragen wollte. Gleim theilte von nun an Freude

und Leib aufs innigste mit Herders Familie, und unterstützte selbst die Söhne Herders in ihren Studien-Jahren mit ansehnlichen Summen. Wenn Geist und Herz Erholung bedurfte, so eilte er mit den Seinigen zu seinem treuen Freund nach Halberstadt, und kehrte jedesmal aus diesem Heiligthum der Freundschaft und aus der liebevollen Behandlung seiner Dorothea Gleim, Louise Ahrens, und seines Wilhelm Körte, neugestärkt zurück.

Der 28. August 1774 war einer der schönsten und glücklichsten Tage seines Lebens: Sein erster Sohn, sein guter Gottfried wurde ihm geboren. Diese frohe Begebenheit vermehrte sein häusliches Glück unaussprechlich. Auch der Graf und die Gräfin nahmen herzlichen Antheil daran, Letztere, nicht ohne Thränen, denn sie hatte zwei Monathe vorher ihre einzige Tochter verloren.

Herders Verhältniß zum Grafen, so wie das seiner Gattin zur Gräfin wurde täglich vertraulicher. Durch den Tod des alten Superintendenten Meier zu Stadthagen, im Anfang des Jahrs 1775 wurde die Superintendur im Bückeburgischen erlediget. Die Geschäfte dieses Amtes, Examina, Ordinationen, Einführung der Geistlichen ꝛc. konnte nach Herders Rang und Posten, keinem andern als ihm übertragen werden; und dieses geschah auch wirklich unterm 8. April 1775.

Ostern 1775 erschienen die Erläuterungen zum neuen Testament, aus einer neueröff-

neten morgenländischen Quelle, und die Briefe zweier Jünger Jesu, worinn er, durch psychologische Kritik darthut, die Apostel Jakob und Judas seyen Brüder Jesu gewesen.

Im Juny darauf erhielt er zum zweitenmal den Preiß von der Berliner Akademie für die Schrift: „Ueber die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bey den verschiedenen Völkern, da er geblühet." (B. 23. Abhandlungen über schöne Literatur und Kunst pag. 1 — 60.) „Wer auf die Geschichte des Geschmacks wirken will" sagt er darin, „muß auf seine Veranlassungen wirken; er pflege den Baum nicht am Gipfel, oder an der Blüthe, sondern in der Wurzel. Wer eine goldne Zeit schaffen will, schaffe erst Veranlassungen zu goldnen Zeiten; diese kommen von selbst." — „So lange die Natur Genies weckt, bereitet sie auch Perioden des Geschmacks sich selbst, und das geschieht in wechselnden Intervallen von Land zu Lande." — „Hätte man, was im hohen Geist des großen Alterthums gedacht, in Anwendung auf unsre Bildung daraus folgt, mehr beherzigt, es würde besser um uns stehen; unsre Erziehungsanstalten wären nicht verseichtet, unsre Jünglinge spielten nicht, und Voß hätte eine Mühe weniger gehabt! Wer der Jugend, unter welchen Vorwänden es sey, die Werke der Alten aus den Händen bringt," (oder wohl gar verstümmelt) was er ihr auch dagegen von seinen Sächelchen in die Hände gäbe; kann den Schaden mit nichts ersetzen. Das war Julians

Kunststück, wodurch er seinen Feinden die tiefste Wunde schlagen wollte!"

Schon gegen das Ende des Jahrs 1774 begannen die Unterhandlungen Herders wegen einer Lehrstelle in Göttingen, mit dem hannöverschen Geheimen Rath von Bremer und Hofrath Brandes, nachmaligen Schwiegervater Heyne's etwas reger zu werden, und zogen sich durch das Jahr 1775.

Ohne gerade davon einen Anlaß nehmen zu können, wirkten in jener Zeit einige andere kleine Vorgänge nachtheilig auf die Stimmung des Grafen gegen Herder. Seine Reise nach Darmstadt zu dem Prinzen von Hollstein, die ein Familien-Geheimniß bleiben sollte, deren eigentlichen Beweggrund er daher dem Grafen verheimlichen mußte; besonders aber seine kurz darauf standhaft verweigerte Ordination eines, in schlechtem Rufe gestandenen ausländischen jungen Geistlichen, der vom Grafen bereits den Befehl dazu, ohne vorgängiges Examen, auszuwirken gewußt hatte; reitzte den Grafen empfindlich, und mußte bey ihm eine Wunde zurücklassen, die nie ganz wieder vernarben konnte.

Diese Geschichte enthält sehr charakteristische Züge Herders und bethätigt seine strengen Grundsätze bey Ausübung seines geistlichen Amtes; sie verdient daher hier umständlicher erzählt zu werden. In der Herderschen Amts-Relation heißt es: „der Kirchenordnung des Landes zu Folge ward der Kandidat N. den 21. Sept. (1775) ad Consistorium

pro examine citirt. Er erschien nicht und schickte gerade in der Stunde, da er erscheinen sollte, einen (elend geschriebenen) Verweigerungsbrief.

Er wurde auf den 3. October aufs neue citirt: erschien nicht und entschuldigte sich nicht! Ein Mitglied (des Consistoriums) rückte aber mit einem mündlichen Befehl des Landesherrn heraus: „daß N. ohne Examen ordinirt werden solle."

Hierauf hielt sich Herder amtshalber verpflichtet dem Grafen die wahre Geschichte, und die Gründe anzugeben, warum er diesem landesherrlichen Befehl nicht Folge leisten könne. Der Kandidat war nemlich zu Rinteln examinirt, aber einmüthig abgewiesen und für unfähig zum geistlichen Amt erklärt worden. Der Zufall warf ihm in Hannover das große Loos in der Lotterie zu. Von diesem verwendete er 200 Thaler, um von einem hungerigen hannöverschen Edelmann eine Pfründe zu kaufen. Das Consistorium von Hannover wollte ihn darauf examiniren, erließ ihm sogar die lateinische Sprache und fand sich doch genöthigt, ihn vom geistlichen Amt abzuweisen. Er trotzte: „da er die Stelle erkauft, müsse sie ihm wohl werden!" Als man ihm darüber den Prozeß der Simonie machen wollte, worauf nach dem Landes-Kirchen-Recht Infamie steht, stellte er sich toll, lies sich Wache geben, gab seinen Freund und Unterhändler beym Pfarr-Kauf selbst an, welcher darüber beynahe selbst seine Pfarrey, der Edelmann aber wirklich sein Patronatrecht verlor. Er gieng nach Cassel, wagte es, das Rintelnsche

Consistorium zu verklagen, wurde aber mit seiner Klage abgewiesen und wandte sich nun nach Bückeburg, als Herder eben abwesend, zu Darmstadt war.

Das allgemeine Gerücht sagte: er habe durch ein Anleihen von 4000 Thalern an die gräflich-bückeburgische Rentkammer, die Anwartschaft auf eine Pfarrey erhalten, welches üble Reden gegen die Regierung und gegen den Landesherrn selbst veranlaßte.

Am Schlusse dieser, durch Zeugnisse unterstützten amtlichen Relation bat Herder: „ihm in Rücksicht so vieler schreiendеn Umstände, zu Befriedigung seines Gewissens und Rechtfertigung der Ehre des Landes, nach seiner, in der Kirchenordnung und seinem Beruf ihm aufgelegten Pflicht, das Examen dieses Kandidaten gnädigst zu vergönnen," und fügte in seinem Amtseifer die energischen Worte bey:

„Ewiges Brandmal würde es mir an Stirn und Brust seyn, wenn ich einen zweymal abgewiesenen, einer Infamie bezüchtigten, mir nur durch üble Gerüchte und persönliche Grobheit bekannten Menschen, dessen Fähigkeiten ich nicht geprüft und der nicht zum voraus den Eid der Simonie abgelegt hätte, ordinirte.

Er zeigte zugleich, daß die Kirchenordnung ausdrücklich vorschreibe: keinen Kandidaten zu ordiniren der nicht vorher examinirt worden sey, und

daß damit schreiendes Unrecht zweien andern würdigen und verdienten Geistlichen des Landes zugefügt werden würde.

Hierauf setzte der Graf, in seiner aufgereitzten Empfindlichkeit und von einigen Gegnern Herders berathen, eine vermischte Commission aus Mitgliedern anderer Gerichte zur Untersuchung der Sache nieder. Wogegen Herder in einem Schreiben an den Grafen mit den Worten protestirte: „Daß er kein Ankläger des Kandidaten, kein Fiskal und noch weniger selbst ein Verbrecher sey; sondern nur treu und offen die Fackel der Wahrheit in das Kabinet seines Landesherrn selbst getragen, auch sich freiwillig zu Beweisen alles Gesagten erboten habe, die keine Commission ihm hätte auflegen können! Lieber lege er die ihm von seinem Landesherrn aufgetragene Stelle eines Superintendenten und Consistorialraths sogleich nieder, kraft deren er Mitglied eines immediaten Collegii sey und unter Niemand als unter der höchsten Person des Regenten und seines Consistorii stehe ꝛc. Vor dem Landesherrn oder dem Consistorio wolle er sich stellen und seinen Bericht beweisen, aber nicht als Verbrecher, nicht als Ankläger, oder Angeklagter, sondern als Superintendent, als erstes geistliches Mitglied" ꝛc. —

Darauf erfolgte unterm 17. Oktober aus Auftrag des Grafen die mündliche Anzeige an Herder, durch einen Justizrath: daß eine solche Justiz-Commission nur deßwegen niedergesetzt worden, weil das Consistorium dermahlen nicht vollzählig sey, und der

Kandidat als noch nicht ordinirt, auch sein Forum vor dem Consistorio noch nicht habe. Da er aber diese landesherrliche Verfügung auf eine unangenehme Art empfinde, so habe der Graf die Commission wieder aufgehoben und werde einen andern Weg einschlagen.

Auch schrieb ihm der Graf selbst, der Ausdruck „Anklage" rühre von ihm selbst, nicht von der Justiz-Commission her, indem er geglaubt habe, seine Relation vom 3. October seye eine solche. Er möchte also ein passenderes Wort, als etwa Anzeige, Bericht rc. als substituirt ansehen. Vielleicht habe er geirrt, er seye aber von Unvollkommenheiten, auch grammatischen, nicht frey!"

Ohngeachtet dieser Einlenkung von Seiten des Grafen, fühlte sich Herder nun einmal in seiner Amtspflicht und seinem Charakter tief gekränkt; und ehe er seine weitere Rechtfertigung zu Bewährung seines früheren Amtsberichts aufzusetzen im Stande war, gieng er in so großer Gemüthsbewegung und mit so heftigen Schritten geraume Zeit im Zimmer auf und nieder: daß er eine zufällig in der Hand gehaltene Stange Siegellak, breyweich gedrückt, und die Fußsohlen sich wund getreten hatte! —

Unter dem Rubrum: „den Kandidaten N. N. betreffend, den ich ungeprüft und ungereinigt zum Prediger ordnen sollte und nicht konnte;" führte nun Herder seine Gründe weiter aus, und sagte am Schlusse:

„davon, daß vorher dem Kandidaten der Eid der Simonie abgenommen werde, kann ich nicht abgehen, so lange das Wort dasteht: der Lehrer soll unbescholten seyn, nicht schändlichen Gewinnst treiben; muß ein gutes Zeugniß haben, bey denen die draußen sind, daß er nicht falle dem Lästerer in Schmach und Strick; weiter habe ich mit dieser stinkenden Sache nichts zu thun. Fließe aller Unflath, den fremde Länder ausschäumen, wohin und um welche Procente er wolle; nur werde ich nicht Kanal, wodurch er fließe! Nur werde von mir nicht gefordert, daß ich den beschrienen Unflath vor Gottes Altar und Gemeine, ununtersucht und ungereinigt, als Kirchengold darstelle und preiße!"

Bey dieser Geschichte, die sich mit der Zurücknahme des Befehls des Grafen endigte, und dem Kandidaten in der Folge, das Consilium abeundi zugezogen haben soll, zeigte sich der edle Charakter und der Verstand der Gräfin, gleich groß; während sie in ihrem Innern die schmerzlichsten Empfindungen zu unterdrücken wußte, suchte sie die Ehre ihres Gemahls, der niedriger Handlungen durchaus unfähig war, auf der einen Seite zu rechtfertigen, und auf der andern Herders Pflichtgefühl zu würdigen, seine harten Aeußerungen zu entschuldigen, und beyde Männer mit zarter Hand wieder zu vereinigen.

Kurz vor dieser unangenehmen Begebenheit erhielt Herder unterm 13. August 1775 die vorläufige Vokation aus Hannover: als vierter Professor der Theologie und Universitäts-

Prediger nach Göttingen, mit dem Versprechen eines Gehalts von 700 Thalern, jedoch mit dem unangenehmen Anhang: „sich einem Colloquium bey der Göttingischen theologischen Fakultät vorerst zu unterziehen; und später im December desselben Jahrs, während des Fortgangs der Unterhandlungen wegen Göttingen und seines Kampfes gegen die angehängte Bedingung, eine vorläufige Anfrage von Göthe: ob er die Stelle eines General-Superintendenten zu Weimar annehmen wolle? —

Man hat Herdern damals verleumderisch nachgesagt: er habe sich als „Belletrist," vor dem theologischen Examen gefürchtet, und deßwegen den Ruf nach Göttingen abgelehnt! Es wird daher um so nothwendiger seyn, den ganzen Gang der Verhandlung, wie er zwar dieses Zumuthen anfänglich mit Würde ausschlug, endlich aber doch, durch freundschaftliche Vorstellungen zur Erklärung seiner Bereitwilligkeit zum Colloquium gebracht wurde, und überhaupt die Correspondenz hierüber, die Herders Denk- und Handlungsweise, zugleich aber auch den damaligen Zeitgeist näher beleuchtet, hier wenigstens im Auszug mitzutheilen.

Schon am 21. Jänner 1774 schrieb der Geheime Rath von Bremer in Hannover, an Herdern in Bückeburg: „Wie sehr er sein Genie und Schriften hochschätze und wünsche, ihm nützlich zu seyn; er möchte einmal nach Hannover hinüber kommen und sich allenfalls auf eine da zu haltende

Predigt anschicken." Herder gieng zwar damals auch hin, predigte aber nicht.

Am 25. März schrieb ihm darauf Hofrath Brandes: „Wie sehr seine persönliche Bekanntschaft, seinen Wunsch, ihn auf beständig zu besitzen, neu belebt habe. Dies seyen auch die Gesinnungen Anderer, nur noch nicht mit gleicher Ungeduld verbunden. Das Verlangen sey allgemein, ihn als Kanzelredner näher kennen zu lernen; ob er auf nächste Exaudi eine Predigt in der Schloßkirche halten wollte? Unsre Lokaldenkungsart ist Ihnen nun wohl nicht so ganz fremd mehr; doch darf ich deßfalls so viel noch erinnern: daß Sie unserm Gaumen nicht zu viel zutrauen, und ihm keine zu sehr gewürzte Speise darbieten müssen." Herders Antwort, worin er sich wegen der Predigt entschuldigt, fehlt unter den hierüber von seiner Familie gesammelten Papieren.

Am 10. April schreibt Brandes weiter: „Er danke ihm für seine Freimüthigkeit, und wolle sie ebenfalls dadurch verdienen. Sie wissen daß die offene Stelle zu Göttingen hauptsächlich vom Consistorio abhängt, und der Professor nur ein Nebenstück davon ist. In Ansehung des letztern, habe ich schon den lauten Ausspruch gethan: daß Sie der Mann meines Wunsches und eine Perle für die Universität seyn würden. Darauf hat man mir erwiedert, daß man Sie zwar als Belletristen, aber noch nicht als Theologen kenne ꝛc. Es fehlte mir an gedruckten Beweisen gegen den Unglauben und ich dachte also, wenn ich den, ihrer Meinung nach

noch nicht genug eingesalbten Mann, ihnen von der Kanzel zeigen könnte, so würden doch dadurch einige Schuppen von den Augen fallen. In der Wage, womit ich einen Theologen, ja selbst einen Prediger wäge, giebt zwar eine Kanzelrede nur einen sehr geringen Ausschlag. Hier aber ist die Schale in solchen Händen, die nicht viel mehr als predigen können, und also das Gewicht blos darnach bestimmen. Auch muß ich in dem gegenwärtigen Fall der Homiletik etwas mehr wie sonsten zugestehen und ich dachte, daß eine Predigt von Ihnen schon ein solches Ideal zeigen würde, das selbst Consistorialräthen gefallen und zur Ergänzung des von ihnen der Universität in diesem Stück mehrmals vorgeworfenen Mangels Hoffnung geben möchte. — Er glaube aber doch nunmehr selbst auch, daß man fürs erste es bey der Sache bewenden lasse; die Stelle bleibe offen und würde im nächsten halben Jahr nicht vergeben werden." ꝛc.

Wahrscheinlich in Bezug auf obige Aeußerung Brandes, daß es ihm an gedruckten Belegen seiner theologischen Meinungen fehle, hatte ihm Herder die zum Theil zu jenem Zweck geschriebenen Provinzialblätter an Prediger, und den gerade damals herausgekommenen ersten Band der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts überschickt; und der feine Brandes dankte ihm dafür unterm 23. Juny 1774 mit den sehr richtig wägenden und doch schonenden Worten: „Die Ungeduld womit ich diese Schriften erwartet, hat meinen Blick sofort auf sie geheftet, aber noch zur Zeit nur einen schnell fortschreitenden Blick, der

nur über = nicht durchschauet. Beyde Gegenstände verdienten die Untersuchung eines denkenden, wohl ausgerüsteten und nicht voreingenommenen Kopfes. Diese Eigenschaften zeigen sich gleich auf den ersten Blättern und es war freilich nicht anders möglich, als daß Sie überall vor die Stirnen derer stoßen mußten, die sich so dreist an die Spitze gestellt hatten. Mit minderm Genie und mit weniger Wärme für die Sache, würden Sie vielleicht schonender zu Werke gegangen seyn und ich kann nicht läugnen, daß ich es schon hie und da gewünscht habe. Auf Lärmen müssen Sie sich allezeit schicken und der Haufe ist beträchtlich, den Sie angegriffen haben. Im Ernst kann ich Ihnen, werthester Freund, nicht verheelen, daß ich in den Provinzialblättern weniger Ironie und lyrischen Ton gewünscht hätte. Der simple Haufe sollte sie eben sowohl als der aufgeklärtere mindere Theil der Wahrheitsforscher lesen und die volle Kraft empfinden." 2c.

Nach einem längeren Zwischenraum wird endlich Herdern durch Brandes unterm 13. August 1775 eröffnet: „daß man im hannöverschen Ministerio beschlossen habe, an den König den Vorschlag zu erlassen, ihn zum vierten Professore theologiae ordinario und Universitätsprediger zu Göttingen mit einem Gehalt von 600 Reichsthaler und 40 Reichsthaler Licentgelder jährlich, beydes nach hannöverschem Kassenwerth, die Pistole à 7 fl. anzustellen. Herder möchte nächstens antworten, ob er den Ruf annehmen wolle? Man habe zugleich den Professor Koppe von Mietau berufen, der im

Rang nach ihm stehen auch weniger Gehalt bekommen werde."

Der vormalig gräflich - bückeburgische Rentkammerrath und Polizeydirektor Westfeld, der unterdessen in hannöversche Dienste übergetreten war, schrieb ihm unterm 4. September von Hannover, aus Auftrag des Geheimenraths von Bremer „daß man ihm für einmal einen höhern Gehalt nicht geben könne;" und suchte ihn mit vielen Gründen zur Annahme des Rufs zu bereden. Am 5. September schrieb eben dieses Geheimerath von Bremer selbst. Am 15. Sept. Brandes: „daß das Ministerium vorläufig sein Gehalt auf 660 Reichsthaler erhöht, und ihm 150 Reichsthaler für Reisekosten bestimmt habe."

Herzog Karl von Mecklenburg sagt in einem Brief vom 17. Oktober 1775 von London aus, an einen Ungenannten: „der König habe von der Geschicklichkeit Herders die größte Meinung, inzwischen mache man gegen seine Orthodoxie verschiedene Zweifel und Einwendungen; es hätte daher das Ministerium nochmals über diese Sache eine genaue Prüfung anzustellen und alsdann weitern unterthänigsten Bericht abzustatten. — Mr. de Gemmingen m'a assuré qu'il importoit trop à l'honneur et la glorie du Ministère de faire réussir cette affaire en faveur de notre ami, et que par consequent le Ministère retourneroit de nouveau à la charge, se flattant d'avance d'une heureuse issue.

Voilà

Voilà au juste la situation de cette affaire qui me tient on ne peut plus à coeur et pour la rëussite de la quelle je me fais gloire et un agréable devoir de contribuer autant qu'il peut dependre de moi." —

Frau Ober-Kammerherrin von Löw, sagt in einem Billet an den Leibarzt Zimmermann unterm 19. Nov. „Die Fakultät accordire zwar Herdern die Orthodoxie, table aber seine oft unbestimmten und dunkeln Ausdrücke. Puis on lui impute de ne pas croire S. Jaques et S. Judas les vrais auteurs des Epitres que nous avons sous leurs noms, (Wahrscheinlich ein Mißverständniß, aus seinen Briefen zweyer Jünger Jesu entstanden.) Indessen sey der Vorschlag nach London abgegangen und Hr. von Bremer verliere den Muth nicht."

Auch Hofrath Brandes bittet Herdern unterm 17. Dec. „sich die Geduld nicht vergehen zu lassen, da die Unpäßlichkeit des hannöverschen Ministers in London und der unrichtige Postenlauf die Antwort von da verzögert habe." Zugleich aber eröffnet er ihm nun den wörtlichen Innhalt der von London erfolgten Entschließung dahin: „Da Herder noch keine akademische Lehrstelle bekleidet habe, so würde er zuvörderst den Gradum Doct. Theologiae anzunehmen, mithin entweder dabey, oder doch als zu bestellender Universitäts-Prediger sich einem Examini oder Colloquio bey der theologischen Fakultät in Göt-

tingen zu unterwerfen haben." Diese Bedingung habe man überhaupt für alle Professoren der Theologie und künftige Universitäts-Prediger festgesetzt, fährt Brandes fort; und es seye in vielem Betracht am anständigsten, wenn er diese Formalität, durch Annahme der allemal einen gewissen Glanz gebenden und in der Folge erforderlichen Doktor-Würde, über sich ergehen lasse. Die Inaugural-Disputation selber könne dabey immer noch ausgesetzt bleiben und nur das Colloquium vorangehen. — Alsdann solle kein weiterer Verzug eintreten und alles zu seinem förmlichen Rufe ausgefertigt werden."

Natürlich mußte diese Anmuthung Herdern äußerst kränkend erscheinen, und in diesem Vorgefühl schrieb Leibarzt Zimmermann sogleich durch einen Expressen an ihn, um zu verhindern, daß er nicht etwa auf der Stelle einen Schritt thun möge, der für seine ihm innigst ergebenen Freunde schmerzhaft gewesen seyn würde. „Das königl. Ministerium habe seine Bitte, ihn zum Prof. Theol. zu ernennen, wiederholt an den König gelangen lassen. Die Antwort des Königs, daß er vorerst zu einem Colloquio mit der theologischen Fakultät zu Göttingen solle aufgefordert werden, habe alle seine Freunde zu Hannover äußerst betrübt. Geh. Rath von Bremer, Brandes, der Prinz von Mecklenburg und andere hätten ihn aufgefordert, ihm vorzuschlagen, daß er, anstatt sich zum Colloquio zu stellen, welches Bremern ein Aergerniß seye, lieber gerade hin Doktor der Theologie zu Göttingen werden solle; alle Kosten wolle man ihm in der Folge erstatten. — „Wir

sind gewiß daß Sie Professor werden, wenn nur erst die orthodoxen Theologen Sie zum Doktor gemacht haben." — Er möchte am liebsten selbst schleunig nach Hannover hinüber kommen rc. rc. — Eben dieses schrieb ihm auch am 23. Dec. der Geh. Rath von Bremer.

Herder antwortete hierauf an Bremer oder Brandes, was aus dem nur im Entwurf noch vorgefundenen Brief nicht deutlich ersehen werden kann: „Ein Colloquium zu Göttingen ist mit meiner gegenwärtigen Stelle unvereinbar; es wäre fremde Pflicht in die ich mich einließe. — Ueberdem, worüber soll ich also im dunkeln colloquiren? mit wem? und wem zu gut? ein edleres, freieres, würdigeres, aufklärenderes Mittel wäre ein schriftliches Colloquium über die Punkte, worüber das königliche Ministerium meine Meinung will, worüber ich mich öffentlich erklären und vorm Lichte der Welt besprechen soll rc."

Zimmermann bedauert (unterm 23. Dec.) den ganzen Gang der Sache. „Man glaube zu Hannover allgemein, er seye von Göttingen aus, durch einen gewissen Hofprediger beym König nachtheilig und heterodox geschildert worden." Brandes gesteht (am 30. Dec.) „daß dem Ministerium die königliche Antwort auffallend gewesen, da es sonst gewohnt sey, die königliche Entschließung auf gemachte Anträge ohne einigen Rückhalt zu vernehmen; entschuldiget aber die königl. Sorgfalt für Reinigkeit der Lehre auf der Akademie; räth zur Annahme des Doktor-Grades, als dem natürlichsten und am wenigsten auffallenden Ausweg und mißbilliget Herders Vorschlag schrift-

licher Colloquien, wofern er nicht eine ganze Dogmatik schreiben wolle! Denn bey jenen würde man immer einwenden, daß er über den und diesen Lehr-Satz seine Meinung doch nicht entdeckt habe 2c. Ueberdenken Sie die Sache noch einmal recht, und zeigen Sie mir ein hinreichendes Mittel, um auch über diesen rauhen Weg zum Ziele zu gelangen. Die Ausweichung eines mündlichen Colloquii könnte bey gewissen Leuten noch viel nachtheiliger wirken 2c."

Hierauf antwortete Herder unterm 5. Jenner 1776 an Brandes noch etwas bitterer; und sagt unter andern, in Rücksicht auf seine zu Göttingen und beym Consistorio zu Hannover verdächtige Orthodoxie: „Pro tempore Prediger der Grafschaft Schaumburg-Lippe bin ich auf die Augsburgische Confession berufen, und als Superintendent und geistlicher Consistorial-Rath gar bestellt, über die rechtglaubige Lehre nach den symbolischen Büchern in diesem Lande zu wachen und Kandidaten und Prediger dazu anzuhalten; darüber habe ich Bestallung, Eid und Pflicht. Wer also meine Orthodoxie anficht, ficht meine gegenwärtige Stelle, Ehrlichkeit bey Amt und Eide, Landestreue und Gewissen an. Der dunkle Verläumder trete hervor und zeihe mich Ketzer; so lange ist er Verläumder! Verläumder eines fremden Superintendenten, der auf dieselbe Pflicht geschworen, auf die er schwören mag, dessen Treu und Glauben er also im Amte schmähet. Dazu schrieb ich den neulichen Brief, und dazu müßte ich, falls meine Bitte keine Erhörung fände, mich an das königl. Ministerium oder den König von Großbrittanien selbst

wenden! Es ist die Sache meiner Ehre, meiner Landespflicht, meines guten Namens ꝛc." —

„Schimpflich und unpassend hingegen, so viel ich einsehen kann, eine Orthodoxal-Citation nach Göttingen, mit welchem Namen man sie auch decke! Der fremde Superintendent soll, ehe er Amt und Ruf hat, nach einer ausländischen Universität ziehen, die Orthodoxie seines Hirns untersuchen zu lassen! Welche Beziehung hat er mit der ausländischen Universität? Wann hat er ihr das Recht eingeräumt, über ihn urtheilen zu können? Welch ein Gesetz, welche Veranlassung sollt' es ihm zur Pflicht machen, seine Orthodoxie von ihnen, von ihnen! stempeln zu lassen? In meinem Lande hat noch Niemand an meiner Orthodoxie gezweifelt; wer in einem andern daran zweifelt der citire mich nicht vor sich, sondern trete auf, mich meiner Ketzerey zu überweisen! Die Zeiten sind vorbey, da man, mit dem Kopfe in der Hand, nach Rom wallfahrtete, um sich orthodoxiren zu lassen, und wenn sie noch wären, so ist Göttingen das Rom schwerlich. Einem sogenannten Colloquio der Orthodoxie wegen, d. i. einem inquisitorischen Ketzer- und Knaben-Verhör ausweichen, fein und blöde ausweichen, darf ich also nicht: ich werfe es mit Befremden von mir ꝛc.!"

„Aber — wendet man ein — ich habe noch auf keiner unbescholtenen Universität als Professor gelehrt!" und auch auf keiner bescholtenen! Ein königl. Ministerium wußte dieß, ehe es mir den Ruf antrug. Vor fünf Jahren, da ich noch weniger

in der Welt bekannt war, als jetzt, wurde mir auf einer Streit- und Orthodoxie-berühmten Universität (Gießen) der Ruf als zweiter Professor der Theologie, als Prediger und Superintendent angetragen, den ich ausschlug, und mich dessen in keiner Zeitung einmal rühmte. Niemand kam's ein, daß ich nicht schon auf einer unbescholtenen Universität gelehrt habe; käme es allen Universitäten ein, so müßten sie aussterben, oder wie Phönixe sich verjüngen." —

„Und noch keine eigentlich dogmatische Schriften herausgegeben. — Mir ists einerley wofür man meine Schriften halte; genug, der Zweck von drey oder vier ist, Orthodoxie, wahre Theologie herzustellen, gerade dem Strom des deistischen Jahrhunderts unsrer unrechtglaubigen Theologen entgegen; und vielleicht kömmt die Zeit, die da sagt, daß meine undogmatischen Schriften dieß tiefer und wurzelfester gethan, als hundert Spinnweben von Dogmatiken und verjährten Kalendern. Es ist neu für mich, daß, um orthodox zu seyn, man eine Dogmatik müsse geschrieben haben; *) eben hinter sie haben sich alle Ketzer versteckt, so wie aus ihr alle Ketzereyen entstanden. Nicht eigen fabricirte Dogmatiken sind, nach Deutschlands Gesetzen, das Siegel der Orthodoxie, sondern Confessionen, die Confes-

---

*) Unter seinen Entwürfen zu Arbeiten hat man ein vollständiges Heft: „Grundriß zu Vorlesungen über die Dogmatik" vorgefunden; das wahrscheinlich um diese Zeit von ihm geschrieben worden ist.

sionen Deutschlands. Wer auf diese zusagt, muß so lange orthodox gelten, bis man ihn als Fulsarium bezüchtiget; und dieß thue man mir! Ich will zeigen, daß ich mit Herz und Mund auf symbolische Bücher geloben kann, was viele nicht können. — Genug, was ich geschrieben, war bekannt, ehe man mir den Ruf antrug, und seitdem habe ich nichts geschrieben. Und wird mir auf Zusage und Confession nicht getraut, worauf sollte mir denn getraut werden? Fleuch unwürdiges Lehramt, wo jedes meiner Worte dem Wahn und Gutdünken oder gar der dunklen Anklage und Verläumdung eines Etwelchen, den ich nicht kennen soll, ausgesetzt seyn sollte! nicht Amt eines Lehrers wärest du, sondern eines treu- und hirnlosen Knaben, dahingegeben dem Wahn jeder dunkeln Kabale!" —

„Mir bleibt also nichts, als die Gerechtigkeit Sr. königl. Majestät anzuflehen, daß mir meine Ankläger und die Punkte ihrer Anklage mitgetheilt werden; sodann urtheile der König oder die Welt! rc. rc." —

Bald darauf lies ihm Geheimerath von Bremer den Wunsch durch Zimmermann unterm 11. Jenner 1776 nochmals wiederholen: sich zum Doktor promoviren zu lassen, oder zu einem Colloquio sich zu stellen. „Er solle versichert seyn, daß nicht nur solche Colloquia, wenn man zu einem geistlichen Amt gelangt ist, oder dazu gelangen soll, zu Hannover in Jahrhundert alter Uebung seyen; daß es keine Falle seye; daß man den Theologen zu Göttingen das Nöthige insinuiren werde; daß er dieselben mit

ein paar guten Worten ganz gewinnen, und die Ernennung zum Professor der Theologie die Folge des Colloquii oder der Doktor-Promotion seyn werde. — Das Ministerium seye ihm von Herzen gut, Bremer besonders liebe ihn mit väterlicher Liebe und wünsche nichts so sehr, als ihn in Göttingen zu haben; es handle nicht ungerecht gegen ihn, sey aber gezwungen, so zu handlen, weil man den König gegen ihn eingenommen habe; und der König bleibe immer bey seinen ersten Entschlüssen. Zu dem Doktorhut wolle das Ministerium die Kosten hergeben, auch der theologischen Fakultät zu Göttingen befehlen, über alles, was bey dem Examen geredet werde, Protokoll zu halten und dieses Protokoll nach Hannover zu schicken. Westfeld habe Ordre, nächster Tagen mit ihm an der Gränze sich mündlich zu unterreden, und ihm die Schwierigkeiten zu benehmen, auch ihm vollkommene Sicherheit gegen alle Chikanen und Consequenzenmachereyen zu versprechen, so wie die bestimmte Erwählung. Brandes zweifle gar nicht daran, daß Herder nicht kommen werde, weil er gewohnt sey, deutsche Gelehrte alles thun zu sehen, um Professoren in Göttingen werden zu können ꝛc." *)

Brandes selbst suchte Herdern zu besänftigen und ihm darzuthun, daß das mündliche Colloquium

*) Hippels „Zimmermann I. und Friedrich II." wird manchem Leser bey diesen stolzen Worten ins Gedächtniß kommen.

nicht das mindeste Nachtheilige für seine Ehre habe; der Wille des Königs werde damit buchstäblich erfüllt und es könne dann nichts weiter mehr gesagt werden.

Endlich, bey einer mündlichen Unterredung mit Westfeld, ergab sich Herder ein Colloquium einzugehen und versprach auch, auf der Hin- und Herreise zu Hannover zu predigen. Brandes bezeugte ihm darüber unterm 27. Jänner sein und des königl. Ministerii größtes Vergnügen, „nicht nur weil es seine Aufnahme zu Göttingen noch immer recht sehr wünsche, sondern weil es bey den dagegen erregten Schwierigkeiten sich selbst interessirt halte.“ Er solle nur die ihm beliebige Zeit bestimmen.

Noch am 31. Jänner schrieb Herder an Zimmermann: „er seye zu dem sauren Gang nach Göttingen fertig!“ Allein, am folgenden Tag erhielt er den sehr ehrenvollen Ruf nach Weimar, worüber ihn Göthe schon im December vorläufig sondirt hatte, und man kann denken, daß er unter diesen Umständen mit frohem Herzen nun Ja dazu sagte! — Mit Göttingen war nun auf einmal alles aus! Zuerst schrieb er es im Vertrauen an Zimmermann, der die Nachricht mit dem tiefsten Schmerz vernahm, da er Herdern mit der wärmsten Liebe ergeben und eifrigst darauf bedacht gewesen war, alles am Ende zu seiner Ehre und seinem Triumphe durchzusetzen:

Auch Brandes schrieb noch unterm 24. März 1776 nach einer Abwesenheit von Hannover an Herder: „Er beklage es von Herzen, daß die große

Hoffnung, die er von seinem Ruf nach Göttingen geschöpft, vereitelt werden müsse; auch von dem Königl. Ministerium versichere er ihm der gleichen Empfindung." Eben dieses schrieb Bremer, aufrichtig theilnehmend, meinte aber doch für sein Genie und seine Gelehrsamkeit wäre das größere Theater zu Göttingen weit passender gewesen, als das kleinere zu Weimar. Es sey wahr, daß der Eingang zur Göttingischen Professur ihm durch seine Feinde und Neider sehr erschwert und verleidet worden; aber so gefährlich, wie er sich's vorgestellt, wäre das Colloquium nicht gewesen, und seine Gegenwart würde ihm einen völligen und leichten Sieg über jene verschafft haben. Da es aber die göttliche Vorsehung anders bestimmt habe, so gehe die Sache gewiß nicht ohne Grund also, und der Weg nach Göttingen seye ihm vielleicht nicht auf immer verschlossen."

Heyne nahm an dem allem, unter der Hand, den lebhaftesten Antheil, und that alles, was Gründe und Freundschaft vermögen, um Herdern zu stimmen, daß er sich die geforderten Bedingnisse gefallen lasse. Er machte ihn mit der innern Geschichte der Unterhandlung bekannt — „Reissen Sie mich nur einmal, schrieb er ihm unterm 15. Februar 1776, mit einem Wort aus meiner fast unerträglichen Unruhe, wozu Sie sich entschlossen haben?" (Ob nach Weimar oder Göttingen?) „Das Ministerium hat sich in eine solche klägliche Lage gesetzt, daß es ganz von der Vorschrift aus London abhängt; und so waren alle Versuche hier etwas zu ändern vergeblich. Das Einzige bleibt, daß Sie gerade zu Doktor werden, so ist alles am Ziel. Wollten Sie

aber dem Ruf nach Weimar folgen; so werde ich freilich dreyfach trostlos seyn, aber Gott! ich liebe Sie um Ihrer selbst willen zu sehr, als daß ich nicht Ihr eigen Bessersehn dem Meinigen vorzöge. Uns hier widerführe, was recht ist; und wir verdienten doch immer noch mehr."

Nachdem Herder auch an Heyne seinen Entschluß, den Ruf nach Weimar anzunehmen, eröffnet hatte, schrieb dieser ihm in der trübsten Stimmung über den Tod seiner ersten Gattin, unterm 8. März 1776. „Ihr Schreiben nimmt mir also Alles. Es hat nicht seyn sollen. Und der, der das Gewirr menschlicher Thorheiten durchschaut, wird es wissen, warum? Indessen für mich, Adieu mit allem, was meiner Seele noch eine Feder hätte ansetzen können, diesseits des Grabes zu fliegen. Indessen übereilen Sie nichts in Beziehung auf Göttingen, Sie stellen sich alles gefährlicher und schwärzer vor, als es ist. Nichts ist gegen Sie angeführt, als: man könne Sie keiner Ketzerey zeihen; man verstände Sie auch nicht genug dazu; Sie hätten auch noch keine eigentlich dogmatischen Schriften geschrieben; einige Sätze kämen vor, die wider die symbolischen Bücher liefen rc." — Alles Zureden war jedoch vergeblich und Herder war für Göttingen, durch ungeschickte Leitung, nun einmal verloren.

Aber auch zu Weimar erhoben sich Anstände gegen seine Anstellung. Ein Geistlicher der dortigen Stadtkirche hatte bereits von zwey Regierungs-Mitgliedern die General-Superintendur zugesagt erhalten! Nun wurden also Gerüchte in der Stadt verbreitet;

„der neue General-Superintendent seye kein Geistlicher; könne nicht predigen; glaube nicht an Christum rc. rc." — Auch der Weimarer Stadt-Rath, der das Recht besitzt, den General-Superintendenten als Ober-Pfarrer zu wählen (beyde Stellen sind in ökonomischer Hinsicht vereinigt) bestand wenigstens darauf, daß der neue Ober-Pfarrer zuerst nach Weimar kommen und predigen solle; damit man ihn erst kennen lerne. Die Unterhandlungen darüber verzogen sich vom März 1776 bis in den Monat Juny, wo denn in Weimar entschieden wurde: daß Herder keine Probe-Predigt zu halten, sondern auf Michaelis sein Amt daselbst wirklich anzutreten habe.

In dieser schweren, den Kampf des Abschieds von Bückeburg vorbereitenden Zwischen-Zeit, sank auch der gute Genius der Herderschen Familie, die Gräfin Maria, an einer schnellen Auszehrung ins frühe Grab! — Fast unerwartet, für ihren Gemahl, dem sie ihre Leiden sorgfältig zu verbergen wußte, aber von Herder und seiner Gattin, mit unterdrücktem Schmerzgefühl schon ein halbes Jahr vorausgesehen! Sie starb am 16. Juny 1776 und wurde auf dem Landsitz Zum Baum feierlich beygesetzt. Herder sprach an ihrem Grabe das Gebet, das in seinen Werken zur Religion und Theologie abgedruckt ist. Ihr Grabmal, mit der Innschrift vom Grafen verfaßt, steht abgebildet in Theod. Schmalz Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm. Hannover 1783. Die Innschrift ist auch in den „Erinnerungen" abgedruckt.

Im Sommer 1776 wurde Herdern sein zweiter Sohn, August, gebohren; und fünf Wochen nach-

her schickte er sich mit seiner Familie zur Abreise von Bückeburg nach Weimar an. Der Graf, der durch den Tod seiner Gemahlin in den beklagenswerthesten Zustand versetzt wurde, entließ Herdern achtungsvoll und mit gegenseitig tiefer Rührung. Er folgte seiner Gemahlin schon im Jahr darauf am 10. Sept. 1777 in die Welt des Lichtes! Noch im Sommer vor seinem Hinscheiden ließ er Herdern von Pyrmont aus mit seiner Equipage zu sich abholen, unterhielt sich mit ihm nur allein von der verstorbenen Gräfin und nahm für immer von ihm Abschied! —

Auf der Hinreise nach Weimar, blieb Herder mit seiner Familie acht Tage zu Halberstadt bey Freund Gleim. Dieser gab seinen vollen Beyfall zur Wahl Weimars gegen Göttingen, und meinte, ein genialischer Mensch könne in dem Pandaemonion einer Universität, dem Sitz des Brod-Neids und der Kabalen der Gelehrten niemals glücklich leben. Er wünschte Herdern nach Klosterbergen oder nach Berlin in die Akademie. „Der Preuße Herder, meinte er, sollte seinem Vaterlande angehören." Diesen Wunsch hegte Gleim fortwährend und hoffte als guter Patriot, ihn in der Folge vielleicht noch erreichen zu können.

Herders Leben in Weimar bis zur Reise nach Italien. Vom October 1776 bis August 1788.

Bey finstrer Nacht, und unter dem starken Zuruf des Nachtwächters: „Eins ist Noth! ach Herr, dieß Eine lehre mich erkennen doch!" — zog Herder mit seiner Familie Abends 9 Uhr, am 2. October 1776 in Weimar ein!

Geistlicher Neid und Verketzerungssucht kamen ihm auch hier entgegen! Zwar wurde er vom Herzog und der Herzogin, so wie von der Herzogin Mutter sehr gut und gnädig, und von Göthe, als treuer, liebender Freund aufgenommen. Auch die weltlichen Autoritäten empfingen ihn höflich und mit Achtung, nur bey der Geistlichkeit bemerkte er eine gezwungene Unterwürfigkeit, die ihn befremden mußte und nichts gutes ahnden ließ.

Alles war in Weimar voll Erwartung auf seine Antritts-Predigt; er hatte den 20. October dazu bestimmt. — Vorher aber wurde er, am 15. Oct. im Ober-Consistorium als Consistorial-Rath eingeführt und verpflichtet. Nach der Eides-Ablegung las ihm der Präsident ein Rescript vor, nach welchem der ersten Klasse seiner Gemeinde, die eigentlich allein seine Gemeinde ausmachte, die Wahl ihres Beichtvaters frei gegeben wurde!

Gegen diese, den Worten seiner Vokation widersprechende, ganz das Gepräge einer einseitigen geistlichen Chikane an der Stirne tragende Lossagung der Gemeinde von ihrem geordneten Beichtvater; äußerte er sogleich vor dem ganzen Collegium dem Präsidenten seine befremdende Empfindung; worauf ihm dieser antwortete: Der Ausdruck in der Vokation: „auch höret er die Beichte derjenigen von der ersten Klasse," seye dahin zu verstehen: „wofern sie nämlich ihm beichten wollten" und drückte also damit dem Verfahren gegen ihn, den schon bezeichneten Stempel einer Chikane noch deutlicher auf! —

Noch an demselben Tag schrieb Herder darüber an den Herzog und an Göthe: „daß er unter dieser Kränkung, indem man ihm damit seine Gemeinde nehme, sein Amt nicht antreten werde." — Der Herzog und Göthe waren zufällig nicht in der Stadt, und der erste Geheime Rath, der das Ganze absichtlich so veranstaltet zu haben schien, wollte es auf das Aeußerste ankommen lassen; allein Herder blieb standhaft auf seinem Entschluß, bis endlich, noch am Sonnabend Nachmittag um 4 Uhr, wo Herder am andern Tage seine Antritts-Predigt halten sollte; die herzogliche Resolution erfolgte: „daß seine Gemeinde bey ihm als ihrem Beichtvater bleibe." — Seine hierbey bewiesene Festigkeit wurde bekannt und erwarb ihm bey einem großen Theil des Publikums Hochachtung; bey Manchen aber auch den unverdienten Vorwurf eigennütziger Pfafferey!

Mit etwas angegriffenem Gemüth hielt er nun am folgenden Morgen seine erste Predigt. Die Kirche war gedrängt voll und der Eindruck allgemein überraschend! Man hatte unter dem Volke verbreitet, er könne nicht predigen. Nun hörte man nur eine Stimme des Sieges der Wahrheit. Dem ungeachtet unterließ der geistliche Neid nicht, die absurdesten Sagen über sein öffentliches Benehmen selbst bis nach Berlin zu verbreiten, wo man sich erzählte: Herder reite nach jeder Predigt dreymal um die Kirche in Weimar herum und dann zum Thor hinaus! Er selbst schrieb an Hartknoch, zu dem ähnliche Gerüchte gelangt waren: „Glaube solchem Geschwätz nicht, lieber Hartknoch! oder schreibe mir's wenigstens nicht; von meinen Predigten in Stiefeln und Sporn, in galonirten Kleidern rc. wer wird da nur eine Feder ansetzen um zu widerlegen! Ich lebe im Strudel meiner Geschäfte, einsamer und zurückgezogener als ich in Bückeburg nur gelebt habe und stehe in Doktor Luthers Priester-Rock und Chorhemde, wo die andern stehen." —

Den ersten Winter seines Aufenthalts in Weimar widmete Herder größtentheils der näheren Bekanntschaft mit seinen Amts-Geschäften. Eine fünfjährige Sedisvakanz hatte die Stelle um ihr altes Ansehen, aber auch um mehrere Geschäfts-Zweige und Einkünfte gebracht. Zur Wieder-Erwerbung dieses Verlustes konnte er nur allmählig und nur unter verdrießlichen Kämpfen gelangen.

Alle Kirchen- und Schul-Einrichtungen waren damals auch in Weimar, wie beynahe überall, gering

gering geschätzt; der geistliche Stand und dessen pedantische Stuben-Gelehrsamkeit häufig gegen den kräftigen Naturzustand des Jägers oder Soldaten verglichen, lächerlich gemacht. Daher auch Herder, den man anfangs für einen leichtsinnigen Weltmann hielt, zu diesen Ansichten umgestimmt werden sollte. Allein er blieb seinem geistlichen Beruf, seinen Grundsätzen über Moralität, Religion und Wissenschaft, und den dafür gegründeten Erziehungs-Anstalten unerschütterlich getreu.

Seine Amts-Geschäfte bestanden in den gewöhnlichen Verrichtungen eines Predigers und Beichtvaters und nebenbey in einer höchst unangenehmen Revision einer beträchtlichen Anzahl von Kirchenrechnungen seiner Diöces. Beynahe täglich mußte er die Beschwerden der Geistlichen und Schullehrer anhören, ohne sogleich helfen zu können. Von der ganzen Staatshaushaltung mußte er sich genauere Kenntniß verschaffen, um so manchfaltige Klagen beurtheilen zu können, und so wenig Talent er für solche Geschäfte in sich fühlte, so hielt ihn doch der Gedanke dabey aufrecht und thätig, daß er hier so manchem Gedrückten nützlich seyn könne! Die Landgeistlichen überzeugten sich auch sehr bald von seiner Gerechtigkeitsliebe und von der Billigkeit seiner Aussprüche.

Im Consistorium, wo er Sitz und Stimme hatte, war aus der veralteten, ihrer Falten wegen noch geehrten Form, der Geist längst entflohen! — Seine Collegen hielten ihn für einen gefährlichen

Feste, Concerte, Schauspiele, Vorlesungen und andere gesellschaftliche Unterhaltungen veranstaltet, woran auch Herder meist Antheil nahm. Die junge, ernste Herzogin Louise, (geborne Prinzeßinn von Darmstadt) hörte Herders unterrichtende Gespräche gerne und nahm bey ihm Unterricht in der lateinischen und englischen Sprache. Sie ehrte besonders seine strenge Moralität; und das Wohlwollen dieser Fürstin, so wie der Herzogin Mutter wuchs mit jedem Jahr.

Die schönsten geselligen Abendstunden fand man damals gewöhnlich bey der Herzogin Mutter, die geistvolle Männer gerne um sich her versammelte. Vorlesungen aus alten und neuen Dichtern der Griechen und Italiener, oder von Shakespeare, Lessing, Göthe, Wieland, Herder, Einsiedel und Knebel, auch zuweilen Gespräche über Kunst, Literatur und Politik, gaben Stoff zu diesen interessanten Abendunterhaltungen. Verständige Männer konnten hier, auch über die Weltbegenheiten, ihre politischen Meinungen, Bemerkungen, Hoffnungen und Besorgnisse, so sehr sie auch damals schon von einander abweichend waren, mit anständiger Offenheit äußern. Auch auf ihren Sommerlandsitzen zu Ettersburg und Tieffurt sah die verwittwete Herzogin häufig dergleichen belehrende und unterhaltende Vereinigungen ausgezeichneter Männer. In jedem dieser kleinen Cirkel bezeugte sie gegen Herder eine besondere Achtung und ein unumschränktes Vertrauen in seine Urtheile, so wie in seinen Charakter.

Beyde Herzoginnen nahmen auch an seinen häuslichen Freuden und Leiden vielen Antheil; und der junge regierende Herzog selbst gab ihm öftere Beweise seiner wohlwollenden Gesinnungen: so daß diese angenehmere Seite seiner Verhältnisse ihm Aufmunterung und Ersatz gewähren mußte, für so manches Unangenehme, das er im Wirkungskreis seiner Amtsverrichtungen zu erfahren hatte. —

Unter der Zahl seiner damaligen Freunde in Weimar, (Göthe war mehrere Jahre abwesend, in Italien,) stand Wieland oben an, dessen gutmüthige Seele sich sehr bald an Herder, so wie beyder Familien, sich herzlich an einander anschlossen. Kamen auch hier zuweilen Mißklänge vor, so waren sie nur von kurzer Dauer. Beyde achteten sich als Männer von eigenthümlichem Werth, zu sehr, als daß sie nicht bey aller Verschiedenheit der Ansichten, sich dennoch als hervorragende Naturen einander geistig verwandt erkannt hätten. Wieland ward aber auch Hausfreund Herders im engern Sinn: wo dieser, ohne alles Vermögen, in den ersten Jahren zu Weimar zuweilen in peinliche Geldverlegenheiten gerieth, da wußte jener, durch kleine Anlehen wohlthätig auszuhelfen.

Unter die übrigen beynahe täglichen Gesellschafter und Freunde Herders gehörte vorzüglich: Baron von Knebel aus Anspach, der damals am Weimar'schen Hofe lebte, und angenehmes Dichtertalent mit edlem Charakter und liebenswürdigen Eigenschaften in der Gesellschaft verband, ferner Graf Görz, der Erzieher und Reisegesellschafter des

jungen Herzogs Karl August, nachheriger Hofmeister der jungen Herzogin Louise, bis er in seine grössere diplomatische Laufbahn eintrat; und Bergrath von Einsiedel, als gelehrter und origineller Kopf bekannt, der Herdern vorzüglich in den ersten Jahren seines Lebens in Weimar, durch geistreiche und vertrautere Unterhaltungen, besonders über seine Lieblingswissenschaft, die Chemie, deren neuere Entdeckungen ihm bekannt waren, aufmunterte und sich gleich jenen, bis zum Grabe als Herders treuer Freund bewies.

Mit dem damaligen Kur-Mainzischen Stadthalter zu Erfurth, nachherigen Fürsten Primas und Großherzog von Frankfurt Karl Theodor von Dalberg, kam Herder um diese Zeit in freundschaftlichen Briefwechsel.

Unter vielen Freundinnen des Herder'schen Hauses in Weimar, zeichnete sich Fräulein von Wolgstädt, Verwandte der Frau von Beschefer zu Bückeburg, bey allen häuslichen Vorfällen hülfreichtheilnehmend aus.

Von den Amtsgenossen Herders, schlossen sich schon in den ersten Jahren: Stiftsprediger Weber und der nachherige Consistorialrath Günther, den Herder als seinen Zögling ansehen konnte, näher an ihn an. Diese waren beynahe die Einzigen, denen er sich über Theologie und Amtsgeschäfte offen mittheilen konnte. Beyden suchte er seine Grundsätze und sein Streben: „Für das Ganze thätig zu seyn" immer mehr einzuflösen; auch sind

beyde ausgezeichnet thätige Männer in ihrem Berufe geworden.

Bey einem schweren Anfang im eigentlichen Beruf, fand Herder in seinen übrigen Geistesarbeiten, in seinem innern Genius, der ihn stets zum Fortschreiten nach einem höheren Ziel antrieb, Aufmunterung und Trost. In diesen Beschäftigungen und in dem Umgang mit Gattin, Kindern und Freunden, fand er sein stilles häusliches Glück.

Während dieser schönsten Blüthe seines Lebens, in den Jahren 1778 und 1779 unternahm er nun auch die wirkliche Ausführung eines sehr glücklichen früher schon gehegten und gepflegten Gedankens: die originellsten und beliebtesten Lieder verschiedener Nationen, mit jener ihm eigenen Treue und Lebendigkeit in unsre Sprache zu übertragen und herauszugeben. Der erste Theil dieser Volkslieder, kam im Jahr 1778 und der zweite Theil im folgenden Jahr im Druck heraus. (B. 24. Stimmen der Völker in Liedern.) Der nachmalige Königl. Preußische Gesandte Siegmund von Sekendorf, setzte mehrere dieser Lieder in Musik. Als unbestochnes Urtheil über diese Volkslieder mögen hier die Worte A. W. Schlegels stehen: „Herder hat die Volkslieder der verschiedensten Nationen und Zeitalter mit gänzlicher Reinheit von aller Manier und poetischem Schulwesen, jedes treu in seinem Charakter übertragen. Diese Sammlung, wo die eigensten Naturlaute mit allseitiger Empfänglichkeit herausgefühlt sind, ist einzig in ihrer Art.“

Auch seine „Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten des Morgenlandes, nebst 44 alten Minneliedern,“ womit er das mißkannte, durch Allegorien und Mystik so verunstaltete Lied Salomonis, in seiner kindlichen Naivität, Zartheit und Unschuld darstellte, zugleich aber auch den süßesten Liedern Anakreons und Catulls und den noch süßern der Sakontala an die Seite setzte, und damit den Verehrern der Bibel und folglich wohl auch den Theologen, einen wesentlichen Dienst erzeigte, so wie seine „Bemerkungen und Träume vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele.“ (B. 8. Seele und Gott, pag. 4 — 92.) und seine „Plastik: einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume.“ (die jedoch größtentheils schon in den Jahren 1768 — 70 geschrieben waren, B. 27. über römische Literatur, pag. 232 — 347.) kamen im nemlichen Jahr heraus; ferner wurde ihm in demselben Jahr von der Baierischen Akademie der Preis für die Schrift zuerkannt: Von der Wirkung der Dichtkunst auf die Völker. (B. 25, Blumenlese, pag. 361—454.)

Im Jahr 1779 schrieb er „Maran-Atha; das Buch von der Zukunft des Herrn“ (oder die Offenbarung Johannes) und erhielt im nemlichen Jahr zum drittenmal den Preis der Berliner Akademie für die Schrift: Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf

die Regierung. (B. 7. Postscenien, pag. 261 — 400.)

Bey dieser Gelegenheit gab ihm die Berliner Akademie, die ihn gerne zu ihrem Mitgliede gehabt hätte, den vertraulichen Wink, sich deßhalb an den König zu wenden. Allein sein Gefühl widerstrebte dem eigenen Nachsuchen um eine solche Gnade; es unterblieb daher bis zum Jahr 1787, wo ihm unterm 23. August die Akademie das Diplom ungesucht übersendete. Am 10. Febr. 1789 wurde er auch in die dortige königl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften als Mitglied aufgenommen.

In den Jahren 1780 und 1781 schrieb er die Briefe: Ueber das Studium der Theologie, in zwey Bänden, und um diese Zeit erhielt er auch von der Münchner Akademie zum zweitenmal den Preis für die Schrift: Von dem Einfluß der schönen, auf die höheren Wissenschaften (B. 25. Blumenlese p. 337 — 360.) Der edle Geist, der in dieser Schrift athmet, verdient allgemeiner Geist zu seyn; denn es gibt kein schöneres Ziel für Wissenschaft und Kunst: als, „daß der Geist hell, die Phantasie wohlgeordnet, der Ausdruck durch Wahrheit schön, geschmückt durch Einfalt werde, daß aber vor allem in ihnen der Sinn sich bilde, die Menschheit überall zu lieben und ihr wahres Gute zu befördern!" —

Die Bekanntschaft Herders mit dem jungen Georg Gottfried Müller von Schaffhausen, seinem nachmaligen Freund und Herausgeber eines

Theils seiner Schriften und der Gattin Erinnerungen aus seinem Leben, dem Bruder des Johannes von Müller, fällt ohngefähr in diese Zeit. Der junge Müller hatte im Jahr 1780 eine Fußreise von Göttingen nach Weimar gemacht, um Herdern dort zu sehen, ihn über seine Studien um Rath zu fragen, dessen Schriften ihn schon zwey Jahre vorher wunderbar angeregt, und seinem Geist einen ganz neuen Schwung gegeben hatten.

„Herder empfing mich freundlich, erzählt Müller selbst, und bald kam die Rede auf meine Studien. Ich fragte ihn über verschiedenes um seinen Rath. Ein heiteres Lächeln verklärte sein Gesicht, er stund auf, holte aus einem Schrank ein Buch, gab mir's und erbot sich mir, über alles zu schreiben, was ich weiter zu wissen wünschte. Es war der erste Theil der Briefe über das Studium der Theologie, worinn er so schön und auch noch für die jetzige Zeit so wahr und treffend sagt: „Es bleibt dabey, das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit ist das Studium der Bibel, und das beste Lesen dieses göttlichen Buchs ist menschlich." — Nur eine Stunde vorher hatte er dieses erste Exemplar von dem Verleger erhalten; und es mußte ihn sehr freuen, gleich in der nächsten Stunde einen Jüngling zu finden, für den es, so zu reden, eigens geschrieben war und der es gewiß mit Lernbegierde und mit dem herzlichsten Dank von seiner Hand empfing. Alle Fragen, die ich an ihn thun wollte, und noch viel mehr, waren darinn voraus beantwortet. Wie mir zu Muthe war und meine Empfindungen dabey, drückt Klopstocks Ode an Bodemer: „der

die Schickungen lenkt," ganz aus. — Von dieser Stunde fieng sich unsre Freundschaft an, und wurde noch ester begründet, als ich den ganzen Winter von 1781 auf 1782 in seinem Hause in Weimar lebte. Ewig unvergeßliche Tage! wo Herder auch meinen Bruder Johannes kennen lernte, der mich von Cassel aus besuchte." Dieser schrieb gleich darauf von Cassel, mit lebhaftem Dank-Gefühl an Herder: „Es ist unnöthig, Ihnen meine Gedanken über Weimar zu sagen, denn Sie haben sie gesehen, was aber nicht möglich war zu sehen, ist mein Schmerz, daß ich Sie, daß ich Ihre Frau, ja Ihre Kinder verlassen mußte. Nie hat mich in einem Hause so alles eingenommen, und ich sah nie eines in diesem Grad für erste und fröhliche Augenblicke so gleich gut gestimmt, nie einen Gelehrten, der so ganz gewesen wäre, wie der Weise seyn soll und wie der Verständige zu seyn wünscht." —

Dieses doppelte Freundschaftsband mit den beyden edlen Brüdern erhielt sich, so lange Herder und seine Gattin lebten und hat sich auf die Kinder fortgepflanzt. Durch die Besorgung der Herausgabe seiner Werke haben beyde Brüder gegen den Verstorbenen eine schöne Pflicht erfüllt!

Herders Gattin selbst spricht von diesen Verhältnissen in den gerührtesten und schmeichelhaftesten Ausdrücken und glaubt, daß manche unvollendete Arbeit Herders, durch Aufmunterung und Zusprache Georg Müllers, der gleichsam als der liebende und geliebte Sohn des Hauses betrachtet wurde, vollendet worden wären, wenn dieser noch in spätern Jahren

um ihn hätte seyn können. Mit Bescheidenheit bemerkt dabey Georg Müller, daß er wenigstens zur Herausgabe des 4ten Theils der Philosophie der Geschichte, durch seine wiederholten Vorstellungen beygetragen zu haben glaube.

Im Jahr 1782 und 83 kam der erste und zweite Theil des Geistes der hebräischen Poesie heraus. Ein Werk, worinn zwar mehr Herders, als der Hebräer Geist athmet, das aber kräftig in den Zeitgeist eingegriffen und die Stimmen frivoler Geister verstummen gemacht hat.

Zu seiner Erholung gieng er hierauf im Frühjahr 1783 über Halberstadt zu Freund Claudius nach Wandsbeck, und machte persönliche Bekanntschaft mit Klopstock. In Braunschweig lernte er auch Jerusalem kennen und gewann dieses edeln Mannes Herz. Bey Claudius schrieb er, auf dessen Anregung, den ersten Brief an Friedrich Heinrich Jacobi. Von seiner Gattin heißt es darinn, unter andern: „Ich habe eine Frau, die der Baum, der Trost und das Glück meines Lebens ist, selbst in schnellen fliegenden Gedanken mit mir Eins, worüber wir beyde oft erstaunen. Sie leidet in ihrer Seele nur, sofern sie mich leiden sieht; sonst ist sie die Ruhe und Thätigkeit selbst, immer voll guten Muths und sorgloser Aussicht 2c. 2c."

Der erste Theil seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit kam hierauf im Jahr 1784 heraus (B. 3. 4. 5.), in den Jahren 1785, 86 und 87 drey Sammlungen

der zerstreuten Blätter und im Jahr 1788 seine Gespräche über Gott. (B. 8. Seele und Gott.)

Das Jahr 1788 war für Herder und seine Familie in mehrfacher Hinsicht höchst merkwürdig!

Am 10. März erhielt er mit der Post, franko Eisenach, ein Geschenk von zweitausend Gulden Rheinisch, in Dukaten, mit einem Brief von unbekannter Hand, folgenden Inhalts:

> „Verwerfen Sie nicht das geringe Opfer der größten Verehrung, vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen, und benehmen mir nicht den schönen Trost, daß auch ich etwas zur Beruhigung und Zufriedenheit eines großen Mannes, beytragen konnte; halten Sie sich ja nicht für beleidiget, denn mein Wunsch und Zweck ist rein, vergessen Sie den Unbekannten, der dieses Blatt schreibt und auch die Veranlassung dazu. Sie werden nie erfahren wer ich bin; Schweigen Sie, denn ich werde ewig schweigen."

Auf zwey Adressen und im Brief selbst sind drey verschiedene Handschriften, worunter wenigstens zwey weibliche zu seyn schienen. Weimar war auf der einen Adresse: „Waimar" geschrieben; der Umschlag war stark abgenützt, als wäre er viel weiter als von Eisenach hergekommen.

Man kann denken, welchen freudigen Eindruck dieses unerwartete und bedeutende Geschenk bey der

Familie Herder gemacht haben mag, denn es kam zur glücklichen Stunde! Einige drückende Rückstände wurden sogleich bezahlt, die theils durch die ersten Einrichtungs-Kosten in Weimar, theils durch außerordentliche Ausgaben bey öfteren Krankheiten und Badereisen verursacht worden waren. Herders damalige Dienststelle wurde zwar auf 2000 Reichsthaler angeschlagen, allein sie trug im Durchschnitt doch nicht mehr als jährlich etwa 1200 Thlr. es wurde ihm daher schwer ins Gleiche zu kommen. Den ungenannten Freund und Wohlthäter konnte die Familie nie in Erfahrung bringen.

Bey Hof und Stadt erregte dieses glückliche Ereigniß allgemeine Theilnahme, und es scheint selbst auf die, wenige Tage darauf erfolgte gnädige Entschließung des Herzogs einigen Einfluß gehabt zu haben; indem dieser, mittelst Handbillets vom 20. März Herdern die Versicherung zugehen ließ: daß er von jetzt an eine jährliche Zulage von 300 Rthlr. aus der herzoglichen Chatoulle zu erheben habe. —

Und nur wenige Wochen nachher, als Herder eben durch den Tod eines seiner Kinder, des nur 18 Wochen alt gewordenen kleinen Karl Alfred, und überhaupt durch so manches Unbefriedigende in seiner Lage zu Weimar, in die traurigste Gemüths-Stimmung versetzt worden war, erhielt er die ganz unerwartete Einladung des damaligen Domherrn zu Worms und Speyer, Freyherrn Friedrich von Dalberg, Bruder des Coadjutors von Mainz, in seiner Gesellschaft eine Reise nach Italien zu machen! —

Dieser Antrag mußte ihm höchst willkommen seyn! Italien zu sehen, war nicht nur Gemüths-Erheiterung, es war Bedürfniß für ihn und der schönste Wunsch seines Herzens von Jugend auf! —

Der Herzog gab ihm dazu gerne einen unbestimmten Urlaub. Im Juny 1788 kam Göthe, nach einer zweijährigen Abwesenheit aus Italien zurück, und Herder reiste am 6. August desselben Jahrs von Weimar dahin ab! —

Ehe wir ihn jedoch über die Tyroler Gebirge in dieses klassische Land begleiten, möge eine kleine Episode hier noch erlaubt seyn, die von der großen Achtung zeugt, in welcher Herder schon damals in ganz Deutschland stand; und zugleich zu merkwürdigen Vergleichungen Anlaß gibt: was deutsche Fürsten im Jahr 1788, im Einverständniß mit deutschen Gelehrten, auf das mit ihrem eigenen Wohl innigst verwebte Wohl ihrer Völker zu wirken hofften, und was man dagegen heutzutage von den Gelehrten befürchten zu müssen glaubt! —

Der edle und unvergeßliche Markgraf Karl Friedrich von Baden, der mit Herder schon früher, bey seiner ersten Anwesenheit in Karlsruhe mündlich seine Gedanken über bürgerliche Einrichtung, Freiheit und Gemeingeist der Völker ausgewechselt hatte; unterstützt von seinem würdigen Minister, Freyherrn Wilhelm von Edelsheim und seinem genialen Geheimen Rath Schlosser, wollte zur Zeit der Errichtung des deutschen Fürstenbundes, eine seiner Lieblings-Ideen zur Ausführung bringen: durch

eine nähere Verbindung der aufgeklärtesten Gelehrten Deutschlands, unter den Auspicien der erhabenen Vorsteher einzelner deutscher Staaten, auf den Gemeingeist ihrer Völker einzuwirken; in der innigen Ueberzeugung, daß nur allein von der Erhaltung und Beförderung eines guten Gemeingeistes auch die Erhaltung und Befestigung der Throne und des großen Staaten-Verbands abhänge! —

Zu diesem schönen Vorhaben Karl Friedrichs hatte Herder vor seiner Reise nach Italien und auf Veranlassung dieses vortrefflichen Fürsten, einen Plan entworfen, der, nach seinem Tode gedruckt, unter „den Früchten aus den goldnen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts." (B. 28. p. 503 — 523.) mit der Aufschrift: „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" in seinen gesammelten Werken aufgenommen worden ist; und worüber auch der, in diesen deutschen Fürsten- und Gelehrten-Bund mit hineingezogene Johannes von Müller, in seinen Werken (Theil XVI. p. 315.) gewichtige Worte spricht.

Unterm 30. Juny 1788 schrieb Markgraf Karl Friedrich hierüber an Herder folgendes:

„Mein Lieber Herr General-Superintendent!

Ich habe Ihnen viele Entschuldigungen zu machen, daß ich Ihnen so spät für die schöne Ausarbeitung der Ideen zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutsch-

lnds

lands meine Danksagung abstatte. Die Verhinderungen waren von verschiedener Art und liegen zum Theil darin, daß man sich mit verschiedenen Personen über den vorliegenden Gegenstand besprechen mußte, um die Meinungen zu vernehmen, ob und wie die Sache ins Werk gesetzt werden könnte. Daraus entstand beyliegender Plan einer Vorbereitung zum Ganzen, welchen man nöthig fand, um die Geister zu prüfen, und sie, nach Graden, zu dem von Ihnen entworfenen vollständigern, heraufzustimmen. Ihre Meinung darüber wird einem Jeden, der daran Theil hat, und mir insbesondere von Wichtigkeit seyn. Ich verbleibe mit vieler Hochachtung

Ihr

wohlaffectionirter
Carl Friedrich, Markgraf
zu Baden.

Karlsruhe den 30. Juny 1788.

Dieser weitere Plan, so wie er in den Erinnerungen Theil II. pag. 232 — 239. abgedruckt ist und sehr beherzigungswerthe Bemerkungen enthält; gehört nicht hieher; verdient aber, so wie die schön aufgefaßte Idee überhaupt, die wahrscheinlich nur, wegen der bald darauf ausgebrochenen französischen Revolution, damals nicht verfolgt werden konnte,

von dem künftigen Geschichtschreiber Karl Friedrichs genauer erörtert und gewürdiget zu werden.

Nur so viel, dient hier noch zur Beurtheilung des durchdachten Plans, daß die größeren deutschen Fürsten eine Auswahl von 8 — 10 Gelehrten Deutschlands zu treffen, bereits die Absicht ausgesprochen hatten, die als erste Stifter des Unternehmens sich voranstellen sollten; und zu diesen wurden in dem Plan als geeignet vorgeschlagen: aus dem Brandenburgischen: Garve, von Göcking oder Engel; aus Sachsen: Herder und Wieland; aus Hannover: Spittler oder Lichtenberg; aus der Pfalz: Jakobi von Düsseldorf; aus Mainz: Johannes Müller; aus Fulda: von Bibra; ferner: Friedrich Graf von Stollberg, Kleuker von Osnabrück, Voß, Bürger und Meusel. Einer davon sollte sich mit der ersten Einleitung beschäftigen. „Niemand, heißt es am Schluß dieses Plans, scheint dazu in allem Betracht besser geeignet zu seyn, als Herr General-Superintendent Herder, wenn derselbe diese Mühe übernehmen will; und wenn dieser die Gesellschaft zusammen beruft, wird jeder gerne einer Unternehmung beytreten, deren Gedeihen, ein solcher Mann, sich zum Geschäfte macht."

Reise nach Italien vom 6. August 1788 bis 9. July 1789.

In der Gesellschaft des edlen Domherrn Friedrich von Dalberg, dieses durch vielseitige Talente,*) Kenntnisse und Geschmack, allgemein bekannten und geschätzten deutschen Mannes! — mußte eine Reise nach Italien, unserm Herder im schönsten Rosenlichte erscheinen! Stets verdankte er diesem zartfühlenden Freund, ihn in das Land seiner Jugendsehnsucht geführt, und ihn dort großmüthig unterstützt zu haben! —

Nur ein launigtes Weib, als Reisegesellschafterin, konnte ihm den schönen Genuß des italienischen Himmels eine Zeitlang verkümmern, und verursachte zum großen Verdruß Dalbergs und Herders, eine Trennung der Gesellschaft, auf der Hälfte des Weges, in Rom! Dafür beschied ihm ein Zufall das Glück, von der Hand einer würdigeren Repräsentantin ihres Geschlechts, der verwittweten Her-

*) Wer kennt nicht die von ihm so ergreifend und genialisch in Musik gesetzten Herderischen Lieder: „Die Schwestern des Schicksals" und „der Gewinn des Lebens?" (B. 31. pag. 47 und 31.

zogin Amalia von Weimar, die auch damals eine Reise durch Italien machte, durch Aufnahme in ihr Reisegefolge, für jene Unbilde auf eine höchst angenehme Weise entschädiget zu werden. Von dem Augenblick an, wo Herder sich von Dalberg trennen mußte, hatte er seinen täglichen Tisch bey der Herzogin und begleitete sie nun zu allen Sehenswürdigkeiten, was ihn nichts kostete: und so konnte er seine übrigen Bedürfnisse leicht aus eigener Kasse bestreiten. Aber auch die Herzogin gewann durch seine Gegenwart; ihr Aufenthalt in Italien mußte durch Benutzung seiner Kenntnisse für sie um so angenehmer und belehrender werden. Von diesem Zeitpunkt an, war auch das Wohlwollen dieser vortrefflichen Fürstin gegen Herder noch fester begründet. Hier hatte sie täglich Gelegenheit seinen Werth mehr schätzen zu lernen, und blieb ihm von nun an mit zarter Anhänglichkeit und großer Achtung bis zum Tode ergeben.

Herder war nie so glücklich, so gesund, so heiter und so jovialisch, als während seines Aufenthalts in Italien und besonders, zu Neapel. Nur einmal, erzählt Geheimerath von Einsiedel, der vom Gefolge der Herzogin war, als er mit Herder allein im Wagen, von Pausilippo aus, nach Pozzuoli, Bajä, Cumä ꝛc. beym schönsten Wetter und voll vom Eindruck der prächtigen Natur, zurückgefahren seye, habe Herdern auf einmal eine solche schwermüthige Stimmung befallen, daß er selbst für seine Gesundheit einige Zeit in großer Besorgniß gewesen sey.

Der Abschied von Weib und Kindern, deren er damals sechse am Leben hatte, ein Sohn Rinaldo, kam erst im Jahr 1790 nach, scheint besonders von Seiten seiner Gattin, einen schweren Kampf gekostet zu haben; — wie aus seinen ersten, in kindlich treuem liebevollem Ton geschriebenen Briefen hervorgeht. Von Weimar bis Augsburg, wo er mit Dalberg zusammentreffen sollte, reiste Herder allein, mit seinem treuen Diener Werner. Der Weg gieng über Erfurth, Bamberg, Erlangen, Nürnberg und Anspach, wo er Uzens persönliche Bekanntschaft machte.

Von Augsburg aus schrieb er am 24. August an seine Gattin: „Heute ist der Tag unsrer Verlobung im Geist, da ich dir den ersten Brief brachte! Ich habe dich tausend, tausendmal lieber, als da ich dir ihn zitternd gab; o glaube mir, du Vielgeprüfte, gute, lieb= und aufopferungsreiche Helden=Seele! Du hast mich zu allem gemacht, hast seitdem für alles gesorgt und dich für mich auf tausendfache Art hingegeben! Und was habe ich dir gethan? Und wie kann ich's dir vergelten? Sorge für dich und die Deinen, schone deiner Gesundheit und wir werden, ich bin's gewiß, wie meines Daseyns, ein neues bräutliches Leben führen, ja glücklicher als das alte war: denn wir sind weiser und am Ende doch auch besser geworden. Ich fühle es ganz, daß unsre kurze Trennung ein wahres Geschenk ist, das uns die ewige Güte zuwandte. Reiß alle Zweifel aus deinem Herzen, und sey mit deiner guten, starken Seele bey mir, mit

deiner lieben, süßen Gestalt vor mir und zu meiner Seite, Amen!"

Am Montag den 25. August um Mitternacht schrieb er weiter: „Auf einen Brief von dir hoffte ich heute nicht, weil ich hörte, daß die Post erst Dienstag ankomme. Gegen Mittag trat jedoch Werner mit deinem — und der Kinder Briefen vor mich! Welch vergnügtes Mittagsmal ich gehabt habe, kannst du nicht denken. Ich danke dir, und auch den vier Kindern für jede Zeile, an Augusts Geburtstag, zu meinem Geburtstag und zu Adelberts Geburtstag geschrieben, und küsse euch alle im Geist, ja ich habe euch hundertmal geküßt. — Ihr Lieben werft mir Kränze zu, und du weißt sie mit einer Genauigkeit und Liebe, wie eine Griechin, die du auch bist,*) zu werfen! Schlafe wohl, liebes Herz, schlaft wohl ihr Sprößlinge unter dem Palmbaum der Mutter!" —

Am nemlichen Abend war Dalberg in Augsburg angekommen, und nun wurde noch tief in die Nacht hinein geplaudert.

Am folgenden Morgen brachen unsre Reisenden von Augsburg auf, und schon am 29. August schrieb Herder an seine Gattin von Insbruck aus:

---

*) Sie hatte eine liebliche griechische Gestalt,
„Blauaugigt, wie das Himmelszelt,
Ein schwebender Engel auf dieser Welt,"
beschrieb sie Jemand im Jahr 1773.

„Mir wird sonderbar enge ums Herz, da ich immer weiter von dir rücke und in wenigen Tagen nun Deutschland hinter mir sehen werde. Doch meine Wünsche sollen und werden auch über die Alpen fliegen und du wirst bey mir seyn, mich ermuntern und stärken, wie und wo ich auch lebe.“

„Unsre Reise hat sich nun freilich ganz verändert. Sonst war ich frei, jetzt bin ich's minder, indessen wie sich in einem Sack alles zusammen rüttelt und schüttelt, so auch hier. Unser erster Reisetag war regnigt und unangenehm; das Wetter klärte sich aber am folgenden Tage auf und heute ist ein entzückender Morgen gewesen. O was Tirol für ein schönes Land ist! prächtige Berge, gutherzige, naive Leute. Hier in Insbruck schon ein halb italienischer Himmel, wirklich schon blauer, als wir ihn dort zu sehen die Ehre haben. Der Inn ist ein prächtiger Strom, und macht die schönsten Gegenden, Amphitheater von Felswänden, lachende Wiesen, Felder voll welschen Korns ꝛc. Aber, die Regierung, Verfassung und Einrichtung! — O weh! — Unter den alten tiroler Grafen muß das Land einzig und glücklich gewesen seyn. Die Zeiten kommen aber nicht wieder! —

Noch einmal, an Deutschlands Grenze, von Bozen aus, am 1. Sept. schrieb Herder, an alle seine lieben Kinder: Gottfried, August, Wilhelm, Adelbert, Luischen und Emil in dem Tone des liebenden Vaters, der sich zu dem Fassungsvermögen der Jugend, so gemüthlich und belehrend herabzustimmen verstand; auch wird

damit ein freundliches Licht über das Gemälde des Mannes verbreitet, dessen Lebenszüge so vielseitig anziehend, so nachahmungswürdig sind! —

„Ich bin jetzt noch an den Grenzen Deutschlands, und habe die großen Tiroler-Berge beynahe zurückgelegt. Es sind hohe Berge; auf einigen war viel Schnee, und die sogenannte Pforte oder Klause, dadurch man nach Tirol kömmt, ist besonders wild, schön und prächtig. Auch die Martinswand sind wir vorbeygekommen, wo Kaiser Maximilian sich verstieg, und haben in Insbruck nun in der Kirche ein sehr schönes Monument auf ihn gesehen, davon ich Euch mündlich erzählen werde. Jetzt bin ich nun in Bozen, wo heute eine unsägliche Menge Volks ist, weil 19000 Kinder gefirmelt werden sollen, da der Bischoff in vielen Jahren nicht gefirmelt hat, weil er zu faul gewesen! — Da ist nun vor unserm Wirthshause zur Sonne ein solcher Obstmarkt, als ihr in eurem Leben nicht gesehen habt. Birnen, Quetschen, Weintrauben, Nüsse, Feigen: denn hier wachsen schon Feigen, und bald werden wir auch dahin kommen, wo die Pommeranzen- und die Citronenbäume blühen. Auch giebt es hier schon platte Dächer, wie es in Italien viele geben soll, wo man dann weit umher sehen kann; und die Luft ist gar sanft, warm und milde. Auf den Tiroler-Bergen haben wir auch Gemsli springen sehen; auch Eins in Insbruck gegessen und ein zahmes gesehen, das gar niedlich war, seiner Nährerin, einer Bauersfrau überall hinfolgte und so geschlank war, als ich euch allen zu seyn wünschte. Da wollte ich, daß

ihr dabey gewesen wäret, auch wünschte ich, daß ihr die Tiroler-Berge einmal sehn und fröhlich bereisen möget. Lernet nur fleißig und führt euch gut auf; lernt auch hübsch zeichnen, denn das beklage ich sehr, daß ichs nicht kann. Es sind gar zu schöne Gegenden und tausend Wasserfälle zwischen den Bergen, die ein Strom, die Etsch macht. Er fließt sehr schnell zwischen den Gebirgen und hat insonderheit im Bistum Brixen schöne Bäume an seinem Ufer, Pappeln, Birken und Weidenbäume. Morgen kommen wir nach Trento ꝛc.

Am Abend des 3. Septembers kamen unsre Reisenden glücklich in Verona an. Das dortige Amphietheater, eines der best erhaltensten Denkmäler der Römer dieser Art, wurde sogleich besucht, so wie die übrigen Sehenswürdigkeiten die daran gränzen.

„Verona ist sehr groß, schreibt Herder am folgenden Tag an seine Gattin: „In Absicht der Gebäude giebts, glaube ich, in ganz Deutschland nichts dergleichen. Die Gegend umher ist wohl angebaut und schön, aber einförmig. Prächtige Trauben schlingen sich überall zwischen den Maulbeerbäumen in Kränzen herauf, und Werner hat schon manchen vollen Raub begangen, der hier allenthalben auf den Straßen erlaubt ist. In den Wirthshäusern siehts desto elender aus, ob mir gleich alles sehr klar ist, und ich manches sogar billige, worüber andere sich quälen. Der Italiener lebt sich selbst; wir arme Nordländer leben allein für andere." Und nun folgen Ergießungen innigster Rüh-

rung über die Trennung von den Seinigen und dankbarer Anerkennung der vielen Sorgen, unter welchen er seine geliebte Gattin zurückgelassen hat, während er selbst im reinsten und schönsten Genuß seiner lang ersehnten Wünsche schwelgt.

Am 5. September fährt er über Verona weiter zu erzählen fort: „Gestern giengen wir, das Theater, die Akademie und die Antiquitäten zu sehen, die Maffei gesammelt hat. Die beyden ersten Gegenstände giengen wir leicht vorüber; unter den alten Steinen, die größtentheils Grabsteine und Sarkophagen sind, übernahm mich das Andenken unsrer gemeinschaftlichen Freude und Arbeit so sehr, daß ich in ein Nachdenken kam, das mich fast zu Thränen erweichte. Da standen die Gegenstände der griechischen Epigramme ruhig da, die Hände, die sich einander auch auf dem Grabstein mit Treue geben und die Kinder zwischen ihnen. Hier eine häusliche Gesellschaft um den Tisch; dort ruhende Personen; vier, fünfmal auch unser Freund Schlaf, mit der gesenkten Fackel. *)

Nachmittag sahen wir sie noch einmal in Gesellschaft, des Morgens sah ich sie mit Dalberg allein. Wir giengen und sahen noch den Bogen

*) Wahrscheinlich in Beziehung auf seine antiquarische Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet?“ als Nachtrag zu Lessings Schrift über den nemlichen Gegenstand. (B. 27. Ueber römische Literatur pag. 409 — 477.)

Vitruvs, die kostbare Brücke über die Etsch. Gegen Abend fuhren wir, durch Höflichkeit des Bankiers Locatelli, an den Dalberg empfohlen war, zur Comödie in die Arena oder das Amphitheater, wo wir einen Akt durch blieben und das lustige kleine Schauspiel bey hellem Tage sahen; sodann in ein Naturalienkabinet von merkwürdigen Petrefakten; dann im Corso umher und auf den Braa-Platz, wo die ganze schöne Welt von Verona, von der ersten Dame, bis zur gemeinen Fille, vom Stuzer bis zum Pfaffen umher fährt, geht, conversirt ꝛc. Wir giengen das größte Kaffeehaus durch und sahen die Gesellschaften, unter denen auch Damen waren, nahmen eine Tasse Chokolade und kehrten nach Hause. So ward der erste Tag in einer italienischen Stadt zugebracht." — Den andern Tag besuchten sie noch einige Kirchen, Gärten und Palläste; und gegen Mittag fuhr die verwittwete Herzogin von Weimar mit ihrem Gefolge an ihrem Gasthof vorbey, von Verona ab, ohne daß sie damals von der Dalbergischen Reisegesellschaft besondere Notitz genommen hätte; auch ohne eine Ahndung von Seiten Herders, daß sie bald seine Beschützerin und alma Mater auf seiner italienischen Wanderung werden würde.

Später fährt er in seinem Brief fort: „der Himmel ist hier sehr schön und alles lebt und webet. Die Häuser sind gegen die Hitze wohl eingerichtet, nicht aber so gegen die Kälte." Unter den Gemälden der Kirchen hat mir insonderheit ein Raphael wohl gefallen, der erste den ich in Italien sahe. Es ist eine Ankündigung; der Engel ist himmlisch

leicht, ein hinanschwebender Jüngling voll Naivetät und Unschuld; die Maria bescheiden in sich gesenkt, gar nicht exaltirt, sondern innig menschlich, nicht eben schön, aber sehr sittsam und bescheiden. Die Veronese, sind nicht für mein Herz sprechend, so voll Kunst der Farben und des Lichts sie seyn mögen. Wir sahen den bischöfflichen Pallast und den Bischoff selbst: eine schöne, große, edle Figur, mit einer venetianischen Nase und scharfe Augen, siebenzig Jahr alt und noch sehr munter. Mich hat, wie er lebt und wie er schläft, sehr behaget: zwey Figuren, die sich herzlich umarmen, in seinem Schlafzimmer, und neben an, eine sehr sanfte Magdalene! Er nahm uns sehr würdig und artig auf. Gegen Abend fuhren wir in die Giustischen Gärten, wo ich zuerst die Ehre hatte unter Pinien (Cypressen) umherzuwandeln, und diesen edlen, melancholischen Baum in die blaue Luft steigen zu sehen. Der Garten geht hoch an einem Felsen hinauf, so daß gleichsam ein Garten über dem andern steht, bis sich oben die weiteste, schönste Aussicht öffnet. Ganz Verona sieht man sich zu Füßen liegen, zur Linken die schöne Ebene, die bis Venedig hinzieht, zur Rechten in der Ferne die blauen Gebirge, die unter einem Himmel, wie ihr ihn nie sehet, da liegen. Vor sich hin sieht man die Thürme von Mantua, die Berge von Parma, und in dieser Aussicht gieng die schöne Sonne unter und der holde Mond stand da. Ich war meistens wie im Traume, und fühlte mich, da ich die schöne Sonne durch die Reihe von Cypressen untersinken sah, wunderbar still und traurig. Wir fuhren nach dem Corso, wo ich nochmals mein großes,

majestätisches Amphitheater begrüßte, und von ihm Abschied nahm.

„Morgen gehts nach Mantua, vielleicht zu Wasser nach Ferarra, dann nach Ravenna, Rimini, Ankona, Loretto, wohin ich zu dir, meine liebe Mutter Gottes, und zu unsrer armen heiligen Hütte, die freilich nicht voll Silber ist, wie diese Santa Casa, mit herzlichen innigen Gebeten für dich und die deinigen wallfahrten werde."

Von Ankona, vom 11. September: „Laß dir jetzt erzählen, wie wir auf den Stiefel heruntergerutscht sind, und was wir seitdem gesehen und nicht gesehen haben. In Mantua logirten wir in einem so trefflichen, geschmackvollen Wirthshause, als ich auf allen meinen Reisen nicht gefunden habe; wir fürchteten die Bezahlung, es gieng aber damit ziemlich gnädig ab, eilten schnell durch Carpi und kamen auf schönen Alleewegen spät in Modena an, wo wir den folgenden Tag blieben. — In der schönsten Mondnacht reiseten wir weiter, kamen bey Tages-Anbruch durch Bologna, das wir auf unsrer Hinreise nicht sehen wollten, kehrten in Faenza ein, und warteten dort die Hitze des Tages ab, die seit Trident schon sehr stark worden war, und fuhren wieder die Nacht durch, die noch schöner als die vorige war. In Rimini wollten wir Halt machen, da wir aber hier mit Tages-Anbruch ankamen, waren wir alle in so festem Schlaf, daß der Kammerdiener Dalbergs, der die Posten auszahlte, davon keine Notiz nahm, weiter

fuhren, nach Rimini noch zu kommen glaubten, das adriatische Meer sahen und nach diesem unnennbar schönen Anblick erst entdeckten, daß wir Rimini schon passirt hatten. Wir mußten also bis Pesaro fahren, wo wir aber alle sehr ermattet waren, und entsetzlich schliefen. Seit Pesaro bis Ankona haben wir das Meer gar nicht verlassen und oft gieng der Weg Stunden lang dicht am Ufer fort. Das Meer war nicht ganz ruhig, aber auch nicht völlig im Sturm; die Schiffe flogen darauf, einige so nahe an uns vorbey, daß wir die Seegel und Menschen erkennen konnten, und Werner rief einmal über das andere: „O wenn jetzt doch die Kinder hier wären!“ und nannte, was ein jedes sagen würde. So kamen wir über Forli, Sinigaglia ꝛc. bis Ankona, welche Stadt mit ihrem Hafen sonderbar malerisch und schön liegt. Ueber dem Meer schwebte ein Gewitter, das uns zur Seite dann und wann seine Strahlen schoß und seine hohle Meeresstimme hören ließ.

Als wir in Ankona waren, ward es stärker, gab uns den Abend prächtige Stimmen zu hören, und heute Morgen 6 Uhr that es einen Schlag auf's Meer, daß mein ganzes Zimmer wie in Flammen zu stehen schien. Diese Scene und die kühle, erfrischende Meeresluft, nach einer Reihe so heißer Tage und die Ruhe die wir hier genossen, hat uns allen ein neues Leben gegeben. Mir sind die Seescenen meiner Jugend wieder vor die Seele getreten, und ich habe gestern Abend den ersten Blick wieder in Homers Odyssee gethan. Diese Nacht habe ich unter dem prächtigsten Ungewitter recht majestätisch

geschlafen, und noch Niemanden, als Werner, die Kaffeekanne und den alten Homer gesehen, allein man kömmt in Italien zu nichts, man mag nicht lesen, denken noch weniger — das Schreiben aber an dich, wird mir äusserst süß. Dein alter gewanderter Ulysses sieht dich, meine treue Penelope und unsre Kinder, klein und groß lebhaft vor sich. Grüße sie alle von mir mit einem Kuß! Heute Nachmittag wollen wir das Merkwürdige in Ankona sehen, zu Wagen nemlich, denn die Stadt ist äußerst schmutzig und es regnet unaufhörlich. Morgen gehts wahrscheinlich nach Loretto.

Von Terni aus erzählt er unterm 17. September über Ankona weiter: „Einen berühmten Missionair zu hören, den der Pabst aus Rom nach Ankona geschickt hatte, die Ketzer zu bekehren, gieng ich auf einen großen Platz, wo er vor vielen tausend Männern und Weibern predigte. Der abgefeimteste Pfaffe, in der schönsten italienisch-römischen Mundart, so infam, daß ich Dir den Gräuel nicht sagen mag; weil er mit den religiösesten Gebehrden lauter Geschichtchen und Gespräche der Donne aus dem Beichtstuhl erzählte! Hinter jeder derselben lachte das ganze andächtige Auditorium laut auf, und blieb immer andächtig. Wir haben keinen Begriff von solchen instruzzione, wie sie es nennen, in unsrer Gegend. Wie seine Stunde aus war, trat er ab; es wurde wieder gesungen, und ein Dominikaner trat auf das Gerüste zu einer ernsthaften Predigt. So verbringt man die Zeit, wenn keine Oper oder Comödie da ist, und das Damen wie Herrn und das Volk. Man

hat keinen Begriff von dem in den Tag hinein leben unter dem freien Himmel! — Den Tag darauf wanderte ich allein durch die Stadt, weil Dalberg zeichnete und unsre Reise=Gesellschafterin nicht wohl war. Gegen Mittag kam ich auf die schönste Höhe der Welt, die über den Hafen von Ankona auf's adriatische Meer hinausblickt. Hier hat einst ein Tempel der Diana an einem würdigen Platz gestanden, jetzt ist der Dom da.

Auch vom Balkon der Börse hat man eine ruhige, unendlich schöne Aussicht auf's Meer. Nachmittags sahen wir noch einige Kirchen und die porta nuova.

Am folgenden Morgen giengs aus Ankona nach Loretto, wo wir Mittags ankamen, sehr unrein, garstig und schlecht logirten und gleich den Nachmittag die Santa casa der Maria, die im Altar ist, mit allen goldenen Kindern, allen unnennbaren Juwelen, Diamanten, Schmuck, Perlen, Gold, silbernen Statüen rc. sahen. Es ist nicht zu beschreiben, und verdient auch keine Beschreibung, ich will Euch davon mündlich erzählen. Das Beste für mich war, ausser vortrefflichen Basreliefs rings um den Altar, eine Madonna von Raphael in der Schatzkammer, und eine kleinere, nebst einem kleinen Johannes in dem Zimmer des Papsts, wenn er herkömmt. Sonntag Mittag fuhren wir über Recanati, wo zuerst die Santa casa gestanden, bis Macerata, logirten schlecht und theuer, und fuhren Morgens mit Tages Anbruch unter Regen in die Gebirge; es heiterte sich

aber

aber bald auf, und wir kamen Abends unter der schönsten Mondbeleuchtung durch Thäler und Gegenden, von denen wir keinen Begriff haben, bis nach Foligno. Morgens sahen wir einen Raphael, viel schöner als der in Loretto, eine Maria mit dem Kinde auf den Wolken, das Kind steigt aus ihrem Schoos und tritt mit dem einen Füßchen auf die Wolken; unten ein vortrefflicher Johannes der Täufer, ein Mensch, der eine Welt in sich hat, und auf das Kind zeigt und zwey Heilige; (Hieronymus und Franciskus) die eine der knienden Figuren ist das Portrait dessen, für den Raphael das Bild malte, ein Sekretair des Papstes Julius II., sein Freund, und hieß Sigismundus de Comitibus Es ist ein herrliches Stück, nur leider beschädiget, die Nonnen lassen es verderben. *) Wir hätten von

*) Dieses 11 Fuß hohe und 6 Fuß breite Votiv-Gemälde Raphaels, das keinem seiner schönsten Arbeiten nachsteht, ist unter dem Namen: „Madonna di Foligno“ allgemein bekannt, und an dem schönen stehenden Engel-Knaben, mit der vor der Brust haltenden Votiv-Tafel, auf dem untern Theil des Bildes sehr leicht zu erkennen. Es war seit dem Jahr 1565 in dem Nonnen-Kloster delle Comtesse, zu Foligno, bis in die neuern Zeiten zu sehen; wo es, sehr beschädigt, nach Paris kam und dort vom Holz auf Tuch übertragen, auch durch den vortrefflichen Grabstichel Herrn Desnoyers, als ein vorzügliches Kupferblatt, in die Hände vieler Kunstfreunde gebracht wurde. Das Original ist nach Italien

Foligno in der schönsten Ebene von ganz Italien nach Perugia fahren können; unsre Dame wollte aber nicht, wir reiseten also über Spoleto, gleichfalls in einem vortrefflichen entzückenden Thale zwischen den Apenninen. Von der Schönheit der Apenninen ist nicht genug zu sagen. Es giebt, glaube ich, keine schönere Gegend des Gebirges, *) ob die Tiroler Berge gleich viel höher, wilder, kühner und größer sind. Ein schöner Fund, den wir antrafen, war ein ganz erhaltener Dianen-Tempel, nicht weit von Rene, eine Station von Spoleto. Da es der erste Tempel ist, den ich sah, lief ich voll Freude hinab, umfaßte die eine schöne Säule, ganz mit Lorbeerblättern geziert und sah mit entzücktem Blick auf die schönen Flüsse und Gegenden im Thal, mit ihren Nymphen hinab. Das innere Tempelchen hat ein Pabst zur Kirche weihen lassen, damit es verschont bleibe; ich stieg wie toll auf den Altar, zur Nische, wo die heilige Göttin gestanden hatte; sie war aber nicht da. Hier hast du zwey Zweiglein aus den Mauren des Tempels, die ich für dich gepflückt habe. Dalberg hat ihn in der Eile gezeichnet und will mir ihn zum Andenken der schönen Stunde geben, die

---

zurückgekommen, und dermalen im Vatikan zu Rom aufgestellt. Die Carnation an der Madonna und dem Kinde ist etwas röthlich, und der gruppirte Engel-Chor im Bogen, verliert sich im bläulich gehaltenen Ton der Wolken. Das übrige Colorit ist vortrefflich, und der flammändischen oder venetianischen Schule würdig.

*) Die Schweizer-Berge hat Herder nie gesehen!

wir da genossen. Die Gegend wird ewig in meiner Erinnerung bleiben.

Zu guter Zeit waren wir in Spoleto, besahen noch die Porta Fugae, wo Hannibal floh, da er beym Trasimenischen See geschlagen war; *) ein Gemälde mit Wasserfarben von Raphael in seiner ersten Manier und die ungeheure Brücke zwischen zwey Bergen zur Wasserleitung. Dalberg zeichnete diese den Morgen darauf, während dessen ich die Brücke begieng und das Schloß bestieg. Um 10 Uhr fuhren wir weg, kamen Mittags auf die Somma, die höchste Höhe der Apenninen, Nachmittags durch den ersten Olivenwald, von dem ich dir ein Zweiglein von einem Ast beylege, der vor mir voll Früchten liegt, und ich durch Werner pflücken ließ, damit ich Euch, wie die Taube Noah's ein Friedens- und Weisheits-Zeichen übersende. Und nun sind wir hier in Terni. Morgen gehts zur berühmten Kas-

*) Ein kleiner geschichtlicher Irrthum! Hannibal wurde am Trasimenischen See, jetzt Lago di Perugia genannt, nicht geschlagen und nicht zur Flucht genöthiget; vielmehr trug er hier einen großen Sieg über den römischen Consul Flaminius im J. R. 537 davon. Die Sage von der Porta Fugae zu Spoleto mag vielleicht davon herrühren, daß Hannibal damals die Stadt Spoleto mit einem Theil seines Heers besetzen lassen wollte und von den Einwohnern daran verhindert wurde; die sodann im Gefühl ihrer Tapferkeit das Thor, von wo aus sie den Angriff abschlugen, die Porta Fugae genannt haben mögen.

Lade! — „Wir sind beym Wasserfall gewesen, und eilen fort. Ein großer Anblick, doch nicht größer, als meine Erwartung ihn dachte. Der Strom Vellino, ehe er fällt und in der Enge zwischen Felsen rauscht, erfüllte mich mehr, als da er in seine Kluft stürzt und allgemach sein Bette findet. — Heute Nacht in Citta Castellana, dann geht der neue Weg an, und Morgen Mittag oder Nachmittag sind wir in Rom!" —

Am 18. Sept. 1788 kam Herder mit seiner Reisegesellschaft in Rom an. Der Eindruck von dieser welthistorischen Stadt war ihm nicht so groß und reizend, als er von Andern geschildert wird. Etwas mag hiezu im Anfang mancher Verdruß mit der oft bezeichneten launigten Reisegesellschafterin, die sehr bald seine Trennung von Dalberg veranlaßte und dann auch die äußerst ungünstige, fast immer regnerische Witterung dazu beygetragen haben.

Die Deutschen in Rom, unter andern Moritz, Rehberg, Angelika Kaufmann, Trippel ꝛc. sammelten sich bald um ihn her, und die vornehmen Römer, besonders die Cardinäle Borgia, Bernis, Herzan, der spanische Gesandte Azara und andere erzeigten ihm viele Ehre. Nach überstandenem etwas trübem Anfang genoß er da die heitersten gesundesten Tage seines Lebens. „Italien ist mir die größte Bildungsschule gewesen," sagte er oft. „Jeder Gebildete oder sich selbst bildende Mann, der mit den nöthigen Kenntnissen in der Geschichte, Literatur und Sprache des Landes ausgerüstet ist, wird

hier eine hohe Schule finden und seine Urtheile nach einem großen Maasstab berichtigen lernen." —

Seine Briefe aus Italien, meist nur an seine Gattin und Kinder geschrieben, enthalten keine zusammenhängende Schilderung seines dortigen Lebens und Treibens. Das beste versparte er auf eine mündliche Erzählung, und ein fortgesetztes Tagebuch scheint er nicht geführt zu haben.

In den Briefen zur Beförderung der Humanität und hie und da, in der Adrastea, gibt er Rechenschaft über den Eindruck, welchen die Werke der Kunst auf ihn gemacht haben; und auch in den Briefen an seine Gattin und Kinder ist Manches über Kunst und Alterthum so wie über die Natur des Landes und der Menschen zerstreut enthalten. Einiges aus Letztern im Auszug, gibt einen Begriff von dem, was er für seine Zeitgenossen und die Nachwelt über Italien hätte liefern können, wenn sein Geist und seine Zeit nicht zu vielfach in Anspruch genommen gewesen wären.

„Ehe ich Bekanntschaften mache," schrieb er am 28. Oct., „muß ich erst mit dem todten Rom wenigstens halb fertig seyn, und da fehlt noch viel. Rom ist so groß und reich: eine Welt von dritthalbtausend Jahren ist hier zu suchen und zu finden; alles liegt so weit auseinander, und hat Ideen neben und vor sich, daß ich mir jeden Tag unwissender dünke. Ich habe tausend Sachen im Kopf und noch keine Zeile schreiben können, was ich gesehen habe. Da vergißt man Papst und Kardinäle!" —

„Rom erschlafft die Geister, wie man selbst an den meisten hiesigen Künstlern sieht, wie viel mehr einen blosen Gelehrten. Es ist ein Grabmal des Alterthums, in welchem man sich gar zu bald an ruhige Träume und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Auf mich hat es nun zwar die Wirkung nicht, da ich so leicht keinen Tag vorbey streichen lasse, ohne was gesehen oder mich um etwas bemüht zu haben; es bleibt indessen auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmählig heraus wünsche. Man fühlt sich darinn wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kömmt, je mehr man mit Händen und Füßen strebet. Das Alterthum, als Studium betrachtet, ist unendlich an Tiefe und Weite; die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, und die Mittel, sie zu verfolgen, werden hier so erschwert, daß es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Knäuel in seinem Gemüth zu behalten. Aus dem Vatikan werde ich nicht viel bringen; er liegt mir zu weit ab, mir fehlt Zeit, einen freien Gebrauch der Katalogen habe ich nicht erhalten können, noch weniger eine freie Ansicht der Schränke. Ich muß fordern, so wird mir, obwohl mit Mühe der ungeschickten Sucher gewährt, was ich fordere, kann aber nicht mitnehmen, und so gehen Stunden und halbe Tage hin, ohne daß man was erbeutet. Das Glück müßte mir sehr wohl wollen, wenn ich noch einen Fund thäte. O wie manches ist anders in der Wirklichkeit, als in der Idee und Hoffnung! Desto fleißiger bin ich nun nach meiner Art in der Kunst." —

Im December. „Im Grunde wird mir hier alles Schauspiel! Die große Welt, die Kardinäle,

Monsignori, Principe und Principesse fangen mich auch an zu ennuyren. Es ist indessen auch gut dieß Schauspiel gesehen zu haben, an etwas Ernsthafteres ist hier gar nicht zu denken. An Liebe vollends hier gar nicht; sie scheint in diesem Lande gar nicht Sentiment, sondern himmlischer Genuß zu seyn. Das andere ist ein Train von seelenlosen Conversationen und Observanzen die zu viel Zeit und Geld kosten, als daß sie der Müh werth wären." —

„Um wie manches hat mich diese Reise klüger gemacht! wie viele Saiten meines Wesens hat sie leise und unleise berührt, die ich sonst kaum kannte! Das weiß ich gewiß, sie hat mir die Augen über die Menschen tausendfach geöffnet, und mich recht gezwungen, den wahren Werth des Lebens finden und insonderheit Treue und Liebe schätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt so wenig giebt. — Italien und besonders Rom, ist also freilich für mich eine hohe Schule gewesen, nicht sowohl aber der Kunst als des **Lebens**. Ernster wirst du mich gewiß finden, wenn ich wiederkomme, aber fürchte meinen Ernst nicht; er knüpft mich an dich und die Meinigen mit neuen unauflöslichen Banden." —

Aus den, zu verschiedenen Zeiten an seine Kinder geschriebenen Briefen folgen hier noch einige Auszüge:

„Bald kommt Herr **Moritz** zu Euch, der künftige Woche von hier abreisen wird (der Brief ist von Rom den 15. Oct. 1788), er wird Euch vieles von Rom und von mir erzählen. Er ist ein gar

guter Mann. Er kennt auch Rom recht gut und hat es recht durchstudiert. Auch Hr. Geh. Rath Göthe wird große Freude haben ihn wieder zu sehen; mich aber betrübt es recht, daß er nicht hier bleibt, ich verliere an ihm den besten Menschen."

Aus späterer Zeit an seinen ältesten Sohn Gottfried: „Ich muß an Dich, da Du doch schon ein Akademikus bist, auch einmal einen ordentlichen Brief schreiben, und zwar von Tivoli, oder dem alten Tibur, das ich mit dem größten Vergnügen gesehen und genossen habe. (Er war mit der Herzogin Amalia, und in sehr zahlreicher Gesellschaft, unter andern auch der Angelika Kaufmann, dahin gereis't.) Die Stadt selbst ist ein Bettelnest, wie alle kleine Städte im Kirchenstaat, und die Straße dahin ist, wie alle Gegenden um Rom, wüste und öde. Aber die Natur, hat alle menschliche Faulheit nicht zerstören können; sie ist noch dieselbe, wie sie in Horaz Oden und in der römischen Geschichte gemalt ist. Hier war die Villa des Mäcenas, sie steht in den Ruinen des untern Stockwerks und unterirdischen Gewölbe noch prächtig da; das stolze hohe Haus aber, die „superba alta domus Maecenatis" ist verschwunden. Sie sah weit vor sich; stand aber noch mehr da um gesehen zu werden, und muß über alles, was wir jetzt machen, schön und prächtig gewesen seyn. Jetzt aber stehen Weinreben auf ihr und wachsen über Stangen die großen schwarzen Trauben Pergolese. An der andern Ecke des Berges, wo jetzt die Villa d'Este ist, und im Garten 300jährige hohe Cypressen stehen, auch die Königin der Fontainen, wie sie Michel Angelo nannte,

ihr Wasser ausgießt, war die Villa des Cäsars, die nachher Sallust kaufte. Alles dies aber, was die Vorderseite gegen Rom zeigt, ist nichts gegen das, was das hintere Thal verbirgt. Der sanft schleichende Anio glaubt nicht, daß in wenigen Schritten ihm so viel Kampf und Sturz von der Natur bereitet werde. Wunderbar sind die Grotten, durch die er stürzt, der praeceps Anio des Horaz, und schön ist der Anblick, den er giebt, wenn mit Regenbogen Farben die Sonne auf ihm spielt. Ich habe zwey schöne Tage genommen, dieses Schauspiel der Natur zu sehen, bin beyde Tage in der besten Stunde bis zur innersten Grotte Neptuns hinunter gestiegen und habe in der Silberwolke des aufstäubenden Wassers mit dem sanften Entsetzen, welches die Alten Begeisterung der Nymphen nannten, gestanden. Oben an der Ecke des Berges steht ein lieblicher Tempel der Vesta, gemeiniglich der Sybillen-Tempel genannt, rund und schön; *) wir haben beyde Tage Mittags in ihm gegessen. Der stille Anio ist vor dem Blick, der rauschende Anio im Ohr und erfüllt das ganze Tibur, wo man geht und steht, mit einer hohen und schönen Empfindung des Schauers und der göttlichen Gegenwart. Nachmittag stiegen wir hinab, den Anio hinüber und umgiengen das Thal, wo der Strom alle seine kleinern Leiden hat und seine lieblichen Künste beweiset. Das ist ein Spaziergang, wie wohl wenige in der Welt sind; auch haben die

---

*) Ein anderer länglichter Basiliken-Tempel, der eigentlich der Sybillen-Tempel genannt wird, steht nicht weit davon.

Römer, die zu leben wußten, jeden Fleck dieser schönen Höhe benutzt und genossen. Am schönsten Ort der Aussicht, wo jetzt das Kloster des Antonio ist, hatte Horaz sein Haus, wenn er in Tivoli war; seine kleine Villa lag drey deutsche Meilen in den Sabiner Bergen, deren Mons Lucretilis voll Ziegenheerden, ich auch einmal besuchen will; der Weg von ihr nach seinem Tibur am Anio hin soll sehr schön seyn. Hier war denn der Winkel der Erde, der ihm am schönsten gefiel und wo er sein ruhiges Alter hinbringen wollte; es ist auch ein gar lieblicher Erdenwinkel, der die Phantasie so ausfüllt in einem engen Raum, daß ihr nichts übrig bleibt. Hier waren denn, das

Domus Albuneae resonantis
Et praeceps Anio ac Tiburni lucus et uda
Mobilibus pomaria rivis *)

vor seinem Blick, wo er allen seinen Freunden Fröhlichkeit zusang, als den einzigen Genuß des Lebens. Ich bitte dich, lies die 7te Ode des ersten und die 6te des zweiten Buchs, und habe den Horaz lieb, den, wie du weißt, ich immer lieb gehabt und jetzt siebenfach lieber habe, nachdem mir die Wahrheit und Schönheit seiner Empfindungen, der Natur und des Lebens in seinem heiligen Tibur recht lebhaft ge-

*) „Albunea's rauschende Wohnung,
Des Anio Sturz und Tiburnus Hain und des Obstes
Gärten, getränkt von beweglichen Bächlein."

Voß.

macht worden. Aber wer einige Wochen zu guter schöner Zeit in diesem Lustort der Natur verweilen, und jedes Plätzchen in seiner Tagesstunde genießen könnte; es ließen sich schöne Sachen daselbst denken.

Unsern kurzen Nachmittag haben wir sehr glücklich genützt, sind zu den Kaskatellen an jedem schönen Ort herunter gestiegen und haben das ganze Thal unten wie einen schönen Tempel der Natur durchwandert. Auf der schönsten Kaskatelle sahen wir die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen und begrüßten noch in der schönsten Abendröthe die Quelle Aquonia, die so heimlich und still liegt, daß man i den Augenblick die Erscheinung der Nymphen Dianens erwartet. Dann stiegen wir müde und vergnügt den Berg hinan, und aßen jeder seine zwey Eier und legten uns so sanft zur Ruhe, als ob unsre rauschende, knirschende Schilfmatraze das schönste Bett gewesen wäre. Das Wirthshaus steht in der schönsten Gegend und der Tempel der Vesta gehört zu ihm, er steht in seinem Gärtchen. Der Anio rauscht einem also auch im Schlaf ins Ohr, und da ich immer, wenn ich die Augen schließe, wie du weißt, Bilder sehe, so schwebte Tibur wie ein schöner Kranz vor mir, in dem die Strecken der dunklen ruhigen Oelbäume, Rosmarin-Sträuche und die hellen silbernen Kaskatellen die Perlen und Edelsteine waren. Unter den vielen Villen, die den Kaskatellen gegen über lagen, war auch des Varus Villa, an den Horaz die 18. Ode machte; er war sein Nachbar; auf seinen Trümmern wachsen auch jetzt nichts als Weinreben, als ob Horaz Oden erfüllt würden. Ich bitte dich also noch einmal, lerne hübsch Latein, und halte den

Horaz in Ehren; er ist ein gar lieber Dichter. Rammler und alle seine Nachahmer sind steife . . . gegen ihn; denn ihnen fehlt der Geist und die schönste Blume seiner Lieder: Leichtigkeit, Fröhlichkeit, Artigkeit, lieblicher Anstand, das Gefühl der schönsten Lebensweise, welches seine Philosophie sowohl als seine Begeisterung war. Viele Dinge um Tivoli habe ich noch nicht gesehen z. B. die Villa des Hadrians, in ihren ungeheuren Ruinen. Auch die Königin Zenobia hat, da sie als Gefangene aufgeführt war, bey Tivoli gewohnt, und man hat noch ein Grabmal ihrer Tochter mit einem goldenen Armbande gefunden; ich habe aber die Stelle, wo die stolze Königin ihr Leben als eine Hausmutter verleben mußte, noch nicht betreten. So auch noch nicht die Villa Catull's, wo jetzt ein Kloster auf dem Berge ist. Die größten und elegantesten Leute, Marius, Attikus ꝛc. haben hier gewohnt, und alles was schön und ruhig leben wollte, ist hier hinaus geflüchtet.

In einem Brief an seinen jüngern Sohn August, erzählt er in einem mehr herabgestimmten kindlichen Ton: „Vorigen Sonntag sahen wir das Museum des Vatikans, mit der Fackel, die so und anders gewendet wird, damit die Statüe recht ins Licht kommt. Da saß der große schöne Herkules (Torso), dem aber Kopf, Arm und Füße fehlen; seine Muskeln, seine weite Brust, sein schöner Rükken, seine tapfern Beine sind bis zum Leben. Wir giengen aber schnell in die lange Galerie zum großen Jupiter, der auf dem Thron sizt. Er sah mit seiner gewaltigen Stirne, aus der die Weisheit heraus trat, auf uns wie ein sanfter, gütiger Vater herunter.

Nicht weit von ihm stehen viele schöne Köpfe, unter denen auch einer dem Herrn von Knebel sehr ähnlich sieht. Du kannst ihn grüßen und ihm sagen, daß bey lebendigem Leibe sein Kopf im größten Museum der Welt unter Göttern und Helden, unter Kaisern und Philosophen stehe; und daß ich ihm daselbst meinen tiefen Respekt bezeugt habe. Weiterhin zur linken Hand, wenn man vom Vater der Götter kömmt, kam die schöne Jägerin Diana auf uns zu; das ist eine so leichte, schöne, jungfräuliche, schlanke Figur, daß ich sie gerne mitnehmen und dem Luischen bringen wollte. Weiterhin kam ein schöner lieblicher Genius; da saßen und standen Frauen in mancherley Stellungen. Eine schöne Heldin Amazone stand da, ein trauriger Adonis am Schenkel verwundet; da saß Paris gar breit und gemächlich, um der schönsten Göttin den Preis zu geben, und viele andere Gestalten. Auf der andern Seite stand Neptun mit seinem Dreyzack. Da stand ein schöner Bacchus mit seinem umgestürzten Kruge, da eine schöne Nymphe mit einer großen Schaale in der Hand, auf die sie traurig hinab blickt; daher man sie auch die weinende Danaide nennt. In einem Eckchen stand eine schöne Göttin mit erhabenen Händen, die man Pietas nennt, auch nicht weit davon ein sehr treues Denkmal der ehelichen Liebe, Mann und Frau in halben Figuren, die sich einander so treu die Hände geben und im Gesicht so redliche Züge haben, daß man schwöret und glaubt sie leben. Von da kamen wir in ein schönes kleines Zimmer, in dem ich wohnen möchte. Es ist ein schöner Fußboden von Mosaik und herrliche alte Porphyrstühle aus den Bädern der Alten stehen darinn. Da kehrte sich denn die Venus,

wie sie aus dem Bade steigt, am Licht der Fackel umher und ließ uns ihren schönen Rücken sehen. Da stand auch ein schöner Adonis rc. Wir giengen ins Zimmer der Thiere, da lagen zwey ungeheure Flußgötter, die Tiber und der Nil, auf dem 16 kleine Jüngelchen herauf und herabsteigen. Da stand wieder eine hübsche Diana, aber nicht so schön wie die erste, und ein vortrefflicher Meleager, der Jäger. „Zwey große Hunde" erzählt er weiter in einem Brief an seinen noch jüngern Adelbert (der sich der Landökonomie gewidmet, und später ein eigenes Landgut in der Oberpfalz acquirirt hat), „stehen an der Thüre dieses Zimmers, die den, der hinein geht, anbellen; aber sie sind von Stein und man kann sie nicht bellen hören. Gleich an der Thür ist ein vortrefflich Schwein, an dem die Jungen saugen und das sich so gerne aussaugen läßt, daß man seine Freude im Stein recht siehet. Du würdest sagen: „das ist ein excellentes Schwein!" und würdest mich dann zu einem todten Lamm rufen, das auf einem Altar hängt. Der Kopf hängt so herunter, mit allen Gliedern, daß man glauben möchte, es sey ein wirkliches Lamm. So ist eine vortreffliche Kuh, die da blökt, von Erz; eine schöne Ziege, die ehemals ein Kind am Bart gefaßt hat, man sieht aber nur noch die Hand des Kindes; ein Hirsch, den zwey Hunde anfallen und zwey Windhunde, die mit einander spielen; ein Storch, der eine Schlange frißt, und ein Adler, der sich aufschwingt. Auch sonst noch viele andere Thiere: Raubvögel, Rehe, Pfauen, eine Henne, eine Taube rc. sogar ein Stachelschwein und ein rother, rother Krebs, alles aus Steinen. Dabey sind denn auch schöne Figuren, die mit den

Thieren was zu thun haben: Ganymed z. B. den der Adler wegführet, ein Amor der auf dem Centaur reitet, ein Centaur, der ein Mädchen entführt; eine Katze die ein Huhn geraubt hat, ein Fuchs raubt es ihr wieder. Amor auf einem Wagen von zwey wilden Schweinen gezogen, ein Bild dessen, daß die Liebe auch die wildesten Leute bändige." Im Brief an August wird in der Beschreibung des Museums im Vatikan weiter fortgefahren: „Nun kommen wir aber ins Heiligthum der Musen, das mir vor allen wohlgefällt und wo ich in der schönsten Gesellschaft der Welt zu seyn glaubte. Beym Eintritt steht Apollo, der Eidexentöder, und ein schöner Schlaf. Er hat sein Haupt seitwärts geneigt, und eine unten hinabsinkende Fackel in seiner Rechten. Alsdann kömmt man zum Apollo und allen Musen, die in einem schönen Kreise umher stehen. Apollo ist der schönste Jüngling, fast wie ein Mädchen schön und fast auch mit einem weiblichen Mantel bekleidet, er schlägt die Leier, und hebt das Auge in einer hohen Begeisterung, daß man seinen Gesang fast zu hören glaubt. Sage dem Hrn. Geh. Rath Göthe, daß unter den Musen mir vorzüglich die zur rechten Seite gefallen, die Mnemosyne oder die Fabel, die die Arme so still in den Mantel schlägt; die horchende Kalliope mit der Schreibtafel, die Urania; aber am meisten seine Muse, die tragische Melpomene. Diese ist, neben der Diana, der hohen Juno-Ludovisi und der hohen Melpomene weiterhin in der Rotonda, meine Göttin, und wenn sie auch die Seine ist, so soll michs sehr freuen. Sie hat eine Würde, einen Adel und einen hohen, stillen Schmerz, der mir ganz neu war. In der Rotonda stand die hohe tragische Muse, die breite Ceres, die

beyden Juno's prächtig da; auch Jupiters Kopf und der Kopf Hadrians zieren ihre Stelle, wo du denn wieder dem Herrn Geh. Rath Göthe sagen kannst, daß sein Antiquarius Hirt ihn mit aller Gewalt zu diesem Kopf Hadrians machen will; welches denn keine Schande für seinen Kopf ist. — Und nun giengen wir zu dem schönen Antinous zurück, und von ihm zum schönen Apollo, zum duldenden, ausathmenden Laokoon und wieder zum schönen Apollo, wo wir denn unsre große Götter-Erscheinung schlossen."

An seinen Sohn Wilhelm, der zwischen August und Adelbert steht, schrieb er ebenfalls einen besondern Brief über öffentliche Gebäude in Rom. „Die schönste Kirche oder vielmehr der schönste Tempel nach meinem Sinn, ist die Rotonda. Wenn man alle Dächer und Kuppeln in Rom von einer Höhe sieht, zeichnet sie sich eben sowohl von oben schön und prächtig aus, als wenn man sie vorn oder von innen betrachtet. Auch wenn der Mond sie bescheint, ist sie gar schön, so wie alle Tempel, Säulen, Obelisken, Palläste und Ruinen, die im Mondschein was recht zauberisches an sich haben. Ich habe die Säule des Antonins und das Kolisäum an schönen Mondabenden gesehen und man kann nicht davon wegkommen; insonderheit im Kolisäum wirds einem gar sonderbar zu Muthe. Das ist nun wohl der größte Bau, der in der Welt existirt, in dem nämlich alles so genau ausgerechnet und so schön geordnet ist. Ich bin darauf so weit gegangen und geklettert, als man darauf gehen und klettern kann: es ist ein großes Ueberbleibsel vom Kaiser Titus, von dem auch noch sein Triumphbogen, auch drey

Bogen

Bogen von seinem Friedenstempel, auch Reste von seinen Bädern da sind; allesammt große Werke. Wenn man vom Kapitol hinunter auf den sogenannten Campo Vaccino geht, so geht man zwischen Resten des Alterthums, die an die größten Dinge erinnern und alle liegen wenige Schritte von einander. Da stehen Säulen, prächtige Säulen von einem Tempel des Jupiter Fulgurator, und wenige Schritte davon schöne Säulen vom Tempel der Concordia. Nicht weit davon ist der Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus, aus welchem man erst die schöne Promenade antritt. Da stehen zur Rechten zwey hohe Säulen vom Tempel des Jupiter Stator; dicht daran war das Forum Romanum, und andere Fora, da hielt Cicero und so viele andere große Männer ihre Reden; das Kapitol war gar nicht weit von ihnen. Da war der Platz, auf welchem die Sabinerinnen sich ins Mittel schlugen, und zwischen den Römern und ihrem Volke Frieden machten: die beyden Völker kamen von zwey Bergen, die gar nahe beysammen liegen. Hier war auch der Schlund, in welchen sich Curtius gestürzt haben soll; auch der Ort, wo Romulus und Remus ausgesetzt waren, ist nicht weit davon. Auch die Juturna, die erste Quelle der Römer, an welcher Castor und Pollux ihre Pferde tränkten, da sie den Römern zu Hülfe kamen; auch die Cloaca maxima, die Tarquin anlegte; auch der sogenannte Janustempel, alles liegt an einem Ort, wenige Schritte von einander. Da sind die Gebäude recht gedrängt gewesen, von denen aller Ruhm der Römer ausgegangen ist. Nun fängt sich zur Rechten der palatinische Berg an, auf welchem die

Kaiserpalläste waren; sie nehmen mit der Zeit den ganzen großen Berg ein, und das goldene Haus des Nero erstreckte sich auch zwischen den Bergen weit umher, so daß das Kolisäum zu stehen kam, wo ein großer Teich im Garten dieses goldnen Hauses war. Du hast keinen Begriff, lieber Wilhelm, wie weit es die Kaiser in ihrer Pracht getrieben haben. Kaligula wollte sogar vom palatinischen bis zum kapitolinischen Berge eine große Brücke führen lassen, die über das Forum Romanum und viele Tempel weggienge; er ward aber, ehe das Werk zu Stande kam, ermordet. Auch der Brand den Nero anlegte, und den er den Christen Schuld gab, war rings um diesen Berg; er wollte Raum zu seinem goldnen Hause haben, und ließ also Tempel, Häuser und Gebäude wegbrennen. Es muß ein fürchterlicher Brand gewesen seyn, den er oben vom Berge aus seinem Pallast mit Freuden ansah, wie die Flamme sich so weit umher erstreckte und sang dazu seine Verse. Wenn man die Bäder des Karakalla betrachtet, die an einem andern Ort liegen, so kann die Einbildungskraft kaum den Umfang ihrer Einrichtungen fassen, so groß ist er. Zur Linken des Berges der Kaiserpalläste sind eben so treffliche Denkmale. Ein schöner runder Tempel des Romulus, in den ich immer gehen muß, wenn ich hier vorbey wandre; schöne Säulen von einem Tempel des Antonius und der Faustina. Die Reste vom Friedenstempel des Titus, in welchen alle Beute zusammen gebracht ward und alle Kostbarkeiten der Welt waren; der Tempel der Sonne und des Mondes, (gegen Aufgang und Untergang gerichtet,) die auch gar schön sind, und von deren einem man

in den andern kommen konnte, denn sie stehen dicht neben einander. Dann geht man durch den Triumphbogen des Titus, (nach der Eroberung Jerusalems errichtet) auf welchem der jüdische Leuchter rc. (aus dem Tempel zu Jerusalem) abgebildet ist; weiter hin kömmt man zum Kolisäum, mit dessen Anblick sich der herrliche Spaziergang endet. Ihm zur Seite ist der Bogen Constantins, der die vortrefflichen Basreliefs vom Bogen Trajans hat, von dem Constantin sie stahl." rc.

Am Schluß seines Briefes an Adelbert, machte er noch einige allgemeine sehr wahre und charakteristische Bemerkungen über Rom: „die Wölfin, die den Romulus und Remus gesäugt hat, siehet man in Rom sehr oft; auch viele kleine schlafende Amors, einige schlafen sogar in Nesterchen und liegen mit Arm und Beinen gar hübsch über einander. Die stehen dann in manchen Pallästen auf den Tischen und sind von weißem Marmor, als ob man sie aufessen sollte. Solche schöne Kinderspiele findet man aus der alten Kunst viel, und wenn es auf schönen Marmor, auf prächtige Treppen und Tische, von Porphyr, Vasen von Alabaster, auf Statüen und Gemälde ankäme: so wären wohl keine glücklichern Häuser in der Welt, als viele in Rom. Aber siehe lieber Adelbert, darauf kömmt nicht alles an. Da sitzen sie dann in einem engen Winkel, und lassen die schönen Zimmer leer stehen und leben wohl gar schmutzig und geizig; sie halten eine Menge Bedienten und geben ihnen sehr wenig; auf mancher Kutsche stehen vier hinten und einer auf einem hängenden Tritt, der die vier

an den Füßen hält. Das sind lauter unnütze müßige Leute. In ganz Rom ist alles voll Müßiggänger; die Familien die Geld haben, haben Alles; die andern sind arm und müssen sich nähren wie sie können und mögen. Die Häuser der Bürger und gemeinen Leute sehen entsetzlich schmutzig aus; und alle sorgen nur für den heutigen Tag. Das ganze Land um Rom herum ist unbebaut; da sieht man keine schöne Ochsen und Kühe, keine Gärten und Früchte, alles muß weit hergebracht werden, auf Eselein gar eben, mit lauter klingenden Glöcklein und man hat manchmal die Ehre, einigen hundert Eseln, die vom Markt wiederkommen, auf einmal zu begegnen. In den römischen Gärten wachsen zwar Lorbeerbäume, Cypressen und Citronen, aber kein Obst und kein Gemüse. Selbst die Citronen sind in gewissen Monaten hier theurer, als bey euch in Weimar; weil man sie nicht aufbewahrt, sondern vom Baum herab verkauft. Siehe mein Freund, das ist eine üble Wirthschaft! und der Wein ist hier, mit Respekt zu sagen, meistens widerlich oder schwer und abscheulich. Dafür aber sind hier schöne Statüen und Gemälde!" —

Der ungewöhnlich kalte Winter von 1788 auf 89 verfolgte auch Herdern unglücklicher Weise bis nach Italien: gegen Neujahr 1789 gieng er im Gefolge der Herzogin Amalia von Rom nach Neapel, wo er am 5. Jänner ankam und gleich am folgenden Tag an seine Gattin schrieb: „Ich bin glücklich in Neapel! die Reise war beschwerlich, denn die schönen Orangenwälder dieses glücklichen Erdstrichs liegen unter nie gesehenem und nie erhör-

tem Eise. Ein trauriger Anblick! Pferde und Menschen, die des Eises und der Kälte eben so ungewohnt waren, konnten sich auch nicht drein finden, und nannten es brutta cosa, bey solchem Wetter zu reisen. Wer konnte es aber voraussehen? Troß der Kälte ist die Luft hier, wie ich sie Zeitlebens noch nicht gefühlt habe, balsamisch und erquickend. Vom drückenden Rom befreit, fühle ich mich wie einen ganz andern Menschen, wiedergeboren an Leib und Seele. Was muß das für ein Aufenthalt seyn, in der schönen Jahrszeit! Wir wohnen am Meer, mit der schönsten Aussicht! Hier wünschte ich Dich, nicht in Rom; hier ist Gesundheit, Ruhe und Leben, die schönste Welt. Ich glaube es den Neapolitanern: daß, wenn Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich ans himmlische Fenster legt, und auf Neapel herabsieht! — Auch sehe ich oder fange an zu fühlen, wie man ein Grieche seyn konnte. „Das Wetter ist bis jetzt nicht von der Beschaffenheit gewesen," fährt er nach einigen Tagen fort, „daß wir viel hätten sehen können. Die Luft ist indessen auch in Kälte, im Scirocco und im Sturm des Meeres hier so schön, daß man alles vergißt und nur athmen, sehen, essen und trinken möchte. Auf meiner ganzen Reise habe ich mich nicht befunden, wie hier. Ich bin gerade in dieser Seeluft, wie ich war, als ich die Meere durchstrich und hoffe blos durch Neapel gesund und gestärkt zurückzukehren. Wenn der König mich hier irgendwo zum Erzbischoff machte, und der Papst mir erlaubte, Dich und die Meinigen zu behalten, so kämest du mit den sechs Kindern nach, oder vielmehr ich holte dich ab und wir wollten hier leben, dann

giengen wir auf den Sommer auf die Insel Ischia, und lebten da, von der Welt abgeschlossen und als ob uns alle Welt gehörte! Rom ist eine Mördergrube gegen diesen Ort, und ich sehe jetzt gar wohl, warum es mir da nie recht wohl ward. Ich wollte, daß alle Gegenstände des Studiums hier wären! — Himmel und Hölle, Elysium und der Tartarus ist hier erfunden; Homer und Virgil haben das Einzige Ewige ihrer Gedichte aus Einer Gegend genommen die vor meinen Augen ist. Auch für meine Philosophie der Geschichte habe ich hier in acht Tagen mehr erwischt, als in Rom in 3½ Monaten. Ich wünschte, daß es mir immer so wohl seyn könnte und diese Physiognomie mir auch hinter der Peter- und Paulskirche zu Weimar bliebe.

„Ich habe den Erzbischoff von Tarent, Giuseppe Capecce, Latro (den Stollberg in seiner Reise 3. Th. S. 179. und auch Frau von der Recke in ihren Erinnerungen aus Italien sehr vortheilhaft schildert, und der die schöne Elegie auf den Tod Herders, am Schluß dieser Lebensbeschreibung, gedichtet hat) kennen lernen; den gescheidsten, lebhaftesten, gelehrtesten, sinnreichsten, liebenswürdigsten Geistlichen, den ich je gesehen habe. Ich habe mit ihm schon fünfmal Conversationen gehabt, und habe einen Ort, wo ich ihn fast täglich sehen kann, welches mir denn sehr wohl thut. Heute Mittag (den 12. Jänner) habe ich ihm Visite gemacht, und bin nach zwey Stunden, mit allen seinen Schriften, die er mir schenkte, von ihm gegangen."

Die Neapolitanischen Großen und Gelehrten, deren Herder sehr viele kennen lernte, und von ihnen ausgezeichnete Ehre genoß, nannten ihn gewöhnlich Vescovo di Turingia!

Am 19. Jänner. „Wir kommen eben aus Pompeji und haben die herkulanischen Gemälde durchsehen, an einem sehr schönen reitzenden Tage. Luft, Himmel, Berge, Meer und Erde sind ein Zauberanblick, in dem man wie versunken ist. Man fährt mitten im Winter durch Gärten Adonis und wird von dem holden Traum trunken. Ehegestern fuhr ich allein um den Pausilipp herum, wie hinein in die Abendröthe und kam so sanft traurig wieder, daß ich drey Stunden hernach wie stumm war. — Grüße Göthe und Knebel und sage dem Letztern, daß ich ihn oft her wünsche, mit ihm am Ufer des Meeres spazieren zu gehen, den Vulkan mit ihm zu besteigen, am Grabe des Sannazar's, auf Capo di Monte oder sonst mit ihm in Magna Graecia zu philosophiren."

Am 10. Februar. (an Frau von Diede, Gattin des Dänischen Gesandten zu Regensburg.) „Sie kennen Neapel, und also darf ich's nicht weitläuftiger erklären, wie sehr diese Nymphe oder Sirene Parthenope reitze. Sie kömmt nicht aus dem Wasser hervor, sie schwebt unaufhörlich über den Wellen des Golfo, und bestrickt so die Seele, daß man ans Schreiben nicht kommt. So habe ich denn auch endlich die Gegenden gesehen, die ich je zu sehen fast verzweifelte, den Pausilipp mit seiner Grotte, mit seinen schönen Landhäusern

und den Zauber-Inseln, die vor ihm liegen: den See Agnano, den Avernus und Acheron, den Styx, die elisäischen und phlegräischen Felder, Gegenden, aus denen alle Dichtkunst über Himmel und Hölle entsprang; das misenische Vorgebirge und das reizzende Bajä mit seinen wenigen kostbaren Trümmern. Ich bin in den Grotten des alten Craters, der Solfatara gewesen, und habe auf der andern Seite, unter den Kostbarkeiten des alten Herkulans und in Pompeji umhergewandelt. Jetzt ist uns Pästum noch übrig, wohin wir morgen gehen; alsdann, schöne Parthenope, lebe wohl! Dann geht's wieder ins alte Rom, und allmählich ziehe ich mich zurück nach Deutschland: ein Land und ein Volk, das ich jetzt mehr schätze und liebe, seit ich Italien kenne und den Geist und die Wirthschaft seiner Nation gesehen habe."

Am 19. Februar reiste er von Neapel zurück nach Rom. Einige seiner Gedichte, besonders „Am Meer bey Neapel" und „Andenken an Neapel," sind schöne Blüthen seiner damaligen Empfindungen. Auch „Amor und Psyche," „An die Herzogin Amalia," „Die Farbengebung" „Die sinnende Zeit" „Bitten an Gott" sind Gedichte, die ihre Entstehung dem Einfluß des italienischen Himmels zu danken haben. (B. 32.)

„Seit gestern," schreibt Herder am 21. Febr. „sind wir wieder in Rom, und statt des hellen ewig beweglichen Meeres, stehen stille dunkle Cypressen mir vor den Augen, an denen sich kein Wipfel

chen regt, alles ist still und todt um uns her, weil die Villa Aquaviva oder Malta, wo wir auf dem Monte Pincio wohnen, meistens schon unter Gärten liegt. Rom, mit seinen Dächern und Cupolen ist unter uns, und auch da war's äusserst todt auf den Straßen, gegen Neapel verglichen, als wir gestern Abend unsern Einzug in Rom hielten." —

„Rom ist kein Ort für mich, so viele Schätze der Kunst, vielleicht auch der Literatur, wenn solche zugangbar wären, darinn gesammelt seyn mögen. „What's Hecuba to him or he to Hecuba?" — sage ich mit dem guten Hamlet, und will mich gern wieder in meine kleine Nußschale einsperren, wenn ich nur schon zu ihr gelangt wäre. Ich sehne mich aus Italien, und wollte, daß ich schon an der deutschen Gränze wäre, ob ich gleich an meine kirchliche und politische Situation in Weimar eben nicht mit Vergnügen denke. Auf der andern Seite wünscht die Herzogin, daß ich mit ihr auf den Sommer nach Neapel zurückkehre. Der Erzbischoff von Tarent hat mir dort äußerst angelegen, nur ein halbes Wort, une demi parole darüber zu geben; und General Salis hat mir sogar den Antrag gemacht, mit ihm nach Sicilien zu gehen, wohin er im Frühling zu reisen gedenkt. Das alles wäre nun wohl recht und gut, aber theils fürchte ich für meine Gesundheit, theils habe ich's etwas satt, als Appendix unter den Menschen, wenn auch unter guten Menschen, zu leben, und sehne mich nach meiner Heimath."

„Ich laufe jetzt mit Meyer noch einmal die Haupt-Denkmale des Alterthums über. Er ist ein

vortrefflicher Mensch, einer aus Tausend und abermal Tausend, an Sinn und tiefem Verstand, eine rechte Seele vom Menschen. Binnen 8 Tagen habe ich einmal bey Bernis, einmal beym dänischen Gesandten und einmal bey Angelika Kaufmann gespeist." —

An den alten Kardinal Bernis, damals noch immer lebhaft wie ein Jüngling, war Herder von Frau von Diede zu Regensburg empfohlen worden, der ihn auf's gütigste empfangen und ihn mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit behandelt, auch in seine Concert-Conversation aufgenommen hat. Auch Kardinal Borgia war sehr zuvorkommend und gefällig gegen ihn. Er war der erste der ihn besuchte, sobald er hörte, daß er wieder in Rom sey. Von ihm erhielt er die erste Nachricht, als er eben bey Bernis mit ihm zusammentraf, daß die Akademie der Volsker in Velletri (Società Letteraria de Volsci) ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen habe.

Mit Angelika Kaufmann kam er in Rom sehr häufig zusammen. In den Briefen an seine Frau sagt er über diese bekannte deutsche Künstlerin Folgendes:

„Angelika ist eine gar zarte jungfräuliche Seele, wie eine Madonna oder wie ein Täubchen. In kleiner Gesellschaft, zwischen zwey und drey ist sie gar lieblich; sie lebt aber sehr eingezogen, ich möchte sagen in einer malerischen Ideen-Welt, in der das Vögelchen auch nur alle Früchte und Blumen mit dem Schnäbelchen berührt. Ihr alter Zuchi ist ein braver Mann in seiner Art, er kömmt

mir aber immer wie ein venetianischer Alter in der Comedie vor. — Leider ist sie durch die fatale Kunst, in der sie wie ein Engel existirt und von Kindheit auf existirt hat, auf ihrem Stamme vertrocknet. Sie ist eine Dichterin mit dem Pinsel und hat eine sehr zarte Empfindung. Sie grüßet dich sehr, und hat mir angetragen, mein Gemälde ihr zu lassen. Zum Pendant von Göthe, den sie auch gemalt hat. — Sie ist meine einzige Trösterin in Rom. Je mehr ich sie kennen lerne, desto mehr gewinne ich dieses seltene jungfräuliche Kunstwesen lieber; eine wahre himmlische Muse, voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens. Sie hat mich auch recht gern und die Stunden, die ich bey ihr zubringe, sind mir ohne Vergleich die liebsten, die ich hier genossen habe; es sind aber nur wenige, weil sie äußerst fleißig ist, und ich sie in ihrer Arbeit nicht stören mag. Ihr Eindruck wird mir wohl thun auf mein ganzes Leben; denn er ist von allen Buhlereien, aller Eitelkeit und Falschheit entfernt; sie weiß nichts davon und ist bey aller der demüthigen Engels-Klarheit und Unschuld, von der alle ihre Arbeiten zeugen, vielleicht die cultivirteste Frau von Europa. — Ich ließ sie neulich, da wir in einer Ecke der Gesellschaft sprachen, die Stelle deines Briefes, die von ihr handelt, lesen; sie brach auf einmal in Thränen aus und war so bewegt, daß sie sich lange nicht fassen konnte. Neulich sagte sie mir, so nach ihrer stillen Weise, daß sie doch wenigstens bey uns zu sterben wünsche, da sie nicht bey uns leben könne. Dich kennen lernen müsse sie wenigstens gewiß, wenn sie nicht bald sterbe. Ich suchte dies alles unterzutauchen und zu besänftigen; aber

ich glaube gewiß, wir haben an ihr einen trefflichen treuen Seelenschatz unsres Lebens. Sie will dir in der ersten Muße ihr Bild malen."

„Wenn mich etwas in Rom tröstet, sind's die Statuen und Köpfe. Deinen Charakter habe ich auch gefunden, und wir wollen den Namen Electra jetzt fahren lassen; du bist Ariadne. Zwar bin ich nicht Theseus und Bacchus; nur in so fern ich Wein trinke und Tabak rauche; ich kann dich auch nicht zur Himmels-Göttin erheben. Dafür habe ich Dich aber auch nicht verlassen, und Deine treue, feste Reinheit, die liebestrunkene Großheit und Anmuth Deiner Seele ist eine Gabe, die Dein ist, und die keiner wieder geben noch rauben kann. Bleibe mein, ich will Dein bleiben, mein süßes einziges Leben, mein Weib und meine Geliebte, mein Bruder und meine Freundin!" —

In den Vatikan kam Herder, nach seiner Rückkunft von Neapel nicht wieder, theils weil er jetzt noch entfernter wohnte, theils weil ihn eine Art innern Ekels und Verdrusses von diesem Kerker, wie er sich ausdrückte, zurückhielt, indem so viele Gefangene hinter Schlössern so unnütz liegen. Man müßte, um sie zu befreien, ganz andere Muße und Bequemlichkeit, am meisten aber mehr Zeit und Zugang, im Grunde auch mehr Jugend haben, die zu solchen Entführungen *) bezauberter Prinzessinen den

*) Die Schätze des Vatikans waren zum Theil unterdessen in das Land der augenblicklichen Freiheit, wirklich entführt; und dort mit Bequemlich-

regsten Zunder gibt. — Indessen schied Herder dennoch vergnügt und zufrieden von seinem lang ersehnten klassischen Italien, da er in Rom sowohl als in Neapel eine Aufnahme gefunden hatte, deren sich nur wenige Fremde rühmen können. Daß seine Hoffnungen in Ansehung der Bibliotheken nicht erreicht wurden, hat nicht an ihm gelegen und Manchen schon, vor und nach ihm, unangenehm getäuscht.

Am 15. May gieng er Mittags, mit einem Vetturino von Rom ab, über Siena und Pisa, wo er das Merkwürdigste kennen zu lernen suchte, und traf am 22. May Mittags in Florenz ein.

Gleich am ersten Tag wurde die berühmte Venus, die Niobe u. a. sammt der Galerie besehen und Abends noch schrieb er an seine Gattin: „Die verschlossenen Zimmer bin ich zweymal durchwandert, muß aber noch wenigstens ein oder zwey Tage daran wenden. Gottlob! in Florenz fängt das Herz mir wieder an aufzugehen; hier sind, wie jener Schiffer sagte, doch wenigstens Fußtritte von Menschen, von

---

keit zu schauen! doch bald entzog die tief gekränkte Göttin sich, und mit ihr, die, nur in ihrem Bereiche erzeugten und gedeihenden Werke der Kunst, dem Blicke der Unwürdigen! Sie ist mit ihren Schätzen der lang gewohnten Sklaverey, aber auch ihrem klassischen Himmel zurückgegeben, um dort, für bessere, lichtvollere Zeit, in ihrer Reinheit bewahrt, aus den Wolken des Augenblicks einst wieder allbelebend hervorzutreten.

(S. Adrastea 1. pag. 317.)

großen Menschen alter Zeiten, die alle auf diesem Punkt gelebt und gewirkt haben. Denke Dir, wie ich heute Nachmittags in der Kirche S. Croce unvermuthet auf dem Ort stand; wo Michel Angelo Buonarotti, Galilai und Machiavel, drey der größten Geister, die Florenz und durch sie, die Welt gehabt hat, begraben liegen, unter schönen Monumenten. Und neben ihnen andere brave Männer, Filicaja, Lami, Leonardo Bruno, Cocchi, Micheli; auch Staatsmänner u. a. Und zwischen ihren Grabmälern, Altäre mit Werken der denkendsten Maler, die die florentinische Schule fast ausschließend hat, in simpler Bedeutung geziert. Und als ich nachher in die Kirche Anunciada kam, und meinen lieben Andrea del Sarto im Vorhofe unter den Meisterstücken seiner Kunst und seiner Bildsäulen begraben fand; und beym Eintritt in die Kirche seinen männlich schönen Christus, den schönsten nach Vinci, unter einer Last von Gold, Silber, Edelsteinen, Gelübden und Marmor verehrt sah, und so weiter hinauf bis in die letzte Grab-Kapelle des Johann von Bologna rückte, darauf beym Herausgehen eines seiner vielen Werke, den Großherzog Ferdinand in Erz grüßte, und in die Gärten Boboli eilte, um über dem Arno die Sonne untergehen zu sehen! — So war mir gestern, da ich Giotto und Cimabue's Bild im hiesigen Dom; und in Pisa, da ich Algarotti's Grab neben Giotto's alten heiligen Anfängen der Kunst im Campo santo fand; so war mir heute morgen, da ich in der Galerie die unendliche Reihe der großen Männer alter Zeiten, und in zwey Sälen die von ihnen selbst gemalten Bildnisse aller großen Maler aller Nationen sah, und auch meine liebe Angelika, wie einen

Engel im weißen Gewand unter ihnen erblickte! Hier sind Fußtritte von Menschen, nicht Heilige und Götzenbilder allein. Morgen gehts in den Pallast Pitti u. s. w. Die Straßen und Kirchen sind schön kühl und der Boden so rein, daß man allenthalben niedersitzen und Gastmal halten möchte." —

Von Florenz, wo er mit dem damaligen Großherzog zwey Stunden allein zu sprechen das Glück hatte, reiste er nach Bologna und von da nach Venedig; von wo er am 6. Juny schrieb: „Ich bin sehr gesund, und habe abermals das Erfrischende des See-Elements gefühlt, das mich in meiner Jugend, da mich vorher jeder Wind umwerfen wollte, neu stärkte. Den dritten Pfingst-Feiertag Abends gieng ich mit dem Courier von Bologna zu Schiff nach Venedig; es war ein schöner Mond-Abend, in der Nacht schlief alles wie und so gut es konnte. Gegen Mittag waren wir in Ferrara. Ich begrüßte Ariosto's Grab. Nachmittags giengs weiter und gestern zwischen 2 und 3 Uhr waren wir in Venedig. Nachdem ich mich erholt, und die Sachen abgemacht hatte, die eine Last der Reisen sind, sah ich den Markus-Platz und alle Gebäude desselben von außen, die Brücke Rialto ꝛc., kaufte mir den Ariost, sah den Markus-Platz nachher erleuchtet und gieng Abends zwischen 10 und 11 Uhr in die Oper, die gegen 2 Uhr aus war. Heute sah ich die Bibliothek und will nun noch ein Giro um Venedig in einer Gondel machen. Das ist keine Parthenope wie Neapel mit sanften lockenden Armen, sondern ein See-Ungeheuer mit zehentausend Händen, das in jedem Gliede lebt und auf Nutzen bedacht ist.

Es reuet mich indessen nicht, daß ich auch diese Nymphe der Lagunen hinter Rohr und Schilf gesehen habe. Es ist ein ganz eigenes Universum in ihr; in allem das Gegentheil von Rom und von allen Landstädten. Selbst Amsterdam ist an Seltenheit nichts gegen sie; es ist eine Seespinne mit hundert Füßen und Millionen Gelenken. — Nun bin ich, fährt er an seine Kinder fort, in solch einem kleinen schwarzen Hause geschwommen, das man eine Gondel nennt. Es ist lang und schmal, vorn und hinten spitz, und sieht wie ein Frauen-Pantoffel aus. Das viereckte Kämmerchen darauf mit vier Sitzen ist mit schwarzem Tuch beschlagen, so wie auch die Gondel schwarz ist. Der Gondelier steht hinten drauf und lenkt die Gondel mit seinem Ruder so geschickt, daß man es kaum sich denken kann, wenn mans nicht gesehen hat. Man schwimmt dicht auf den Wellen so sanft, wie in einer Wiege, und sieht an beyden Seiten große hohe Palläste einer dicht am andern; unter den Brücken fährt man durch; zwischen Gondeln, Schiffen und Brücken fliegt man wie auf einem Pfeil hin, daß im größten Gedränge eine Gondel die andere kaum berührt. In manchen ziemlich engen Kanälen gehen drey Gondeln neben einander so schnell vorbey, als wenn man einander vorüber flöge. Die Damen sitzen mit ihren Herrn drinn, und sie haben es zehenmal bequemer, als wenn sie in den Kutschen gerüttelt würden. In Venedig sind keine Kutschen, alles wiegt sich in Gondeln, was nicht über die Brücken-Treppe auf und ablaufen will. Es ist eine sonderbare Stadt, die gleichsam aus der See empor steigt, voll Gedränges von Menschen, voll Fleiß und Betrügerey. Es ist

mir

mir lieb, daß ich sie gesehen habe. Morgen gehts nach Padua, auch zu Wasser, dann weiter hin zu Lande, und endlich zweymal über die Berge, bis ich bey Euch bin und Euch wieder sehe ꝛc."

Ueber Padua, Vicenza, Verona, Mantua, Guastalla, Parma, Piacenza reis'te Herder nach Mailand. „An die Schweiz," schreibt er von dort, an seine Gattin, „ist nicht zu denken! Meine Seele faßt keine neue Eindrücke für jetzt mehr, und die Schweiz, wenn man sie noch nicht gesehen hat, zum Appendix von Italien zu machen, wäre unverzeihlich! — Laß das seyn, sage ich mir, bis ein andermal, wenn es anders das Schicksal will. Dann sehe ich diese schönen Gegenden mit Dir; allein mag ich nichts mehr sehen." — Von Mailand über Insbruck nach München und Nürnberg eilte er in die Arme der Seinigen nach Weimar, wo er am 9. July 1789 glücklich ankam.

Herders Wirken in Weimar seit seiner Rückkehr aus Italien, bis in die letzten Jahre seines Lebens. Von 1789 bis 1801.

Noch einmal sollte Herder, durch einen erneuerten Ruf nach Göttingen, in seinem künftigen Lebens-Plan schwankend gemacht werden! Als er noch in

Rom war, erhielt er von Freund Heyne unterm 15. März 1789 folgendes Schreiben:

„Zu den Sonderbarkeiten unsrer Schicksale gehört auch dieses, mein lieber Freund, daß ich Ihnen nach Rom über eine seltsame Angelegenheit schreiben muß, die Ihnen nach ehemaligen Vorfällen anfangs unbegreiflich seyn muß. Kurz, ich habe Ihnen, in Auftrag des Ministerii, unter höchster Genehmigung, den feierlichen Antrag zur Professio theologiae ordinaria und ersten Universitäts-Predigerstelle, mit dem Charakter eines Consistorialraths, der in unsern Landen der höchste ist, mit Stelle in der Fakultät, mit einem Gehalt, den Sie nach Ihrer jetzigen Lage selbst bestimmen können und müssen, mit 200 Rthlrn. jährlichen Wittwengehalt, mit 40 Pistolen Antritts-Kosten, zu thun. Wie dieses alles so herum gebracht worden ist, gehört in diesen Brief nicht. Genug, Sie haben völlig Satisfaction für das Vergangene. Aber was ich dabey fühle, mein Theuerster! kann ich Ihnen nicht sagen; noch weniger was ich wünsche. Und doch will ich mich keinem Wunsche eher überlassen, als bis ich höre, wie Sie über die Sache denken. Ihre Lage und Verhältnisse in Weimar kenne ich nicht. Also hierüber kein Wort. Was Sie nicht sowohl wissen können, ist, was Göttingen anbetrifft. Hier hat sich alles verändert. Hier ist alles zu Ihrem Vortheil. Sie können, Sie müssen hier geehrt und glücklich seyn. Selbst unser Leß, mit dem ich kürzlich sprach, sieht Sie als die einzige Rettung unsrer theologischen Lage an. Welche Veränderung der Sachen in so wenig Jahren! Jetzt sind Sie als einzige Stütze der gesunden Theologie von Hohen

und Niedrigen betrachtet, gewünscht, gesucht. Alle Minister sind für Sie. Sie sind in London vorgeschlagen und genehmiget und ich habe durch ein solennes Rescript Auftrag, alles mit Ihnen zu verhandlen. Koppe in Hannover und Eichhorn in Göttingen erleichtern noch mehreres. Mit einem Worte: Hier haben Sie nichts als Achtung und Liebe zu erwarten, nirgends Anstoß. Die Predigerstelle bey der Universitäts-Kirche giebt Ihnen einen mächtigen Einfluß in das Ganze, und in das theologische Fach insonderheit. Das ganze Praktische der theologischen Collegien fällt in Ihre Hände. Als zweiter Prediger soll Marezoll eingesetzt werden. Moral und Dogmatik wären außerdem Ihr Antheil. Günstig ist also jetzt Alles, und ich wüßte Nichts, was Ihre Lage drücken oder schmälern könnte, dagegen was könnten Sie in der Lage Alles wirken!"

„Ihre häusliche Lage müßte gewinnen bey der besseren Gelegenheit, die Sie für Ihre lieben Söhne haben; sowohl für den Unterricht auf der Akademie, als für künftige Versorgung. Eingeschränkt leben wir hier in unserm Innern größtentheils, wer nicht Thor ist und es anders will. Ich lebe für meine Familie, habe das ganze Jahr kaum 2 bis 3 mal Gesellschaft. Und so machen es andere, jeder nach seinem Willen. Jeder ist sich selbst Gesetz."

„Da die Sache in meiner Hand ist, so würde ich alles einleiten, wie Sie es wünschen. Ehe ich aber hierunter weiter gehe, muß ich erst wissen, was Sie beschließen können und wollen. Erweisen Sie mir die Liebe und antworten Sie mir bald ꝛc."

Natürlich konnte Herder aus Italien hierüber keine entscheidende Erklärung geben, er entschuldigte sich also in einer bald darauf an Heyne ertheilten Antwort, mit der Unmöglichkeit, in der Unruhe und Zerstreuung der Reise, einen Entschluß von sich zu geben. — „Sie kennen meine Neigung für Göttingen, und für den Wirkungskreis, zu dem Sie mich einladen und in dem ich gewiß nicht ohne Nutzen zu seyn hoffe. Ich danke dem königlichen Ministerium für das Zutrauen, das es auf mich setzt, und im Fall das Schicksal mir wirklich dies Feld anweiset, werde ich mich gewiß als einen treuen Arbeiter zeigen. Es ist aber natürlich, daß ich erst in den Kreis zurücktrete, aus dem ich gegangen bin und hinterrücks nichts voreiliges unternehme. Schon vor meiner Abreise hatte der Herzog, dem ich mit meiner Zufriedenheit diene, im Sinne, einige Umstände mit meiner bisherigen Situation zu ändern. Er hat mir, ohne die mindeste Anregung von meiner Seite, einige Punkte darüber zukommen lassen, und es erfordert also sowohl die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn, als die Sorge für die Meinigen, daß ich nichts übereilt thue ꝛc."

Viel entschiedener für Göttingen soll er sich in den Briefen an seine Gattin ausgesprochen haben, die sie jedoch, verschiedener Ursachen wegen, zum Druck zu überliefern, damals Anstand nahm, ohngeachtet sie seinen Geist, sein edles Herz und seine gesunde Ansicht der Dinge und Personen in das schönste Licht setzen sollen. Durch unglückliche Kriegs-Ereignisse scheinen diese, und manche andere herrliche Aufschlüsse und Belege, auch für die Nachwelt verloren zu seyn.

Auch Spittler, schrieb ihm von Göttingen aus nach Rom, nahm es für ganz gewiß, daß Herder den Ruf annehmen werde, bezeugte ihm seine innige Freude darüber und erbot sich zu jeder Nachricht über Göttingen: „Dieß ist nicht Zudringlichkeit gegen Sie," fährt Spittler fort, „sondern reinste Pflicht der Dankbarkeit. Denn, Koppen in Hannover ausgenommen, bin ich keinem Menschen auf Erden den Dank schuldig, den ich Ihnen schuldig bin. — Ich bin hier höchst glücklich! Seyen Sie versichert, Sie werden es gewiß auch seyn; denn es giebt vielleicht wenige Orte in der Welt, wo man es so einrichten kann, daß man recht glücklich lebt, als gerade hier Mein innigster Freund, im vollsten Sinn des Wortes, ist Dr. Plank, und mit diesem lebe ich so vergnügt zusammen, als selten zwey Brüder zu thun pflegen. Was ich zu seinem Lobe sagen würde, könnte also verdächtig scheinen; doch aller Glaube an die Menschheit müßte mich trügen, wenn Sie nicht einen höchst edeln, zuverlässig treuen und aufgeklärten Collegen in ihm finden sollten. Lassen Sie sich doch in Ihrem Entschlusse, zu uns zu kommen, durch nichts erschüttern; es wartet viel Liebe und viel Freude auf Sie in Göttingen." —

Eine bekannte geistvolle Frau und Freundin der Herderschen Familie, Frau von Berlepsch aus Hannover, die gerade damals in Göttingen wohnte, schrieb die feurigsten Briefe, voll zärtlich treuer Sorgfalt für das Glück ihrer Freunde, um Herders Gattin, und durch sie ihren Mann zu bewegen, den ehrenvollen Ruf anzunehmen, „dem sich weder zu Hannover, noch zu Göttingen auch nicht eine Stimme wider-

setze; alles habe sich gegeben; das vom König selbst noch vor seinem Zufall unterschriebene Concept habe sich gefunden, und die Minister machten nun den erwünschten Gebrauch davon. Herder solle nur Bedingnisse machen, welche er wolle." —

Allein eben dazu konnte sich Herder am wenigsten entschließen, und wünschte, daß vielmehr die hannöversche Regierung ihm die pekuniairen Bedingungen vorschlagen möchte, indem er die richtige und bescheidene Besorgniß hegte, man könnte seine Forderungen als übertriebene Schätzung seiner selbst ansehen.

Uebrigens war auch, abgesehen von den bessern Gehalts-Bedingungen, sehr Vieles für ihn jetzt vortheilhafter als früher; besonders auch die künftige Versorgung seiner Söhne und der größere Einfluß, den er sich weit mehr als durch Bücher, durch die studierenden Jünglinge nicht nur auf ganz Deutschland sondern auch auf das übrige cultivirte Europa versprechen konnte.

In Weimar war sein Ruf nach Göttingen sehr bald, und noch ehe er von Rom zurückgekehrt war, bekannt geworden; doch wollten seine dortigen Freunde den Gedanken nicht aufkommen lassen, daß er je Weimar verlassen könnte, und drangen wenigstens darauf, daß er keinen Entschluß hierüber nehmen möge, bis er mit ihnen reiflich das Für und Wider erwogen und durchgesprochen haben würde.

Auch Göthe bewies sich in dieser Lage, wie Herders Gattin selbst versichert, als treuer Freund,

wollte nicht darein reden, Herders Schicksal nicht irre leiten, sprach jedoch von der Gefahr einer solchen Veränderung in diesem Alter und bat nur, daß er und seine Gattin in der ersten Agitation nicht handlen und möglichst ruhig, beyde Situationen gegen einander abwägen möchten.

Nach seiner Zurückkunft nach Weimar, suchte man ihm alles Nachtheilige, was gegen das Universitäts-Leben gesagt werden konnte, und was früher auch Freund Gleim ihm wohlmeinend vorgestellt hatte, jetzo mit einiger Uebertreibung und dagegen das Leben in Weimar, als einen Rosenhain, zu schildern.

Lange blieb Herder unentschieden, die Stimme seines Genius war für Göttingen; als er aber die Liebe und das Zutrauen so vieler von ihm verehrter Personen zu Weimar vor sich sah; als er die Wünsche der regierenden Herzogin von ihr selbst vernahm, und der Herzog ihn sogleich nach seiner Zurückkunft, zum Vice-Präsidenten des Ober-Consistoriums ernannte, auch andere vortheilhafte Bedingnisse zur Verbesserung seiner Lage in Weimar ihm vorschlug, so entschloß er sich endlich, mit schwerem Herzen, seinem Lieblingswunsch zu entsagen, und den Ruf nach Göttingen auszuschlagen! —

Nur wenige Wochen nach diesem entscheidenden Schritt für sein noch übriges Leben verschwand schon wieder der günstige Anschein, um den er in Weimar zu bleiben, dem ausgedehnteren wissenschaftlichen Wirken in Göttingen vorgezogen hatte! —

Durch seine Ernennung zum Vice-Präsidenten im Ober-Consistorium, wurde er zwar von den Wochenpredigten, den Predigten in der Hofkirche, Begräbnissen- und Leichenreden und besonders von den lästigen Kirchenrechnungen befreit. Allein verschiedene neue Einrichtungen im Ober-Consistorium verdarben ihm seine Freude über gehoffte Erleichterung sehr bald wieder; und besonders der Umstand: daß der alte, beynahe blinde und grämliche Präsident, noch zwölf Jahre lang fortlebte; sich in jeder Session einfand, und Herder also nur unter ihm, das Präsidium führen mußte: lähmte seine Thätigkeit und hemmte jede ihm nöthig geschienene Verbesserung! dazu kamen noch verschiedene tief gefühlte Kränkungen und gehäßige Mißverständnisse, die ihn mißmüthig machten. Mit tiefem Schmerz fühlte er nun Reue im Herzen, den Ruf nach Göttingen, wo ihm so viel Liebe und ein weit freierer Spielraum für seine Thätigkeit geboten worden war, ausgeschlagen zu haben. Er wurde niedergeschlagener, als nie vorher, und oft war es an dem, daß er alle seine Stellen niederlegen und anderwärts sein Glück suchen wollte. Natürlich mußte diese Stimmung auch auf seine Gesundheit nachtheiligen Einfluß haben; schon im Winter von 1789 auf 1790 wurde er mehreremal bettlägerig, und selbst sein Leben war in Gefahr. Mit dem kommenden Frühjahr kam zwar Gesundheit und Heiterkeit wieder, aber nie mehr so, wie er sie früher genossen hatte. „Ach mein verfehltes Leben!" rief er oft in tiefer Wehmuth aus. Neue Anfälle nöthigten ihn im Jahr 1791 eine Badekur in Karlsbad zu gebrauchen, wohin ihn seine Gattin

begleitete. Seine Beschwerden wurden jedoch dort mehr aufgeregt als erleichtert. Unter manchen in Karlsbad geknüpften angenehmen Bekanntschaften der Familie Herder, verdient vorzüglich die Gräfin Baudissin aus Hollstein genannt zu werden, die unter dem Namen „Karoline" in Herders Gedichten vorkömmt.

Im folgenden Jahr wurde er von heftigen rheumatischen Schmerzen verfolgt, wogegen ihm der Arzt, Hofrath Stark in Jena, den Gebrauch der Dampfbäder in Aachen verordnete. Dort verweilte er in Gesellschaft seiner Gattin beynahe drey Monate und empfand Erleichterung von seinem Uebel. Fr. Heinr. Jacobi besuchte ihn dort und Herder gab diesen freundschaftlichen Besuch, auf der Heimkehr, in Pempelfort zurück. Auch in Aschaffenburg, wohnte er einige Tage bey Freund Johannes Müller. Heiter und froh über die glückliche Kur, kam Herder nach Weimar zurück, wo aber sehr bald, mancherley Verdrüßlichkeiten seine Heiterkeit aufs neue umwölkten.

Bisher hatte bey dem dortigen Ober-Consistorium die Einrichtung bestanden: daß einer der älteren Regierungsräthe, als Mitarbeiter in Justiz-Sachen den Consistorial-Sitzungen beywohnte. Dieses hörte seit 1789 auf, und da die getroffene neuere Einrichtung diesen Abgang nicht hinlänglich ersetzte: so sah sich Herder genöthiget, nun erst in späteren Jahren, die Rechtswissenschaft und besonders auch die Prozeßordnung zu studieren, wovon

eine Menge Auszüge in seinen Excerpten-Büchern zeugen.

Aber gerade diese Haupt-Mühseligkeit, diese traurige, für die ganze Literatur nachtheilige Ursache, die in seinen letzten fünfzehen Jahren ihm nur so wenig Zeit für die Wissenschaft und für die Fortsetzung seiner angefangenen Werke übrig ließ: diese juristischen Arbeiten, die ihm seine Vicepräsidentenstelle auflegte und in mancher Woche acht bis zehen Stöße Akten zu durchlesen oder auszuziehen nöthigte, mußten ihn niederdrücken und waren vorzüglich daran Schuld, daß er in dieser seiner späteren Lebens-Periode nur so wenig von dem zu Stande brachte, was sein reicher und großer Geist zu bearbeiten oder zu vollenden sich vorgenommen hatte.

Was jedoch Herder, auch selbst bey diesen lästigen und zeitverderblichen Nebengeschäften, als Schriftsteller sowohl, als in seinem eigentlichen Beruf, besonders seit seiner Rückkehr aus Italien bis zu seinen letzten Lebensjahren, dennoch gethan hat: darüber muß hier noch in gedrängter Kürze das wesentlichste angeführt werden.

Gleich bey seinem Dienstantritt in Weimar, drängte sich ihm die Nothwendigkeit auf, eine allgemeine Verbesserung der dortigen Schulanstalten sich zum Geschäfte zu machen, er erhielt auch bald nachher vom Herzog den Auftrag: einen umfaßenden Plan hierüber einzureichen, und so wenig auch nach seinem Tode,

von seinen Verdiensten um das Weimarische Schulwesen, öffentlich gesagt worden ist, so zeugen doch seine Schulreden, die, unter dem Titel: „Sophron" B. 12. in seinen Werken für Philosophie und Geschichte gesammelt, jedem Lehrer und Vorsteher einer Lehranstalt zum Studium zu empfehlen sind, von seinen tiefen Einsichten, so wie folgende Skizze von dem, was er hierin wirklich gethan hat, von seinem unermüdlichen Eifer in diesem Fach!

Bey seinem Dienstantritt fand er am Gymnasium in Weimar als vorzüglichen Lehrer, den würdigen Direktor Joh. Michael Heinze, vertraut mit der alten klassischen Literatur und von vortrefflichem, obwohl etwas schüchternem, und bey herannahendem Alter zu Ausführung neuer durchgreifender Schulplane, nicht mehr ganz geeigneten Charakter; und neben diesem, den genialen Musäus, der zwar weniger ausgezeichnetes Talent für das Lehrfach, aber als Schriftsteller, besonders als Verfasser der Volksmährchen und der physiognomischen Reisen, einen höchst liebenswürdigen Charakter entwickelt und durch gewissenhafte Pflichterfüllung sich allgemeine Achtung erworben hatte. *)

Ausser diesen beyden Männern, waren zumal die unteren Klassen, mit alten untauglichen Lehrern

---

*) S. Sophron B. 12. 8. pag. 84. Andenken an den Professor Musäus.

besetzt, mit denen neue Thätigkeit in die veraltete Maschine nicht gebracht werden konnte.

Nur langsam und theilweise mußte er also mit seinen projectirten Schulverbesserungsplanen vorwärts schreiten. Vor der Hand bemühte er sich:

1) Einen verbesserten Lectionsplan für das Gymnasium in Weimar einzuführen, bey dem er vorzüglich von dem Grundsatz ausgieng: die untern Klassen zu Realschulen für nützliche Bürger, und die oberen Klassen als Gymnasium für Studierende einzurichten.

2) Den vom Herzog Wilhelm Ernst im Jahr 1701 gestifteten Ehrentisch, in seine ursprüngliche Gestalt, zu einer Belohnung für ausgezeichnete fleißige und fähige Schüler, umzuwandlen.

3) Den Lehrern des Gymnasiums und der Stadtschulen verbesserte Gehalte, durch Ausmittlung eines neuen Fonds aus der eingehenden Besoldung einer Garnisons-Predigers-Stelle, zu verschaffen; was jedem Lehrer eine jährliche Zulage von 30 bis 50 Thalern seit 1787 eintrug.

Nebenbey errichtete er aus mühsam zusammengetragenen Mitteln eine eigene Schulkasse zu den nöthigsten Schulbedürfnissen und legte seine eigene Besoldung als Rechnungsführer des oben erwähnten Ehrentisches mit jährlich 15 fl. als sein Schärflein in diese Kasse.

4) Die Errichtung eines Schullehrer-Seminariums, worüber im Jahr 1788 das genehmigte Regulativ erschien, war ebenfalls sein gelungenes Werk.

5) Am dringendsten war die Besserstellung der Schullehrer auf dem Lande, deren Einkünfte zum Theil nur in 25 — 50 Thalern jährlich bestand; und auch hier gelang es ihm, durch Einziehung einiger geistlichen Stellen und durch einen Beytrag der Landschaft, einen Fonds dazu auszumitteln.

6) Eine verbesserte Einrichtung des weimar'schen Waisenhauses, die der Herzog mit Herdern mündlich berathen hatte, wurde unter der Aufsicht des Ober-Consistoriums glücklich ausgeführt.

7) Auch die zweckmäßigere Einrichtung der niederen Schulen, der Stadt-Garnisons-Waisenhaus- und Armen-Schule, in Verbindung mit einer Industrie-Schule, kam endlich durch Herders Bemühung so weit, daß ein kleiner Fonds dazu langsam herbey gebracht wurde. Nach seiner Zurückkunft aus Eger im Jahr 1803 wollte er Hand an deren Vollendung legen, sah aber wie Moses, sein erwünschtes Land nur in der Ferne.

Im Jahr 1786 gab er ein verbessertes A B C Buch, und im Jahr 1798 einen neuen Katechismus, unter dem Titel: „Luthers Katechismus, mit einer katechetischen Er-

klärung zum Gebrauch der Schulen," heraus.

Ein besonderes Buchstabier- und Lesebuch, für die unteren Schulen, welches in einer Auswahl von Beyspielen zur Nachahmung bestehen, und ein naturhistorisches Lesebuch, welches über die zunächstliegenden natürlichen und ökonomischen Dinge, den Kindern richtige Begriffe beybringen sollte, blieb ein schöner Plan, der mit ihm versunken ist.

Für den Kirchen- und Schulgebrauch besorgte er im Jahr 1795 ein neues Gesangbuch, das aber freilich um der vielen Rücksichten willen, die er dabey zu beobachten hatte, nichts weniger als ein geistliches Liederbuch nach seiner Idee wurde; dessen Ausführung er sich auf eine andere Zeit vorbehalten hatte. Schon früher, in den ersten Jahren seiner Amtsführung gieng sein Vorschlag zu Entwerfung eines neuen Gesangbuches nicht durch. Eingedenk nun der vielen Schwierigkeiten die bey Einführung neuer Gesangbücher auch in andern Ländern sich erhoben, suchte er mit möglichster Vorsicht alle Hindernisse zu beseitigen. Er ließ sich die Lieblingslieder der Stadt- und Landgemeinden von ihren Geistlichen anzeichnen, sonderte die alten und neuen Lieder in einem ersten und zweiten Theil, damit der Leser das Alte und Neue sogleich unterscheiden und wählen konnte. Stadt und Land nahm nun ohne Schwierigkeit das neue Gesangbuch an, das Niemand anzuschaffen gezwungen und nur allmählig eingeführt wurde. Nur allein die Jenai-

sche Diöces, nahm weder sein Gesangbuch noch seinen Katechismus bey seinen Lebzeiten an, weil ein gewisser Superintendent Vorurtheile dagegen zu unterhalten suchte.

Zu einer neuen Professors-Stelle am Gymnasium zu Weimar, reichte Herder im Jahr 1797 auf Befehl des Herzogs einen Plan ein, nach welchem die Jünglinge mehr vorbereitet in Sprachen, Philosophie und Geschichte auf Akademien befördert werden sollten. Der Vorschlag wurde aber damals nicht ausgeführt.

Die in jener Zeit aufgekommene rohe, stolz absprechende Art vieler jungen Leute, besonders auf Akademien, war ihm höchst unleidlich. In einer ungedruckten Schulrede vom Jahr 1798 spricht er darüber unter andern folgende treffliche Worte: „Der schönste Fortgang des Jünglings im Guten macht sich durch überlegte Reden und Handlungen, durch gute Sitten und einen stillen Plan des Lebens merkbar. Heil jedem Jüngling der sich dessen bewußt ist. Es wird ihn vor unverständigem, vor wüstem Gewirr in seinen Arbeiten, noch mehr vor Ausschweifung und frechem Eigendünkel und am meisten vor jener Wildheit der Gedanken bewahren; die das verdammte Lied brüllt: „Ein freyes Leben führen wir" rc. Statt dessen wird er das schönere Lied singen:

„Der Muse Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne
Bescheidenheit ist unsre Zier,
Die Wahrheit unsre Sonne."

„Zwischen Schulen der Weisheit läßt sich kein anderer esprit de corps als Weisheit, eine freundschaftliche Verbindung zu stillem und thätigem Fleiß, zu Nacheiferung in allem Guten und Schönen, zu jeder schweren und schwersten Tugend denken. Dieß ist der Bund der Liebenswürdigen vor Gott und Menschen ꝛc."

Sein Eifer, dem Gymnasium und den Schulen überhaupt aufzuhelfen, war unerschütterlich. Als der verdienstvolle Heinze gestorben war und es zu Besetzung einer seiner Lehrstunden einige Zeit an einem tauglichen Lehrer fehlte, übernahm er selbst diese Lehrstunde; auch dirigirte er, so lange die Directorsstelle unbesetzt blieb, den Redeaktus der Jünglinge vor ihrem Abgang auf Universitäten und Jedermann war über seine Anordnungen und über die Art, wie er die jungen Leute leitete, höchst erfreut.

Auf besondern Befehl des Herzogs machte er zu einer verbesserten Liturgie, mit den Fest- und Bußtags-Gebeten den Anfang, die in der Art genehmiget wurden, wie sie von ihm entworfen und einige derselben zur Probe im Zusatz 8. der „Erinnerungen" Thl. 2. pag. 171 ꝛc. abgedruckt sind.

Auch zu einer erhebenden einfachen Kirchen-Musik, nach der Manier eines Händel oder Gluck, suchte er das Seinige redlich beyzutragen; wenn jedoch seine Bemühungen dabey nicht von dem gewünschten Erfolg waren, so mag unter andern

wohl

wohl auch die nicht glückliche Wahl der Kantors-Stellen, und die Benutzung des Singchors des Gymnasii zur Theater-Musik bey den Opern etwas beygetragen haben.

Eine Veränderung in dem Aeußeren des Gottesdienstes lag damals besonders in den Wünschen der höheren Stände. Allein Herder meinte, nicht von Außen, etwa durch theatralische Manövers, sollte der verfallene Gottesdienst wieder aufgerichtet werden; sondern von innen heraus, durch Wieder-Erweckung des wahren und einfachen Geistes des Christenthums. Religion und Kirche waren besonders zu Anfang der 90er Jahre, vorzüglich auch durch die von Jena ausgehenden Kantianer, so verächtlich gemacht worden, daß er jetzt um so mehr die alte Form festhalten, und nur im Stillen den alten Geist verjüngen und beleben zu müssen glaubte.

Eine seiner Lieblings-Ideen, war die Errichtung eines Kandidaten- oder Prediger-Seminariums zur Bildung derselben für ihr geistliches Amt. Der Plan war dazu entworfen und ist in den Erinnerungen Th. 2. Zusatz 4. p. 154 abgedruckt Er konnte ihn jedoch ohne taugliche Gehülfen und ohne Geldbeyträge, nicht ausführen. Noch im letzten Jahr seines Lebens sagte er: „Vielleicht war's gut, daß das Kandidaten-Seminarium bis dahin nicht zu Stande kam, meine Ideen sind nun viel reifer, und sobald ich Zeit habe, mache ich einen neuen Plan der viel vollkommener werden soll."

Verbesserte Kirchen-Protokolle, zum richtigern Eintragen der Gebornen, Verstorbenen und

Verehlichten, und vortheilhaftere Einrichtung des Kirchen-Rechnungswesens, waren sein glücklich durchgeführtes Werk.

Ordnung und Gerechtigkeit in seinen Amtsgeschäften gieng ihm über alles. Geschenke, die man ihm Anfangs häufig anbot, wurden mit Nachdruck zurückgewiesen. Schmeichler haßte und verachtete er tief. Gegen junge Theologen und Lehrer nahm er einen väterlichen Ton an; nur diejenigen, die ihn zuweilen mit unmöglich zu erfüllenden Bitten bestürmen wollten, konnte er mit ernsten Blicken zurückweisen.

Zu Ende der 90er Jahre machte man ihm den Vorwurf: er habe junge Theologen, welche die Kantische Philosophie liebten, hart und ungerecht behandelt. Außerdem, was bereits von Kant und seiner Lehre in der Jünglings-Periode Herders bemerkt ist, und was hierüber weiter unten bey seinem literarischen Wirken in den letzten fünfzehen Jahren seines Lebens noch umständlicher angeführt werden wird, muß hier zur Erläuterung und Beseitigung dieses Vorwurfs der besondere Fall erwähnt werden, wo Herder gegen einen solchen jungen Theologen, der einen Aufsatz gegen die Ehe geschrieben und zu gleicher Zeit in ungestümen Bittschriften um ein geistliches Amt nachgesucht hatte, die anscheinende Härte übte, daß er ihn mit seinen philosophischen Principien, wenigstens nicht jeder Landgemeinde zum Seelsorger geben wollte. Durch jene Schrift hatte er die Grundsätze seines Amtes selbst gefährdet, eine kleine Prüfung war ihm daher gewiß heilsam.

Uebrigens sprach Herder in väterlichem Ton mit ihm, gab ihm Rathschläge und sann oft auf eine passende Stelle für diesen nicht gemeinen Kopf. Der junge Mann kam übrigens später selbst von seinen überspannten Begriffen zurück, und Herder erlebte noch die Freude ihn bey bessern Gesinnungen zu sehen.

Was Herder als Schriftsteller in dieser Lebens-Periode war und gethan hat, bleibt nun noch zu berühren übrig.

Nach seiner Rückkunft aus Italien, nachdem er einen ehrenvollen und höchst anziehenden Ruf nach Göttingen zum zweitenmal ausgeschlagen hatte und seine Ernennung zum Vice-Präsidenten des Ober-Consistoriums in Weimar, ihm neue, unangenehme und zeitverderbliche Amts-Geschäfte zuzogen, wozu noch Krankheit des Körpers und Niedergeschlagenheit des Gemüths kamen, war er zu eigenen literarischen Arbeiten verstimmt und im ersten Jahr beynahe unfähig.

Erst gegen Ostern 1791 fieng er an, die zweite Ausgabe der „zerstreuten Blätter" herauszugeben. Zwischen Weihnachten 1791 und Ostern 1792 wo er unter den heftigsten Schmerzen krank darnieder lag, konnte er kaum die einzelnen Blätter bis zur vierten Sammlung in heitern Augenblicken zum Druck zusammen legen und schrieb die meisten im Krankenbette. Im Jahr 1793 erschien die fünfte und 1797 die sechste Sammlung.

1793. Ueber Auferstehung, und über die Gabe der Sprachen. (B. 17. Fragmente 1.)

1795. Die Fortsetzung dieser kleinen Schriften, in fünf Theilen, unter dem allgemeinen Titel: Christliche Schriften.

Der vierte Theil der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, kam 1794 heraus.

Die Terpsichore (B. 30) kam in den beyden Jahren 1795 und 1796 in zwey Theilen zum Druck; und

von 1793 bis 1797 erschienen die Briefe zur Beförderung der Humanität, 10 Sammlungen in 5 Bändchen.

1799 und 1800. Die Metakritik und die Kalligone. (B. 14 und 15.)

1800. Die zweite Ausgabe der Gespräche von Gott, die zuerst im Jahr 1787 heraus kamen.

1801 — 1803. (B. 8.) Die Adrastea (B. 8. 9. 10.) und der Cid. (B. 19.)

In der letzten Hälfte der 90er Jahre, gab er auf Bitten der Herausgeber, verschiedene kleine Aufsätze in die Horen, die neue deutsche Monathschrift, in die Schiller'schen, Vichweg'schen und Willmann'schen Musenalmanache.

Aeußerst anziehend, besonders in Bezug auf seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, war ihm jede Nachforschung über die Organisation der Menschen. Daher sein warmes Interesse für die Entdeckung des Galvanismus, worüber ihm der nunmehrige Berg-Commissions-Rath Ritter zu Dresden Erläuterung gab, und für Werners

geognostisches System. Sein zweiter Sohn August, der sich dem Bergwesen widmete, mußte ihm davon erzählen, und Werner selbst ertheilte ihm bey einem persönlichen Zusammentreffen mit ihm in Aachen im Jahr 1802 in mehrern Stunden mündliche Erläuterung über sein System. Auch Galls Schädel-Lehre erregte seine Aufmerksamkeit; und oft sehnte er sich nach der persönlichen Bekanntschaft dieses Mannes um mit ihm über seine, in die feinsten organischen Gesetze der menschlichen Natur eingreifenden Sätze und Bemerkungen sprechen zu können. Auch Gall gedachte oft mit Hochachtung in seinen Vorlesungen der Ideen Herders, die ihn auf seine Forschungen und Entdeckungen geleitet hätten.

Als er die Gespräche über Gott im Jahr 1787 schrieb, lebte er ganz in diesem erhabenen Gedanken und ließ sich das Manuscript von seiner Gattin noch einmal vorlesen.

Mit Jacobi kam er aber darüber in unangenehme Verhältnisse. Herder meinte nämlich, Jacobi habe in seinem: „Etwas was Lessing gesagt hat" diesen, über Spinoza unrecht verstanden, und sprach auch darüber mit Jacobi unbefangen, bey einem Besuch in Weimar in den Jahren 1785 oder 1786 und sagte dabey: „Ich habe mir schon lange vorgenommen über Spinoza zu schreiben, ich werde es jetzt ausführen, um Spinoza's Idee aufzuhellen." In diesem harmlosen Sinn, schickte er nun kurz vor seinem Abgang nach Italien die Schrift über Gott, an Jacobi, der jedoch höchst aufgebracht darüber, ihm bittern Verdruß verursachte.

Als er nun diese Gespräche im Jahr 1800 zum zweitenmal herausgab, strich er alles weg, was Bezug auf Jacobi's Meinung über Spinoza hatte, und schrieb an Jean Paul Richter: „Hier schicke ich Ihnen zum Pfingst-Geschenk einen Gott. — Seyen Sie insonderheit, was auch Ihr Name sagt, Richter zwischen Jacobi und mir, in Ansehung des Benehmens nämlich, wo ich alles, auch nur von Ferne ihm widrig scheinende ausgethan und getilgt habe. In Ansehung der Meinung über Spinoza's System gehen wir beyde, Jacobi und ich, jeder seines Weges, und ich meiner geringen Wenigkeit nach bleibe auf dem Meinigen noch fester."

Der Gedanke, die lateinischen Gedichte des deutschen Dichters Jakob Balde von Ensisheim im Elsaß, zu übersetzen, entstand bey ihm zu einer Zeit, wo seine Seele durch mancherley Kränkungen verwundet war, die Uebersetzung dieser Oden gab ihm neuen Aufschwung; sie waren jeden Abend Belohnung für die Mühe des Tages. Oft nach dem Nachtessen vollendete er noch eine Ode und las sie seiner Gattin vor. Einzeln, in Journalen oder Musenalmanachen eingerückt, hätten diese Oden vielleicht größeren Eindruck gemacht, als gesammelt, in seiner Terpsichore; wo sie als überfüllter Reichthum weniger gewürdiget wurden. Keinem Freund alter deutscher Dichtkunst aber darf das Kenotaphium Balde's unbekannt bleiben, das ihm Herder in der Terpsichore (B. 30. p. 206 — 257) errichtet hat. Auch seine Arbeit über die Legenden, die zuerst in den zerstreuten Blättern erschien, erheiterte ihm manche Stunden des Drucks und des Trübsinns.

Er nahm sie aus alten vergessenen Büchern, wußte aber das, ohne allen Zusammenhang grell, märchenhaft und mönchsmäßig Hingestellte, rein menschlich, geistig, als rührendes und erhebendes Beyspiel von Vorsehung. Tugend uud Gottergebung wieder zu geben. Schmerzlich mußte jedoch Herder bemerken, daß auch diese Arbeit, selbst in Weimar schief beurtheilt und mißverstanden wurde.

Nach seinem Tod wurde im deutschen Merkur (1806) gesagt: „Er habe behauptet, aus den biblischen Geschichten liesen sich noch viele solche schöne Legenden machen." — Was auch Göthe wirklich gethan hat. Allein dieses würde Herders Ansichten von den einfach erhabenen Erzählungen des Evangeliums, die er vielmehr gegen solche poetische Zusätze zu verwahren trachtete, ganz zuwider gewesen seyn. Auch hat sich unter seinen Papieren keine Spur eines solchen Versuchs vorgefunden.

Zu Ende der 90er Jahre bat der junge Hartknoch Herdern: die Redaktion einer Monatschrift zu übernehmen, die mit dem beginnenden neuen Jahrhundert in seinem Verlag unter dem Námen Aurora heraus kommen sollte. Schon waren Plan, Ankündigung und einige Fragmente dazu von Herder aufgesetzt (B. 28. p. 545 — 565.) Auch Jean Paul Richter und Geh. Rath v. Einsiedel wollten Mitarbeiter seyn. Es wurde jedoch in Weimar zu viel und zu laut davon gesprochen, ehe noch eine Zeile gedruckt war. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen meldeten sich von allen Seiten! Dadurch ließ sich Herder abschrecken und gab den Plan wieder auf.

Hierüber in Verlegenheit, bat ihn nun Hartknoch, eine Zeitschrift von ihm allein verfaßt und in anderer Gestalt bey ihm herauszugeben, und aus Freundschaft für den Sohn seines Jugend-Freundes sagte er zu. Sie sollte eine Uebersicht und Würdigung des Merkwürdigsten des vergangenen Jahrhunderts enthalten, und daraus entstand die Adrastea! *)

Damit übernahm Herder eine größere Arbeit, als seine übrigen Amts-Geschäfte, seine schwankende Gesundheit, besonders aber auch seine geschwächten Augen zuließen; indem er dazu mehr Bücher als zu irgend einem andern seiner Werke durchlesen mußte. Schon beym 5. Stück mußte ein veränderter Druck gewählt werden, um die Correktur übernehmen zu können. Mehrmals sagte er: mit dem 12. Stück wolle und müsse er aufhören, weil andere Arbeiten, besonders die Vollendung der ebräischen Poesie und der ältesten Urkunde, seiner Pflicht und Neigung näher lägen. — Auch stand ihm damals eine revidirte Ausgabe seiner sämmtlichen Werke bevor. Allein zu allen diesen vorgehabten Arbeiten kam er nicht mehr!

Auch die Persepolitanischen Briefe, die er im Jahr 1799 oder 1800 schrieb (B. 1. die Vorwelt), vollendete er nicht, da er noch mancherley Quellen und Hülfsmittel von auswärtigen Bibliotheken dazu nöthig hatte. Auch scheint er wichtige Bey-

*) S. Merkels Briefe an ein Frauenzimmer 8. Heft. 32. Brief. p. 512. XVII. Heft. 70. Brief. p. 302. XVIII. Heft. 74. Brief. p. 365.

träge in der Dresdner Bibliothek gefunden zu haben, denn als er 1803 von dort zurück kam, war er voll von dem Gedanken, im nächsten Winter, diese Briefe, und den 3ten Theil der ebräischen Poesie zu schreiben. Leider hat ihn der Tod dabey überrascht.

Viele Plane, die er mit sich herum trug, kamen gar nicht oder nur stückweise zur Ausführung. So wollte er die Bibel übersetzen, auch den Ossian nach dem Urtext. Den Horaz gedachte er schon früher übersetzt und mit Anmerkungen herauszugeben. Bey fünfzig Oden haben sich unter seinen Handschriften gefunden, aber meist nur im ersten Entwurf, und was von den Horazischen Oden gedruckt erschienen ist, hat er immer nur als eine unvollendete Probe angesehen, mit der er selbst nicht ganz zufrieden war. (B. 27. über römische Literatur p. 3 bis 101.) Vom Pindar fanden sich zehen Gesänge übersetzt, aber auch nur als Entwurf. Nur zwey Oden waren ganz ins Reine geschrieben: An den Theron und an die Grazien; die letztere stand zuerst in den Horen. (B. 26. über griechische Literatur p. 361 — 395.)

Einzelne Trauerspiele der Griechen und seinen Shakespeare zu übersetzen, lag ihm oft in der Seele; von Letzterm fanden sich mehrere übersetzte Stellen unter seinen Papieren.

Zu einer Geschichte der Poesie, hatte er schon auf der Akademie angefangen zu sammeln. Seit seiner Reise nach Italien, kam ihm die Idee nie aus der Seele, über die griechische Mythologie, etwas vollständiges zu liefern.

Als er den Aufsatz: „Iduna oder der Apfel der Verjüngung," (B. 28. Früchte aus der goldnen Zeit p. 407 — 432.) für die Horen 1796 schrieb, war er von der nordischen Mythologie ganz erfüllt, und sprach oft von der Möglichkeit, aus dieser frisch eröffneten Quelle neues Leben und Interesse für deutsche Poesie zu schöpfen, da sie unserm Land- und Volkscharakter so viel näher sey; nur müsse die ächte Mythologie aus der fremdartigen Zumischung mit Einsicht und Verstand gesondert werden. In der Adrastea giebt der Aufsatz: Zutritt der nordischen Mythologie zur neuern Dichtkunst, Fingerzeige hierüber. (B. 28. Früchte aus der goldnen Zeit, pag. 432 bis 440.)

Zur Preißaufgabe des französischen Instituts: „Ueber den Einfluß der Reformation, Luthers auf die politische Lage der verschiedenen Staaten Europa's und auf die Fortschritte der Aufklärung," wollte er als Mitarbeiter auftreten und hatte seinen Plan dazu schon entworfen. *) „Wenn ich, sagte er, auch den Preis nicht gewinne, so soll's doch eine hübsche Schrift für Deutschland werden." Zeit und Gesundheit fehlten ihm zur Ausführung!

---

*) Er ist unausgearbeitet, in den Erinnerungen II. pag. 261. abgedruckt, auch ins Französische übersetzt von Villers, in der 3ten Ausgabe seiner Preisschrift, Paris 1808.

Für die spanische Literatur hatte er eine besondere Vorliebe: „Wie viele goldene Aepfel, sagte er, hangen an jenen Bäumen, in jenen Gärten, und so verborgen und unerkannt!“ Die Bearbeitung des Cid, (B. 19.) war ihm den schweren trüben Winter hindurch von 1802 auf 1803 eine glückliche Erholung, von der seine ganze Seele erfüllt war. Seine Rührung, wenn er ihn den Seinigen vorlas, war ungewöhnlich; manchen Gesang konnte er aus Bewegung nicht vorlesen, kaum vorlesen hören! Wie hoch er den Cid als Epopöe gehalten, sagt er in der Adrastea: „In Frankreich hat man den Cid, das erste tragische Sujet genannt; daß er das erste Epische sey, wird sich zeigen,“ und gedachte dieses in einer besondern Abhandlung auszuführen.

Die Beurtheilung seiner Bearbeitung des Cid von Merkel, im Freymüthigen, Jahrgang 1806 Nro. 22. ist merkwürdig genug, um hier im Auszug eine Stelle zu verdienen:

„Der Cid von Herder, besteht aus einer Reihe von siebenzig Romanzen in manchfachen Versarten und von manchfachem Charakter, die das ganze Leben des großen Cid umfassen. Joh. Müller sagt in der Vorrede: Herder habe sie mit eigenthümlicher Innigkeit und Vergegenwärtigung übersetzt. Ich muß dagegen gestehen, daß mir dieses, tausend innern Merkmalen nach, sehr unwahrscheinlich ist. Der Ton, der in ihnen herrscht, ist freilich dem ächten Charakter der alt spanischen Romanze durchaus treu, aber der Geist, der in diesem Tone spricht, ist zu philosophisch edel, zu gebildet zart;

als daß auch er dem Mittelalter angehören könnte; er bleibt sich in allen 70 Romanzen zu gleich, und diese machen zu augenscheinlich Ein Werk aus, als daß sie nicht von Einem Verfasser herrühren sollten. Hätte aber ein solches Werk in der spanischen Literatur existirt, wie wäre es möglich gewesen, daß es Jahrhunderte lang unbekannt geblieben, daß es nicht längst, seinem hohen Werthe gemäß, in ganz Europa bewundert, in alle Sprachen übersetzt worden? Noch mehr: Müller kennt das Original offenbar nicht, denn er führt es nirgends an, so reich auch seine Vorrede an Citationen ist; — und, der Titel sagt ausdrücklich: besungen von Herder nach Romanzen."

„So ists auch augenscheinlich. Benutzt hat Herder was vom Cid in manchen einzelnen Romanzen gesungen und in dem verstümmelten Poema del Cid und in Chroniken erzählt wurde, aber nur benutzt, um ein eigenes Ganzes zu schaffen. Und welch' ein Ganzes! diese Schöpfung, deren Stoff und Charakter nur tiefes Studium gewinnen konnte, deren Geist aus einem fernen Zeitalter erstand, um durch Herders Genius veredelt, unserm und jedem gebildeten Zeitalter anzugehören, hinfort unsterblich zu seyn: sie ist der glänzendste Beweis, den Herder je von seinem Dichtertalente gab, von dem hochstrebenden, genialischen Kosmopolitismus, durch den er so mächtig sich das Edelste jedes Zeitalters anzueignen vermochte, und von seiner allumfassenden Gelehrsamkeit. Durch diesen Cid, hat er die Rüge vernichtet: daß er seiner Nation kein von ihm geschaffenes Kunstwerk zurückgelassen habe; dieses

Werk steht einzig in seiner Gattung da, und ist eine der schönsten Früchte, welche die Universalität der deutschen Kunstbildung hervorgebracht hat: es gehört den Deutschen, und doch würden die Spanier, könnte es treu und wahr übertragen werden, ihr Eigenthum daran reklamiren, die Nationalität ihres schönsten Zeitalters darin verklärt zu erkennen glauben." —

Man hat Herdern mit einigem Schein, den Vorwurf gemacht: daß er als Schriftsteller zu Vielerley unternommen habe. Allein unter mancherley freude- und geistlosen Amtsgeschäften, waren ihm Geistesarbeiten Bedürfniß und Erholung. Seinem vielseitig reichen, immer kraftvoll-jugendlichen Geist, war nichts zu viel; nur an Zeit zur Vollendung hat es ihm gefehlt! — Ehrgeiz allein, hat ihn nicht zum Schriftsteller gebildet, sonst würde er es ganz anders angefangen und mehr dem Zeitgeist gehuldiget haben, es war innerer Trieb und Lust seiner Seele, immer neue Quellen der Erkenntniß aufzufinden, immer mehr herrschende Irrthümer aufzuklären, immer mehr Licht der Wahrheit unter dem Menschengeschlecht zu verbreiten. Nur wenige, spätere Werke, hat er nicht eigentlich aus innerem Trieb, sondern zum Vortheil Anderer geschrieben.

Mit keiner seiner literarischen Arbeiten hat sich Herder so viele und so erbitterte Feinde zugezogen, als mit seiner Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft, und seiner Kalligone, die im Jahr 1799 und 1800 herauskamen! Her-

ders wohlgemeinte und so ziemlich erreichte Absicht war, dem damals auf den höchsten Grad gestiegenen Unfug zu steuern, welchen das Mißverstehen der Kantischen Philosophie, besonders von dem benachbarten Jena aus, unter der studierenden Jugend verbreitet hatte. Daß er darüber mit Kant persönlich zerfallen sollte, war weniger seine Absicht, als eine natürliche Folge der starken Ausfälle seiner Gegner und Kants eigenen Benehmens.

Aus der Jugendgeschichte Herders ist bekannt, daß er stets ein dankbarer Schüler und Verehrer seines Königsberger Lehrers war, und nach seinem Abgang wechselten sie einigemal Briefe miteinander. Einer von Herder an Kant, von Riga aus, vom Jahr 1767 ist durch den Druck bekannt geworden, und zeigt theils, wie hoch Herder den Philosophen ehrte, theils aber auch, wie wenig er damals schon seine Nichtbeystimmung zu manchen seiner philosophischen Meinungen zu äußern Anstand nahm. Er möge hier, als vielbeweisende merkwürdige Urkunde abgedruckt stehen:

An Hrn. Professor Kant in Königsberg.

Sie haben, ich weiß und hoffe es, einen zu gütigen Begriff von meiner Denkart, als daß Sie mein bisheriges Stillschweigen für Saumseligkeit, oder etwas noch ärgeres halten sollten. Blos meine Geschäfte, die wegen ihrer Incommensurabilität insonderheit lästig fallen, eine Menge Zerstreuungen, und dann insonderheit jene uneasiness der Seele, die

Locke für die Mutter so vieler Unternehmungen hält, ist bey mir nur eine Zeitlang die Mutter einer gelähmten Ruhe gewesen, aus der ich jetzt kaum wieder erwache.

Ich kann nicht sagen, wie sehr mich Ihr Brief erfreuet hat. Das Andenken meines Lehrers, der so freundschaftliche Ton, der darin herrscht, der Inhalt selbst — alles machte mir denselben so sehr zum Geschenke, als mir keiner von denen Briefen wird, die mich oft aus Deutschland und von den würdigsten Leuten daselbst, bis von der Schweiz aus aufsuchen. Um so mehr war er mir theuer, da ich Ihre Ungeneigtheit zum Briefschreiben, von der ich auch was geerbet, kenne. — Doch was hilfts, ein Vergnügen demonstrativisch aufzählen zu wollen.

Sie sind so gütig, meiner Autorschaft in einem Tone zu erwähnen, in dem ich an sie nicht denke. Ich nenne dieselbe wenig mehr als einen leichten Schritt der Jugend, der mir freilich nicht zum Schaden, oder im Ganzen zur Unehre gereicht hat, den ich aber in manchem Betracht zurückwünsche. Nicht als wenn ich so viel Unverantwortliches geschrieben; sondern vornehmlich, weil mein Name dabey so bekannt, und auf manchen Lippen dabei so abusirt worden, daß Ihr guter Wirth und mein guter Freund, Herr Kanter, mir ohne seinen Willen dabey den übelsten Streich und das auf Reihen von Vorfällen hinaus gespielt hat, indem er die erste Ursache dieser Bekanntmachung geworden. Mein fester Vorsatz, und ich schreibe dies kaltblütig hin,

war völlig ohne Namen zu schreiben, bis ich die Welt mit einem Buche überraschen könnte, das meines Namens nicht unwürdig wäre. Hiezu, und aus keiner andern Ursache war's, daß ich hinter einer Blumendecke eines verflochtenen Styls schrieb, der mir nicht eigen ist, und Fragmente in die Welt sandte, die bloß Vorläuferinnen seyn wollen, oder sie sind unleidlich.

Von meiner Seite werde ich mein namenloses Stillschweigen fortsetzen, aber was kann ich dafür, daß die unzeitige Güte meiner Freunde mir bey diesem Stillschweigen den Plan verdorben? Sie, m. T., müssen Einer derer seyn, die es wissen, daß Materien der Art, wie in meinen bisherigen Bändchen, wohl nicht der Ruhesitz meiner Muse seyn sollten; warum sollte ich aber mein bischen Philosophie eben bey den Modematerien unsers Halbviertel Jahrhunderts anwenden, wo die Anwendung, wie ich mir schmeichelte, einer gesunden Philosophie so vieles berichtigen konnte? Ich weiß nicht, wie sehr unsre Philologie und Kritik und Studium des Alterthums in das Mark einer nahrhaften Kürze zurücktreten müßte, wenn überall Philosophen philosophirten und kritisirten, und die Alten studierten. Schade aber, daß dieß Wort anfängt in Deutschland beynahe zum Gespött zu werden, und Studien die Modewissenschaften werden, wo die unphilosophischsten Köpfe schwatzen.

Doch ich schreibe ja beynahe schon wieder als Kunstrichter und Fragmentist, und breche also um so kürzer und härter ab.

Das

„Das Feld, mein geschätzter Freund, das Sie mir auf meine künftigen Lebensjahre hinter einem Montagne, Hume und Pope anweisen, ist, wenn die Hoffnung darüber zu schmeichelhaft ist, wenigstens (doch mit einer kleinen Abbeugung des Weges) der Wunsch meiner Muse. Es ist für mich die Beschäftigung mancher süßen Einsamkeiten gewesen, Montagne'n mit der stillen Reflexion zu lesen, mit der man den Launen seines Kopfes folgen muß, um jede Geschichte, die er im Zuge anführt, jeden losen und schlüpfenden Gedanken, den er verräth, zu einer Naturproduction, oder zu einem Kunstexperiment der menschlichen Seele zu machen. Welch ein Mann wär' es, der über Baumgartens reiche Psychologie mit eines Montagne Seelenerfahrung redete! — Hume konnte ich, da ich noch mit Rousseau schwärmte, weniger leiden; allein von der Zeit an, da ich es allmählig mehr inne ward, daß, es sey wes Weges es sey, der Mensch doch einmal ein geselliges Thier ist, und seyn muß — von da aus habe ich auch den Mann schätzen gelernt, der im eigentlichsten Verstande ein Philosoph menschlicher Gesellschaft genannt werden kann. Ich habe in der Schule die britannische Geschichte meistens auch deßwegen angefangen, um mit dem größten Geschichtschreiber unter den Neuern auch seine Geschichte durchweg durchräsonniren zu können, und ich ärgere mich, daß sein neuer Abriß von Großbritannien einem so halbklugen Uebersetzer in die Hände gefallen, der weit ist, wenn er uns an manchen Orten auch halbklug läßt."

„Aber warum vergessen Sie, mein liebenswürdiger Philosoph! zu Ihrem Paar den dritten Mann? der eben so viel gesellige Laune, eben so viel menschliche Weltweisheit hat, — den Freund unsers alten Leibnitz, dem dieser ungemein viel schuldig ist, und den er sehr gern gelesen, — — den philosophischen Spötter, der mehr Wahrheit herauslacht, als andre heraushusten oder geistern — kurz den Grafen Shaftesburi? Es ist ein Elend, daß die Sittenlehren desselben und seine Untersuchungen über die Tugend, und neuerlich seine Abhandlung über den Enthusiasmus und die Laune in so mittelmäßige Hände gefallen sind, die uns halb am ihm verekeln, wohin ich insonderheit das Mischmasch von langen und tollen Widerlegungen des neuesten Uebersetzers rechne. Aber sonst, ob mir gleich das Kriterium der Wahrheit bey ihm, das bey ihm Belachenswürdigkeit ist, selbst lächerlich scheint, sonst ist dieser Autor mein so lieber Gesellschafter, daß ich sehr gern auch Ihre Meinung für ihn hätte."

„Lassen Sie doch ja das dunkle rauhe Gedicht, an das Sie gedenken, in seiner Nacht umkommen. Ehe Pope in ihm seyn sollte, ehe ist in unserm Lindner der scharfbestimmte Aristoteles und in meinem Schlegel das Muster aller Urbanität."

„Sie geben mir von Ihrer werdenden Moral Nachricht, und wie sehr wünschte ich, dieselbe schon geworden zu sehen. Fügen Sie in dem, was Gut ist, ein solches Werk zur Kultur unsers Jahrhunderts hinzu, als Sie es gethan, in dem was Schön und Erhaben ist. Ueber die letzte Materie

lese ich jetzt mit vielem Vergnügen ein Werk eines sehr philosophischen Britten." (Burke.)

„Er dringt in manchen Stellen tiefer, so wie Sie auf manchen Seiten unsre Aussichten mehr zu generalisiren und zu contrastiren wissen, und es ist eine Wollust, zween so originale Denker jeden seinen Weg nehmen zu sehen, und sich wechselsweise wieder begegnen."

„Wie manches hätte ich Ihnen zu sagen, wenn ich wüßte, daß Sie Geduld haben würden, mir zu antworten. Zweifel wider manche Ihrer philosophischen Hypothesen und Beweise, insonderheit da, wo sie mit der Wissenschaft des Menschlichen grenzen, sind mehr als Speculationen: und da ich aus keiner andern Ursache mein geistliches Amt angenommen, als weil ich wußte, und es täglich aus der Erfahrung mehr lerne, daß sich nach unsrer Lage der bürgerlichen Verfassung von hier aus am besten Kultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen lasse, den wir Volk nennen; so ist diese menschliche Philosophie auch meine liebste Beschäftigung. Ich müßte ungerecht seyn, wenn ich mich darüber beklagte, daß ich diesen Zweck nicht erreichte, wenigstens machten auch hierin die guten Anlässe, die ich sehe, die Liebe, die ich bey vielen Guten und Edeln genieße, das freudige und willige Zudringen des bildsamsten Theils des Publikums, der Jünglinge und Damen — — alles dieses macht mir zwar keine

„Aber warum vergessen Sie, mein
diger Philosoph! zu Ihrem Paar den dri
der eben so viel gesellige Laune, eben so
liche Weltweisheit hat, — den Freund u
Leibnitz, dem dieser ungemein viel schuldi
den er sehr gern gelesen, — — den phil
Spötter, der mehr Wahrheit herauslacht,
dre heraushusten oder geistern — kurz de
Shaftesburi? Es ist ein Elend, daß die
lehren desselben und seine Untersuchungen
Tugend, und neuerlich seine Abhandlung
Enthusiasmus und die Laune in so mit
Hände gefallen sind, die uns halb am ihm
wohin ich insonderheit das Mischmasch von
und tollen Widerlegungen des neuesten Ue
rechne. Aber sonst, ob mir gleich das K
der Wahrheit bey ihm, das bey ihm B
würdigkeit ist, selbst lächerlich scheint,
dieser Autor mein so lieber Gesellschaft
ich sehr gern auch Ihre Meinung für ihn h

„Lassen Sie doch ja das dunkle rauhe C
an das Sie gedenken, in seiner Nacht umk
Ehe Pope in ihm seyn sollte, ehe ist in
Lindner der scharfbestimmte Aristoteles und
nem Schlegel das Muster aller Urbanität."

„Sie geben mir von Ihrer werdende
Nachricht, und wie sehr wünschte ich
schon geworden zu sehen. Fügen Sie in d
Gut ist, ein solches Werk zur Kultur uns
hunderts hinzu, als Sie es gethan, in
Schön und Erhaben ist. Ueber die letzt

lese ich jetzt mit vielem [illegible]
sehr philosophischen [illegible]

„Er bringt in manche [illegible]
Sie auf manchen [illegible]
zu generalisiren und zu [illegible]
ist eine Wollust, [illegible]
seinen Weg nehmen [illegible]
weise wieder begegnen."

„Wie manches [illegible]
ich wüßte, daß Sie [illegible]
antworten. Zweifel [illegible]
[illegible]chen Hypothesen [illegible]
wo sie mit der [illegible]
[illegible]en, sind mehr als [illegible]
keiner andern [illegible]
nommen, als [illegible]
der Erfahrung [illegible]
[illegible] der bürgerlichen [illegible]
[illegible] Kultur [illegible]
würdigen Theil [illegible]
wir Volk nennen; [illegible]
[illegible]phie auch meine [illegible]
unrecht seyn, [illegible]
daß ich diesen [illegible]
machten auch [illegible]
die Liebe, die ich [illegible]
nieße, das [illegible]
samsten Theils des [illegible]
Damen — — [illegible]

zu Nutze zu ma[illegible]
gemächlichkeit über[illegible]

Herder hatte He[illegible]
[illegible] Papieren, aber
vermißt und kam

[illegible]fnung hegen, an
[illegible]erder, einen war[illegible]
Art, wie Herder
Riga aus auffor[illegible]
[illegible]nte ihn vielleicht

von Riga hörte
Nur erst durch
[illegible]hr 1772 schickten
[illegible]artknoch, zuwei[illegible]
[illegible], je mehr Schrif[illegible]
[illegible]n, daß er seine
gehe und kein
[illegible]olle.

[illegible]chs in Weimar,
[illegible]e gewöhnlich nach
„Ich will es Ih[illegible]
[illegible]laubt, Sie seyen
[illegible]ernunft nicht eine
gefunden, wie er
[illegible]: „Nie ist mir's
[illegible]gend Jemand eine

Kabale zu machen, am wenigsten gegen Kant. Seine Kritik ist mir zwar ungenießbar und meiner Vorstellungsart zuwider, aber ich habe gegen dieselbe weder geschrieben noch etwas veranlaßt; das können Sie Kant versichern."

Der Druck der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit wurde gerade damals mit Hartknoch verabredet. Die einzelnen gedruckten Bogen kamen nach und nach an Hartknoch und Hamann, und durch einen von diesen, in Kants Hände, noch ehe selbst der erste Theil in Königsberg erschienen war. Nun ließ Kant in die Berliner Monatschrift (November 1784.) eine Abhandlung einrücken, unter dem Titel: „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." — Worin er dazu einen ganz entgegengesetzten Weg, als Herder in seinen Ideen genommen hatte, vorzeichnete, als sollte sie ein vorläufiges Antidotum gegen dieses Buch seyn. *)

Ohngeachtet Kant anfangs mit Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte wohl zufrieden gewesen zu seyn schien, wie aus Hamanns Brief an Herder vom 18. August 1785 erhellet, so soll dennoch Kant, wie Hasse in der Schrift: „Kants letzte Aeußerungen S. 34. sagt:„ faß

---

*) Siehe Merkels Freimüthigen, Jahrgang 1805.

leidenschaftlich über Herder geurtheilt und ihn beschuldiget haben: er wolle Diktator seyn und gerne Jünger machen!"

Wenn auch dieses letztere Urtheil Kants, Herdern niemals zu Ohren gekommen seyn sollte, so mußte er doch ein höchst unangenehmes Befremden über Kants öffentliches Benehmen gegen ihn empfinden; und dieses mußte sich noch erhöhen, als bald darauf ein zweiter öffentlicher Beweis von Kants Abneigung erschien. Kant wurde nemlich von den Unternehmern der mit dem 1. Jänner 1785 ans Licht getretenen Jenaer allgemeinen Literatur-Zeitung zum Mitarbeiter aufgefordert. Er verweigerte zwar die Theilnahme daran, versprach aber „Eine Recension gewiß einzuschicken." Diese Antwort wurde bekannt, man wurde auf den Inhalt dieser einen Recension äußerst begierig, und, nun erschien die Recension Kants über den ersten Theil von Herders Ideen, worin eine Mißstimmung gegen das Buch und wohl auch gegen dessen Verfasser nicht zu mißkennen war; sie mischte in einem gewissen schulmeisterischen Ton und durch Consequenzenmacherey auf Absurditäten hinweisend, zu welchen einige Sätze Herders führen könnten, Lob und Tadel, so sonderbar sauersüß durcheinander, daß man am Ende nicht weiß, was man vorziehen soll.

Dieses Benehmen wußte Herder nicht anders, als aus einer Art von Rache Kants zu erklären, weil er seine Bücher nicht ausposaunt hatte, und

so sehr er auch darüber betroffen war, so wollte er dennoch gegen seinen ehemaligen Lehrer, dem er verpflichtet war, keine andere Parthie nehmen, als zu schweigen.

Nach Hamanns und Hartknochs Tod (nach 1788) kam Herder aus aller Verbindung mit Königsberg. Im Jahr 1795 nahm er Gelegenheit in den Briefen zur Beförderung der Humanität, (B. 11. Adrastea 3. Br. 49. pag. 233 ꝛc.) öffentlich und dankbar zu sagen, was Kant ihm einst gewesen war! — vielleicht zugleich sein Bekenntniß zu geben, in welchem Gesichtspunkt Kants Philosophie anzusehen sey, einige Erörterungen über dieselbe beyzufügen und zugleich gegen den Mißbrauch derselben zu warnen. Aus dem noch vorhandenen ausführlichern Manuscript des Verfassers, das zu einer Zeit geschrieben war, wo er durch den Skandal, den die blinde schwärmerische Nachbetung der Ideen des Königsberger Philosophen, unter den Jünglingen, die auch seiner Sorge zum Theil anvertraut waren, angerichtet hatte, noch nicht so sehr gereizt war, als einige Jahre später, geht deutlich hervor, daß er damals, zur Schonung seines ehemaligen Lehrers noch gerne alles unterdrücken wollte, was ihm, als Mißbrauch der Kantischen Lehre zwar eine Rüge zu verdienen, jedoch nicht gerade hieher zu gehören schien. Zur gerechten Beurtheilung der Ansichten Herders, mag hier ein Theil davon aus dem unterdrückten Manuscript ergänzt folgen:

„Und nun denken sie leicht, fährt er in seinem

Manuscript fort, daß es seine Schuld nicht sey, wenn man seine Philosophie mißbraucht und ihr zum Theil eine andere, ihrem Urheber ganz unähnliche Gestalt gegeben. Ich weiß, in welchem Geist und zu welchem Zweck er seine ersten kleinern Schriften schrieb; dieser Geist hat ihn bei seinen letzten größern Werken nicht verlassen; davon sind diese Werke selbst Zeugen. Falsch ist es, ganz und gar falsch, daß seine Philosophie von der Erfahrung abziehe, da sie vielmehr auf Erfahrung, wo diese irgend nur statt finden kann, endlich und sträcklich hinweiset. Falsch ist es, daß er eine Philosophie liebe, die ohne Kenntniß anderer Wissenschaften immer und ewig leeres Stroh drischt; die das thun, sind nicht seiner Art und Gattung. Seine Kritik der reinen Vernunft sollte ein Katarktikon, eine Prüfung ihrer Kräfte, eine Bestimmung ihrer Gränzen, eine Reinigung der metaphysischen Tenne, nicht aber zugleich der Innhalt alles menschlichen Wissens und Denkens seyn, worüber des Verfassers deutlichste Erklärungen da stehen. Wenn man also den Umriß für die Sache selbst, den Rahmen für das Bild, das Gefäß, dessen Fugen er darlegt, für den völligen Innhalt des Gefäßes annimmt, und glaubt, daß man alle Schätze der Erkenntniß hiemit in sich gesammelt habe; welch ein Mißverstand, welch ein Mißbrauch! — Kants meiste Schriften sind, wie es ihr Zweck erforderte, als Untersuchungen, als Prüfungen, als Discurse geschrieben; zu solchem Zweck sind sie selbst schön geschrieben; eine dem Innhalt angemessene Schreibart, eine sehr glückliche, ich möchte sagen, Baumgarten'sche Bezeichnung der Hauptbegriffe in einer passenden Terminologie; mehr

als alles aber der Geist des eigenen Denkens, der alles belebt, machen jede Schrift zu einer lebendigen Unterredung, die vom eigenthümlichen Gepräge ihres Urhebers, gewiß nicht unangenehm bezeichnet wird. Wie verwunderte ich mich, da ich las und hörte, daß eine Jahrelange Mühe dazu gehöre, sich in diese dicken Bücher, wie eine Motte, nur hinein zu lesen; daß der Innhalt dieser Schriften dergestalt schwer zu verstehen, zu umfassen, zu begreifen sey, daß es durchaus kein anderes Mittel gegen den Un- und Mißverstand gebe, als die authentische Erklärung des Autors. Einer der Parthenführer ließ gegen den andern sich mit dem Attestat stempeln, daß er den Autor recht verstanden habe; und so ward der lichte, helle, sogar oft wortreiche Kant zu unsern Zeiten ein anderer Duns Skotus, nach dessen wahrem Sinn man wie ein Maulwurf graben, oder zu ihm selbst wallfahrten mußte. Die Intoleranz endlich, mit welcher diese gestempelten und nicht gestempelten Kantianer von ihrem allgemeinen Tribunal sprachen, verdammten, lobten, verwarfen; sie ist dem gesunden Theil von Deutschland so verächtlich gewesen, als sie dem toleranten Charakter und überlegenden Wahrheits-Sinn des Urhebers dieser Philosophie zuwider seyn mußte. Eine kritische Philosophie, die durchaus keinen Dogmatismus predigen will, mit Feuer und Schwert, mit Höhnen und Schimpfen einführen wollen, ist der erbärmlichste Despotismus."

„Aber was thut dieß Alles zur reinen Sache des Autors? Hat man nicht mehr Beyspiele, daß die — aner jedes Namens ein verhaßtes, verachtetes Volk gewesen oder geworden sind, indeß der Mann,

dem sie sich unglücklicherweise anhängten, gar nicht ihres Sinnes war, und durch sich in bescheidenem unsterblichen Verdienst glänzte? Sogar geheime Gesellschaften, Geisterseher und Wunderthäter bemühten sich für die Kantische Philosophie, weil sie glaubten, daß durch das ihr zugeschriebene Principium eines Glaubens der Convenienz und eines blinden Gehorsams unter denselben alles gesunde Denken, ihnen zum Vortheil, zerstört werde; ist dieß aber Kants Sinn, den ihm auch nur sein ärgster Feind beylegen könnte? Niedrige Partheysucht erklärte sich für oder wider Kant, nachdem hie oder da Stimmen galten, Stimmen entschieden; dieß unphilosophische Gezücht geht und gehe unter, indeß Kants eigene Werke bleiben."

„Und sie werden bleiben. Ihr Geist, wenn auch in andere Formen gegossen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird wesentlich weiter wirken und leben. Er hat schon viel gewirkt; fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen sieht man seine Spuren. Durch Kant ist ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das alte zu sichten, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie geht, die eigentlich menschlichen Wissenschaften, Moral, Natur- und Völker-Recht nach strengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilsam sind diese Versuche, sie werden in That-Handlungen greifen und einst, so Gott will! selbst zu angenommenen Maximen werden. — Lassen Sie uns indeß dem philosophischen Nestor erst seine Disciplinen vollenden; wenn er uns noch mehrere so ideenreiche Werke, als sein Neueres, die Kritik

Schmeichelei, aber desto mehr ruhige Hoffnung, nicht ohne Zweck in der Welt zu seyn."

„Da aber die Liebe von uns selbst anfängt, so kann ich den Wunsch nicht bergen, die erste beste Gelegenheit zu haben, meinen Ort zu verlassen und die Welt zu sehen. Es ist Zweck meines Hieseyns, mehr Menschen kennen zu lernen, und manche Dinge anders zu betrachten, als Diogenes sie aus seinem Fasse sehen konnte. Sollte sich also ein Zug nach Deutschland vorfinden, (ich binde mich selbst kaum an meinen Stand;) so weiß ich nicht, warum ich nicht dem Zuge folgen sollte, und nehme es mir selbst übel, den Ruf nach Petersburg ausgeschlagen zu haben, welche Stelle, wie es der Anschein giebt, sehr leidig besetzt ist. Jetzt suche ich, wie eine zurückgehaltene Kraft zu bleiben, ob ich gleich nicht sehe, wie der Rückhalt meine innere Tendenz vermehren sollte. — — Doch, wer weiß das? und wo komme ich hin? — Lieben Sie mich, mein liebster, hochgeachteter Kant, und nehmen Sie die Unterschrift meines Herzens an.

(Riga, 1767.)

Ihr

Herder."

„P. S. Freilich darf ich um Ihre Briefe nur sehr unzuverlässig bitten, da ich Ihre Ungemächlichkeit zu schreiben kenne; aber würden Sie meine Begierde kennen, Briefe von Ihnen mir gleichsam

statt eines lebendigen Umgangs zu Nutze zu machen; so würden Sie Ihre Ungemächlichkeit überwinden."

Einen Brief von Kant an Herder hatte Herders ältester Sohn unter seinen Papieren, aber nach seinem Tode 1807 wurde er vermißt und kam nicht wieder zum Vorschein.

Kant mochte vielleicht die Hoffnung hegen, an dem vielversprechenden Jüngling Herder, einen warmen Anhänger zu finden, und die Art, wie Herder mehrere seiner Jugendfreunde von Riga aus aufforderte, Kant zu hören, konnte ihn vielleicht täuschen.

Allein nach Herders Abgang von Riga hörte alle Verbindung mit Kant auf. Nur erst durch Briefwechsel mit Hamann, im Jahr 1772 schickten sich beyde, durch Hamann und Hartknoch, zuweilen Grüße zu; doch sah Kant wohl, je mehr Schriften von Herder im Druck erschienen, daß er seine eigene literarische Bahn gehe und kein Anhänger seiner Parthey werden wolle.

Bey einem Besuch Hartknochs in Weimar, im Jahr 1783 fragte Herder wie gewöhnlich nach Kant. Hartknoch sagte hierauf: „Ich will es Ihnen im Vertrauen sagen: Kant glaubt, Sie seyen Ursache, daß seine Kritik der Vernunft nicht eine solche Aufnahme in Deutschland gefunden, wie er gehofft hatte." Herder antwortete: „Nie ist mir's zu Sinne gekommen, gegen irgend Jemand eine

Kabale zu machen, am wenigsten gegen Kant. Seine Kritik ist mir zwar ungeniesbar und meiner Vorstellungsart zuwider, aber ich habe gegen dieselbe weder geschrieben noch etwas veranlaßt; das können Sie Kant versichern."

Der Druck der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit wurde gerade damals mit Hartknoch verabredet. Die einzelnen gedruckten Bogen kamen nach und nach an Hartknoch und Hamann, und durch einen von diesen, in Kants Hände, noch ehe selbst der erste Theil in Königsberg erschienen war. Nun ließ Kant in die Berliner Monatschrift (November 1784.) eine Abhandlung einrücken, unter dem Titel: „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." — Worin er dazu einen ganz entgegengesetzten Weg, als Herder in seinen Ideen genommen hatte, vorzeichnete, als sollte sie ein vorläufiges Antidotum gegen dieses Buch seyn. *)

Ohngeachtet Kant anfangs mit Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte wohl zufrieden gewesen zu seyn schien, wie aus Hamanns Brief an Herder vom 18. August 1785 erhellet, so soll dennoch Kant, wie Hasse in der Schrift: „Kants letzte Aeußerungen S. 34. sagt:" faß

*) Siehe Merkels Freimüthigen, Jahrgang 1805.

leidenschaftlich über Herder geurtheilt und ihn beschuldiget haben: er wolle Diktator seyn und gerne Jünger machen!"

Wenn auch dieses letztere Urtheil Kants, Herdern niemals zu Ohren gekommen seyn sollte, so mußte er doch ein höchst unangenehmes Befremden über Kants öffentliches Benehmen gegen ihn empfinden; und dieses mußte sich noch erhöhen, als bald darauf ein zweiter öffentlicher Beweis von Kants Abneigung erschien. Kant wurde nemlich von den Unternehmern der mit dem 1. Jänner 1785 ans Licht getretenen Jenaer allgemeinen Literatur-Zeitung zum Mitarbeiter aufgefordert. Er verweigerte zwar die Theilnahme daran, versprach aber „Eine Recension gewiß einzuschicken." Diese Antwort wurde bekannt, man wurde auf den Inhalt dieser einen Recension äußerst begierig, und, nun erschien die Recension Kants über den ersten Theil von Herders Ideen, worin eine Mißstimmung gegen das Buch und wohl auch gegen dessen Verfasser nicht zu mißkennen war; sie mischte in einem gewissen schulmeisterischen Ton und durch Consequenzenmacherey auf Absurditäten hinweisend, zu welchen einige Sätze Herders führen könnten, Lob und Tadel, so sonderbar sauersüß durcheinander, daß man am Ende nicht weiß, was man vorziehen soll.

Dieses Benehmen wußte Herder nicht anders, als aus einer Art von Rache Kants zu erklären, weil er seine Bücher nicht ausposaunt hatte, und

so sehr er auch darüber betroffen war, so wollte er dennoch gegen seinen ehemaligen Lehrer, dem er verpflichtet war, keine andere Parthie nehmen, als zu schweigen.

Nach Hamanns und Hartknochs Tod (nach 1788) kam Herder aus aller Verbindung mit Königsberg. Im Jahr 1795 nahm er Gelegenheit in den Briefen zur Beförderung der Humanität, (B. 11. Adrastea 3. Br. 49. pag. 233 rc.) öffentlich und dankbar zu sagen, was Kant ihm einst gewesen war! — vielleicht zugleich sein Bekenntniß zu geben, in welchem Gesichtspunkt Kants Philosophie anzusehen sey, einige Erörterungen über dieselbe beyzufügen und zugleich gegen den Mißbrauch derselben zu warnen. Aus dem noch vorhandenen ausführlichern Manuscript des Verfassers, das zu einer Zeit geschrieben war, wo er durch den Skandal, den die blinde schwärmerische Nachbetung der Ideen des Königsberger Philosophen, unter den Jünglingen, die auch seiner Sorge zum Theil anvertraut waren, angerichtet hatte, noch nicht so sehr gereizt war, als einige Jahre später, geht deutlich hervor, daß er damals, zur Schonung seines ehemaligen Lehrers noch gerne alles unterdrücken wollte, was ihm, als Mißbrauch der Kantischen Lehre zwar eine Rüge zu verdienen, jedoch nicht gerade hieher zu gehören schien. Zur gerechten Beurtheilung der Ansichten Herders, mag hier ein Theil davon aus dem unterdrückten Manuscript ergänzt folgen:

„Und nun denken sie leicht, fährt er in seinem

Manuscript fort, daß es seine Schuld nicht sey, wenn man seine Philosophie mißbraucht und ihr zum Theil eine andere, ihrem Urheber ganz unähnliche Gestalt gegeben. Ich weiß, in welchem Geist und zu welchem Zweck er seine ersten kleinern Schriften schrieb; dieser Geist hat ihn bei seinen letzten größern Werken nicht verlassen; davon sind diese Werke selbst Zeugen. Falsch ist es, ganz und gar falsch, daß seine Philosophie von der Erfahrung abziehe, da sie vielmehr auf Erfahrung, wo diese irgend nur statt finden kann, endlich und sträcklich hinweiset. Falsch ist es, daß er eine Philosophie liebe, die ohne Kenntniß anderer Wissenschaften immer und ewig leeres Stroh drischt; die das thun, sind nicht seiner Art und Gattung. Seine Kritik der reinen Vernunft sollte ein Katarktikon, eine Prüfung ihrer Kräfte, eine Bestimmung ihrer Gränzen, eine Reinigung der metaphysischen Tenne, nicht aber zugleich der Innhalt alles menschlichen Wissens und Denkens seyn, worüber des Verfassers deutlichste Erklärungen da stehen. Wenn man also den Umriß für die Sache selbst, den Rahmen für das Bild, das Gefäß, dessen Fugen er darlegt, für den völligen Innhalt des Gefäßes annimmt, und glaubt, daß man alle Schätze der Erkenntniß hiemit in sich gesammelt habe; welch ein Mißverstand, welch ein Mißbrauch! — Kants meiste Schriften sind, wie es ihr Zweck erforderte, als Untersuchungen, als Prüfungen, als Discurse geschrieben; zu solchem Zweck sind sie selbst schön geschrieben; eine dem Innhalt angemessene Schreibart, eine sehr glückliche, ich möchte sagen, Baumgarten'sche Bezeichnung der Hauptbegriffe in einer passenden Terminologie; mehr

als alles aber der Geist des eigenen Denkens, der alles belebt, machen jede Schrift zu einer lebendigen Unterredung, die vom eigenthümlichen Gepräge ihres Urhebers, gewiß nicht unangenehm bezeichnet wird. Wie verwunderte ich mich, da ich las und hörte, daß eine Jahrelange Mühe dazu gehöre, sich in diese dicken Bücher, wie eine Motte, nur hinein zu lesen; daß der Innhalt dieser Schriften dergestalt schwer zu verstehen, zu umfassen, zu begreifen sey, daß es durchaus kein anderes Mittel gegen den Un- und Mißverstand gebe, als die authentische Erklärung des Autors. Einer der Partheyführer ließ gegen den andern sich mit dem Attestat stempeln, daß er den Autor recht verstanden habe; und so ward der lichte, helle, sogar oft wortreiche Kant zu unsern Zeiten ein anderer Duns Skotus, nach dessen wahrem Sinn man wie ein Maulwurf graben, oder zu ihm selbst wallfahrten mußte. Die Intoleranz endlich, mit welcher diese gestempelten und nicht gestempelten Kantianer von ihrem allgemeinen Tribunal sprachen, verdammten, lobten, verwarfen; sie ist dem gesunden Theil von Deutschland so verächtlich gewesen, als sie dem toleranten Charakter und überlegenden Wahrheits-Sinn des Urhebers dieser Philosophie zuwider seyn mußte. Eine kritische Philosophie, die durchaus keinen Dogmatismus predigen will, mit Feuer und Schwert, mit Höhnen und Schimpfen einführen wollen, ist der erbärmlichste Despotismus."

„Aber was thut dieß Alles zur reinen Sache des Autors? Hat man nicht mehr Beyspiele, daß die — aner jedes Namens ein verhaßtes, verachtetes Volk gewesen oder geworden sind, indeß der Mann,

dem sie sich unglücklicherweise anhängten, gar nicht ihres Sinnes war, und durch sich in bescheidenem unsterblichen Verdienst glänzte? Sogar geheime Gesellschaften, Geisterseher und Wunderthäter bemühten sich für die Kantische Philosophie, weil sie glaubten, daß durch das ihr zugeschriebene Principium eines Glaubens der Convenienz und eines blinden Gehorsams unter denselben alles gesunde Denken, ihnen zum Vortheil, zerstört werde; ist dieß aber Kants Sinn, den ihm auch nur sein ärgster Feind beylegen könnte? Niedrige Partheysucht erklärte sich für oder wider Kant, nachdem hie oder da Stimmen galten, Stimmen entschieden; dieß unphilosophische Gezücht geht und gehe unter, indeß Kants eigene Werke bleiben."

„Und sie werden bleiben. Ihr Geist, wenn auch in andere Formen gegossen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird wesentlich weiter wirken und leben. Er hat schon viel gewirkt; fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen sieht man seine Spuren. Durch Kant ist ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das alte zu sichten, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie geht, die eigentlich menschlichen Wissenschaften, Moral, Natur- und Völker-Recht nach strengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilsam sind diese Versuche, sie werden in That-Handlungen greifen und einst, so Gott will! selbst zu angenommenen Maximen werden. — Lassen Sie uns indeß dem philosophischen Nestor erst seine Disciplinen vollenden; wenn er uns noch mehrere so ideenreiche Werke, als sein Neueres, die Kritik

der Urtheilskraft schenkt: so wollen wir gerne noch im Einzelnen lernen, ehe wir untersuchen, ob systematisch betrachtet, auch alles haltbar seyn möchte, oder sich Manches nicht auch anders sagen ließe? Die Versuche hierüber wird Kant Niemand wehren.

Glücklich, wenn wir aus Kants und seiner Nachfolger Schriften die Sphäre der Humanität, unsre Kräfte und Pflichten rein kennen und immer richtiger gebrauchen lernten! Seine Kritik der praktischen Vernunft und die darauf gebaute Moral-Philosophie, legt den Grund zu einem Natur- und Völker-Recht, das wann? allgemein anerkannt, wann? allgemein angewandt seyn wird!?" —

So achtungsvoll und würdigend sprach damals Herder von Kant und von seinen Verdiensten um die Philosophie; nachdem aber einige Jahre später der Taumel seiner Schüler und Nachahmer, vorzüglich auch unter den jungen Theologen, die nicht mehr wußten, was Religion, Theologie und Philosophie sey, immer höher stieg; allen Wissenschaften, Kenntnissen, Erfahrungen und Pflichten öffentlich Hohn gesprochen wurde; nachdem Fichte in Jena vom Katheder herab laut ausgesprochen hatte: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr; die Vernunft ist unsre Religion!" nach diesem Orakelspruch, der auch da und dort theologische Professoren irre machte; wo junge Theologen nach Weimar kamen, deren Unwissenheit, Arroganz und freche Antworten Herdern zugleich empören und schmerzen mußten; da mancher gutartige Jüngling eingestand, nicht anders

gelehrt worden zu seyn, ja, einer sogar aus Verzweiflung über sein verfehltes Studium sich selbst entleibte; nachdem zügellose Aufführung und Verachtung alles Ehrwürdigen sich unter den Jünglingen verbreitete, die heiligsten Bande der Natur ihnen nichts mehr galten; Elternliebe, Kinderliebe, Liebe der Gatten, nur für Gewohnheit und sinnliches Bedürfniß erklärt wurde, wofür man keinen Dank schuldig sey; Treue und Glauben zu halten, man sich nicht mehr für verbunden erachtete und christliche Religion für Aberglauben erklärte: da fühlte sich Herder berufen, diesen Unfug, der auch erwachsene Männer zu ergreifen anfieng, mit voller Kraft seiner innern Ueberzeugung zu bekämpfen! Nun schrieb er seine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft, und seine Kalligone!

Merkwürdige Worte über diese beyden, gegen die Kantische Philosophie gerichteten polemischen Werke Herders, spricht dessen Freund und Verehrer, der zu frühe für die Wissenschaft im Jahr 1808 verstorbene Professor Thorild zu Greifswalde, welche in der Vorrede Georg Müllers zur Matakritik, wörtlich aufgenommen, dort nachzulesen höchst würdig sind.

Aber auch damit schien Herder noch nicht zufrieden zu seyn! Eine dritte, und zwar die wichtigste Schrift wollte er noch folgen lassen: „Ueber die schädliche Einwirkung der kritischen Philosophie auf die Moralität und die innere Glückseligkeit des Menschen.“ Indessen hatte er schon zum Theil diese Absicht durch die Vorrede zur Kalligone erreicht, und

ob er gleich zuweilen gegen vertraute Freunde oder gegen die Seinigen sagen konnte: „den dicksten Knoten und meine stärksten Pfeile habe ich noch zurück!" so ließ er sich doch, durch vereinte Zusprache seiner Freunde, besonders durch Göthe und Falk, mit welch Letzterm er stets in vertrautem häuslichen Verkehr stand, von diesem Vorhaben wiederum abbringen. Bey Ehre und Freundschaft beschwor ihn dieser, nachdem auch die Kalligone im Jahr 1800 erschienen war, nun nicht weiter gegen die Kantische Philosophie zu schreiben! „er habe durch die Kalligone gesiegt, und mit diesem Siege solle er zufrieden seyn!" Herder versprach auch am Ende es dabey zu belassen und sein Hauptziel gegen die kritische Philosophie nicht weiter zu verfolgen. Auch andere auswärtige Freunde, besonders auch Gleim baten ihn um erfreulichere und allgemein nützliche Schriften, sie wollten ihn nicht gerne mehr als Streiter lesen! —

Zwar hielt er Wort, und schrieb nicht weiter, aber immer blieb er über diese aufgegebene Materie unbefriedigt und bereute es zuweilen gegen seine Freunde zu frühe nachgegeben zu haben.

Ohngefähr zu derselben Zeit gab Professor Ammon eine Schrift: „Ueber den nachtheiligen Einfluß der kritischen Philosophie auf die Moralität" heraus, die für Herdern wenigstens zum Theil Ersatz dafür war, was er selbst darüber noch hatte schreiben wollen; und er dankte ihm dafür in einem Brief, mit den Worten: „Die klare Bestimmtheit der Sätze, Ihre helle Deduction und zwanglose Verkettung, sodann in den

Corollarien, die treffenden Blicke auf das dürre Thier der Canting-Philosophy, die = 0 = 00 immer Alles und Nichts sagt, muß jeden freuen, der Menschen-Sinn im Kopf, Herz und Gefühl in der Brust trägt. Zum kleinen Gegengeschenk stellt sich meine Kalligone dar, δωρίδιον ἀντὶ δωρεᾶς. Ich mußte in dieses Jugendfeld zurück, da ich den Garten der Musen seit so vielen Jahren durch die kritikloseste Kritik entweiht und zertreten sah, indem die Grundsätze dieser Ohn-Urtheilskraft jetzt beynahe der gebietende Codex aller A-Kritik worden sind. Auch dafür Dank, daß durch Ihre und Anderer Bemühungen mein Weg gegen den anismus ansehnlich verkürzt worden. Ich ward auf ihm matt und müde!"

Einem andern Freund, dem er die Metakritik in der Handschrift zur Prüfung geschickt hatte, schrieb er im Juny 1800. „Ich bitte etwas weniger *mitleidig* gegen Kant zu seyn, *mit dem ich durchaus nichts zu schaffen habe*; desto mehr und strenger mit den heillosen *Grundsätzen* einer Kritik, die alle ernste Realität in Sachen der Empfindung aufhebt."

Die groben Ausfälle einiger kritischen Lehrlinge, auf die er sich zwar im Voraus gefaßt gemacht hatte, giengen jedoch zuweilen über seine Erwartung und Geduld. Oft sagte er: „Das Betragen dieser Philosophen gegen mich, ist der sprechendste Beweis und Beleg meines Thema's, welch ungesittete und unmoralische Menschen die neue Philosophie bilde."

Als die wüthende Schrift des Prof. *Rink* in Königsberg: „*Mancherley zur Geschichte*

der metakritischen Invasion," gegen Herder heraus kam, äußerte Oberhofprediger Reinhard in Dresden: „daß Herder sich nothwendig gegen diese Schrift rechtfertigen müsse!" Allein er that es nicht, und sagte nur: „Ich werde auf ganz anderm Wege, als an Rink antworten, wenn meine Stunde kömmt." Ueber Kant selbst schien er nur darum persönlich aufgebracht zu seyn, weil er dem Mißbrauch seiner Sätze und Ideen zu wenig zu steuern suchte. Er wollte Kant durch seine Schriften bewegen und aufreizen, damit er sich endlich selbst über das Mißverstehen seiner Philosophie erklären möge. Zwar weiß man, daß Kant zu mehrern seiner vertrauten Freunde gesagt hat: „Er seye in seiner Philosophie nicht verstanden worden, außer nur von Einem, dem Hofprediger Schulz zu Königsberg." — Allein dieses war für Herders wohlgemeinte Absicht nicht hinlänglich, um dem großen Unfug zu steuern; er sagte daher unverholen: „die Kantische Philosophie ist als ein Ferment anzusehen; die Dummheit nahm diesen Sauerteig für den Teig selbst." Es ist aber klein von Kant, daß er, der es besser weiß, die Menschen in dem Irrthum läßt und die Wahrheit der Eitelkeit aufopfert, eine Schule gestiftet zu haben! Auf meiner Stelle war es mir Pflicht, gegen die verderbliche Wirkung derselben so laut zu rufen, als ich gethan habe; ich wollte sie aufreizen, damit sie mich hören. Eine Schrift in sanfterem Tone wäre ganz ohne Wirkung geblieben." —

Auch andere ausgezeichnete Gelehrte, besonders

zu

zu Königsberg, billigten damals Herders Sturm gegen diesen philosophischen Sekten-Geist.

Jean Paul Richter, als damaliger Hausfreund Herders, war ganz offen für die Tendenz seiner Metakritik, die ihm Herder in der Handschrift, zur Einsicht und zu etwaigen Bemerkungen mitgetheilt und nachher Manches nach dem Urtheil seines Freundes verbessert hatte.

Von H. D. Ernst Platner in Leipzig, dem er ein gedrucktes Exemplar seiner Metakritik zusandte, erhielt er folgende Antwort:

P. P.

„Als ich das schätzbare Geschenk der Metakritik von Eurer rc. erhielt, glaubte ich ganz gewiß Ihnen, wenigstens nach Verlauf eines Monats, meine Moralphilosophie als Gegengeschenk schicken zu können. Allein Geschäfte anderer Art nöthigten mich den Druck zu unterbrechen; die Vollendung des Werkchens verzog sich von einer Woche zur andern, und so verspätete sich denn auch die Beantwortung Ihrer Zuschrift.

Daß die Metakritik ungnädig aufgenommen werden mußte, das war vorher zu sehen. Der Total-Eindruck, den sie selbst auf den Kantianer, wie vielmehr auf den unbefangenen Leser, macht, ist zu stark und der Sekte zu nachtheilig. Bücher dieser Art sind Ehren-Rettungen unsres Zeitalters, welches die Nachwelt außerdem für wahnsinnig halten müßte. Aber

sie sind auch Wohlthaten für das Zeitalter, welche dasselbe vor dem Wahnsinn bewahren können.

Bey dem allem, theuerster Herr Vice-Präsident, bin ich gerade in den Hauptsätzen, welche die Metakritik den Kantianischen entgegenstellt, nicht Ihrer Meinung; besonders was den Empirismus und die Objektivität des menschlichen Erkenntnisses betrifft. Wollten Eure rc. gelegentlich von dem, was ich vorlängst über den Skepticismus gesagt habe, einige Notiz nehmen; so würden Sie sehen, daß ich jedoch auch da, wo ich von Ihnen abgehe, Ihnen näher bin als Kanten.

In der Moral-Philosophie glaube ich keinen Kant, also auch keinen Kantianer. Gäbe es ihrer da, so würde ich am Ende selbst einer. Kants ganzer Purismus (und das ist allenfalls das Eigene seines Moral-Systems) beruht in einer zwanghaften Entsinnlichung der Sprache; woraus doch nie eine Entsinnlichung des Menschen und seines Willens werden kann. Der Mann meint, wenn er, statt Glückseligkeit, Achtung gegen das Gesetz, oder moralische Zufriedenheit, gesagt hat; so ist nun der Antrieb reingeistig: gerade wie die gemeinen Wolfianer, welche, wenn sie das Wort Atom vermeiden, und das Wort Monade gebrauchten, über diese Vorstellungs-Art von Ausdehnung und Raum hinaus zu seyn glaubten. Giebt es in der Moralphilosophie einen Kantianismus, so liegt er in dem verworrenen Begriffe von der Sinnlichkeit, und nächst dem auch in der sprachwidrigen Behandlung des Wortes eigennützig.

Da ich, zur Schande der Philosophie, einmal in dem Rufe bin, gegen die Damen galant zu seyn, so koste es nun was es wolle; ich bitte Eure rc. mein Andenken bei der würdigen Frau Vice-Präsidentin zu erneuern.

Ich bin mit der größten Hochachtung

Eurer rc.

ganz ergebener

E. Platner.

Leipzig 20. Jul. 1800.

Was aber auch immer Herders Freunde und Verehrer für die wohl begründeten Motive seiner unternommenen Feldzüge gegen die kritische Philosophie sagen mögen und mit Recht sagen können; so geht doch auch so viel aus dem bisher Angeführten, bey näherer Prüfung des Streit-Gegenstandes selbst hervor: daß Herder hier nicht ganz in seiner Sphäre war und blieb; und wenn auch in dieser Arbeit, mancher treffliche Gedanken-Keim und manche Blitze des Genies durchglänzen, so wird doch vielleicht nicht unrichtig auf ihn angewendet werden können, was Lessing von Huart *) sagt: „Ich vergleiche ihn

---

*) Huart, geb. zu St. Jean Pie-de-Pont, einem Städtchen in Nieder-Navarra, lebte gegen 1480 zu Madrid als Arzt, seine Schrift: „Examen de ingenios para las sciencias." Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, wurde von Lessing aus dem Spanischen übersetzt. Leipzig und Zerbst 1752. Zweite verbesserte Ausgabe, mit Anmerkungen und Zusätzen von Joh. Jac. Ebert. Wittenberg 1785.

mit einem muthigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert." —

Herders letzte Lebens-Jahre von 1801 bis zu seinem Tode.

Mit dem Beginnen des neunzehnten Jahrhunderts, hatte Herders geistiges Wirken den höchsten Gipfel erreicht! — Seine, mit Anstrengung durchgeführten Kämpfe gegen die schädlichen Auswüchse der neueren Philosophie; seine vermehrten, geisttödtenden Berufs-Arbeiten; (er war seit 1801 durch das endliche Absterben des alten blind gewordenen Präsidenten, in die Stelle eines wirklichen Präsidenten des Ober-Consistoriums eingerückt) seine manchfaltigen Verdrieslichkeiten, die er im Dienst mit einzelnen Menschen in Weimar durchzumachen hatte; und seine täglich steigenden Familien-Sorgen, besonders wegen des Fortkommens seiner (6) Söhne, die er zum Theil im Ausland unterzubringen bemüht war; alles dieses zusammen genommen, ließ ihn in jener Zeit eine merkliche Abnahme seiner Kräfte fühlen. Besonders eine große Schwäche seiner Augen nahm damals so sehr über Hand, daß er oft das, was er las, oder schrieb, nur wie durch einen Flor erkennen konnte.

Eine Familien-Angelegenheit, die um diese Zeit sein Gemüth sehr beschäftigte, war der Ankauf

der Hofmark Stachesried in der Oberpfalz; wozu sein Sohn Adelbert, damals schon zu Betreibung der Landwirthschaft auf einem großen Gut in Franken als Oekonomie-Verwalter angestellt, im August 1801 Gelegenheit fand, und daraus großen Vortheil, bey künftig verbessertem Kulturstand derselben zu ziehen, auch zugleich seinem Vater einen angenehmen Erholungsort für die spätern Jahre seines Lebens bereiten zu können hoffte. —

Dieser Ankauf war jedoch eine Quelle großer Sorgen und manches Familien-Kummers der Eltern und Geschwister, zugleich aber auch der erste Anlaß zu einem Schritt des Vaters, der ihm viel Verdruß, ungleiche Beurtheilung seines Charakters und den Vorwurf zuzog: da Schwäche gezeigt zu haben, wo der, durch eigenes Verdienst groß gewordene Mann, stark und auf seinen bürgerlichen Charakter stolz seyn, und sich nicht einer Kaste einverleiben zu lassen streben sollte, die ihm keinen Glanz geben, wohl aber hämische Verkleinerung durch nichtswürdigen Ahnenstolz zuziehen konnte.

Zeit und Umstände, unter welchen Herder diesen Schritt: sich in den Adelstand erheben zu lassen, und die Art, wie er ihn gethan hat; muß ihm jedoch bey jedem Unbefangenen zu einiger Entschuldigung dienen.

Bald nach geschlossenem Kauf, schrieb nämlich der Sohn Adelbert seinen Eltern: „Der Edelmann in Baiern habe das Vorrecht der Loosung binnen Jahresfrist, gegen jeden bürglichen Käufer adelicher

Güter; und es werde ihm wirklich mit der Ausübung dieses Einstands-Privilegiums von einem gewissen bairischen Edelmann gedroht. Dadurch gerathe er in große Verlegenheit und in bedeutenden Verlust, indem er auf jeden Fall im ersten Jahr irgend eine Verbesserung auf dem Gute vorzunehmen verhindert werde und nur allein durch Erlangung eines Adelsbriefes im Besitz seines Eigenthums gesichert werden könne." —

Hier war also nicht eitles Streben nach eingebildeter Ehre, sondern die Sicherung eines erworbenen Guts für den Sohn, das Motiv des guten Vaters, wenn er sich, gegen seine Grundsätze, zur Nachsuchung eines Adels-Diploms entschloß. Hätte er indessen ahnen können, daß dieses dem Sohn gebrachte Opfer seiner Grundsätze, dem wahren Glück seiner Kinder so wenig förderlich werden, und selbst dem Sohn Adelbert ein höchst trauriges Schicksal in der Folge bereiten würde; gewiß würde er diesen Schritt nicht gethan haben! Adelbert verlor später den Besitz dieses angekauften Gutes wieder; theils wegen all zu rasch aufgewendeter Meliorationen theils von Kriegs-Unfällen gedrängt; irrt nun zum wahren Kummer der Seinigen, mit der fixen Idee: der Wieder-Erlangung Stachesrieds, umher, und läßt sich durch keine Vorstellungen und Bitten bewegen, zu einem seiner getreuen Geschwister zurückzukehren!

Nachstehendes Schreiben, welches der Vater zuerst wegen Erlangung eines Adels-Diploms an Geheimen Rath von Rezer in Wien, der ihm bei einem Besuche in Weimar Beweise von Freund-

schaft gegeben hatte, unterm 10. July 1801, gleichsam als Vor-Erkundigung erließ, zeugt von dem richtigen Gefühl, das ihn dabei geleitet hat und ihm stets gegenwärtig blieb.

„Ich habe eine Reihe von Söhnen," schrieb damals Herder, „deren Einen, den Arzt, Sie kennen, deren Keiner meinen Stand gewählt hat. Der Eine hat sich die Bergwissenschaft, theoretisch und praktisch, der andere die Forstwissenschaft, ein Dritter die Oekonomie eben also erwählet; und der jüngste wird Ihnen wahrscheinlich folgen. Alle diese tapfern Leute, groß, stark, fleißig, unternehmend, stehen jetzt, nach geendeten oder bald geendeten Studien und klopfen, jeder an seine Pforte des Eingangs in die Welt, wo ihnen dann bey Gaben, Fleiß und Geschicklichkeit zum bessern Fortkommen (nach bestehender Routine Deutschlands) die kleine Sylbe von fehlet. Diese bringt in die ganze Laufbahn des Berg- und Forstmanns, des Oekonomen eine solche Verschiedenheit, als ob Adel und Nichtadel, durch eine unübersteigliche Kluft getrennt, zwey verschiedene Species der Menschen wären. Amt und Namen des Vaters können die Sylbe von mit den Prärogativen nicht ersetzen, die ihr der deutsche Adelsinn gegeben."

„Also, um meine Söhne, ihren erwählten Ständen nach, anständig in die Welt zu bringen und sie nicht andern nachtreten zu lassen, muß ich aus väterlicher Pflicht für sie, mich um den Adel bewerben; die Verfassung der meisten Länder Deutschlands im Fortkommen, im Ankauf des Oekonomen rc. zwingt mich dazu; ich muß ihnen nach dem braven

Valor, den sie sich lernend und thätig erworben, auch den äußern verschaffen, der jenem aufhilft. — Für mich diese Auszeichnung zu suchen, wäre mir, beym Himmel! nie in den Sinn gekommen, da ich dergleichen Auszeichnungen überhaupt eben so klein als lächerlich finde, sie mir auch in meinem Wirkungskreise sehr entbehrlich sind. Meinen Söhnen aber sind sie leider nicht entbehrlich, und als Vater bin ich ihnen das beneficium schuldig. Ob ich als Schriftsteller einer Auszeichnung dieser Art werth sey? Darüber hülle ich mich aufs bescheidendste in den dicksten Mantel der Unwissenheit; denn wahrlich zu einem solchen Zweck habe ich keine Sylbe geschrieben, und mit Männern, denen diese Ehre widerfahren ist, setzte ich mich nie in Vergleichung. Genug, wenn ich meinem Vaterlande nicht Schande gemacht und dieser Ehre nur so werth bin wie andere, denen sie doch auch widerfahren ist und widerfähret ꝛc."

Später schrieb Herder auch an seinen alten, treuen Freund, den Grafen von Görz in Regensburg, um für seinen Sohn Adelbert, die in Baiern geltenden adelichen Freiheiten und Privilegien, bey dem Kurfürsten auszuwirken; und noch ehe etwas hierüber erfolgen konnte, hatte Herder in einem weiteren Schreiben, den Grafen, wie es scheint, in einer Anwandlung von Reue-Gefühl, gebeten: „Seinem früheren Gesuch keine weitere Folge zu geben." Allein die kurfürstliche Antwort war schon ausgefertiget und das Rescript an den Grafen von Görz vom 26. Sept. 1801 lautet für Herder äußerst schmeichelhaft:

„Wir haben mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, einem der vorzüglichsten, von Uns längst geschätzten Gelehrten Deutschlands ein Merkmal Unsrer Zufriedenheit zu geben; Wir lassen für denselben, seine Söhne und deren Posterität die, zu unbehinderter Erwerbung adelicher Güter in Unsern obern Kurlanden erforderlichen Indigenats- und Nobilitäts-Briefe ausfertigen; — wobey Wir Euch ersuchen, dem Präsidenten Herder in Unserm Namen zu eröffnen, wie Wir hierunter weniger eine Belohnung seiner allgemein bekannten und längst geadelten Verdienste, als die Erleichterung des Ansässigwerdens seiner Familie in Unsern Landen bezwecken." rc. Die Diplome, deren Auswirkung und Ausfertigung, dem nun auch dahin gegangenen edlen Grafen von Görz, eine höchst angenehme und treu-eifrige Freundes-Sorge war, wurden Herdern auf speciellen Befehl des Kurfürsten taxfrei zugestellt.

Unterdessen hatte das Augen-Uebel Herders, im Winter 1801 und im darauf folgenden Frühjahr sehr zugenommen, so daß er oft gar nicht mehr arbeiten konnte. Nach dem Anrath des Hofraths Dr. Stark zu Jena mußte eine Hauptkur an einem dazu geeigneten Badort mit ihm vorgenommen werden; und da Herder selbst eine gewisse Vorliebe für Achen hegte, wo er vor zehen Jahren mit gutem Erfolg das Bad gebraucht hatte, so gieng er im Sommer 1802 mit seiner Gattin dahin. Allein die dortige Augen-Kur entsprach seinen Erwartungen nicht; er mußte sich abwechslend alles Lesens und Schreibens enthalten, seine Augen

ganz ruhen lassen, und nach einem beynahe drey- monatlichen Aufenthalt, der auf sein übriges kör- perliches Wohlbefinden so wie auf seine Gemüths- heiterkeit gut gewirkt hatte, konnte er nach häufi- gem Wechsel, nur kaum von einiger Besserung seines Augenübels sprechen. In Aachen traf er zur Un- terhaltung und Belehrung seinen alten Freund, den würdigen Bergrath Werner, der viel zur Aus- bildung und Anstellung seines Sohnes August in Kursachsen beygetragen hat.

Auf der Rückreise wurde er von Gerning in Frankfurt gastfreundlich aufgenommen und lernte dort den geistvollen Anatomen Sömmering, auch den Hofrath und Bibliothekar Niklas Vogt per- sönlich kennen.

Den damaligen Kurfürsten Karl Theodor von Dalberg sprach er zum letztenmal in Aschaffenburg, und gieng von da über Nürnberg zu seinem Sohn Adelbert auf sein neuerkauftes Gut Stachesried.

Auch seinen alten Gönner und Freund Grafen von Görz fand er in Regensburg, zu seiner großen Freude, unverändert und wie verjüngt wieder, und lernte auch dort dessen würdigen Schwiegersohn, den Grafen von Rechberg persönlich kennen, der ihm in der Folge ein thätiger Freund für seine in Baiern lebenden Söhne wurde.

Erst im Oktober kam Herder mit seiner Gat- tin nach Weimar zurück, und wollte mit heiterer Seele nun wieder an seine Berufs-Arbeit gehen;

allein sehr bald zerstörten mancherley persönliche Unannehmlichkeiten, die guten Wirkungen der Badekur. Im Winter 1802 bis ins Frühjahr 1803 war seine Gesundheit sehr schwankend und seine Geistesstimmung schwermüthig: doch diente ihm die Fortsetzung seiner Adrastea und die Bearbeitung des Cid, zur angenehmen Geisteserholung.

Im May 1803 gieng er auf einige Tage nach Jena, um dort den Superintendenten Marezoll einzuführen, der ihm früher im Jahr 1789 bey seinem zweiten Ruf nach Göttingen, dort als zweiter Universitätsprediger zu seiner Erleichterung beygegeben werden sollte. Wenige Tage vorher begegnete ihm in Weimar der kleine Unfall, daß er, mit seiner Gattin, als sie eben zur Gräfin Bernstorf in eine Thee-Gesellschaft fahren wollten, bey einer zu raschen Wendung des Wagens um eine Straßenecke, umgeworfen wurde. Sie kamen zwar beyde unbeschädiget davon, und Herder wollte selbst, alles Zuredens seines Sohnes Gottfried ungeachtet, kaum etwas gegen die Alteration zu sich nehmen, da er nicht das mindeste Unwohlseyn empfand: allein die üblen Folgen dieses plötzlichen Schreckens scheinen sich doch später noch eingestellt zu haben.

Johannes von Müller sagt zwar in einem Brief an seinen Bruder d. do. Weimar den 26. Jänner 1804, also wenige Wochen nach dem Tode Herders: (Theil VII. pag. 111. der gesammelten von Müller'schen Werke.) dieser Unfall seye ihm auf der Reise nach Jena begegnet, wo ihm der

Wagen unterwegs gebrechen und er genöthiget gewesen sey, bey starkem, kaltem Regen, die ganze Steige herunter nach Jena zu Fuße zu gehen; was freilich noch nachtheiliger auf seine schon geschwächte Gesundheit hätte wirken können. Allein, wenn man nicht ziemlich unwahrscheinlich annehmen will: daß man diesen zweiten Unfall seiner Gattin verschwiegen haben könnte; so muß die Angabe der Gattin, in den Erinnerungen, für richtiger angenommen werden, als die im Brief J. v. Müllers an seinen Bruder, indem jener, mancherley unverbürgte Gerüchte, in der ersten Bestürzung über Herders Tod, bey seiner gleich darauf erfolgten Hinkunft in Weimar gehört haben mochte, die Niemand besser, als die Gattin später berichtigen konnte, und übrigens kaum zu denken ist, daß ein solcher Zufall ihm in kurzer Zeit zum zweitenmal sollte begegnet seyn, ohne der Gattin zu Gehör zu kommen und ohne von ihr in den Erinnerungen oder von dem Bruder des Joh. von Müller, als späterem Herausgeber derselben, aus jenem Briefe eine Berichtigung erhalten zu haben. So viel bleibt übrigens hergestellt: Herder kam etwas unwohl von Jena nach Hause zurück. Nach vierzehen Tagen, da er die Confirmation der Kinder am Pfingstmontage gehalten und sich beym Nachhausegehen erkältet hatte, brach eine galligte Krankheit mit großer Nervenschwäche aus. Bey einer sehr zweckmäßigen ärztlichen Behandlung seines Sohnes erholte er sich zwar langsam wieder, aber eine gänzliche Wiederherstellung war, ohne eine anhaltende Luftveränderung, nicht zu hoffen. Auch sein Geist war verstimmt und abgespannt. Gattin und

Freunde lagen ihm daher dringend an, sich für ein ganzes Jahr Urlaub zu nehmen, um entfernt von allen amtlichen Geschäften, ganz seiner Gesundheit zu leben und seine Gemüthsheiterkeit wieder zu erlangen. Dazu war er aber nicht zu bewegen, doch entschloß er sich endlich zum Gebrauch des Eger-Brunnens, wohin er am 12. July 1803 über Schneeberg abreiste. Ehe er morgens in den Wagen stieg, gab er seiner Gattin das reingeschriebene Manuscript seines Cid, mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Blick und mit den Worten: „Hier hast du deinen Cid!" —

Bey seinem Sohn August in Schneeberg, damals Königl. Sächsischen Bergamts-Assessor, verweilte er ohngefähr vierzehen Tage, von wo er sodann in Gesellschaft der Frau von Berg, die ihn dort abholte, weiter nach Eger reiste. Die reine Bergluft in der Gegend von Schneeberg, in die ihn sein Sohn täglich hinausführte, stärkte und erheiterte ihn. Seiner Wohnung gegenüber, an der Anhöhe eines Berges lag ein Wald. Am Eingang desselben saß Herder oft mit seinem Sohn und sagte dort mehrmals, ahndungsvoll: „Ich lebe nicht mehr lange, du wirst es sehen, die Mutter dauert mich!" — Auch schon in Bückeburg sagte er öfter zu seiner Gattin: „ich werde nicht alt; es ist mir, als werde ich mitten im Leben eines schnellen unerwarteten Todes sterben."

An jener Stelle, wo der Vater oft und gerne saß, erbaute nachher der treue Sohn, am Eingang des Waldes unter Fichten und Buchen ei-

nen, mit Sitzen umgebenen Altar, und nannte den Ort: Herders Ruhe. Auch jetzo noch kann der Wanderer unter diesem Namen, die liebliche, von kindlicher Gemüthlichkeit bezeichnete Stelle finden! —

Während seines Aufenthalts in Schneeberg, vollendete er, in den Sonnenblicken der Hoffnung zur Wiedergenesung, seine letzte literarische Arbeit, eine dramatische Dichtung: Admetus Haus; — die er früher schon im Winter von 1802 auf 1803 in Weimar unter dem Titel: Hygea angefangen hatte. Sein Sohn Gottfried sagt darüber, in der Vorrede zu den dramatischen Stücken und Dichtungen B. 22., „Sie ist das Vermächtniß einer zarten, dem Himmel schon verwandten Seele, ein Kranz für eheliche Liebe und Tugend. Die Form entlehnte der Dichter von den Griechen. Die hohe Einfalt des griechischen Drama, der tiefe Sinn des griechischen Chors schwebte ihm vor Augen, und so fort ist Admetus Haus, wie dessen frühere Schwestern, Ariadne und der entfesselte Prometheus, Versuch, das griechische Drama auf deutschen Boden zu verpflanzen." — Er selbst sagt darüber in einem Brief an seine Gattin von Schneeberg aus: „Ich schicke Euch ein Haus, das ich hier gebaut, d. h. abgeschrieben habe. Was ich in Prosa von der Ariadne sagte, habe ich hier im Prolog gesagt. Lies es Liebe, und sage mir deine Meinung, wohin es sich schickt. Es arbeitet sich hier ungemein leicht. Prolog und Epilog ist eines Vormittags leichte Arbeit." —

Von Eger aus schrieb er unterm 5. August „Mit meiner Gesundheit gehts sehr wohl, das Wetter ist dem Brunnen und Bade günstig. An Kräften fühle ich mich schon sehr gestärkt. Daß der Brunnen auf die Augen direkt wirke, habe ich nicht erwartet; das wollen wir der gütigen Hand der Zeit, oder vielmehr der Vorsehung überlassen, die ja schon so manchem Blinden das Auge gestärkt hat. Jetzt vegetire ich, lese durchaus nichts, trinke, esse mäßig, spaziere, schlafe, bade und spreche, denn ohne dies geht es im Bade nicht ab. — Das Treiben der Gesellschaft halte ich von mir ab; diese Jahre sind vorüber. Ich wandle ruhig zwischen den fremden, zumal polnischen Gestalten, die jetzt den größten Theil der Gesellschaft ausmachen. Himmel, welche Verschiedenheit der Lebensarten zwischen den Reichen, und fast möchte ich sagen, den Vernünftigen des Menschengeschlechts; — doch auch unter jenen giebts dergleichen, nur auf ihre Weise" ꝛc.

Mehr, als der Gebrauch des Brunnens zu Eger, wirkte auf ihn, der Aufenthalt in Dresden, wohin er endlich auf seiner Rückreise kam, nachdem er sieben und zwanzig Jahre lang in der Nachbarschaft dieses „deutschen Florenz" gelebt hatte, ohne es gesehen und genauer kennen gelernt zu haben. Vielfacher Genuß mußte hier seiner lechzenden Seele zu Theil werden: die große freundliche Stadt mit der schönen Natur ihrer Umgebungen; die Bibliotheken und Kunstsammlungen, die prächtigen Kirchen mit ihrer herrlichen Kirchenmusik; und so viele vorzügliche Menschen, die er hier beysammen fand,

mußten ihn auf das angenehmste überraschen und ihm schöne Erinnerungen an Italien gewähren!

Sein erster Gang war auf die kurfürstliche Bibliothek, wo er von dem ersten Bibliothekar Karl Wilhelm Dasdorf, so wie von den übrigen Bibliothekaren jederzeit mit unermüdeter Gefälligkeit behandelt wurde. „Dasdorf" schreibt er am 24. August, war über alle Maasen freundschaftlich und willfährig. Er führte mich durch alle Schätze durch, und ich hoffe, sie werden mir in der Folge ersprießlich seyn. — Auf der Bibliothek erfuhr ich, daß der Kurfürst die Adrastea lese, sich auch erkundige, ob neue Stücke da seyen. Meine Stelle über Kursachsen, war in des Bibliothekars und ist in mehrerer Minister Munde: (S. Adrastea I. 3. pag. 308 — 319.)

„Blühe deutsches Florenz mit deinen
Schätzen der Kunstwelt!
Stille gesichert sey Dresden Olympia
uns.
Phidias-Winkelmann erwacht' an deinen
Gebilden,
Und an deinem Altar sprossete Raphael-
Mengs."

Der Minister Zinzendorf dankte ihm eigens und sehr verbindlich für den Aufsatz über seinen Onkel. (Adrastea 2. 6. pag. 56.)

Am 25. August wurde Herder zu seinem Geburtstag vom Bibliothekar Dasdorf mit einem gedruckten

druckten Gedicht überrascht, das er am folgenden Tag seiner Familie mit dem Ausdruck der Bescheidenheit zusandte: „Ich war und bin darüber ganz beschämt."

„Quid virtus et quid sapientia possit,
Utile proposuit nobis exemplar." — —

Horat.

Wenn hoher Geist und Sinn in edeln Herzen thronen
So bilden sie Unsterbliche wie dich:
Dann streiten Grazien und ernstre Musen sich,
Mit Myrthen und mit Lorbeerkronen
Den Plato Deutschlands zu belohnen,
Der früh der Biene gleich auf Ros' und Veilchen flog,
Aus ihren Nektarkelchen Honig sog; —
Doch bald dem Adler gleich zu höh'ren Regionen
Sich auf mit kühnem Fittig schwingt,
Die Gluth der flammenden und nahen Sonne trinkt,
Und himmlische Begeisterungen,
Die lieblicher wohl kaum den Griechen einst gelungen,
In ihm verwandte Seelen singt,
Und seine reinsten Huldigungen
Dem bleibenden Verdienst und wahrer Größe bringt.
Wie glücklich! — daß wir Ihn in unsern schönen Kreisen
Den wahrhaft großen Mann voll stiller Würde sehn;
Noch glücklicher! — daß wir mit ihm dem milden Weisen,
Den über Tausende sein Geist und Herz erhöhn,
Für dessen blühend Wohl so viele Tausend flehn,

Den schönen Tag, der Ihn der Welt gegeben,
Durch seine Gegenwart entzückt, so froh verleben.
Nur einen Wunsch soll Dir die Muse weihn:
O möchtest Du bey ew'ger Geistes-Blüthe
Auf unsern Lebenspfad noch manche Blume streu'n,
Und durch die rührende und hohe Herzensgüte
Die magisch-schöne Kraft dem, was Du schaffst,
verleihn,
So werden Enkel noch sich dieses Weisen freun:
Und liebesvoll verehrt von selbst verehrten Männern,
Von daurender Verdienste wahren Kennern
Wirst Du, erhabner Mann, der Stolz der Deutschen seyn.

So wurde ihm von vielen, edeln und ausgezeichneten Männern am Hof und in der Stadt die größte Aufmerksamkeit und eine Achtung bewiesen, die ihn beynahe befremden mußte; da ihm anderwärts, und da, wo er zunächst wirkte, wie es dem Mann von Verdienst beynahe überall zu gehen pflegt, nicht immer gleiche Behandlung widerfuhr.

Auch eine umständliche Unterredung mit Friederich August, dem ehrwürdigen Regenten Sachsens, wurde Herdern während seines dreywöchentlichen Aufenthalts in Dresden zu Theil. „Ich habe den Kurfürsten gesprochen," schreibt er am 4. Sept. „der mich, ich möchte sagen, nicht nur gnädig, sondern auch gütig aufnahm. Eine honettere Seele kann es kaum in der Welt geben, gerecht, bieder, wohldenkend, wohlwollend, von allem unterrichtet, und im höchsten Grad und Maas bescheiden. Allem, was auch nur von Ferne auf sein Lob oder Dres-

dens Lob treffen konnte, bog er ungemein anständig aus; und mehrmals, wo es was Edles und Reines im Gemüth auch nur fern betraf, erwärmte sich sichtbar seine Seele." —

Die Unterredung verbreitete sich vorzüglich über Herders literarische Arbeiten, seine Amts-Geschäfte, seine Ideen zur Philosophie und Geschichte und über Geist und Kunst der Regierung. Unter andern fragte ihn der Kurfürst: „Neben Ihren weitläufigen Amts-Geschäften, beschäftigen Sie sich noch mit den schönen Wissenschaften: woher nehmen Sie Zeit dazu?" — Herder antwortete ihm darauf: „Dieses sind Stunden meiner Erholung; die Poesie ist für mich die Sprache des Herzens, die mit lebendigerer Energie auf uns wirkt als die Prosa, und die ich zur Erhebung und Veredlung des Gemüths und Charakters der Menschen fast unentbehrlich halte." Als er am Ende des Gesprächs, seinen zweiten Sohn August, der in des Kurfürsten Dienste stand, bescheiden empfehlen wollte, wurde er sehr freundlich, fragte wie sein Sohn zu diesem Fach gekommen sey, und sagte: „Von der Erziehung eines solchen Vaters kann man nichts anders als das beste erwarten." „Dieses war das einzige Compliment, das der Kurfürst mir höchst einfach machte," schrieb Herder an seine Gattin, „mein ganzes Herz segnet ihn; möge ich Ihm auch nur die Hälfte so wohl gethan haben als er mir that!" —

Der Eindruck, den beyde auf einander machten, wirkte gegenseitig höchst wohlthätig, und der Kurfürst soll nachher die Aeußerung gegen einen sei-

ner Minister gemacht haben: „Ob es nicht möglich sey diesen Mann in seine Dienste zu bekommen?" — Auch auf das künftige Glück des jungen August von Herder, hatte diese Unterredung des Vaters mit dem Kurfürsten einen günstigen Einfluß; er ist dermalen Berghauptmann in Freyberg und Chef des sämmtlichen Bergwesens in Sachsen; erfreut sich der vorzüglichen Liebe und Auszeichnung seines Königs, der ihn in den Freyherrn Stand erhoben hat; ist Comthur und Ritter mehrerer Orden, und wird wegen seiner Verdienste allgemein geachtet. Nach des Vaters Tode hat er sich mit Sophie Hänel aus Schneeberg, eines dortigen Kaufmanns Tochter verheurathet, und besitzt einen hoffnungsvollen Knaben.

Am 18. Sept. kam Herder von Dresden, erquickt von den letzten Sonnenstrahlen seines Lebens glücklich und froh zu den Seinigen nach Weimar zurück. Seinen Sohn und Liebling Wilhelm, fand er unerwartet im Kreise seiner Familie; trauerend über den Verlust seiner Gattin, Amalia Ellinger, einer Kaufmanns Tochter aus Hamburg, die im ersten Wochenbette, mit dem neugebohrnen Söhnchen in Stachesried, wo er sich damals aufhielt und ebenfalls anzukaufen gedachte, eben erst gestorben war. Durch die Zertrümmerung dieser glücklichen Ehe, in seinen Planen gestört, gieng er nach des Vaters Tode nach Petersburg, ist dort seit vier Jahren mit einer Hamburgerin Maria Korn, wieder verheurathet, treibt seine Handelsgeschäfte daselbst mit vieler Gewandtheit, und weiß sich durch seine liebenswürdigen Eigenschaften allgemeine Achtung zu erwerben.

Nach diesem, folgt im Alter zunächst der Sohn Adelbert, von dem bereits oben die Rede war; und sodann, Emil, der sich dem Forstwesen gewidmet hat und sehr bald in königl. bairischen Diensten in seinem Fache angestellt wurde. Er war früher als General-Forst-Taxator in München, wurde aber vor einigen Jahren zum Regierungs-Rath und Forst-Referenten zu Bayreuth befördert. Seit einem Jahre befindet er sich in München, wegen der neuen Forstorganisation, die er mit bearbeitet und durch dieses ihm übertragene ehrenvolle Geschäft seine vorzüglichen Kenntnisse und Eigenschaften beurkundet. Als Jüngling besuchte er zuweilen seinen Freund und Collegen, den Oberförster von Greyers zu Günzburg und lernte dort dessen aufblühende junge Schwägerin, Luise Huber, Heyne's Enkelin, kennen, mit der er nur kurze Zeit verheurathet war. Bey der leisen Berührung dieses Verhältnisses schweben gewiß manchem Leser, mit uns, die anziehenden Bilder vieler ausgezeichneten Menschen, in angenehmer und dankbarer Erinnerung vorüber; aber es drängt sich dabey auch ein tiefgefühltes Bedauern auf; daß selbst das frühere enge Freundschafts-Band der edlen und großen Väter, ein später zwischen Sohn und Enkelin geknüpftes Band der Liebe, nicht fester hat zusammen halten können. *)

Die einzige Tochter Herders, Luise, vereinigt in sich die Tugenden ihrer verklärten Eltern und ist

*) Mit innig theilnehmender Freude vernehmen wir, daß eine Wieder-Vereinigung der allzulange Getrennten statt finden soll.

glückliche Gattin eines sehr würdigen Mannes, des großherzoglichen Geheimen Kammerraths Stichling zu Weimar, Ritters des großherzogl. weißen Falken-Ordens.

Der Eingang eines oben eingerückten Briefes, den Herder im Jahr 1801 an Geheimen Rath von Retzer in Wien schrieb, und eine Stelle in den Erinnerungen II. pag. 302. wo die Wittwe von dem herannahenden Tode ihres Gatten spricht, und dabey sagt: „drey Söhne waren abwesend, zween und die Tochter gegenwärtig," — könnten glauben machen, Herder habe nur 5 Söhne hinterlassen. Allein, noch ein sechster im Jahr 1790 geborner Sohn, Namens Rinaldo, ist als königl. bairischer Forstmeister in Lohr, auf dem Speßart angestellt und durch die edelmüthige Fürsorge des Fürsten Primas und nachherigen Großherzogs von Frankfurt, der seit dem Jahr 1808 Vaterstelle an ihm vertrat, dahin empfohlen worden.

Herder war nach seiner Heimkunft voll von Planen, was er alles, im nächsten Winter zu arbeiten und auszuführen gedachte: die Vereinigung der unteren Schulen in Weimar, und noch andere kirchliche und Schul-Einrichtungen wollte er mit Günthers Hülfe bewerkstelligen; der dritte Theil zum Geist der ebräischen Poesie, und die Persepolitanischen Briefe sollten ausgearbeitet werden. Allein, von Allen dem, konnte nichts mehr geschehen! —

Als eine tief in seinem Herzen sich regende Ahndung, äußerte er um diese Zeit gegen seine

Gattin: „Er werde bald aus Weimar wegkommen." Eine erhöhte Reizbarkeit war an ihm zu bemerken; immer noch verfolgte ihn die Reue, Göttingen ausgeschlagen zu haben! Er fühlte zwar keine Abnahme an Geistesschwung, denn nie erhob er sich öfter und höher, als in den letzten Monaten seines Lebens; aber er klagte oft, daß er die Gedanken nicht mehr festhalten, nicht fixiren könne. Er besaß die eigenthümliche Macht und Kraft, alles neu und anders zu zeigen; und wenn es so aus ihm gleichsam geblitzt hatte, so konnte man in der letzten Zeit, wie ein Durchzittern seines ganzen Nervensystems bemerken. Am letzten September hielt er noch ein öffentliches Candidaten-Examen. Mit einer, allen Anwesenden auffallenden, ungewöhnlich erhöhten Gemüthsstimmung, kam er auf die Lehre von den Engeln; und wie aus einer andern Welt sprach er über diese Wesen, in deren Verwandtschaft er sich bereits versetzt fühlte. Bald darauf war eine Ausstellung bey Göthe, er gieng hin, der Saal war nicht geheizt und er fiel dort in eine Ohnmacht!

Von dem ersten Krankheits-Anfall am 17. oder 18. October erholte er sich bald wieder, und blieb nicht im Bette. Das zehnte Stück der Adrastea war fast zur Hälfte von ihm geordnet und geschrieben und in guten Stunden arbeitete er daran noch weiter fort, bis zu der ergreifenden Stelle, eines, für die Adrastea bestimmt gewesenen Aufsatzes: Ueber die Nordische Mythologie (B. 28. p. 439.) die mit den Worten schließt:

„Das feinste und klangreichste Gedicht *) über

*) Gedicht eines Skalden von Gerstenberg.

sie (die nordische Fabel-Lehre) konnte sie nicht anders enden lassen; sie verhallet in den Ton:

„Er mißt den Himmel, stillt die Meere:
Gericht und Recht ist um ihn her!
Er ist der Herr! der Gott der Heere!
Er ist! — wo ist ein Gott, wie Er?“

— — „In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeistert Aug' umher, erblickt
Den Abglanz höherer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und schweigt.“ —

und schweigt! — er wollte noch etwas hinzusetzen, durch Uebelbefinden wurde er genöthigt abzubrechen, und so blieb das Blatt offen auf seinem Schreibpulte liegen. Der treue Sohn Gottfried warf, während der ärztlichen Behandlung seines immer kränker werdenden Vaters, manchen kummer- und ahndungsvollen Blick auf dieses prophetische Blatt, dessen grausame Erfüllung er täglich näher heran nahen sah, es waren „die letzten Strophen seines Lebens!“ —

Der Kampf einer kraftvollen Natur mit höchst gereizten und geschwächten Nerven dauerte beynahe zwey Monate. Alle seine alten Uebel: Hämorrhoiden, Gichtschärfe, Leberbeschwerden, Verstopfung des Unterleibes waren in Aufruhr! — Wollte der Arzt gegen eines dieser Uebel wirken, so ward es den Nerven gefährlich und umgekehrt. Mehrere Nerven-

schläge verursachten endlich eine Atonie aller Lebensfunctionen, die kein Arzneymittel wirkend annahm. Seine physischen Kräfte sanken bey völligem Bewußtseyn, bey voller Kraft des Geistes und in täglicher Hoffnung der Besserung.

In den ersten Wochen seiner Krankheit sagte er oft: „Ach, wenn mir nur eine neue, große, geistige Idee woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute, ich würde auf einmal gesund!" Doch war auch dieses Gefühl sehr abwechslend. Nach fortdauernden schlaflosen Nächten, sagte er: „ich begreife meine Krankheit nicht, mein Geist ist gesund und nur mein Körper so krank; wenn ich aus dem Bette seyn könnte, ich wollte viel viel arbeiten."

So gerne hätte er noch länger gelebt, um manchen Gedanken noch auszuführen, der in ihm lag, und über das, was ihm das Wichtigste war, sich noch einmal völlig auszusprechen! Noch wenige Tage vor seinem Tode, schon in einem veränderten Gefühl seines Geistes und Körpers, wünschte er: „nur noch zwey Stücke der Adrastea schreiben zu können; sie solle seine letzte vollendete Arbeit seyn; in sie wolle er sein ganzes Bekenntniß legen, da ihm jetzt so Manches ganz anders erscheine." Er klagte, daß er so wenig in seinem Leben gethan habe, daß man zu hoch und künstlich zu forschen suche, und doch läge die Menschheit so klar und offen, wie ein aufgeschlagenes Buch, vor Augen; man dürfe nur lesen, statt daß man sich alles so schwer mache! —

Besuche sahe er in der letzten Zeit nicht gerne, sie machten ihn noch kränker. Lesen, und sich vorlesen lassen, war ihm die liebste Unterhaltung. Ossian, Lipsius de Constantia, Thorild's Maximum seu Archimetria *) mußten bald bey Seite gelegt werden, weil es ihn zu sehr angriff. Georg Müllers Reliquien, aus der Bibel, das Buch der Propheten und einige Unterhaltungs-Schriften wurden abwechslend zum Vorlesen von den Seinigen gewählt; sie kamen aber nicht weit darinn und legten sie bald zurück, weil nicht anhaltend gelesen werden durfte. Auch das Klavier, nach welchem er sich oft sehnte, griff ihn zu sehr an. Die Hoffnung, obgleich immer schwächer, erhielt sich noch bis zum letzten Tag. „Mein Freund, mein liebster Freund," rief er am Halse seines Sohnes Gottfried hängend, „rette mich noch, wenn es möglich ist!" —

Sonntag Morgens den 18. December 1803 verfiel er, nach einem großen Schmerz in der Brust, in den letzten Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachte; und Abends gegen halb 11 Uhr war er sanft hinüber geschlummert. „Er starb," wie seine Gattin vielbedeutend sich ausdrückte: „an einem, über seine verpflanzte Lage und über die Zeit-Umstände verwundeten, gebrochenen Herzen, an höchst gereizten Nerven!" —

Nur 59 Jahre und vier Monate hatte er gelebt; aber mehr als 40 Jahre lang mit rastlosem

*) Berlin 1799. S. Herders Recension dieses Werkes. B. 13. pag. 439 — 446.

Eifer und stets für das Gute, wenn auch nicht immer mit gleichem Glück gewirkt. Seine treue Gattin folgte ihm bald nach, am 15 Sept. 1809 ohngefähr zwey Jahre, nachdem sie für die Kinder gesorgt, und seine Lebensgeschichte, so wie sie in den „Erinnerungen" zusammengestellt und von Georg Müller herausgegeben worden ist, vollendet hatte. Johannes von Müller schrieb ihr am 22. Jul. 1805 die schönen ergreifenden Worte zu: „Sorgen Sie, liebe Freundin, für Ihre Erhaltung; Sie werden in unserm Cid finden, daß, gleich wie er, so wie der Vater, durch Hofgunst nicht belohnt ward, so hingegen Ximena nicht eher ausgelebt hat, als nachdem sie für den Verewigten alles vollbracht und das Glück ihrer Kinder gesehen."

Nach dem Tode ihres Gatten, zu Anfang des Jahrs 1804 hatte sie die beyden Brüder Johannes und Georg Müller, als Freunde, ersucht: Zur Bearbeitung und Herausgabe einer Lebensbeschreibung ihres Mannes gemeinschaftlich mitzuwirken, wozu sie die nöthigen Belege beyzuschaffen versprach.

Mit unbeschreiblicher Mühe, rastloser Thätigkeit und vielem Verstand suchte sie, besonders über die im Dunkel gebliebene Geschichte seiner früheren Jahre etwas Ganzes zusammen zu bringen und wurde von seinen Landsleuten und Freunden in Mohrungen, Königsberg und Riga sehr thätig und edelmüthig unterstützt. Kirchenrath Borowsky zu Königsberg sagt hierüber unter andern: „Bey weitem herrlicher als je, steht jetzt die Caroline Her-

der vor meinem Auge: ihre so treue Anhänglichkeit an den ihr zu früh Entrissenen; ihr Eifer für die Ehre seines Namens; ihre thätige Bemühung Alles aufzusammeln, was ihn einst der Nachwelt im rechten Lichte zeigen kann; ihr daher fließendes Flehen und Bitten; ihr Anklopfen an allen Thüren um eingelassen zu werden und zu hören, was man von ihrem unvergeßlichen Herder weiß; dieß alles macht mir diese Frau in einem unaussprechlich hohen Grade werth, und ich würde alles in der Welt aufbieten, um ihr Materialien zu dem Denkmal zu liefern, das Sie ihrem Manne setzen will." —

Nachdem sie ihre Familien-Sachen in Ordnung gebracht, die Herausgabe seines gelehrten Nachlasses geordnet, einen ausgebreiteten Briefwechsel darüber geführt, auch viele Widerwärtigkeiten und Hindernisse glücklich besiegt hatte, entwarf sie aus den gesammelten Materialien „die Erinnerungen aus seinem Leben ꝛc." nicht für das Publikum und zum Druck unter ihrem Namen, sondern zur Bearbeitung und Herausgabe für die beyden Brüder Müller, denen sie diese Handschrift mit einer Menge wohlgeordneter Beylagen im Jahr 1807 vertrauensvoll in die Hände legte.

Da jedoch Johannes von Müller schon am 29. May 1809 in Cassel starb, ehe er Hand an diese sich vorbehaltene Arbeit legen konnte, so übertrug sie hierauf die Vollendung seinem jüngern Bruder, dem Professor zu Schaffhausen.

Die wirkliche Herausgabe hat sie jedoch nicht mehr erlebt; schon wenige Monate nachher legte auch sie ihr müdes Haupt nieder; nachdem sie vorher Alles reinen und treuen Händen anvertraut, ihre Kinder versorgt, und auch ihre treue Pflegerin und einzige Tochter Luise, einem würdigen Gatten angetraut gesehen hatte! —

Diese gebildete, geistreiche aber bescheidene Frau, hätte sich leicht auch schrifstellerischen Ruhm erwerben können; allein ihr Stolz war — ihr Mann, und ihr stetes Bestreben: Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter! — Den Anstrich einer gelehrten Frau konnte sie sich, bey ihren entwickelten häuslichen Tugenden um so weniger geben wollen, da auch ihr Gatte mit Recht, über diese Art Frauenzimmer, zuweilen ein scharfes Urtheil auszusprechen sich nicht enthalten konnte; und höchst merkwürdig sind in dieser Beziehung die Worte, die er schon seiner Braut, von Bückeburg aus, vielleicht als freundliche Warnung vor diesem Uebel, nach Darmstadt zugeschrieben hatte: „Ich bin auf das gelehrte Frauenzimmer, vielleicht zu sehr erbittert; aber ich kann nicht dafür; es ist Abneigung der Natur. Eigentliche Gelehrsamkeit ist dem Charakter eines Menschen, eines Mannes schon, so unnatürlich, daß wir ihr nur aus Noth uns unterziehen müssen, und dabey doch schon immer verlieren. In dem Leben, in der Liebe, in dem Mund eines Frauenzimmers aber, die noch die einzigen wahren menschlichen Geschöpfe auf dem politischen und Exercier-Platz unsrer Welt sind, ist diese Unnatur so tausendmal fühlbarer. — Damit will ich aber nicht sagen,

daß ein Frauenzimmer sich nicht auch durch die Lektüre bilden, Geist und Herz verschönern müsse. Eine Zähre bey Klopstock geweint, kann ein schönes Auge nie entehren. So wenig, daß ich vielmehr glaube, das weibliche Geschlecht sey das einzige richtende Publikum über eine Reihe von Materien des Geschmacks und der Empfindung, und daß jede Mannsperson, die kein Pedant seyn will, im Kreise der Frauenzimmer muß gelernt haben, gewisse Bücher zu lesen. Ich sage gewisse Bücher: denn alle Sachen, alle Materien, alle Wissenschaften sind nie für die Weiber, und über viele können sie in ihrem Leben nicht anders als schiefe Urtheile fällen. Allein desto besser für sie, daß diese nicht für sie sind! Für sie bleibt nur das, was bildet, was die Seele menschlich aufklärt, die Empfindungen menschlich verfeinert, und sie zur Zierde der Schöpfung, zum Reiz der menschlichen Natur, zum höchsten Gut der Glückseligkeit eines gefühlvollen, würdigen Jünglings, zur immer neuen, immer angenehmen Gattin eines würdigen Mannes, zum Vergnügen einer guten Gesellschaft und zur Erzieherin guter Kinder macht. Großer Gott! sind das nicht Zwecke und Pläne genug, die schon beleben und aufmuntern und beschäftigen können, insonderheit wenn man sie alle in Harmonie und Proportion zu erreichen sucht! — Wir Mannspersonen haben den andern Zweck, uns zu braven, würdigen, edlen, geltenden Personen, Männern, Vätern zu bilden; und nur dem eigentlichen Gelehrten bleibt es übrig, sich nichts gleichgültig seyn zu lassen, was Wissen, was Kenntniß ist; wer wird gerne diese Last mit ihm theilen wollen? Denn unter nichts erliegt die wahre Empfin-

dung und Ausbildung, und Geschmack und lebendige menschliche Wirksamkeit so sehr, als eben unter der Gelehrsamkeit."

Die Nachricht von Herders letzten Lebens-Umständen, aus der Feder seines ihm schon 1806 nachgefolgten Erstgebohrnen, lautet also:

„Seit mehrern Jahren empfand mein seliger Vater eine merkliche Abnahme seiner Kräfte, die aus dem künstlichen Leben, das er führte, entsprang. Er lebte nur geistig, in einer fortdauernden Verschwendung seiner Seelen- und Nerven-Kraft, indeß sein körperliches Leben nur in einer Vegetation bestand, ungeübt blieb sein Muskular-System. Das Gleichgewicht zwischen Irritabilität und Sensibilität hob sich auf, und hypochondrische und Hämorrhoidal-Beschwerden, mit Verfall der Verdauung, Assimilation und Nutrition traten ein. Im Frühjahr und Sommer 1803 stieg das Uebel auf einen sehr hohen Grad, die Nervenschwäche bemächtigte sich des ganzen Organismus, seine Sehkraft schwand, und er mußte die Augen schonen, wodurch ihm noch mehr geistige Reize entzogen wurden. Er wurde schon so krank, daß er täglich ohnmächtige Zufälle bekam. Durch geistige Mittel hob sich das Uebel; er mußte nach Eger und Dresden reisen. Diese Reise that ihm unendlich wohl. Die neuen Gegenstände aller Art, die er in Dresden sah, verbunden mit den angenehmsten Eindrücken und mit Erinnerungen an Italien, waren die zweckmäßigsten Reize für seine Nerven, die in einem freilich künstlichen und angespannten Zustand erhalten wurden, ihm aber das

Gefühl von Wohlseyn gaben. Nach der Reise fand er in Weimar nichts geistig Erhebendes mehr, er traf in das schlechte Wetter, und ein plötzliches Herabsinken der angespannten Nerven war die Folge. Er wurde schwächer und schwächer, es gesellte sich eine Lähmung des Magens und der Eingeweide dazu, die nach einem schlagartigen Zufall zurückblieb; er aß nichts mehr und wurde nur künstlich genährt. So sank die edle Maschine seines Körpers immer tiefer, bis er den 18. December sanft einschlief." —

Am 21. December, Abends 9 Uhr wurde Herders Leiche in der Weimar'schen Stadtkirche zu St. Peter und Paul unter dem Geläute aller Glokken feierlich beygesetzt. Der umwölkte Himmel klärte sich während des Leichenzuges auf, und leuchtete mit seinen funkelnden Sternen, „als blickte der verklärte Geist, gleich den Geistern Ossians, von der heitern Sternenbühne auf seine sterbliche Hülle und seine Lieben freundlich herab."

Der erste Diakonus der Stadtkirche J. G. Zunkel, hielt von seinen geistlichen Mitarbeitern und von vier bis fünf tausend Zuhörern umgeben, eine würdige Gedächtniß-Rede, worinn er zuerst nur kurz seiner schriftstellerischen Verdienste, namentlich der Adrastea mit den Worten gedachte: „Die Wage der Gerechtigkeit mit männlicher Rechten erfassend, hat er darinn manchem verkannten und vergessenen Mann, ein ehrenvolles Denkmal gesetzt; manchem Schein-Verdienste die glänzende Larve abgezogen," und dann ausführlicher auf seine Verdienste um Kirchen und Schulen übergieng.

Nach

Nach den früheren Angaben Georg Müllers von Schaffhausen wurde im Jahr 1818 auf Befehl des Großherzogs von Weimar ein Denkmal auf Herders Grab in der Peter- und Pauls-Kirche angebracht. Auf einer horizontal liegenden, mit einer vergoldeten Wasserlaub-Verzierung eingefaßten, schwarz glänzenden, in Berlin gegossenen, eisernen Platte, erblickt man in erhabener Arbeit, sein eigenes im Siegelring gewöhnlich *) geführtes Symbol, das Sinnbild der Ewigkeit: die ringförmige Schlange mit dem Schwanz im Munde, eine Glorie um den Kopf, in der Mitte das griechische, Anfang und Ende, oder Gott bezeichnende (A und Ω) Alpha und Omega; und innerhalb herum, die Worte: Licht, Liebe, Leben. So ist es auch auf gegenwärtiger Titel-Vignette dargestellt. Die Summe seiner Philosophie, seiner Religion, seines Glaubens, seiner Hoffnung und seiner Liebe; Princip, Charakter und Zweck alles seines Strebens im Leben wird damit einfach ausgedrückt.

---

*) Früher, ohngefähr um die Zeit, wo er der militärischen Sklaverey seines Vaterlandes glücklich entronnen, von Königsberg nach Riga gezogen war, hatte er sich Yoriks Siegel angeeignet, mit der Abänderung: daß der nun nicht mehr gefangene Vogel, auf einem Wölkchen schwebend, ein Oelblatt im Schnabel trägt; unten mit den Anfangsbuchstaben seines Namens.

Unter diesem Symbol steht mit erhabenen goldnen Buchstaben:

JOH. GOTTFR.

VON

HERDER.

GEB. XXV. AUG.

MDCCXLIV.

GEST. XVIII. DCBR.

MDCCCIII.

Von seinen Freunden, seinem Charakter und seinem häuslichen Leben, nur noch wenige Züge:

Sehr viele seiner Freunde und Bekannten hat die Wittwe von Herder in den Erinnerungen genannt und ihnen damit ein zartes Opfer der Dankbarkeit dargebracht; Tod und Zeit haben das Andenken an Manche bereits verwischt; Manche hat schon im Leben, Verschiedenheit der Individualität und Tendenz, und daraus abzuleitende, ganz entgegengesetzte Ansicht und Meinung, besonders auch über die französische Revolution, deren Entstehen und Folgen, — von ihm entfernt; während andere, wie z. B. J. P. Richter, der in der letzten Hälfte der 90er Jahre nach

Weimar kam und durch das hohe sittliche Gemüth in seinen Geisteswerken Herdern besonders anzog, sich gerade in dieser Periode, wo er verkannt, verlassen und beynahe vergessen da stand, sich enger an ihn anschlossen. Sehr viele, die Deutschland mit Stolz nennt, werden mit ihm im Tempel der Unsterblichkeit fortleben! — Sein väterlicher Freund Gleim, ist ihm 10 Monate früher in die Ewigkeit vorangegangen; Wieland und Schiller, letzterer schon nach zwei Jahren, sind ihm gefolgt, und auch die Herausgeber seiner Schriften: Johannes und Georg Müller, Heyne, Thorild und sein Sohn Gottfried sind nicht mehr! —

Letzterer starb im 32. Jahr seines Lebens am 11. May 1806 in seinem Beruf, am Nervenfieber, das mit dem Krieg nach Weimar gekommen war, und das er sich durch gewissenhafte Behandlung seiner Kranken zugezogen hatte, nachdem ihm noch die schmerzvolle Beruhigung zu Theil geworden war, die letzten Tage seines kranken Vaters, als Arzt und Freund erleichtert und aufgeheitert zu haben; und nachdem er sich als würdiger Sohn eines würdigen Vaters allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte. (S. B 22. die Vorrede zu den dramatischen Stücken und Dichtungen.)

Daß Friedrich von Schiller, unter den Freunden Herders, in den „Erinnerungen" nirgend aufgeführt erscheint, mag vielleicht absichtslos unterlassen worden seyn; ließe sich jedoch aus Schillers natürlicher und inniger Verbindung mit Göthe, nach dessen Rückkehr aus Italien; und auch aus

der Stelle eines Briefes, den Schiller von Weimar aus schon im May 1788 an Kammerrath Schwan in Mannheim schrieb, und über sein Verhältniß mit Herder merkwürdigen Aufschluß giebt, hinlänglich erklären, wo es heißt: „Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Ursache habe zu glauben, daß er mich wiederum liebt. Wenigern Umgang habe ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Menschen, wie als Schriftsteller, hoch verehre. Der Eigensinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld; denn wir haben unsre Bekanntschaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit immer nach meiner Neigung zu handeln rc." *)

Eine eigentliche und vollständige Charakteristik Herders, sowohl des Menschen als des Schriftstellers, kann diese gedrängte Biographie nicht enthalten; was dazu Danz und Gruber, in ihrer „Charakteristik Joh. Gottfr. v. Herders, Leipzig 1805 bey Joh. Friedr. Hartknoch" bereits geleistet haben, ist längst in der literarischen Welt gewürdiget; was die liebende Gattin gesammelt und in den Erinnerungen mit so viel Vorsicht und Schonung gegeben hat und auch hier, so weit es der Raum erlaubte, benutzt ist, bleibt immer erste und zuverläßigste Quelle jedes künftigen Bear-

*) Friedrich von Schillers Leben, von Heinrich Doering. Weimar verlegt von den Gebrüdern Hoffmann. 1822. Seite 377.

heiters seines Lebens; was aber nur ein gleichzeitiger, mit Herder in persönlichem Umgang gestandener Freund, mit Benutzung der, aus mancherley Rücksichten von seiner Familie bisher zurückgehaltenen Materialien, vielleicht noch leisten könnte, muß von der nächsten Zukunft erwartet, oder für immer aufgegeben werden! —

Herder war ein Mann, von der glücklichsten Organisation, nicht groß von Körperbau, aber kraftvoll, muskulos, blutreich in tief liegenden Adern, voll natürlicher Elasticität, ohne jedoch eine künstlich ausgebildete körperliche Gewandtheit erlangt zu haben, von breiter hoher Brust, aber von sehr zarten, reizbaren Nerven.

Tägliche Bewegung in freier Luft, war ihm Bedürfniß, in frühern Jahren zuweilen auch ein Spazier-Ritt.

Von Kindheit auf an Mäßigkeit und Ordnung im Genuß gewöhnt, bekümmerte er sich nie um die Küche und die Tafel. Suppe, gebratenes Fleisch und Gemüs, mit einer halben Bouteille Wein, war sein tägliches Mittagsmahl. Nach der Jahrszeit, frisches Obst zum Nachtisch. Nur erst in den letzten Jahren trank er eine Stunde vor Tisch, zuweilen auch Abends, statt des Thees, der ihm unruhige Nächte machte, ein Glas Wein. Bey der Arbeit war ihm Caffee angenehmer. Das Tabakrauchen fieng er erst in Weimar an, weil man es ihm gegen das Kopfweh angerathen hatte.

Die Reinheit seines Gemüths, verbunden mit natürlicher Schüchternheit und Schamhaftigkeit, hielten ihn von jeder Ausschweifung zurück. Gegen Frauen wird ihn Niemand auch nur eine Zweideutigkeit aussprechen gehört haben. Für Gegenstände des Luxus verwendete er kein Geld, mehr für gute Bücher, aber nicht zur Parade, meist in Auctionen um billige Preise erkauft. Seine Zimmer waren einfach meublirt; besondere Liebhabereyen hatte er keine.

Sein hervorstechendster Charakter war: ein strenges Gefühl für Ehre und Recht; das leicht aufgereizt, aber bey der Güte seines Herzens und der Zartheit seiner Gefühle eben so leicht wieder gedämpft werden konnte.

Unerträglich war ihm, Obere zu haben, deren Charakter er nicht achten konnte. „Es ist gegen alle Gesetze der physischen und geistigen Natur" sagte er oft, „daß der Schlechte und Niedrige herrsche. In der Natur dient das Niedere dem Höheren; in geistigen Verhältnissen, und menschlichen Einrichtungen, müssen diese Gesetze noch strenger geübt werden." — Gegen alles Niederträchtige, Gemeine, Eigennützige, Heuchlerische und Unwahre; gegen Uebermuth, frechen Egoismus und Despotismus, äußerte er überall, wo er sich zeigte, die tiefste Verachtung.

So bestimmt er schlimme Zeiten, als nothwendige Folge des verdorbenen Geistes seiner Zeit voraussagte: so ließ er dennoch die Hoffnung und

den Glauben an bessere Menschen und Zeiten nie ganz sinken. „Jeder Gute," sagte er, „sey berufen, bessere Zeiten, wo nicht hervorzubringen, doch an seinem Theil vorzubereiten."

Eine gewisse Offenherzigkeit bey seinen mit ihm umgehenden wohlthätigen Planen, benutzten seine Neider und Gegner oft, um sie sich anzueignen oder scheitern zu machen.

Sein Glaube an noch unerklärliche Kräfte der Natur, und an Ahndungen, der ihm oft als Schwäche vorgeworfen wurde, war Glaube an das allbelebte, geisterfüllte Weltsystem, an innere Kräfte der Natur und Seele, die mit andern, uns bekannten Gesetzen innig harmoniren, uns aber noch nicht aufgeklärt sind. Er glaubte, daß eine reine wohlgebildete Seele, in Augenblicken stiller Einkehr in sich selbst, durch irgend eine innere unbekannte Bewegung, der Ahndungen über bevorstehende wichtige Ereignisse allerdings fähig sey. Wenn sein Gemüth durch irgend einen Kummer, einen Wunsch, eine Sehnsucht bewegt war, so schlug er gerne in der Bibel oder einem andern Lieblingsschriftsteller auf; die Stellen, die er fand, sie mochten aufmunternd, tröstend, warnend, zurechtweisend, oder prophezeyend seyn, sprachen aus einem unsichtbaren geistigen Reich zu seinem Herzen, und belebten seine aufmerkende Seele.

Arbeitete oder las er in seinem Zimmer, so war er mit ganzer Seele dabey; daher jede Unterbrechung eine unangenehme Empfindung für ihn war, die ihn gewöhnlich für einige Augenblicke betroffen und unbehaglich machte.

Seine Neigung, den organisirenden Kräften in der Natur nachzuspüren, um die Gesetze ihres wirkenden Geistes zu erforschen, wurde durch die neuere Entdeckung des Galvanismus, den er sich durch seinen Freund J. W. Ritter erklären ließ, durch Werners geognostisches System, durch die noch zu erwartenden Aufschlüsse über Elektricität, Magnetismus, und Doktor Galls Schädel-Lehre, so wie durch alles, was ihm aus der Physik und Physiologie von Camper, Sömmering u. a. zukam, immer mehr erhöht, und er wünschte manchmal erst jetzo gebohren zu seyn, um die Resultate dieser Entdeckungen noch erleben zu können. Sehr richtig und für unsre Zeit noch belehrend konnte er zuweilen sagen: „Die Fortschritte des menschlichen Geistes in Wissenschaft und Erfindungen haben uns das hellere und gewissere Licht gebracht; auf diesem Wege müssen wir den großen Bau weiter führen und für unsre Erkenntniß der großen Natur-Gesetze Gewißheit und Wahrheit suchen. Wir bedürfen der Dämmerung voriger Jahrhunderte nicht mehr" — (wohin uns eine Parthey politischer Mystiker neuerer Zeit, so gerne zurückbringen möchte!) und in dieser Beziehung auf die Fortschritte in der Erkenntniß der Natur und des Menschen, hielt er die kritische Philosophie für die schädlichste Verderberin, welche die Erfahrung und Beobachtung herabwürdige, scholastische Sprache und Schlüsse an ihre Stelle setze und selbst hellen Köpfen dadurch die reine Ansicht verwirre. „Sie, und die französische Revolution," sagte er oft, „werfen uns um hundert Jahre zurück." —

In jüngern Jahren ließ er seiner Neigung zur Ironie mehr den Zügel schießen, und wurde häufig mißverstanden. Der beschränkte, nicht selten mit Eigendünkel erfüllte Kopf mußte sich in der Nähe seiner Geistesüberlegenheit, durch seinen versteckt ironischen Ton gedrückt fühlen, wo nur die Helle seines Blicks ihn überstrahlte. In späteren Jahren, nach manchen unangenehmen Erfahrungen, enthielt er sich mehr der ironischen Sprache; nur im Umgang mit Vertrauten und in der Poesie versagte er sich diese Würze des Geistes nicht.

Zwischen Berufs- und eigenen Arbeiten war seine Zeit in Weimar, auf folgende Art eingetheilt: Sonnabend Nachmittag kamen gewöhnlich zehen bis zwölf Akten-Behälter zur nächsten Sitzung des Consistoriums. Da er als vikarirender und später als wirklicher Präsident den Vortrag hatte, so mußte er diese Deliberations-Gegenstände nicht nur oberflächlich durchgehen, sondern so durchlesen, daß er zu jeder Nummer den etwa zu fassenden Beschluß auf einen besondern Bogen sich aufnotiren konnte.

Der Montag Vormittag war gewöhnlich noch zu Consistorial-Arbeiten bestimmt. Nachmittags, Erholung, Lektüre, Briefwechsel.

Jeden Dienstag Morgen um 9 Uhr war Sitzung des Ober-Consistoriums, die gewöhnlich bis gegen 1 Uhr dauerte. Nachmittags konnte er selten an seinen gelehrten Arbeiten etwas thun: dazu war er gewöhnlich verstimmt! —

Mittwoch Vormittag kamen Briefe und Berichte von den Landgeistlichen, oder sie selbst in Person, gewöhnlich auch die Landschulmeister mit ihren persönlichen Anliegen.

Vom Mittwoch Nachmittag fiengen die freien Stunden zu seinen schriftstellerischen Privatarbeiten an, die aber doch häufig durch kleinere Consistorial-Geschäfte unterbrochen wurden.

Der Sonnabend Vormittag war wieder zum Empfang von Briefen und Besuchen von Landgeistlichen bestimmt.

Nie hatte er einen vollen Tag ganz für sich.

Er arbeitete schnell und leicht, schrieb eine reine, deutliche selbst schöne Handschrift, wenn seine Feder nicht wie gewöhnlich, dem raschen Gang seiner Ideen eben so rasch folgen mußte. Geistes-Arbeiten ermüdeten ihn nie, und er war nie heiterer, als wenn seine Seele ganz von seiner auszuarbeitenden Idee erfüllt war. Fühlte er den Reiz zu Arbeit, durch äussere Umstände, ermatten, so machte er sogleich eine Pause.

Poesie und Musik, waren für ihn höchst anziehende Erholungen; er spielte selbst, doch nur selten, einfache Melodien und Choräle auf dem Klavier. Händel, Gluck, Hayden und Mozart waren seine Lieblinge. Wenn die Chorschüler vor seinem Hause sangen, so legte er Buch oder Feder

weg, und folgte der Melodie. Eine schöne Oper versäumte er nie.

Ohne irgend ein klassisches Buch alter oder neuerer Zeit in der Tasche zu haben, gieng er nie allein spazieren. Hatte er auf seinen Spaziergängen nicht irgend einen fixirten geistigen Gegenstand, so fielen seine Gedanken leicht auf seine ihm nicht passende Lage, auf sein „verfehltes Leben" wie er es oft nannte, und er kam dann erhitzt und bewegt, trübe und gleichsam kämpfend mit seinem Genius, nach Hause.

Die Erziehung seiner Kinder lag ihm sehr am Herzen, doch waren ihm Amtsgeschäfte, literarische Arbeiten, und selbst eine allzu große Liebe für seine Kinder dabey oft entgegen. Seiner Gattin konnte und mußte er vieles, besonders auch in ökonomischer Hinsicht überlassen. Ins Detail über die Erziehungskosten ließ er sich nie gerne ein. „Du wirst es aufs beste einrichten" sagte er immer zu seiner Gattin, „verschone mich nur mit diesen Dingen, du weißt es, Geldsachen sind nicht für mich und machen mich nur unruhig."

Die Hauslehrer instruirte er schriftlich, wie die Kinder behandelt und unterrichtet werden sollten; doch zog er den öffentlichen Unterricht, besonders bey den Knaben vor, und ließ sie daher, sobald als möglich, die obern Klassen des Gymnasiums besuchen.

Mit Heiterkeit und froher Laune in guter Ge-

sellschaft, verband er zuweilen Ernst und sanfte Schwermuth. Der Reichthum seiner manchfaltigen Kenntnisse, sein richtiges Urtheil, seine überall hervorleuchtende Milde und Gutmüthigkeit, die Zartheit seines Benehmens gegen andere, machten seinen Umgang höchst angenehm. Niemand in der Gesellschaft ließ er absichtlich seine Uebermacht drükkend fühlen. Nur denen, die arrogant die Vornehmen gegen ihn spielen wollten, zeigte er sich zuweilen herbe und unbiegsam; doch immer kehrte seine sanfte Gutmüthigkeit sehr bald zurück. Jeder Gegenstand des Gesprächs bekam durch ihn, eine vielseitige, immer geistreiche Ansicht, nie aber auf Kosten, sondern zum Vortheil der Wahrheit. — „Es ist nur eine Wahrheit in jeder Sache," sagte er, „und diese ist heilig!" —

Zum Thee und Abendessen behielt er zuweilen durchreisende Fremde und Bekannte bey sich. Uneingeladen, bildete sich Sonntag Abends eine Thee-Gesellschaft in seinem Hause, wobey sich Professor Heinrich Meyer, Fr. Meyer, Mahler, Merkel, Böttiger, zuweilen Wieland, J. P. Richter seltener, weil er lieber und öfter im engern Kreise der Herderschen Familie seine Abendstunden zubrachte, und andere sich gewöhnlich einfanden. Später hob er diese Gesellschaft wieder auf, da sie ihm zu lästig wurde, auch zu ungleichen Beurtheilungen Anlaß gab.

Man hat verschiedene Bildnisse von Herder. Eines der frühesten, schon in Bückeburg gezeichnet

und von Lips gestochen, findet man in Lavaters Physiognomik Thl. III. 292. das damals Aehnlichkeit gehabt zu haben scheint. Das ähnlichste Bild von ihm ist die marmorne Büste, die der jetzige Großherzog von Weimar bey Trippel in Rom im Jahr 1789. hat verfertigen lassen, und die jetzt auf der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Weimar steht. Auch Angelika Kaufmann hat ihn in Rom gemalt, und Kügelchen in Dresden, jedoch dieser erst nach seinem Tod, und ohne ihn persönlich gekannt zu haben. In der Gleim'schen Sammlung zu Halberstadt soll ein, von Anton Graf gemaltes Bild von ihm seyn. Nach Tischbeins Zeichnung hat Pfeiffer in Wien im Jahr 1797 einen Kupferstich von ihm, in punktirter Manier geliefert. Ueber eine Denkmünze auf Herder, von Abramson, steht eine Nachricht in der allgemeinen Zeitung 1804 vom 13. November.

Auch eine Abbildung in Steindruck kam neuerlich von Schulz in München heraus, die viele Aehnlichkeit zu haben scheint.

Ein Bild, das Merkel im Freimüthigen 1804 Nro. 125. als vorzüglich ähnlich rühmt, und dabey eine merkwürdige Parallele zwischen Herder und Engel zieht, das aber mehr wegen des Gemäldes von Bury in Berlin, als wegen des Grabstichels von C. Müller in Weimar Lob verdient, läßt ihn als ehemaligen Hausfreund Herders in die Worte ausbrechen:

„Ja so sah er aus, der unsterbliche Herder, der menschenfreundliche Weise, der eben so viel Genialität des Herzens als des Geistes besaß! diese männlich schönen Züge waren es, die durch ihren hohen Adel, durch ihre imponirende und doch zugleich liebevoll begeisternde Würde, die Erhabenheit, die Kraft und die unerschöpfliche Güte seiner Seele verkündeten! Zu diesen Zügen sah man mit freudiger Ehrfurcht auf, wenn er in den kleinen Gesellschaftszirkel trat, der sich oft in seinem Hause versammelte. Mit welcher leichten, frohen Unbefangenheit gab er sich jeder Wendung hin, welche die Unterhaltung nahm und welchen großen Charakter wußte er ihr gleichwohl zu verleihen, durch die Blitze des Genies, die er mitten im Scherzen und Lachen versendete. Nie verließ man seinen Zirkel, ohne Geist und Herz erweitert, veredelt zu fühlen und mit Enthusiasmus an die großen Stunden zurückzudenken. An diesen Zügen wird aber auch in der Folgezeit jeder Deutsche mit bewunderndem Staunen hangen, der es weiß, der im Stande ist, es ganz zu fassen, was Herder seiner Nation war! Wie manchfaltige Fächer des menschlichen Wissens umfaßte sein Riesengeist! Und jedes, mit dem er sich beschäftigte, erleuchtete sein Blick; für jedes stellte er neue Ansichten auf, in jedem machte er wichtige Entdeckungen. Der Dichter und der Philosoph, der Alterthumsforscher und der Psycholog, der Theolog und der Politiker, wie der Sprachgrübler und der Kunstrichter, lernten aus seinen Schriften die erhabensten Zwecke ihres Geschäftes kennen: denn von ihm galt in vollem Maase, was Pope von Homer sagt: „Was sein Blick bestrahlte, ward

Gold!" — Wie viel von dem, was in den letzten dreyßig Jahren der Stolz unsrer Literatur ward, ist Frucht der Saat, die Herder streute! Hundert leuchtende Flammen die in andern Geistern aufblitzten und wohlthätig leuchteten und wärmten, entstanden aus den Funken, die Herder in sie geworfen hätte."

Bey Vergleichung dieses Herderschen Bildnisses mit einem von Freidhof geschabten und von Weitsch gemalten Bilde des bekannten Verfassers des „Lorenz Stark" — fährt Merkel fort: „Engel, besaß nicht Herders Genie, aber einen kräftigen, sonnenhellen, nie getrübten Verstand und glänzende Talente. Er hat eigentlich nicht, wie Herder, das Gebiet des Wissens erweitert, aber er hat es mit Glück und hohem Verdienst cultivirt ꝛc. — Herders Genie war ein Adler, der der Sonne entgegen stürmte, den aber sein Weg dabey zuweilen durch Wolken trug. Engel hingegen, ein Beobachter, der auf dem Boden den Stand des großen Weltkörpers berechnet und den Flug des Adlers dazu, dem aber die Flügel fehlen, sich wie der Adler in die höheren Lüfte zu erheben.

Mehr merkwürdig, als sonderbar ist es bey dieser Verschiedenheit, daß diese beyden ausgezeichneten Männer einander, als Schriftsteller, nie gewogen waren. Der eine mochte nicht einmal lesen, was der andere geschrieben hatte. Engel sprach immer von Herder mit sehr warmer Hochachtung, aber als ihm einst Merkel ein neues Werk von ihm brachte: „Nein! rief er aus, Herder ist Ossians

majestätischer Geist von Loda, der in Nebeln dahin zieht; ich mag ihn nicht beschwören, ich brauche Sonnenschein; erzählen Sie mir das Vortreffliche, das gewiß in dem Buche steht." — Herder wiederum, erwies, wenn man von Engel zu ihm redete, ihm eben so viel Gerechtigkeit; doch sagte er einmal zu Merkel: lesen mag ich ihn nicht! — Recht hat er immer, aber ich weiß bey der dritten Seite schon, was er auf der zwanzigsten sehr schön beweisen wird. Mir ist es nur um die Wahrheit zu thun; ich kann sie nicht schnell und nakt genug erhalten, und Engel giebt sie durchaus nicht eher her, als bis er ihr ein Kopfzeug aufgesetzt hat." — So mußten sie einander wohl beurtheilen: denn Herdern wurden die Wahrheiten von seinem Genie, ohne Grübeln, gleichsam geoffenbart; daher stellte er sie auf, wie sie ihm erschienen waren, in üppig poetischen Bildern, und zwar immer nur Resultate, nicht die Schlüsse, die zu denselben führten. Engel hingegen brachte sie durch die Anstrengung seines Verstandes, durch scharfsinniges Nachdenken heraus: daher führte er auch den Leser den Weg, den er selbst gegangen war, gab ihm die ganze Leiter von Schlußfolgen und ließ ihn dieselbe an seiner Hand hinan klimmen. Persönlich kannten Herder und Engel sich nicht. —

In den „Fragmenten aus dem Nachlasse eines jungen Physikers 1. Thl. Heidelberg 1810" erzählt der geistvolle J. W. Ritter, wie er im Herder'schen Hause zu Weimar im Jahr 1801 bekannt wurde, und giebt bey dieser Gelegenheit

heit einige sehr treffend charakterisirende Züge von Herder. Er hatte den großen Vortheil voraus, vorher nie etwas von ihm gelesen zu haben; also nicht den Schriftsteller, sondern den Menschen, so wie er war, hatte er vor sich. „Besonders Sonntags konnte man ihn so finden" sagt Ritter, „wo er seinem Schöpfer folgend, ruhte; und den Tag im Schooße seiner Familie verbrachte. Nur Fremde durften dann nicht bey ihm seyn. Gleich herrlich und göttlich erschien er, wenn er, was er sehr liebte, an einem schönen Sommertage eine ländliche Gegend, z. B. das schöne Wäldchen an der Ilm, zwischen Weimar und Belvedere besuchte; wohin dann aber, ausser seiner Familie, ihm nur folgen durfte, wen er ausdrücklich einlud. An solchen Tagen dann, den einen oder andern erschien er wirklich wie ein Gott, der von seinen Werken ruhet, nur doch als Mensch, die seinigen nicht, sondern die des Gottes selbst, erhebend und preisend. Mit Recht wölbte sich dann über ihm der Himmel zum Dome, und selbst des Zimmers starre Decke gab nach; aber der Priester darin war nicht aus diesem Lande, noch dieser Zeit. Zoroasters Wort stand auf ihm, und strömte Andacht, Leben, Friede und Freude in die ganze Umgebung; so wird in keiner Kirche Gott gedient, wie hier, wo sich erwies, daß nicht das Volk, sondern der Priester sie fülle. Hier! — Hier habe ich gelernt, sagt Richter, was die Natur, der Mensch in ihr, und eigentlich Physik, und wie die letztere Religion unmittelbar sey."

„Von diesem Jahr des näheren Umgangs mit Herder," fährt Ritter fort, „datirt sich unendlich viel Neues in meinem Gemüthe, selbst in meinem Leben, und dieses ganze letztere schien wieder in seine ursprüngliche, ihm natürlichste Richtung eingesetzt. Gelesen hatte ich in dieser Zeit wenig, aber viel: das Hauptwerk war mir die älteste Urkunde des Menschen-Geschlechts; wobey ich den ausnehmenden Vortheil genoß, den Verfasser selbst zum Commentator derjenigen Stellen zu haben, die mir schwerer zu verstehen waren. Dieser selbst wurde hierdurch wieder ganz in jene Zeit, wo sie ihm entstanden und die er immer als eine vorzüglich selige in seinem Leben pries, zurückversetzt, und jede Mühe wäre vergebens, die Feuerhimmel der Vorwelt, die dann sich ihm, und wer ihn sah und hörte, aufthaten, zu schildern. Er selbst beschrieb und schilderte nicht; er führte blos zur Stätte hin, und zeigte: es auszusprechen vermochte er nicht und unternahm es auch nicht. Aber Er selbst in diesem Augenblicke, sein ganzes Wesen, sein Auge, Angesicht und Seyn, wurde zur lebendigen Hieroglyphe des Wortes, für welche die Zunge das zureichende Organ nicht mehr war.— So mußte man Herdern sprechen sehen, um ihn überhaupt zu hören und zu verstehen; so mußte man ihn gehört — und schweigen gesehen haben, um sagen zu können, man lese ihn."

Der gewissenhafte und unbefangene Biograph darf jedoch die Schattenseite seines Originals nicht ganz unbemerkt lassen. Dem aufmerksamen Kunst-

kenner sind gewiß die einzelnen Züge und Charakter-Striche nicht entgangen, die der ungeübte, aber der Natur und Wahrheit treu gebliebene Zeichner, in seinem Bilde anzubringen gesucht hat. Allerdings wurde Herder als Mensch und als Schriftsteller oft verkannt, oft unrichtig beurtheilt! Mehr oder weniger mit Recht, wurde ihm der Vorwurf gemacht: daß er selbst, sonst so liberal und edel, zuweilen mit so viel Stolz und Härte aufgetreten sey; daß er als Priester der Humanität, mit wenig humaner Polemik, nicht nur in früheren Jahren die Klotze gegeisselt, sondern auch später gegen seinen Freund und Lehrer Kant mit so großer Heftigkeit gekämpft habe; und selbst den Verdiensten eines Spalding zu nahe getreten sey. Diese Vorwürfe, sind bereits zur Genüge erläutert und entschuldiget, und müssen zum Theil aus seiner Natur, seiner Bildung, seiner eingeschränkten und gedrückten Jugend; zum Theil aber auch aus seinem Zeitalter, auf das er wirken wollte, erklärt werden. Immer bleiben die Grundzüge seines Charakters: Größe der Denkart, idealische Stimmung, Kindlichkeit des Gemüths, Fröhlichkeit des Geistes und ein hohes, für Gott und die Menschheit, mit reinstem Wohlwollen glühendes Herz!

Was er, troß aller Hindernisse in seiner Lage geleistet hat, wird das deutsche Vaterland, so wie das Ausland, stets dankbar erkennen: Als Theolog, beförderte er der heiligen Urkunden historische, und wenn man so sagen darf, klimatische Interpretation; als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des

Lebens, hinterläßt er einen Schatz bewährter Natur- Menschen- und Welt-Beobachtungen; als Erklärer des klassischen Alterthums, bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch beförderte Liebe zum Studium der Alten; zur Belebung des Natur-Studiums trug er sehr vieles bey, läuterte und bildete allseitig den Geschmack in der deutschen Literatur; erhob uns, durch Anschauung der schönen Kunst zu reiner Menschheit, zur Gottähnlichkeit; stimmte fast in allem was er schrieb, zur Begeisterung; weckte rührend zum Guten; hauchte unsern Seelen edle Gefühle ein und entflammte sie zum Enthusiasmus für alles wahrhaft Schöne und Große, und dieses Alles, während er auch als Prediger, den Saamen der Wahrheit und Tugend ausstreute, als Vorsteher des Consistoriums alles für bessere, schönere Menschenbildung aufbot, selbst verbesserte Volkslehrbücher herausgab und oft unter einer Last geisttödtender Amtsgeschäfte seufzte. Sein Name gehört der Bildungsgeschichte des verflossenen Jahrhunderts an, das nicht genannt werden kann, ohne seiner dankbar zu gedenken, der, mühsam durch eigene Kraft sich selbst zu dem bildete, was er war.

Auch das competente Urtheil eines ausgezeichneten französischen Gelehrten De Gerando, der selbst über die Geschichte der Philosophie ein klassisches Werk geschrieben und auch die Kantische Philosophie zu prüfen und zu würdigen gewußt hat, mag hier noch im Auszug als Beweis der Würdigung Herders, auch im Auslande — seine Stelle finden, wo dieser, im Eingang einer kurzen, zwar

manche aus deutschen Quellen geschöpfte Unrichtigkeiten, aber Charakter und Verdienst treffend auffassenden Lebensbeschreibung Herders, in der Biographie universelle ancienne et moderne. Paris 1820. T. 20. pag. 241. von ihm unter andern sagt: „L'un des hommes les plus distingués à tous égards, que l'Allemagne s'honore d'avoir produits dans la seconde moitié du XVIIIme. siècle, qui s'est illustré également comme écrivain, comme érudit, comme historien, comme moraliste, et qui a relevé l'eclat de son talent par la direction de ses travaux comme par le mérite de son caractére. Digne émule des Mendelsohn et de Lessing, en tendant au même bût, il s'est ouvert une plus vaste carrière. A une époque où la philosophie était accusée d'affaiblir les croyances utiles et les sentiments généreux, où les doctrines de l'intérêt personnel et les arguments du scepticisme n'ont en effet trouvé que trop de sectateurs, où une dialectique subtile, une métaphysique obscure, n'ont que trop souvent obtenu quelque succés dans les écoles, l'Allemagne a vu revivre dans Herder un disciple de Platon, inspiré par l'amour de l'humanité et par l'amour de la vertu; se dévouant à servir cette double cause avec le noble enthousiasme qui en est digne; rallumant le feu sacré dans les coeurs; éloquent dans sa philosophie, poète même dans son érudition; étonnant à la fois par l'immense étendue de ses recherches, et par la jeunesse d'ame et d'imagination qu'il con-

serva toujours; ramenant tous ses travaux à une seule et haute pensée, et cette pensée à un sentiment moral" etc.

„Herder dût tout à lui-même, et son génie triompha des obstacles dont l'avait environné la fortune. Une piété ardente et pure, mais exempte de superstition, une bienveillance tendre et inépuisable pour les hommes, un enthousiasme éclairé pour tout ce qui est beau et bon, formaient le fonds de son caractère. Il était doué d'un esprit serein, d'une imagination vive; la modestie et la simplicité ornaient son caractère. Il n'était cependant pas étranger au desir du succès, soit dans l'opinion, soit même auprès des grands; mais l'élévation de ses sentiments, la dignité calme de ses manières, de son langage, de son extérieur, en paraissant assurer ce succès, le garantissaient de toute prétention affectée. Il y a dans sa vie, comme l'un des chefs du culte de son pays, quelque chose qui rappelle Fénélon; Herder est, à plusieurs ègards, le Fénélon de l'Allemagne et du culte réformé. — Les divisions que de nouveaux systémes ont introduites en Allemagne parmi les hommes de lettres et les savants, l'opinion particulière qu'adopta Herder dans ces discussions, les écrits polémiques qu'il publia contre quelques-uns des chefs ou des partisans des sectes nouvelles, l'amertume à la quelle il se laissa quelquefois entrainer, contre ses dispositions na-

turelles, dans quelques-uns de ses écrits, ont pu faire momentanément méconnaître à des esprits prévenus tout la part de gloire qui lui appartient, toute la reconnoissance qui lui est due. Du moins un monument digne de lui a été élevé à sa mémoire par Heyne et Jean et George de Müller. Ils ont été les éditeurs de la collection choisie de ses oeuvres, publiée après sa mort, mais sur les indications qu'il avait données à ses illustres amis."

Würdiger kann das Leben Herders nicht schließen, als mit den geistreichen Skizzen, die sein genialer Hausfreund Jean Paul Richter von ihm entworfen hat; — und mit dem schönen, von den Alpen herüber tönenden Klaggesang eines Erzbischoffs von Tarent, womit dieser ausgezeichnete und gelehrte Prälat Neapels, die Herzogin Mutter Amalia von Weimar über den Tod ihres Freundes zu trösten suchte: dessen Hinscheiden eine düstere Wolke über ihre noch übrigen Lebenstage zog, und die noch am Morgen ihres bald darauf erfolgten Todes mit unaussprechlicher Ruhe in die Worte ausbrach: „Nun bin ich bald bey meinem lieben Herder!"

Im 3ten Theil „der Vorschule der Aesthetik sagt J. P. Richter mit der ihm so eigenthümlichen Sprache des Gefühls: „der edle Geist wurde von entgegengesetzten Zeiten und Partheien verkannt; doch nicht ganz ohne seine Schuld: denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster

oder sonstiger Größe war, sondern ein Fascikel von Sternen, aus welchen sich dann jeder ein beliebiges Sternbild herausbuchstabirt. — Menschen, mit vielartigen Kräften werden stets, die mit einartigen selten verkannt."

Im Schmerzgefühl über den Verlust seines dahingegangenen Freundes, fährt Richter an einer andern Stelle fort:

— — „Ich gieng so weit in den schönen Garten, bis ich eine freie Aussicht in die sanfte rosenroth darnieder ziehende Sonne hatte. Die Nachrigallen schlugen in den Blüthen, hoch über ihnen die Lerchen in den Abendwolken: durch alle runde Laubwäldchen war der Frühling gezogen und hatte seine Spuren an ihnen hängen lassen, als Blüthen und Düfte, ich dachte an jenen Geist, den ich, so selten auch der verschwendete Beinamen gegeben werden darf, doch nicht anders nennen kann, als einen großen Menschen. Wie war er immer unter Bäumen und Blumen, auf dem Lande so genesen — glücklich! — Gleichsam mit einem Liebestrank der Innbrunst gegen die ganze Natur geboren, hielt er wie ein Bramine mit dem hohen Spinozismus des Herzens jedes Thierchen und jede Blüthe werth und am Herzen fest; und der Reisewagen, durch grünendes Leben gehend, war sein Sonnenwagen, und nur dem freien Himmel schloß sich wie unter der Musik sein Herz wie eine Blume recht weit erheitert auf." —

— „War er kein Dichter, was er zwar

oft von sich selber glaubte, eben am homerischen und shakespearischen Maasstab stehend, so war er blos etwas besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos von irgend einem reinsten Gott gemacht! — Wie soll ichs auseinandersetzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedichte, alles zusammenfloß, und das Gute, das Wahre, das Schöne untheilbar in ihr war? Griechenland war ihm das höchste, und wie allgemein auch sein kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte, so hieng er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereiseter Odysseus, nach der Rückkehr aus allen Blüthen-Ländern, an der griechischen Heimath am innigsten. — Herder war gleichsam nach dem Leben griechisch gedichtet. Die Poesie war nicht etwa ein Horizont-Anhang ans Leben, wie man oft bey schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte. Daher kam seine griechische Achtung für alle Lebensstufen, seine zurechtlegende epische Manier in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos alle Zeiten, Formen, Völker, Geister, mit der großen Hand eines Gottes unpartheyisch vor das säkularische Auge führte und auf die weiteste Bühne. Daher kam sein griechischer Widerwille gegen jedes Ueberschlagen der Wage auf eine oder andere Seite; manche Sturm- und Folter-Gedichte konnten seine geistigen Marter bis zur körperlichen treiben; darum zog er, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung z. B. der Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, früh die Gränze der Schönheit."

Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie Er. Die meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; Er hingegen nahm nur die großen Ströhme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen, wie von einem austrocknenden Epheu, Er aber wie von einer Trauben-Rebe. — Ueberall das Entgegengesetzte organisch-poetisch sich anzueignen, war sein Charakter; und um das trokkene Kernhaus eines Lamberts, zog er eine süße Fruchthülle. So verknüpfte er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigte er die griechische Humanität, der er den Namen wieder gab, in der zärtlichsten Achtung aller reinmenschlichen Verhältnisse, und in einem lutherischen Zorn gegen alle von Religionen oder vom Staat geheiligten Gifte derselben. — Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlamm-Weiche, so wie gegen deutsche kritische Rohheit, und gegen jeden Zepter in einer — Tatze; und wie beschwor er die Schlangen der Zeit! — Aber wolltest du die süßeste Stimme hören, so war es seine, in der Liebe; es sey gegen ein Kind oder ein Gedicht oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache." —

„Wenn er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte, und wenn man mit Schmerzen hörte, wie

ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschafts-Insel nachgesunken, so wurde man aus seiner Sehnsucht inne, daß er innerlich, nach einem höchsten Ideale, viel schärfer über die Zeit richte, als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald sokratische, bald horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen anstatt im Ganzen gewogen und erwogen; und erst auf der Demantwage der Nachwelt wird es geschehen, auf welche die Kiesel nicht kommen werden, womit die rohen Stilistiker, die noch rohern Kantianer und rohen Poetiker ihn halb steinigen, halb erleuchten wollten."

„Der gute Geist gab viel, und litt viel. Zwei Reden von ihm bleiben, obwohl andern unbedeutend, mir immer zur Betrachtung; die eine, daß er einst an einem Sonntage mit wehmüthigem Schmerz über die kahle kalte Zeit, unter den, wie aus den alten Jahrhunderten herüber fließenden Tönen des nahen Kirchengeläutes sagte: „Er wünschte, er wäre im Mittelalter geboren worden! — Die zweite, ganz andere Rede war, daß er sich eine Geister-Erscheinung wünschte, und daß er gar nichts von dem gewöhnlichen Geister-Schauder dabey empfände und ahnete. O die reine geister-verwandte Seele! Ihr war dieß möglich, so dichterisch sie auch war, und so sehr gerade eine solche am meisten erschaudert vor den langen stillen Schleiern die hinter dem Tode wohnen und gehen; denn sie war selber der Erde eine Geister-Erscheinung, und vergaß nie ihr Reich.

„Er kommt mir jetzt, so sehr auch sonst der Tod die Menschen in eine heilige Verklärung hinein hebt, in seiner Ferne und Höhe nicht glänzender vor als sonst hier unten neben mir; ich denke mir ihn drüben hinter den Sternen, gerade an seinem rechten Ort und nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen. Nun, so feiere nur recht drüben dein Erndte-Fest, du Reiner, du Geister-Freund! Dein schwerer Aehrenkranz erblühe dir auf deinem Haupte zur leichten Blumenkrone, du Sonnenblume, endlich auf deine Sonne versetzt." —

„Wir wollen jetzt die große Seele mit einander lieben; bewegt dich zuweilen die Erinnerung zu schmerzlich, so wollen wir alles wieder lesen, wodurch sie das Unsterbliche und das Göttliche in sich verkündiget hat, es möge nun die Trauer stillen, oder auch vermehren." —

Antwort des Erzbischoffs von Tarent, G. Capecce-Latro, zu Neapel, auf die, von der verwittweten Herzogin Amalia zu Weimar demselben ertheilte Nachricht vom Tode Herders.

Ad Amaliam Augustam.

Eja animum compone aegrum, compesce querelas,
Ne Herderi rumpas otia sancta Tui!

Her-

Herder aetherei gaudet novus incola regni
Et captat puri praemia digna animi.
Perpetuam humanos questus turbare quietem
Credimus; Elysium pax tenet usque nemus.
Illic tuta quies, tranquillae et gaudia vitae,
Quisque pius certis perfruiturque bonis.
Illic quisque sibi felices transigit horas,
Securo calcans gramina laeta pede.
Illic aeterni flores, aeterna vireta,
Mensque alitur veris candida deliciis.
An nescis quot vita malis obnoxia? quae sit
Humani infelix conditio generis?
Undique perpetuo jactamur turbine rerum
Hinc fati, hinc casus vertimur arbitrio.
Adde quod est etiam mors contemnenda beatis
Et sapiens miserum non putat esse mori.
Jure dedit Natura mori: Natura voluntas
Firma Deum, Superi quid nisi recta volunt?
Eja animum compone aegrum, compesce querelas
Ne Herderi rumpas gaudia sancta Tui!

G. Capecce-Latro, Arcivescovo di Taranto.

Uebersetzung.

An die Durchlauchtigste Fürstin Amalia.

Hemme den Schmerz, verschließe dem Trost das kranke Gemüth nicht,
Daß du die heilige Ruh' Herders, des Deinen, nicht störst!

Herders W. z. Phil. u. Gesch. XVI. A a *Herd. Leben.*

Herder freuet sich nun, ein neuer Bewohner des Aethers,
Schmückt mit des reinen Gemüths würdigem Kranze die Stirn.
Daß durch irdische Klage die himmlische Ruhe gestört wird
Glauben wir: Friede bewohnt stets den Elysischen Hain.
Dort ist ewige Ruh, in überschwänglicher Wonne
Wird dem Redlichen dort sicherer Güter Genuß.
Hoher Genuß seiner selbst erfüllt die seeligen Stunden
Seinen Tritten entsprießt nimmer verwelkendes Grün.
Dort blüht ewiger Lenz, dort kühlen ewige Schatten,
Und der entkörperte Geist nährt sich mit göttlicher Lust.
Kennst du die Leiden nicht, die unser Leben umringen?
Nicht des Menschen Geschlechts unwiderrufliches Loos?
Ach! wir treiben umher im ewigen Wirbel der Dinge
Bald wie das strenge Geschick, bald wie der Zufall es will.
Auch der Glückliche soll die Schrecken des Grabes verachten,
War er weise und gut, dünkt ihm kein Uebel der Tod.
Tod ist gerechtes Gesetz der Natur und was die Natur will
Ist der Götter Gebot, was sie gebieten, ist gut.
Hemme den Schmerz, verschließe dem Trost das kranke Gemüth nicht,
Daß du die heilige Ruh' Herders, des Deinen, nicht stör'st!

An
Johann Gottfried Herder.

„Geist, den der Ewige, als er zu uns dich sandte
Mit leichtem Schleier angethan,
Wie früh brach'st du hervor, wie unaussprechlich
brannte
Dein heil'ges Feuer himmelan!" —

„Zu dicht war dir die Luft in diesen tiefen Fernen,
Zu neblicht dieses enge Thal;
Du flog'st der Sonne zu: nur unter Gottes Sternen
Genoßest du dein Lebensmahl."

„Unsterblicher! — wie frei, mit welchem kühnen
Zuge
Erhob'st du deine Brüder-Schaar
Von ihrer Erdenwieg'; es staunte deinem Fluge
Wer allzuschwach zum Folgen war."

„Doch traf dein Blick die Welt, so flohest du die
Küsten
Vom kalten Europäer-Land. —
Im stillen Asien, da war's wo sie dich grüßten
Vom Jordan bis zum Indus-Strand."

„Die hohen Seher-Reih'n, die Weisen und Pro-
pheten
Die durch die geistige Magie
Dir nah verwandt, schon früh die Zeiten Furch' besä'ten
Mit Bildern und Allegorie."

„Dort, wo in milder Nacht ein schöner Himmel glänzet
Von Gottes Finger hehr umsäumt.
Dort ward dir wohl — und von Siona selbst umkränzet
Hast du dir Seeligkeit geträumt."

„Ein göttlicher Accord ertönte deinem Ohre,
Wenn du zum Paradiese kamst,
Dir öffneten allein sich seine goldnen Thore,
Der du Jehovahs Tritt vernahmst."

„Wie war dir Herrlicher, im Aufschwung der Gefühle
Als du des Menschen Urbild sangst,
Den stolzen Erdenfürst, noch nicht vom Wollust=Spiele,
Von Schwäche, Furcht und Sünden=Angst"

„Erniedriget zum tiefgesunknen Wesen,
Mit Gott und Welt und sich entzweyt,
Ein traur'ger Tummelplatz des Guten und des Bösen
Ein leichter Federball der Zeit!"

„Vernimm, Verklärter! nun des Dankes stille Wonnen,
Daß du so hoch dich selbst geführt. —
Durch dich ist mir ein Stern in dunkler Nacht gewonnen
Der meinen stillen Pfad regiert!" —



